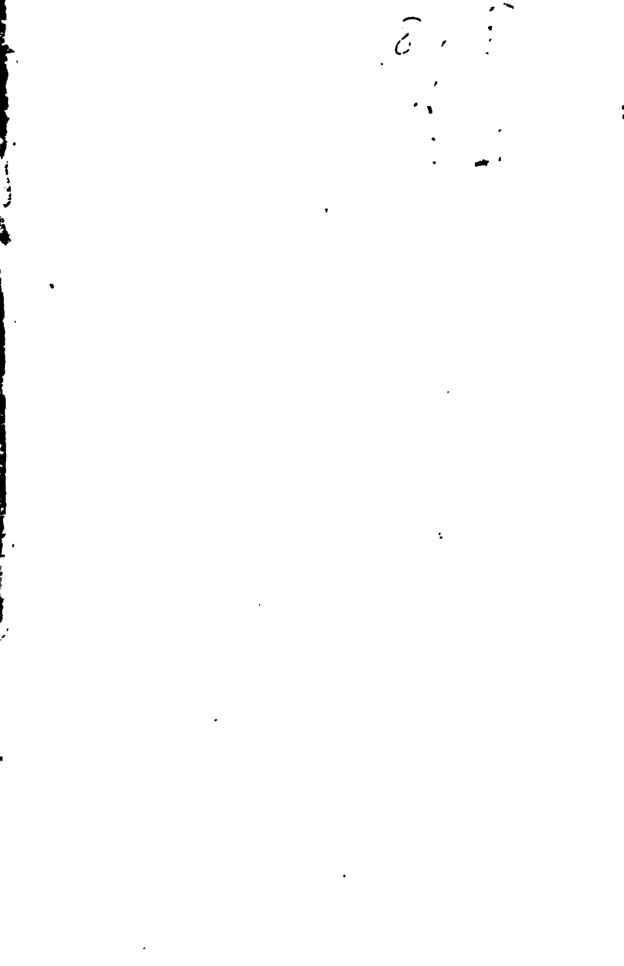
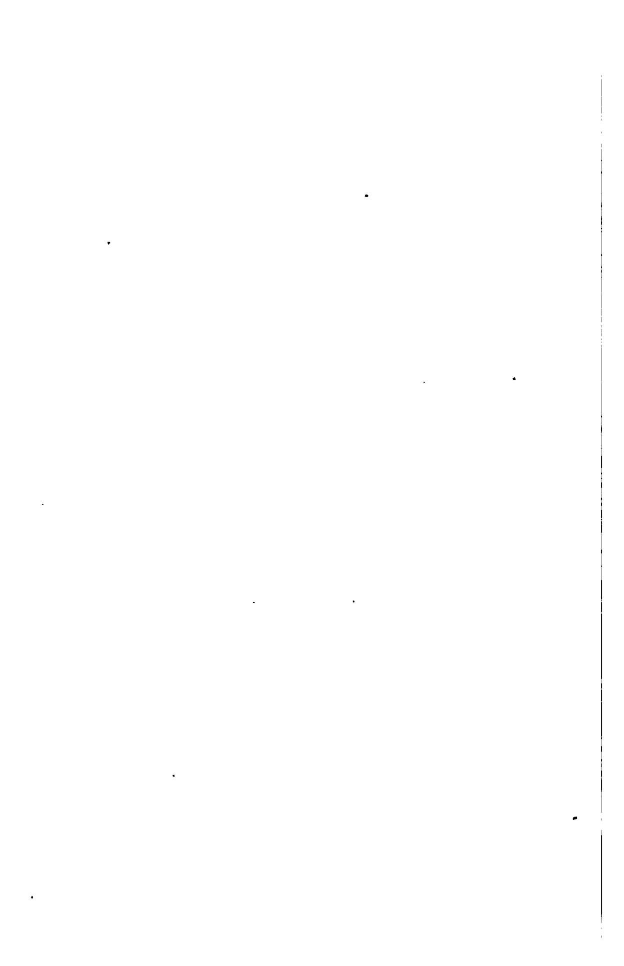
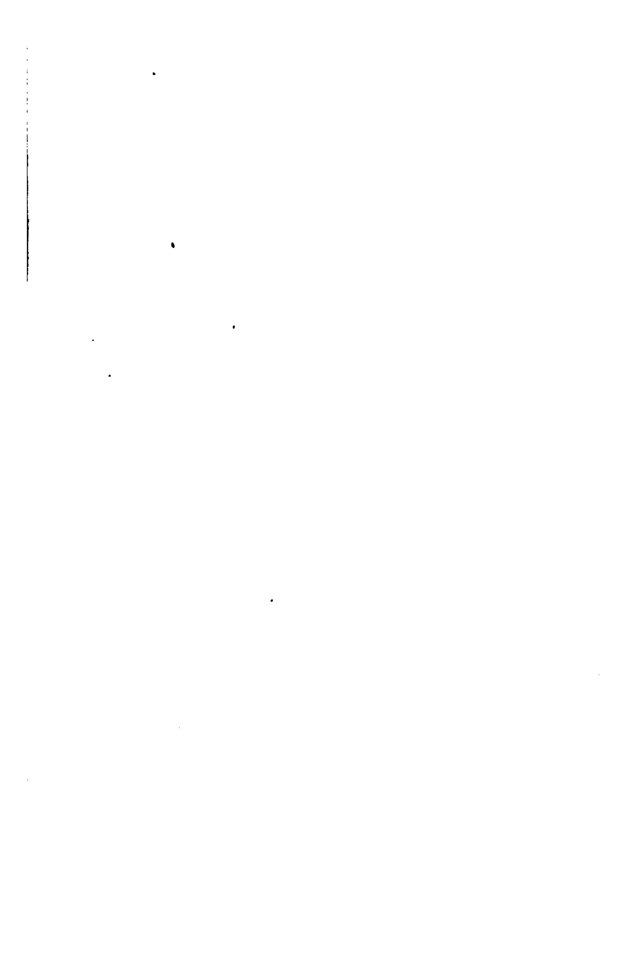










Denkwürdigkeiten

eines

Arztes.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

17—20. Bändchen.

Joseph Balsamo.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1847.

XC.

Die Vorzimmer des Herrn Herzogs von Richelieu.

Herr von Richelieu hatte, wie alle Höflinge, ein Hotel in Versailles, eines in Paris, ein Haus in Marly, eines in Luciennes; mit einem Wort, eine Wohnung bei jeder von den Wohnungen oder Stationen des Königs.

Seine Aufenthaltsorte vervielfältigend, hatte Ludwig jedem Mann von Rang, der durch die großen oder kleinen Entrées bevorzugt war, die Verpflichtung auferlegt, sehr reich zu sein, um nach gleichen Verhältnissen dem Gange seines Hauses und den Ausgeburten seiner Laune folgen zu können.

Herr von Richelieu bewohnte im Augenblick der Entlassung der Herren von Choiseul und von Praslin sein Hotel in Versailles; dahin hatte er sich am Tage vorher, nachdem er seinen Neffen Madame Dubarry vorgestellt, bringen lassen.

Man hatte Richelieu im Walde von Marly mit der Gräfin gesehen, man hatte ihn in Versailles gesehen, nachdem der Minister in Ungnade gefallen, man wußte von seiner geheimen und langen Audienz in Luciennes; dies war nebst den Indiscretionen von Jean Dubarry genug, daß der ganze Hof Herrn von Richelieu seine Huldiguna darzubringen sich verpflichtet glaubte.

Der alte Marschall sollte also seinerseits den Weihrauch der Lobeserhebungen, der Schmeicheleien und der Liebkosungen einathmen, welchen jeder Interessirte ohne Unterscheidung vor dem Götzen des Tags anzündete.

Herr von Richelieu erwartete indessen nicht Alles, was ihm begegnen sollte; doch er erhob sich am Morgen des Tages, zu dem wir nunmehr gelangt sind, mit dem festen Entschluß, seine Nasenlöcher gegen den Weihrauch zu verstopfen, wie einst Ulysses sein Ohr mit Wachs gegen den Gesang der Sirenen verstopfte.

Das Resultat sollte für ihn erst am andern Tag eintreten; es sollte wirklich am andern Tage erst die Ernennung des neuen Ministeriums vom König selbst bekannt gemacht und veröffentlicht werden.

Das Erstaunen des Marschalls war also groß, als er beim Erwachen, oder vielmehr durch ein gewaltiges Geräusch von Wagen erweckt von seinem Kammerdiener erfuhr, die Höfe des Hotel seien wie die Vorzimmer und Salons überfüllt.

„Oh! oh!" sagte er, „ich mache Lärmen, wie es scheint."

„Es ist sehr frühzeitig, Herr Marschall," sagte der Kammerdiener, als er sah, mit welcher Hast der Herzog seine Nachtmütze von sich warf.

„Fortan," sprach der Herzog, „fortan gibt es keine Stunde mehr für mich, erinnern Sie sich dessen."

„Ja, Monseigneur."

„Was hat man den Besuchen geantwortet?"

„Monseigneur sei noch nicht aufgestanden."

„Ganz einfach?"

„Ganz einfach."

„Das ist eine Albernheit; man hätte beifügen sollen, ich habe sehr lange gewacht, oder vielmehr, ich müsse ... Sagen Sie, wo ist Rafté?"

„Herr Rafté schläft," antwortete der Kammerdiener.

„Wie, er schläft! man wecke den Unglücklichen."

„Gut, gut!" sagte ein noch frischer Greis, welcher

lächelnd auf der Schwelle erschien, „hier ist Rafté, was will man von ihm?"

Die ganze Aufgeblasenheit des Herzogs fiel vor diesen Worten.

„Ah! ich sagte doch, Du schlafest nicht mehr."

„Und wenn ich geschlafen hätte, wäre das zum Erstaunen gewesen? Es ist kaum Tag."

„Aber mein lieber Rafté, Du siehst, daß ich nicht mehr schlafe."

„Das ist etwas Anderes, Sie sind Minister, Sie; wie sollten Sie schlafen?"

„Ah! ich glaube, Du willst mich zanken," sagte der Marschall, während er vor dem Spiegel Grimassen machte; „bist Du nicht zufrieden?"

„Ich! was habe ich davon? Sie werden sich sehr ermüden und krank sein. In Folge hievon werde ich sodann den Staat regieren, und das ist durchaus nicht belustigend, Monseigneur."

„Oh! wie alt bist Du geworden, Rafté."

„Ich bin gerade vier Jahre jünger als Sie, Monseigneur. Oh! ja, ich bin alt."

Der Marschall stampfte vor Ungeduld mit dem Fuß.

„Bist Du durch das Vorzimmer gekommen?" fragte er.

„Ja."

„Wer ist dort?"

„Jedermann."

„Was sagt man?"

„Sie erzählen sich gegenseitig, was sie von Ihnen verlangen wollen."

„Das ist ganz natürlich. Doch von meiner Ernennung, hast Du nicht hievon sprechen hören?"

„Oh! ich will Ihnen lieber nicht wiederholen, was man davon sagt."

„Den Teufel! schon die Kritik?"

„Und zwar unter denjenigen, welche Ihrer bedürfen!

Wie wird es erst bei denjenigen sein, deren Sie bedürfen, Monseigneur!"

„Ah! höre, Rafté," rief der Marschall, der sich den Anschein gab, als lachte er, „wenn Jemand behaupten wollte, Du schmeichelst mir . . ."

„Ei! Monseigneur," entgegnete Rafté, „warum haben Sie sich an den Karren angespannt, den man das Ministerium nennt? Sie sind es also müde, glücklich, zu sein und zu leben?"

„Mein Lieber, ich habe Alles gekostet, nur das nicht."

„Sie haben nie Arsenik gekostet, warum verschlingen Sie nicht aus Neugierde in Ihrer Chocolade?"

„Rafté, Du bist nur ein Träger; Du erräthst, daß Du als mein Secretaire viele Geschäfte haben wirst, und weichst zurück . . .; Du hast es übrigens selbst gesagt."

Der Marschall ließ sich sorgfältig ankleiden.

„Gib mir eine militärische Tournure," empfahl er dem Kammerdiener „und reiche mir meine militärischen Orden."

„Es scheint, wir sind beim Krieg?" fragte Rafté.

„Mein Gott, ja, es scheint, wir sind hiebei."

„Ah!" fuhr Rafté fort, „ich habe die Ernennung des Königs nicht gesehen, das ist nicht in Ordnung."

„Sie wird ohne Zweifel kommen."

„Ohne Zweifel ist heute das officielle Wort.

„Wie unangenehm bist Du alternd geworden, Rafté. Du bist Formalist und Purist; wenn ich das gewußt hätte, so hätte ich Dich nicht meine Eintrittsrede bei der Academie machen lassen, dadurch bist Du Pedant geworden."

„Hören Sie doch, Monseigneur, da wir die Regierung bilden, so müssen wir regelmäßig zu Werke gehen... Es ist seltsam."

„Was ist seltsam?"

„Der Herr Graf de la Vaudraye, der auf der Straße mit mir gesprochen hat, sagte mir, es sei noch nichts für das Ministerium geschehen."

Lächelnd erwiederte Richelieu:

„Herr de la Vaudraye hat Recht . . . Doch Du bist also schon ausgegangen?"

„Bei Gott! ich mußte wohl; der wüthende Lärmen von Carrossen weckte mich auf, ich ließ mich ankleiden, nahm auch meine militärischen Orden und machte einen Gang durch die Stadt."

„Ah! Herr Rafté belustigt sich auf meine Kosten?"

„Oh! Monseigneur, Gott bewahre mich; ich sage dies nur . . ."

„Warum?"

„Weil ich auf meinem Spaziergang noch Jemand begegnete."

„Wem?"

„Dem Secretaire des Abbé Terray."

„Nun?"

„Er sagte mir, sein Herr habe das Portefeuille des Kriegs."

„Oh! oh!" versetzte Richelieu mit seinem ewigen Lächeln.

„Was schließt Monseigneur daraus?"

„Daß, wenn Herr Terray das Portefeuille des Kriegs hat, ich es nicht bekomme; daß, wenn er es nicht hat, ich es vielleicht bekomme."

Rafté hatte für sein Gewissen genug gethan; es war dies ein kühner, unermüdlicher, ehrgeiziger Mann, ebenso geistreich als sein Herr, und viel mehr bewaffnet als er. Als Rafté seinen Herrn so sicher sah, glaubte er, er habe nichts mehr zu befürchten.

„Auf, Monseigneur," sagte er, „beeilen Sie sich, lassen Sie nicht zu lange warten, das wäre ein schlimmes Vorzeichen."

„Ich bin bereit; doch ich frage noch einmal, wer ist da?"

„Hier ist die Liste."

Und er reichte eine lange Liste seinem Herrn, der zu seiner großen Zufriedenheit die ersten Namen des Ar der Geistlichkeit und der Finanzen las.

„Wenn ich populär würde, wie, Rafté?"

„Wir leben in der Zeit der Wunder," erwiederte dieser.

„Ah! Tavernéy!" rief der Marschall, der fortwährend las . . . „was will er hier?"

„Ich weiß es nicht, Herr Marschall; doch beeilen Sie sich, treten Sie ein."

Und der Secretaire zwang beinahe seinen Herrn in den großen Salon zu gehen.

Richelieu mußte zufrieden sein. Der Empfang, der ihm zu Theil wurde, wäre nicht unter dem Ehrgeiz und der Eitelkeit eines Prinzen von Geblüt gewesen.

Doch die ganze, so zarte, so geschickte, so schlaue Artigkeit jener Zeit und jener Gesellschaft wurde schlecht vom Zufall bedient, der Richelieu eine herbe Mystification vorbehielt.

Aus Schicklichkeit und aus Achtung vor der Etiquette enthielt sich diese ganze Menge, vor Richelieu das Wort Ministerium auszusprechen; einige kühnere Männer gingen bis zu dem Wort Compliment; diese wußten, daß man leicht über das Wort hinschlüpfen mußte, und daß Richelieu kaum darauf antwortete.

Für Jedermann war dieser Besuch bei Sonnenaufgang eine einfache Demonstration, wie man zum Beispiel zum Neujahr Glück wünscht.

In jener Zeit war es nicht selten, daß die unfaßbaren Nuancen durch Massen und einstimmig begriffen wurden.

Einige Höflinge wagten es, während des Gesprächs einen Wunsch, eine Hoffnung auszudrücken.

Der Eine sagte, er hätte sein Gouvernement näher bei Paris gewünscht.

Hierüber plauderte er mit einem Mann, dessen Ansehen beinahe so groß war, als das des Herrn von Richelieu.

Ein Anderer behauptete, er sei dreimal von Herrn von Choiseul bei Beförderungen zum Ordensritter über-

gangen worden; er rechnete auf das gefällige Gedächtniß von Herrn von Richelieu, um das des Königs aufzufrischen, nun, da sich kein Hinderniß mehr dem guten Willen Seiner Majestät entgegenstellte.

Kurz, hundert mehr oder minder gierige Forderungen, alle aber mit außerordentlicher Kunst umhüllt, wurden zu den entzückten Ohren des Marschalls gebracht.

Allmälig entfernte sich die Menge; man wollte, wie man sagte, den Herrn Marschall seinen wichtigen Geschäften überlassen.

Ein einziger Mann blieb im Salon.

Er hatte sich nicht mit den Andern genähert, er hatte nichts verlangt, er hatte sich nicht einmal selbst vorgestellt.

Als die Reihen gelichtet waren, ging dieser Mann, ein Lächeln auf den Lippen, auf den Herzog zu.

„Ah; ah! Herr von Taverney,“ sagte der Marschall; „entzückt! entzückt!“

„Ich wartete, Herzog, um Dir mein Compliment zu machen, und zwar ein wirkliches Compliment, ein aufrichtiges Compliment.“

„Ah! wahrhaftig; und worüber denn?“ erwiederte gleichsam geheimnißvoll Richelieu, den die Zurückhaltung seiner Besuche selbst in die Nothwendigktit, discret zu sein, versetzt hatte.

„Mein Compliment zu Deiner neuen Würde, Herzog.“

„St! st!“ machte der Marschall, „wir wollen nicht hierüber sprechen . . . es ist noch nichts geschehen, es ist nur eine Sage.“

„Aber, mein lieber Marschall, es sind viele Leute meiner Ansicht, denn Deine Salons waren voll.“

„Ich weiß nicht warum.“

„Oh! ich weiß es wohl.“

„Wer denn, was denn?“

„Ein einziges Wort von mir . . .“

„Welches?“

„Gestern hatte ich in Trianon die Ehre, Seiner Majestät meinen Hof zu machen. Der König sprach mit

mir von meinen Kindern und sagte am Ende zu mir: „„Ich glaube, Sie kennen Herrn von Richelieu; machen Sie ihm Ihre Complimente.““

„Ah! Seine Majestät hat Ihnen das gesagt,“ erwiederte Richelieu mit funkelndem Stolz, als ob diese Worte das officielle Patent gewesen wären, dessen Uebersendung Rafté verdächtigte, oder dessen Verzögerung er beklagte.

„Somit vermuthete ich die Wahrheit,“ fuhr Taverney fort; „das war nicht schwierig, wenn man den Eifer von ganz Versailles sah, und ich lief herbei, um Dir, gehorsam dem König, meine Complimente zu machen und, meinem Privatgefühle gehorchend, unsere alte Freundschaft zu empfehlen.“

Der Herzog war bis zum Rausche gelangt: das ist ein Naturfehler, vor dem sich die besten Geister nicht immer hüten können. Er sah in Taverney nur einen von jenen Bittstellern letzten Ranges, arme, auf dem Wege der Gunst verspätete Leute, die man durchaus nicht zu beschützen braucht, die durch ihr Wissen völlig unnütz sind, und denen man es zum Vorwurf macht, daß sie nach zwanzig Jahren aus ihrer Finsterniß auferstehen, um sich an der Glückssonne eines Andern zu wärmen.

„Ich sehe, was dies ist,“ sprach der Marschall ziemlich hart, „man will etwas von mir verlangen.“

„Du hast es gesagt.“

„Ah!“ machte Richelieu, der sich setzte oder viermehr in seinen Sopha versenkte.

„Ich sagte Dir, ich habe zwei Kinder,“ fuhr Taverney geschmeidig und listig fort, denn er bemerkte die Erkaltung seines Freundes und näherte sich ihm nur um so eifriger. „Ich habe eine Tochter, die ich ungemein liebe, denn sie ist ein Muster der Tugend und der Schönheit. Diese ist bei der Frau Dauphine untergebracht, welche sie in besondere Werthschätzung genommen hat. Von ihr, von meiner schönen Andrée, spreche ich nicht, Herzog, ihr Weg ist gemacht, ihr Glück ist in gutem Zug; hast Du

meine Tochter gesehen? Habe ich sie Dir nicht irgendwo vorgestellt? Hast Du nicht von ihr sprechen hören?"

„Bah! ich weiß nicht," machte Richelieu mit gleichgültigem Tone; „vielleicht."

„Gleichviel," fuhr Taverney fort, „meine Tochter ist also untergebracht. Ich, siehst Du, brauche nichts, denn der König hat mir eine Pension gegeben, von der ich leben kann. Doch ich gestehe, ich hätte gern irgend eine Rente gehabt, um Maison-Rouge wieder aufzubauen, wohin ich mich am Ende zurückziehen will; mit Deinem Ansehen, mit dem meiner Tochter . . ."

„Ei!" machte ganz leise Richelieu, der verloren, wie er war, in die Betrachtung seiner eigenen Größe nicht bis dahin gehört hatte und durch die Worte: „das Ansehen meiner Tochter," plötzlich erweckt wurde; . . . „ei! ei! Deine Tochter . . . das ist eine junge Schönheit, welche die gute Gräfin in Schatten stellt; es ist ein kleiner Scorpion, der sich unter den Flügeln der Dauphine erwärmt, um irgend Jemand in Luciennes zu beißen. Ah! ah! wir wollen nicht schlimm Freund sein, und was die Dankbarkeit betrifft, so wird die liebe Gräfin, die mich zum Minister gemacht hat, sehen, ob ich sie im Falle der Noth verletze."

Dann sprach er mit hochmüthigem Tone zum Baron von Taverney:

„Fahren Sie fort."

„Meiner Treue, ich komme zum Ziele," sagte dieser, entschlossen, in seinem Innern über den geckenhaften Marschall zu lachen, wenn er nur von ihm das erhalten würde, was er haben wollte; „ich denke also nur noch an meinen Sohn Philipp, der einen sehr schönen Namen führt, dem es aber stets an Gelegenheit fehlen wird, diesen Namen glänzen zu machen, wenn ihm Niemand hilft. Philipp ist ein braver und bedachtsamer Junge, vielleicht ein wenig zu bedachtsam, doch das ist eine Folge seiner beengten Lage: das Pferd, das man zu kurz hält, bückt den Kopf, wie Du weißt."

„Was geht das mich an," dachte der Marschall mit den unzweideutigsten Zeichen des Aergers und der Ungeduld.

„Ich müßte," fuhr Taverney unbarmherzig fort, „ich müßte einen hochgestellten Mann, wie Du bist, haben, damit Philipp eine Compagnie bekäme ... Die Frau Dauphine hat ihn bei ihrem Einzug in Straßburg zum Kapitän ernennen lassen; ja, aber es fehlen ihm nur hundert tausend Livres, um eine schöne Compagnie in irgend einem bevorzugten Cavalerieregiment zu bekommen. Mache, daß ich dies erhalte, mein alter Freund."

„Ihr Sohn," sagte Richelieu, „ist der junge Mann, der der Frau Dauphine einen Dienst geleistet hat, nicht wahr?"

„Einen großen!" rief Taverney; „er hat auf der letzten Station die Pferde Ihrer königlichen Hoheit zurückgehalten, welche der Dubarry mit Gewalt nehmen wollte."

„O weh!" sagte Richelieu in seinem Innern, „das ist es gerade; das Verhaßteste, was es unter den Feinden der Gräfin gibt ... Er kommt schön an, dieser Taverney! er nimmt als Gnadentitel die Titel förmlichen Ausschlusses."

„Sie antworten mir nicht, Herzog," sprach Taverney ein wenig erbittert durch das hartnäckige Stillschweigen des Marschalls.

„Dies Alles ist unmöglich, mein lieber Herr Taverney," erwiederte der Marschall, der nun aufstand, um damit zu bezeichnen, die Audienz sei beendigt.

„Unmöglich? eine solche Erbärmlichkeit unmöglich? Das sagt mir ein alter Freund!"

„Warum nicht? ... Ist es ein Grund, weil man Freund ist, wie Sie sagen, daß man den Einen zu einer Ungerechtigkeit, den Andern zu einem Mißbrauch des Wortes Freundschaft zu veranlassen sucht? Sie haben mich zwanzig Jahre nicht besucht, ich war nichts; nun bin ich Minister, und Sie kommen."

„Herr von Richelieu, Sie sind es, der in diesem Augenblick eine Ungerechtigkeit begeht."

„Nein, mein Lieber, nein; ich will nicht, daß Sie sich in den Vorzimmern umherschleppen; ich bin ein wahrer Freund, folglich ...“

„Sie haben einen Grund, um mich abzuweisen?“

„Ich!“ rief Richelieu, sehr unruhig über den Verdacht, den Taverney haben konnte; „ich! einen Grund ...“

„Ja, ich habe Feinde.“

Der Herzog konnte antworten, was er dachte, damit offenbarte er aber dem Baron, daß er Madame Dubarry aus Dankbarkeit schonte, damit gestand er, daß er Minister durch den Weg einer Favoritin war, und dies hätte der Marschall nicht um ein Kaiserreich zugestanden; er antwortete daher eiligst dem Baron:

„Sie haben keinen Feind, mein lieber Freund; doch ich, ich habe; sogleich und ohne Prüfung der Ansprüche solche Gunstbezeugungen bewilligen, hieße mich der Gefahr aussetzen, daß man sagte, ich fahre fort wie Choiseul. Mein Lieber, ich will Spuren meiner Thätigkeit in den öffentlichen Angelegenheiten zurücklassen. Seit zwanzig Jahren brüte ich über Fortschritten; sie werden zu Tage ausgehen; das Günstlingswesen richtet Frankreich zu Grunde, ich will mich mit dem Verdienst beschäftigen. Die Schriften unserer Philosophen sind Fackeln, deren Licht meine Augen nicht vergebens erblickt haben sollen; alle Finsterniß der vergangenen Tage ist verschwunden, und es war die höchste Zeit für das Wohl des Staates ... Ich werde auch die Ansprüche Ihres Sohnes prüfen, nicht mehr und nicht minder als die des ersten, des besten Bürgers; ich werde dieses Opfer meinen Ueberzeugungen bringen, ein schmerzliches Opfer allerdings, jedoch vielleicht nur eines Menschen zum Nutzen von dreimal hundert tausend anderen .... Scheint mir Ihr Sohn, Herr Philipp von Taverney, meine Gunst zu verdienen, so soll er sie haben, nicht weil sein Vater mein Freund ist, nicht weil er sich nach dessen Namen nennt, sondern weil es ein Mann von

Verdienst sein wird: das ist mein Plan, nach dem ich verfahren werde."

„Nämlich Ihr Cursus der Philosophie," erwiederte der alte Baron, der sich vor Wuth die Spitze der Finger zernagte und auf seinem Groll das ganze Gewicht einer Unterredung lasten ließ, die ihn so viel Unterwürfigkeit, so viel kleine Feigheiten gekostet hatte.

„Philosophie, es mag sein, mein Herr, das ist ein schönes Wort."

„Das von vielen Dingen freispricht, nicht wahr, Herr Marschall?"

„Sie sind ein schlechter Höfling," erwiederte Richelieu mit kaltem Lächeln.

„Die Leute von meinem Stand sind nur Höflinge des Königs!"

„Ei! was Ihren Stand betrifft, Herr Rafté, mein Secretaire, hat tausend solche täglich in meinen Vorzimmern," sprach Richelieu, „und sie kommen, ich weiß nicht aus welchem Loch der Provinz, wo man unhöflich gegen vorgebliche Freunde zu sein lernt, während man über den Einklang predigt."

„Oh! ich weiß wohl, daß ein Maison-Rouge, dessen Adel in die Kreuzzüge zurückgeht, sich nicht so gut auf den Einklang versteht, als Vignerot der Spielmann."

Der Marschall hätte mehr Geist als Taverney.

Er konnte ihn zum Fenster hinauswerfen lassen, aber er begnügte sich, die Achseln zu zucken und zu erwiedern:

„Sie sind noch zu weit zurück, mein Herr aus den Kreuzzügen; Sie sind erst bei der verleumderischen Denkschrift der Parlamente im Jahr 1720, und Sie haben die nicht gelesen, welche die Herzoge und Pairs darauf machten. Gehen Sie in meine Bibliothek, mein lieber Herr, Rafté wird sie Ihnen zu lesen geben."

Und als er so seinen Gegner mit dieser feinen Erwiederung abwies, öffnete sich die Thüre und ein Mann trat geräuschvoll ein und rief:

„Wo ist er, der liebe Herzog?"

Dieser Mann mit geröthetem Gesicht, mit Augen erweitert durch die Zufriedenheit, mit Armen gerundet durch das Wohlbehagen, war nicht mehr und nicht weniger als Jean Dubarry.

Beim Anblick des Eintretenden wich Taverney vor Erstaunen und Aerger zurück.

Jean sah diese Geberde, er erkannte diesen Kopf und wandte den Rücken.

„Ich glaube zu verstehen und entferne mich," sprach ruhig der Baron, „ich lasse den Herrn Minister in vollkommener Gesellschaft."

Und er ging mit edlem Anstand hinaus.

XCI.

Entzauberung.

Wüthend über diesen Abgang voll Herausforderung, machte Jean zwei Schritte hinter dem Baron, zuckte aber dann die Achseln und kehrte zum Marschall zurück.

„Sie empfangen das in Ihrem Hause?" sagte er.

„Ei! mein Herr, Sie täuschen sich, ich jage das im Gegentheil fort."

„Sie wissen, wer dieser Herr ist?"

„Leider! ja."

„Aber wissen Sie es auch genau?"

„Es ist ein Taverney."

„Es ist ein Herr, der seine Tochter in das Bett des Königs bringen will."

„Gehen Sie doch!"

„Ein Herr, der uns ausstechen will und alle Wege zu diesem Ende einschlägt ... Ja, doch Jean ist da, und Jean sieht klar."

„Sie glauben, er wolle ...“

„Nicht wahr, das ist sehr schwer zu sehen? ... Partei des Dauphin, mein Lieber ... und man hat seinen kleinen Todtschläger.“

„Bah!“

„Man hat einen jungen Menschen, der ganz dazu dressirt ist, den Leuten in die Waden zu beißen, einen Raufer, der Jean, dem armen Jean, Degenstiche in die Schulter gibt ...“

„Ihnen? ... Es ist also ein persönlicher Feind von Ihnen, mein lieber Graf?“ fragte Richelieu, der den Erstaunten spielte.

„Ja wohl, es ist mein Gegner bei der Angelegenheit des Relai, Sie wissen? ...“

„Ah! Sie sehen, welche Sympathie! ich wußte das nicht und ließ ihn mit allen seinen Bitten abfahren; nur würde ich ihn, hätte ich es gewußt, nicht abgewiesen, sondern fortgejagt haben ... Seien Sie unbesorgt, Graf, nun ist dieser würdige Raufer unter meiner Faust, und er soll das spüren.“

„Ja, Sie können machen, daß er den Geschmack an Angriffen auf der Landstraße verliert ... Doch ich habe Ihnen noch nicht meinen Glückwunsch ausgesprochen.“

„Ja wohl, Graf; es scheint, die Sache ist definitiv entschieden.“

„Oh! ganz und gar ... Erlauben Sie, daß ich Sie umarme?“

„Von ganzem Herzen.“

„Meiner Treue, man hat einen bösen Standpunkt gehabt; doch das Böse ist nichts, wenn man durchbringt. Sie sind zufrieden, nicht wahr?“

„Soll ich offenherzig mit Ihnen sprechen? ... ja, ich glaube, ich werde nützlich sein können...“

„Zweifeln Sie nicht daran; doch es ist ein starker Schlag, und man wird brüllen.“

„Bin ich im Publicum nicht beliebt?“

„Sie?... Man ist weder für Sie noch gegen Sie; er ist verhaßt."

„Er?..." versetzte Richelieu erstaunt; „wer, er?"

„Ganz gewiß," erwiederte Jean. „Oh! die Parlamente werden sich empören, das ist eine Wiederholung der Peitsche von Ludwig XIV.; sie sind gepeitscht, Herzog, sie sind es!"

„Erklären Sie mir..."

„Das erklärt sich durch den Haß der Parlamente gegen den Urheber ihrer Verfolgung."

„Ah! Sie glauben, daß..."

„Ich bin dessen gewiß, wie ganz Frankreich. Gleichviel, Herzog, Sie haben sehr wohl daran gethan, ihn kommen zu lassen, so lange die Luft noch ganz warm war."

„Wen denn?... aber wen denn, Graf? Ich stehe auf Dornen und begreife nicht ein Wort von dem, was Sie mir da sagen."

„Ich spreche von Herrn von Aiguillon, von Ihrem Neffen."

„Nun, hernach?"

„Ich sage, daß Sie sehr wohl daran gethan haben, ihn kommen zu lassen."

„Ah! sehr wohl, sehr wohl... er werde mir helfen, wollen Sie sagen."

„Er wird uns Allen helfen... Sie wissen, daß er auf's Beste mit Jeannette steht?"

„Wahrhaftig?"

„Auf's Beste. Sie haben schon mit einander gesprochen und verstehen sich vortrefflich, darauf wette ich."

„Sie wissen das?"

„Das ist leicht. Jeannette ist die trägste Schläferin der Welt."

„Ah!"

„Und sie verläßt das Bett nie vor neun Uhr, zehn Uhr oder eilf Uhr."

„Ja; und dann?"

„Nun, diesen Morgen in Luciennes war es höchstens

sechs Uhr, als ich den Wagen von Herrn von Aiguillon wegfahren sah."

„Um sechs Uhr!" rief Richelieu lächelnd.

„Ja."

„Am Morgen, diesen Morgen?"

„Am Morgen, diesen Morgen. Sie können sich denken, um so frühzeitig aufzustehen und zu einer solchen Stunde Audienz zu geben, muß Jeanne in Ihren theuren Neffen vernarrt sein."

„Ja, ja," sagte Richelieu, sich die Hände reibend; „um sechs Uhr. Bravo! Aiguillon!"

„Die Audienz muß um fünf Uhr angefangen haben... In der Nacht! das ist wunderbar!..."

„Das ist wunderbar!..." wiederholte der Marschall. „In der That wunderbar, mein lieber Jean!"

„Und Ihr drei seid nun wie Orastes, Pilades und noch ein anderer Pilades."

In diesem Augenblick, und indeß sich der Marschall auf das Freudigste die Hände rieb, trat Aiguillon in den Salon.

Der Neffe verbeugte sich vor dem Oheim mit einer Miene des Bedauerns, welche für Richelieu genügte, wenn nicht um die Wahrheit zu begreifen, doch wenigstens um den größeren Theil derselben zu errathen.

Er erbleichte, als ob er eine tödtliche Wunde erhalten hätte: sogleich kam ihm der Gedanke, daß es bei Hof weder Freunde noch Verwandte gebe, und daß Jeder seinen Vortheil an sich reiße.

„Ich war ein großer Dummkopf," sagte er zu sich selbst. „Nun, Herr von Aiguillon?" fragte er, einen schweren Seufzer unterdrückend.

„Nun, Herr Marschall?"

„Das ist ein starker Schlag für die Parlamente," sprach Richelieu, die Worte von Jean wiederholend.

Aiguillon erröthete.

„Sie wissen?" sagte er.

„Der Herr Graf hat mir Alles mitgetheilt, selbst

Ihren Besuch in Luciennes, an diesem Morgen vor Tagesanbruch; Ihre Ernennung ist ein Triumph für meine Familie."

„Glauben Sie mir, Herr Marschall, zu meinem ganzen Bedauern."

„Was Teufels sagt er da?" murmelte Jean, die Arme kreuzend.

„Wir verstehen uns," unterbrach ihn Richelieu, „wir verstehen uns."

„Das ist etwas Anderes; aber ich, ich verstehe ... Ihr Bedauern nicht; ah! doch, ja, weil er nicht sogleich als Minister anerkannt werden wird. Ja, ja .... sehr gut."

„Ah! es wird ein Interim stattfinden," sagte der Marschall, der die Hoffnung, diesen ewigen Gast des Ehrgeizigen und des Liebenden, in sein Herz zurückkehren fühlte.

„Ein Interim, ja, Herr Marschall."

„Aber mittlerweile," rief Jean, „ist er so ziemlich gut bezahlt: das schönste Commando von Versailles."

„Ah!" sagte Richelieu, von einer neuen Wunde durchdrungen, „ein Commando?"

„Herr Dubarry übertreibt vielleicht," sprach der Herzog von Aiguillon.

„Aber was für ein Commando ist es denn?"

„Die Chevauxlegers des Königs."

Richelieu fühlte, wie abermals Blässe sein runzeliges Gesicht überströmte.

„Oh! ja," sagte er mit einem Lächeln, dessen Ausdruck nichts zu schildern vermöchte, „ja, das ist sehr wenig für einen so reizenden Mann; doch was wollen Sie, Herzog, das schönste Mädchen der Welt kann nur geben, was es hat, und wäre es die Geliebte des Königs."

Jean schaute die schönen Murillo des Marschalls an.

Richelieu schlug seinen Neffen auf die Schulter und fuhr fort:

„Zum Glück haben Sie das Versprechen eines nahe

bevorstehenden Avancement... Meine Glückwünsche, Herzog, meine aufrichtigen Glückwünsche... Ihre Gewandtheit, Ihre Geschicklichkeit in Unterhandlungen kommen Ihrem Glück gleich... Gott befohlen, ich habe Geschäfte, vergessen Sie mich nicht, so lange Sie in Gunst stehen, mein lieber Minister."

Aiguillon antwortete nur:

„Sie, das bin ich, Herr Marschall, ich, das sind Sie."

Und er verbeugte sich vor seinem Oheim und ging hinaus, die ihm natürliche Würde behauptend, indem er sich so aus einer der schwierigsten Lagen seines mit so vielen Schwierigkeiten besäten Lebens herauszog.

„Was gut an ihm ist," sagte Richelieu hastig, als er weggegangen war, zu Jean, der nicht wußte, was er von dem Austausch von Höflichkeiten zwischen Oheim und Neffen halten sollte, „was bewunderungswürdig an Aiguillon ist, das ist seine Naivetät. Er ist ein Mann von Geist und unschuldig, er kennt den Hof und ist ehrlich wie ein junges Mädchen."

„Und dann liebt er Sie!"

„Wie ein Lamm."

„Ei! mein Gott!" rief Jean, „das ist eher Ihr Sohn, als Herr von Fonsac."

„Meiner Treue, ja, Graf..."

Während Richelieu dies antwortete, ging er ganz aufgeregt um seinen Lehnstuhl; er suchte und fand nicht."

„Marschall," sprach Jean voll Schlauheit, „wir Vier werden mit einander das berühmte Bündel des Alterthums bilden; Sie wissen das, welches man nicht zerreißen konnte."

„Wir Vier? Wie soll ich das verstehen, mein lieber Herr Jean?"

„Jeanne die Macht, Aiguillon das Ansehen, Sie den Rath und ich die Wachsamkeit."

„Sehr gut! sehr gut!"

„Dann komme man und greife Jeanne an! Ich fordere Alles und Alle heraus."

„Bei Gott!“ rief Richelieu, dessen Gehirn kochte.

„Man stelle nun Nebenbuhler entgegen!“ rief Jean, trunken von seinen Plänen und seinen siegreichen Ideen.

„Oh!“ sprach Richelieu, indem er sich vor den Kopf schlug.

„Was denn! was ergreift Sie denn, lieber Marschall?“

„Nichts, ich finde Ihren Bündnißgedanken vortrefflich.“

„Nicht wahr?“

„Und ich trete mit Händen und Füßen in Ihre Meinung ein.“

„Bravo!“

„Wohnt Taverney mit seiner Tochter in Trianon?“

„Nein, er wohnt in Paris.“

„Ist sie schön, diese Tochter, lieber Graf?“

„Wäre sie schön wie Kleopatra, oder wie... Jeanne, ich fürchte sie nicht mehr, sobald wir verbunden sind.“

„Sie sagen, Taverney wohne in Paris, in der Rue Saint-Honoré, glaube ich?“

„Ich habe nicht gesagt in der Rue Saint-Honoré: er wohnt in der Rue Coq-Héron. Haben Sie zufällig eine Idee, um die Taverney zu züchtigen?“

„Ich glaube, ja, Graf, ich glaube, ich habe eine Idee.

„Sie sind ein unvergleichlicher Mann; ich verlasse Sie und verschwinde, um ein wenig zu erfahren, was man in der Stadt spricht.“

„Adieu also, Graf . . . Ah! Sie haben mir das neue Ministerium nicht genannt.“

„Oh! Zugvögel: Terray, Bertin, ich weiß nicht mehr wer . . . Das Interim, bis Herr von Aiguillon, der vertagte Minister, auftritt.“

„Der es auch vielleicht unbestimmte Zeit ist,“ dachte Richelieu, während er Jean sein anmuthigstes Lächeln als Abschiedsschmeichelei zusandte.

Jean ging weg. Rafté trat wieder ein. Er hatte

Alles gehört und wußte, wie die Dinge standen: sein ganzer Verdacht hatte sich verwirklicht. Er sagte nicht ein Wort zu seinem Herrn, denn er kannte ihn zu gut.

Er rief nicht einmal den Kammerdiener, sondern kleidete ihn selbst aus und führte ihn zu seinem Bett, in das sich der alte Marschall alsbald versenkte, nachdem er eine Pille genommen hatte, die ihn sein Secretaire verschlucken ließ.

Rafté schloß die Vorhänge und ging hinaus. Das Vorzimmer war voll von eifrigen, horchenden Bedienten. Rafté nahm den ersten Kammerdiener beim Arm und sagte zu ihm:

„Pflege wohl den Herrn Marschall, er leidet. Er hat diesen Morgen einen heftigen Aerger gehabt; er mußte dem König ungehorsam sein."

„Dem König ungehorsam sein?" rief der Kammerniener erschrocken.

„Ja, Seine Majestät schickte Monseigneur ein Portefeuille; der Marschall wußte, daß dies durch die Vermittlung der Dubarry geschah, und er schlug es aus! Oh! das ist herrlich, und die Pariser sind ihm einen Triumphbogen schuldig; der Schlag war hart und unser Herr ist krank; pflege ihn wohl!"

Nach diesen paar Worten, von denen er wußte, wie gewichtig sie waren, wenn sie in Umlauf kamen, kehrte Rafté in sein Cabinet zurück.

Eine Viertelstunde nachher kannte ganz Versailles das edle Benehmen und die hochherzige Vaterlandsliebe des Marschalls, der einen tiefen Schlaf auf der Volksthümlichkeit schlief, die ihm sein Secretaire erbaut hatte.

XCII.

Das kleine Convert des Herrn Dauphin.

An demselben Tag verließ Fräulein von Taverney um drei Uhr ihr Zimmer, um sich zu der Frau Dauphine zu begeben, welche sich vor der Mittagstafel vorlesen zu lassen pflegte.

Der Abbé, der erste Vorleser J. K. H. übte diese Function nicht mehr. Er hielt sich an die höhere Politik, seit gewissen diplomatischen Intriguen, bei denen er ein schönes Talent für dergleichen Angelegenheiten entwickelt hatte.

Fräulein von Taverney verließ ihr Zimmer ziemlich geputzt, um sich an ihren Posten zu begeben. Sie mußte, wie alle Gäste von Trianon, mit den Schwierigkeiten einer etwas ungestümen Einquartierung kämpfen. Sie hatte nichts organisirt, weder ihre Bedienung, noch die Ausstattung ihres kleinen Mobiliars, und sie wurde vorläufig von einer Kammerfrau von Frau von Noailles angekleidet, von dieser wunderlichen Dame, welche die Dauphine Madame l'etiquette nannte.

Andrée trug ein Kleid von blauer Seide mit langer, spitzig zulaufender Taille, wie der Leib einer Spinne; dieses Kleid öffnete und theilte sich vorn, um ein Unterkleid von Mousseline mit drei Reihen gestickter Einsätze sehen zu lassen; kurze, ebenfalls gestickte Aermel von festonnirter und von den Schultern übereinandergesetzter Mousseline begleiteten das gestickte Halstuch, das schamhaft den Busen des Mädchens verbarg. Fräulein Andrée hatte einfach ihre schönen Haare mit einem blauen, ihrem Kleide ähnlichen Band aufgeschlagen; diese Haare, welche von ihren Wangen auf ihren Hals und auf ihre Schultern in langen, dicken Locken herabfielen, erhöhten viel mehr als die Federn, die Zitternadeln und die Spitzen, die man damals trug, die stolze und zugleich bescheidene Miene des schönen Mädchens mit der matten, reinen Gesichtshaut, welche die Schminke nie befleckt hatte.

Während sie ging, steckte Andrée in ihre Fäustlin-

die zartesten und gerundetsten Finger, die man sehen konnte, während sie in den Sand des Gartens die Spitze des hohen Absatzes ihrer Pantoffeln von zartblauem Atlaß eindrückte.

Sie erfuhr, als sie in den Pavillon von Trianon kam, die Frau Dauphine mache einen Spaziergang mit ihrem Baumeister und ihrem Obergärtner. Man hörte jedoch im oberen Stock das Rad der Drehbank schwirren, auf der der Herr Dauphin ein Sicherheitsschloß für eine Lade machen ließ, die er besonders liebte.

Um zu der Dauphine zu gelangen, ging Andrée durch den Blumengarten, wo, trotz der vorgerückten Jahreszeit, bei Nacht sorgfältig bedeckte Blumen ihr bleiches Haupt emporstreckten, um die flüchtigen Strahlen einer Sonne einzusaugen, welche noch bleicher war als sie. Und da schon der Abend anbrach, denn in dieser Jahreszeit kommt die Nacht um sechs Uhr, so waren Gärtner damit beschäftigt, daß sie gläserne Glocken auf die empfindlichsten Pflanzen jeder Rabatte setzten.

An der Biegung einer Allee von grünen Bäumen, welche, zu Hecken geschnitten und von bengalischen Rosenstöcken begränzt, nach einem schönen Rasenstück ausmündeten, erblickte plötzlich Andrée einen von diesen Gärtnern, der sich, als er sie sah, auf seinen Spaten erhob und sie mit einer gewandteren und verständigeren Artigkeit grüßte, als es die Artigkeit des Volkes ist.

Sie schaute und erkannte in diesem Arbeiter Gilbert, dessen Hände trotz der Arbeit noch weiß genug waren, um Herrn von Taverney zur Verzweiflung zu gereichen.

Andrée erröthete unwillkührlich; es kam ihr vor, als wäre die Gegenwart von Gilbert das Resultat einer seltsamen Gefälligkeit des Schicksals.

Gilbert verdoppelte seinen Gruß und Andrée erwiederte ihn, während sie ihres Weges ging.

Doch sie war ein zu redliches und zu muthiges Geschöpf, um einer Bewegung ihres Gemüths zu widerstehen und eine Frage ihres unruhigen Geistes ohne Antwort zu lassen.

Sie wandte sich um, und Gilbert, der schon bleich geworden war und ihr mit finsterem Blicke folgte, kehrte plötzlich wieder zum Leben zurück und machte einen Sprung, um sich ihr zu nähern.

„Sie hier?“ sagte Andrée mit kaltem Tone.

„Ja, mein Fräulein.“

„Durch welchen Zufall?“

„Mein Fräulein, man muß wohl leben und ehrlich leben.“

„Wissen Sie, daß Sie Glück haben?“

„Oh! viel, mein Fräulein,“ rief Gilbert.

„Wie beliebt?“

„Ich sage, mein Fräulein, daß ich, wie Sie denken, viel Glück habe.“

„Wer hat Sie hier in den Dienst gebracht?“

„Herr von Jussieu, ein Beschützer von mir.“

„Ah!“ versetzte Andrée erstaunt, „Sie kennen Herrn von Jussieu?“

„Er war der Freund von meinem ersten Beschützer, von meinem Herrn, von Herrn Rousseau.“

„Guten Muth, Herr Gilbert,“ sagte Andree, die sich weiter zu gehen anschickte.

„Sie befinden sich besser, mein Fräulein?“ fragte Gilbert mit einer so zitternden Stimme, daß man errieth, sie habe sich ermüdet auf dem Weg von seinem Herzen, von dem sie jede Vibrirung offenbarte.

„Besser? Wie so?“ sagte Andrée kalt.

„Der Unfall? . . .“

„Ah! ja . . .; ich danke, Herr Gilbert, ich befinde mich besser, es war nichts.“

„Oh! Sie wären beinahe umgekommen,“ sprach Gilbert, im höchsten Maße erschüttert, „die Gefahr war furchtbar.“

In diesem Augenblick dachte Andrée, es wäre wohl Zeit, das Gespräch mit einem Arbeiter mitten im königlichen Park abzukürzen.

„Guten Tag, Herr Gilbert,“ sagte sie.

„Will das Fräulein nicht eine Rose annehmen?" fragte Gilbert zitternd und mit Schweiß bedeckt.

„Mein Herr," entgegnete Andrée, „Sie bieten mir an, was nicht Ihnen gehört."

Erstaunt, niedergeschmettert, erwiederte Gilbert nichts. Er beugte das Haupt, und als ihn Andrée mit einer gewissen Freude, daß sie ihre Ueberlegenheit kundgegeben, anschaute, erhob er sich wieder, riß einen ganzen blühenden Zweig von dem schönen Rosenstock ab, und fing an die Rosen mit einer edlen Kaltblütigkeit zu entblättern, welche ihren Eindruck auf das Mädchen nicht verfehlte.

Sie war zu billig und zu gut, um nicht einzusehen, daß Sie willkührlich einen Niedrigeren beleidigt hatte, dem nur das Verbrechen einer Artigkeit zur Last fiel. Sie setzte auch, wie alle stolze Menschen, die sich eines Unrechts schuldig fühlen, ihren Spaziergang fort, ohne ein Wort beizufügen, während vielleicht eine Entschuldigung oder eine Genugthuung auf ihren Lippen schwebte.

Gilbert fügte auch kein Wort bei; er warf den Rosenzweig weg und nahm wieder seinen Spaten; doch in seiner Natur war der Stolz mit der List verbunden; er bückte sich, ohne Zweifel, um zu arbeiten, aber auch, um Andrée weggehen zu sehen, welche an der Biegung einer Allee zurückzuschauen sich nicht erwehren konnte. Sie war Weib.

Gilbert begnügte sich mit dieser Schwäche, um sich zu sagen, er habe bei diesem neuen Streit den Sieg davon getragen.

„Sie ist weniger stark als ich, und ich werde sie beherrschen," sagte er zu sich selbst. „Stolz auf ihre Schönheit, auf ihren Namen, auf ihr wachsendes Glück, anmaßend durch meine Liebe, die sie vielleicht erräth, ist sie nur um so wünschenswerther für den armen Arbeiter, der zittert, wenn er sie anschaut. Oh! dieses Zittern, diesen eines Mannes unwürdigen Schauer, oh! die Feigheiten, die sie mich zu begehen zwingt, sie soll sie eines Tags bezahlen; ich habe genug gearbeitet," fügte er bei, „ich habe den

Feind besiegt. Ich, der ich hätte schwächer sein müssen, weil ich liebe, ich bin zehnmal stärker gewesen."

Er wiederholte noch einmal diese Worte mit einer wilden Freude und mit einer Hand auf seiner gescheiten Stirne, von der er seine schönen schwarzen Haare zurückstrich; er stieß kräftig seinen Spaten in die Rabatte, eilte wie ein Reh durch eine Reihe von Cypressen und Eibenbäumen, durchschritt, leise wie der Wind, eine Gruppe von Pflanzen unter Glocken, von denen er, trotz der wüthenden Geschwindigkeit seines Laufes, nicht eine berührte, und stellte sich am Ende der Diagonale auf, die er beschrieben hatte, um den Weg zu vermeiden, dem Andrée folgte.

Hier sah er sie in der That abermals nachdenkend und beinahe gedehmüthigt, ihre schönen Augen zur Erde niedergeschlagen, ihre Hand, feucht und träge, sachte auf ihrem rauschenden Kleide geschaukelt; er hörte sie, hinter den dichten Hagenbuchen verborgen, zweimal seufzen, als ob sie mit sich selbst spräche. Endlich ging sie so nahe an den Bäumen vorüber, daß Gilbert, seinen Arm ausstreckend, den von Andrée hätte berühren können, wie es ihm ein wahnsinniges, schwindelartiges Fieber zu thun rieth.

Doch er faltete die Stirne mit einer Bewegung des Willens, die dem Haße glich, legte eine krampfhaft zusammengezogene Hand an sein Herz und sagte zu sich selbst:

„Abermals feig . . ." Dann fügte er leise bei:

„Sie ist auch so schön!"

Gilbert wäre vielleicht lange in seiner Betrachtung verharrt, denn die Allee war ausgedehnt und der Gang von Andrée sehr langsam und abgemessen; aber diese Allee hatte Gegenalleen, aus denen ein Ueberlästiger hervorkommen konnte, und der Zufall behandelte Gilbert so schlimm, daß wirklich ein Ueberlästiger aus der ersten Seitenallee links, nämlich der Baumgruppe gegenüber, wo sich Gilbert verborgen hielt, hervorkam.

Dieser Ueberlästige ging methodischen und abgemessenen Schrittes einher; er trug den Kopf hoch, hielt seinen Hut unter dem rechten Arm und die linke Hand auf dem

Degen. Er hatte einen Sammetrock unter einem mit Zobelpelz gefütterten Mantel und streckte beim Marschiren ein Bein, das er schön, und eine Fußbiege aus, die er hoch besaß, wie ein Racemensch.

Dieser Herr erblickte, während er einherschritt, Andrée, und die Tournure des Mädchens kam ihm ohne Zweifel angenehm vor, denn er verdoppelte den Schritt, schräge einschneidend, um sich auf der Linie zu finden, der Andrée folgte, und sie so bald als möglich zu kreuzen.

Als Gilbert diese Person erblickte, stieß er unwillkührlich einen kleinen Schrei aus und entfloh wie eine Amsel, die man unter dem Sumach erschreckt hat.

Dem Ueberlästigen gelang sein Manoeuvre; er war ohne Zweifel daran gewöhnt, und ehe drei Minuten vergingen, schritt er Andrée voran, der er drei Minuten zuvor in ziemlich großer Entfernung gefolgt war.

Als Andrée diesen Schritt hinter dem ihrigen hörte, trat sie zuerst ein wenig auf die Seite, um den Mann vorübergehen zu lassen; als er vorübergegangen war, schaute sie nach seiner Seite.

Der Herr schaute auch und zwar mit allen seinen Augen; er blieb sogar stehen, um besser zu sehen, und sagte sich umwendend, nachdem er gesehen hatte, mit ganz liebenswürdigem Tone:

„Ah! mein Fräulein, ich bitte, wohin laufen Sie so rasch?“

Beim Ton dieser Stimme erhob Andrée den Kopf und sah dreißig Schritte hinter sich zwei Officiere von den Garden, welche langsam gingen; sie sah unter dem Zobelpelz desjenigen, welcher sie angesprochen hatte, das blaue Band und sagte ganz bleich, ganz erschrocken über dieses unerwartete Zusammentreffen und die huldvolle Unterbrechung, indem sie sich tief verbeugte:

„Der König!“

„Mein Fräulein,“ fuhr Ludwig XV. näher hinzutretend fort, „verzeihen Sie, ich habe so schlechte Augen, daß ich genöthigt bin, Sie um Ihren Namen zu fragen.“

„Fräulein von Taverney," flüsterte Andrée so verwirrt, so zitternd, daß sie sich kaum selbst hörte.

„Ah! ah! Sie machen eine glückliche Reise in Trianon, mein Fräulein," sagte der König.

„Ich wollte mich zu Ihrer königlichen Hoheit der Frau Dauphine begeben, die mich erwartet," erwiederte Andrée, immer mehr zitternd.

„Mein Fräulein, ich werde Sie zu ihr geleiten," sagte Ludwig XV., „denn ich bin im Begriff, meiner Tochter als Landnachbar einen Besuch zu machen."

Andrée fühlte es wie eine Wolke über ihr Gesicht hinziehen und in wirbelnden Wellen mit ihrem Blut bis in ihr Herz hinabsteigen. In der That, eine solche Ehre für das arme Mädchen, der Arm des Königs, dieses souveränen Herrn Aller, eine so unerwartete, so unglaubliche Huld, eine Gunst, um die sie ein ganzer Hof beneidet hätte!

Sie machte auch eine so tiefe und so fromm schüchterne Verbeugung, daß der König sich verbunden glaubte, sie noch einmal zu grüßen. Fiel es Ludwig XV. ein, sich Ludwig XIV. zu erinnern, so geschah es stets in Fragen des Ceremoniels und der Höflichkeit. Diese Ueberlieferungen der Höflichkeit kamen übrigens von ferner her, sie kamen von Heinrich IV.

Er bot also seine Hand Andrée, diese legte das äußerste Ende ihrer brennenden Finger auf den Handschuh des Königs, und Beide setzten ihren Gang nach dem Pavillon fort, wo der König, wie man ihm gesagt hatte, die Dauphine mit ihrem Baumeister und mit ihrem Obergärtner finden sollte.

Wir können versichern, daß Ludwig XV., der übrigens nicht gern viel feilschte, den längsten Weg wählte, um Andrée nach Klein-Trianon zu führen. Es ist eine Thatsache, daß die zwei Officiere, welche hinter ihm gingen, den Irrthum Seiner Majestät bemerkten und sich im

Stillen darüber beklagten, denn sie waren leicht gekleidet, und das Wetter wurde kalt.

Sie kamen spät an, da sie die Dauphine nicht an dem Punkt fanden, wo man sie zu finden hoffte; Marie Antoinette war weggegangen, um den Dauphin nicht warten zu lassen, der gern zwischen sechs und sieben Uhr Abendbrod nahm.

Ihre königliche Hoheit traf also genau zur bestimmten Stunde ein, und da der Dauphin, der sehr pünktlich war, schon auf der Schwelle des Salon stand, um rascher im Speisesaal zu sein, wenn der Haushofmeister erscheinen würde, so warf die Dauphine ihren Mantel einer Kammerfrau zu, nahm heiter den Arm des Dauphin und zog ihn in den Speisesaal.

Die Tafel war für die zwei erhabenen Wirthe bestellt.

Sie nahmen jedes die Mitte des Tisches ein und ließen so das obere Ende- frei, das man seit gewissen Ueberraschungen des Königs nie mehr besetzte, sogar nicht einmal mehr bei einer Tafel voll von Gästen.

An diesem oberen Ende nahm das Couvert des Königs, mit seinem Tafelbesteck, einen großen Raum in Anspruch, aber der Haushofmeister, der nicht mehr auf diesen Gast rechnete, servirte von dieser Seite.

Hinter dem Stuhl der Dauphine, mit dem nothwendigen Raum, daß die Bedienten kreisen konnten, stand mit ihrer ganzen Steifheit Frau von Noailles, welche jedoch Alles, was man an Liebenswürdigkeit auf dem Gesichte, bei Gelegenheit eines Abendbrods, haben muß, angenommen hatte.

Bei Frau von Noailles waren die anderen Damen, denen ihre Stellung bei Hofe das Recht einräumte oder die Gunst gewährte, dem Abendbrod Ihrer königlichen Hoheiten beizuwohnen.

Dreimal in der Woche speiste Frau von Noailles an derselban Tafel mit dem Herrn Dauphin und der Frau

Dauphine. Doch an den Tagen, wo sie nicht hier speiste, hätte sie sich wohl gehütet, dem Abendbrod nicht beizuwohnen; es war dies zugleich ein Mittel gegen die Ausschließung an vier Tagen von sieben zu protestiren.

Der Herzogin von Noailles gegenüber hielt sich auf einer ungefähr gleichen Stufe der Herr Herzog von Richelieu.

Auch er war ein strenger Beobachter des Wohlanstands, nur blieb seine Etiquette allen Augen unsichtbar, da sie sich beständig unter der vollkommensten Eleganz und zuweilen sogar unter dem feinsten Spott verbarg.

Aus diesem Gegensatz zwischen dem Kammerherrn und der ersten Ehrendame Ihrer königlichen Hoheit der Frau Dauphine ging hervor, daß das Gespräch, immerwährend von Frau von Noailles verlassen, unablässig von Herrn von Richelieu wieder aufgenommen wurde.

Der Marschall hatte alle Höfe Europas besucht und bei jedem derselben den Ton der Eleganz angenommen, der sich am besten für seine Natur eignete, so daß er, bewunderungswürdig in Takt und Schicklichkeitsgefühl, zugleich alle Anekdoten kannte, die sich an der Tafel junger Infanten und beim kleinen Abendbrod von Madame Dubarry erzählen ließen.

Er bemerkte an diesem Abend, daß die Dauphine mit Appeti speiste und daß der Dauphin schlang. Er dachte, sie würden ihm beim Gespräch nicht Widerpart halten, und man könne ganz wohl Frau von Noailles eine Stunde vorempfangenen Fegefeuers zubringen lassen.

Er fing an von Philosophie, von Theater zu sprechen, ein doppelter Gegenstand der Conversation, der der ehrwürdigen Herzogin doppelt widerwärtig war.

Er erzählte die Veranlassung von einem der letzten philantropischen Einfälle des Philosophen von Ferney, wie man damals schon den Verfasser der Henriade nannte, und als er sah, daß die Herzogin gehörig abgemattet war, veränderte er den Text und setzte

Alles auseinander, was er in seiner Eigenschaft als Kammerherr Stachelndes hatte, um die gewöhnlichen Damen Komödiantinnen des Königs mehr oder minder schlecht spielen zu lassen.

Die Dauphine liebte die Künste, sie hatte ein vollständiges Costume der Klytemnestra Mademoiselle Rancourt geschickt; sie hörte also Herrn von Richelieu nicht nur mit Nachsicht, sondern sogar mit Vergnügen an.

Da sah man, wie die arme Ehrendame mit Hintansetzung der Etiquette sich heftig auf ihrer Stufe geberdete, sich laut schneuzte und ihr erhabenes Haupt schüttelte, ohne an die Puderwolke zu denken, welche bei jeder ihrer Bewegungen ihre Stirne umhüllte, wie bei jedem Stoß des Nordostwinds eine Schneewolke den Gipfel des Montblanc umhüllt.

Doch es war nicht Alles damit gethan, daß man die Frau Dauphine belustigte, man mußte auch dem Herrn Dauphin gefallen. Richelieu verließ also die Frage des Theaters, für welche der Erbe der Krone Frankreichs nie eine große Sympathie gehabt hatte, um von humanitärer Philosophie zu sprechen. Er offenbarte in Beziehung auf die Engländer die ganze Wärme, welche Rousseau wie ein lebendiges Fluidum auf die Person von Eduard Bomston wirft.

Frau von Noailles haßte aber die Engländer ebenso sehr als die Philosophen.

Ein neuer Gedanke war eine Anstrengung für sie, und eine Anstrengung störte die Oekonomie ihrer ganzen Person; Frau von Noailles, welche sich zur Erhaltung geschaffen fühlte, heulte bei den neuen Gedanken wie die Hunde bei den Masken.

Richelieu hatte einen doppelten Zweck, indem er dieses Spiel spielte: er folterte Madame l'etiquette, was der Frau Dauphine ein merkliches Vergnügen bereitete, und fand da und dort einige tugendhafte Lehrsprüche, einige Axiome aus der Mathematik, welche vom Herrn Dauphin,

einem Prinzen, der die exacten Dinge liebte, freudig aufgenommen wurden.

Er machte also vortrefflich seinen Hof, wobei er mit allen seinen Augen Jemand suchte, den er hier zu sehen hoffte, den er aber nicht fand, als ein Ruf unten von der Treppe in das sonore Gewölbe aufstieg und von zwei anderen Stimmen zuerst auf dem Ruheplatz und dann auf der Treppe selbst wiederholt wurde.

„Der König!“

Bei diesem magischen Wort erhob sich Frau von Noailles, als ob eine Stahlfeder sie von ihrer Stufe aufgeschnellt hätte. Richelieu stand langsam auf, der Dauphin wischte sich hastig den Mund mit seiner Serviette ab und stellte sich vor seinen Platz, das Gesicht nach der Thüre gewendet.

Die Frau Dauphine eilte dem König auf die Treppe entgegen, um ihm die Honneurs des Hauses zu machen.

XCIII.

Die Haare der Königin.

Der König hielt Fräulein von Taverney noch bei der Hand, als er auf den Ruheplatz kam, und erst auf diesem Platz grüßte er sie so artig, so lang, daß Richelieu Zeit hatte, den Gruß zu sehen, das Huldvolle desselben zu bewundern und sich zu fragen, an welche glückliche Sterbliche er wohl gerichtet gewesen.

Seine Unwissenhenheit dauerte nicht lange. Ludwig XV. nahm den Arm der Dauphine, welche Alles gesehen und Andrée schon vollkommen erkannt hatte.

„Meine Tochter,“ sagte er, „ich komme ohne Umstände und bitte Sie um Abendbrod. Ich habe den ganzen Park

durchwandert und unter Weges Fräulein von Taverney getroffen, die ich mir Gesellschaft zu leisten bat."

„Fräulein von Taverney," murmelte Richelieu beinahe betäubt durch diesen unvorhergesehenen Schlag ... „Bei meiner Treue! ich habe zu viel Glück!"

„Somit," sagte anmuthreich die Dauphine, „somit werde ich dem Fräulein, das der Saumseligkeit schuldig war, nicht nur keine Vorwürfe machen, sondern ich werde ihm danken, daß es uns Eure Majestät gebracht hat."

Roth wie eine von den schönen Kirschen, welche mitten unter Blumen den Tafelaufsatz verzierten, verbeugte sich Andrée, ohne zu antworten.

„Teufel! Teufel! sie ist in der That schön," sprach Richelieu zu sich selbst; „und der alte Bursche, der Taverney, hat nicht mehr von ihr gesagt, als sie verdient."

Schon saß der König bei Tische, nachdem er die Begrüßung des Herrn Dauphin entgegengenommen hatte. Wie sein Großvater mit einem gefälligen Appetit ausgerüstet, machte der Monarch dem improvisirten Mahl, das der Haushofmeister wie durch Zauber vor ihm aufstellte, alle Ehre.

Doch während der König, der der Thüre den Rücken zuwandte, speiste, schien er irgend etwas, oder vielmehr irgend Jemand zu suchen.

Fräulein von Taverney, welche kein Vorrecht genoß, da ihre Stellung bei der Frau Dauphine noch nicht fest bestimmt, war nicht in den Speisesaal eingetreten und hatte sich nach einer tiefen Verbeugung in Erwiederung der des Königs in das Zimmer der Frau Dauphine begeben, welche sich von ihr schon einige Male, ehe sie sich zu Bett begeben, hatte vorlesen lassen.

Die Frau Dauphine begriff, daß es seine schöne Reisegefährtin war, was der Blick des Königs suchte.

„Herr von Coigny," sagte sie zu einem jungen Officier von den Garden, der hinter dem König stand, „ich bitte Sie, lassen Sie, mit der Erlaubniß von Frau

von Noailles, Fräulein von Taverney eintreten; wir wollen heute Abend von der Etiquette abgehen."

Herr von Coigny ging hinaus und kam einen Augenblick nachher mit Andree zurück, welche diese Reihenfolge ungewöhnlicher Gunstbezeugungen nicht begreifen konnte und ganz zitternd eintrat.

„Nehmen Sie Ihren Platz hier, mein Fräulein," sagte die Dauphine, „neben der Frau Herzogin."

Andrée stieg schüchtern auf die Stufe; sie war so verwirrt, daß sie die Keckheit hatte, sich auf nur einen Fuß von der Ehrendame zu setzen.

Sie bekam auch einen so niederschmetternden Blick von dieser, daß die Arme, als wäre sie mit einer stark geladenen Leydner Flasche in Berührung gesetzt worden, mindestens vier Fuß zurückwich.

König Ludwig XV. schaute sie an und lächelte.

„Ah!" dachte der Herzog von Richelieu, „ich brauche mir kaum die Mühe zu machen, mich darein zu mischen, die Dinge gehen beinahe von selbst ihren Gang."

Der König wandte sich um und erblickte den Marschall, der ganz bereit war, diesen Blick auszuhalten.

„Guten Abend, Herr Herzog," sagte Ludwig XV., „führen Sie eine friedliche Ehe mit Frau von Noailles?"

„Sire," ewiederte der Marschall, „die Frau Herzogin erweist mir immer die Ehre, mich wie einen unbesonnenen Burschen zu mißhandeln."

„Sind Sie auch auf der Straße nach Chanteloup gewesen, Herzog?"

„Ich, Sire! meiner Treue, nein, hiezu bin ich zu glücklich durch die Güte Eurer Majestät für mein Haus."

Der König erwartete diesen Schlag nicht; er schickte sich an, zu spotten, man kam ihm entgegen.

„Was habe ich denn gethan, Herzog?"

„Sire, Eure Majestät hat das Commando ihrer Chevauxlegers dem Herrn Herzog von Aiguillon übertragen."

„Ja, das ist wahr, Herzog."

„Und hiezu bedurfte es der ganzen Energie, der ganzen Gewandtheit Eurer Majestät, denn es ist beinahe ein Staatsstreich.“

Man war am Ende des Mahls; der König wartete einen Augenblick und stand von der Tafel auf.

Das Gespräch hätte ihn in Verlegenheit bringen können, aber Richelieu war entschlossen, seine Beute nicht loszulassen. Als sich der König in eine Plauderei mit der Dauphine, Frau von Noailles und Fräulein von Taverney einließ, manoeuvrirte Richelieu so geschickt, daß er sich bald wieder im Mittelpunkt der Conversation fand, die er nach seinem Belieben lenkte.

„Sire,“ sprach der Herzog, „Eure Majestät weiß, daß die glücklichen Erfolge kühn machen.“

„Wollen Sie uns damit sagen, Sie seien kühn, Herzog?“

„Nein, ich will Eure Majestät um eine neue Gnade bitten, nach der, welche mir der König zu erweisen geruht hat; einer meiner Freunde, ein alter Diener Eurer Majestät, hat einen Sohn bei den Gendarmen. Der junge Mann ist voll Verdienst, aber arm. Er hat von einer erhabenen Prinzessin ein Kapitänspatent erhalten, doch es fehlt ihm eine Compagnie.“

„Die Prinzessin ist meine Tochter?“ fragte der König sich gegen die Dauphine umwendend.

„Ja, Sire,“ erwiederte Richelieu, „und der Vater dieses jungen Mannes heißt Baron von Taverney.“

„Mein Vater!“ rief Andrée unwillkührlich, „Philipp! für Philipp, Herr Herzog, bitten Sie um eine Compagnie?“

Dann sich schämend, daß sie so die Etiquette vergessen, machte Andrée einen Schritt rückwärts, mit Purpur übergossen und die Hände gefaltet.

Der König wandte sich, um die Röthe, die Erschütterung des schönen Mädchens zu bewundern; er kehrte auch zu Richelieu mit einem wohlwollenden Blick zurück, der den Höfling belehrte, wie angenehm sein Gesuch war, der Gelegenheit wegen, die es bot.

„In der That," sagte die Dauphine, „dieser junge Mann ist reizend, und ich hatte die Verbindlichkeit übernommen, sein Glück zu machen... Wie unglücklich sind doch die Fürsten,... wenn Gott ihnen den Willen gibt, so benimmt er ihnen das Gedächtniß oder die Ueberlegung; mußte ich nicht bedenken, daß dieser junge Mann arm, daß es nicht genug war, ihm die Epaulette zu geben, daß man ihm auch die Compagnie geben muß."

„Ei! Madame, wie hätte Eure Hoheit das wissen sollen?"

„Oh! ich wußte es," sagte rasch die Dauphine mit einer Geberde, welche Andrée an das so kahle, so bescheidene und dennoch so glückliche Haus ihrer Kindheit erinnerte; „ja, ich wußte es und glaubte Alles dadurch gethan zu haben, daß ich Herrn Philipp von Taverney einen Grad gab... Nicht wahr, er heißt Philipp, mein Fräulein?"

„Ja, Madame."

Der König schaute alle diese so edlen, so offenen Gesichter an; dann heftete er seinen Blick auf das von Richelieu, der sich auch mit einem Reflex von Edelmuth beleuchtete, den er ohne Zweifel von seiner erhabenen Nachbarin entlehnte.

„Ah! Herzog," sagte er mit halber Stimme, „ich werde mich mit Luciennes entzweien."

Dann fügte er lebhaft gegen Andrée bei:

„Sagen Sie, es mache Ihnen Vergnügen, mein Fräulein."

„Ah! Sire," sprach Andrée, die Hände faltend, „ich flehe Sie an."

„Bewilligt," sagte Ludwig XV.; „Sie wählen eine Compagnie für den armen jungen Mann, Herzog, und ich gebe die Mittel, wenn sie nicht schon ganz bezahlt und ganz vacant ist."

Diese gute Handlung erfreute alle Anwesenden: sie trug dem König ein himmlisches Lächeln von Andrée, sie trug Richelieu einen Dank von diesem schönen Mund ein,

von dem er in seiner Jugend, eitel und habgierig, wie er war, noch mehr verlangt hätte.

Es kamen hinter einander mehrere Besuche; unter ihnen der Cardinal von Rohan, der, seitdem die Dauphine in Trianon wohnte, beständig hier seinen Hof machte.

Aber der König hatte den ganzen Abend hindurch nur Rücksichten und angenehme Worte für Richelieu. Er ließ sich sogar von ihm begleiten, als er von der Dauphine Abschied nahm, um nach seinem Trianon zurückzukehren. Der alte Marschall folgte dem König bebend vor Freude.

Während Seine Majestät mit dem Herzog und seinen zwei Officieren durch die düsteren Alleen wanderte, welche nach dem Palast ausmündeten, wurde Andrée von der Dauphine entlassen.

„Sie müssen diese gute Kunde nach Paris schreiben und können sich zurückziehen, mein Fräulein,“ sagte die Prinzessin.

Und einen Bedienten voran, der eine Laterne trug, ging das Mädchen über die Esplanade von hundert Schritten, welche Trianon von den Communs trennt.

Vor ihr sprang von Gebüsch zu Gebüsch im Blätterwerk ein Schatten, der jeder Bewegung des Mädchens mit funkelnden Augen folgte: dies war Gilbert.

Als Andrée die Freitreppe erreicht hatte und die steinernen Stufen hinaufzusteigen anfing, kehrte der Bediente in die Vorzimmer von Trianon zurück.

Gilbert schlüpfte seinerseits nun auch in das Vorhaus, kam in die Höfe der Stallungen und kletterte auf einer kleinen Treppe, so steil wie eine Leiter, in seine Mansarde hinauf, welche gegenüber den Fenstern des Zimmers von Andrée in einer Ecke der Gebäude lag.

Er sah, wie Andrée eine Kammerjungfer von Frau Noailles, welche ihr Zimmer in demselben Gange hatte, rief. Als aber dieses Mädchen bei Andrée eintrat, fielen die Fenstervorhänge wie ein undurchdringlicher Schleier

zwischen die glühenden Wünsche des jungen Mannes und den Gegenstand seiner Gedanken.

Im Pallast blieb nur noch Herr von Rohan, der seine Galanterie bei der Frau Dauphine verdoppelte, die ihn aber ziemlich kalt behandelte.

Der Prälat befürchtete am Ende unbescheiden zu sein, um so mehr, als sich der Herr Dauphin schon zurückgezogen hatte. Er verabschiedete sich also von Ihrer königlichen Hoheit mit den Merkmalen der tiefsten und zartesten Ehrfurcht.

In dem Augenblick, wo er in seine Carrosse stieg, näherte sich ihm eine Kammerfrau der Dauphine und trat beinahe bis in den Wagen.

„Hier," sagte sie und steckte dem Prälaten ein seidenes Papierchen in die Hand, dessen Berührung ihn schauern machte.

„Hier," erwiederte der Cardinal und legte in die Hand dieser Frau eine schwere Börse, welche leer eine anständige Belohnung gewesen wäre.

Ohne Zeit zu verlieren, befahl der Cardinal dem Kutscher, nach Paris zu fahren und an der Barrière neue Befehle einzuholen.

Auf dem ganzen Weg befühlte und küßte er in der Dunkelheit des Wagens wie ein trunkener Verliebter den Inhalt des Papieres.

Sobald er an der Barrière war, rief er:

„Rue Saint-Claude."

Bald durchschritt er den geheimnißvollen Hof und fand den kleinen Salon wieder, wo sich Fritz, der Einführer mit den schweigsamen Manieren, aufhielt.

Balsamo ließ eine Viertelstunde auf sich warten und gab dem Cardinal als Grund seines Zögerns die vorgerückte Stunde an, die ihm zu glauben gestattete, es würde kein Besuch mehr zu ihm kommen.

Es war in der That beinahe zwölf Uhr.

„Das ist wahr, Herr Baron," sagte der Cardinal, „und ich bitte um Vergebung, daß ich Sie so störe. Doch

erinnern Sie sich, mir eines Tags gesagt zu haben, um gewisser Geheimnisse sicher zu sein ..."

„Bedürfe ich der Haare von der Person, von der wir damals sprachen," unterbrach ihn Balsamo, der schon das Papierchen in den Händen des naiven Prälaten gesehen hatte.

„Ganz richtig, Herr Baron."

„Und Sie bringen diese Haare, Monseigneur?"

„Hier sind sie. Glauben Sie, daß man sie nach dem Experiment wieder bekommen könnte?"

„Wenn nicht das Feuer nöthig wäre, in welchem Fall ..."

„Allerdings, allerdings," sagte der Cardinal; „ich werde mir andere zu verschaffen wissen. Kann ich eine Auflösung haben?"

„Heute?"

„Sie wissen, ich bin ungeduldig."

„Man muß es zuerst versuchen, Monseigneur."

Balsamo nahm die Haare und stieg hastig zu Lorenza hinauf.

„Ich werde also das Geheimniß dieser Monarchie erfahren," sagte er auf dem Wege zu sich selbst, „ich werde also den verborgenen Plan Gottes erfahren!"

Er schläferte von der andern Seite der Wand, ohne nur die geheimnißvolle Thüre geöffnet zu haben, Lorenza ein. Die junge Frau empfing ihn daher mit einer zärtlichen Umarmung.

Balsamo entriß sich mühsam ihren Armen. Es wäre schwierig zu sagen gewesen, was dem armen Baron schmerzlicher war, die Vorwürfe der schönen Italienerin, wenn sie wachte, oder ihre Liebkosungen, wenn sie schlief.

Endlich, als es ihm gelungen war, die Kette zu lösen, welche die schönen Arme der jungen Frau um seinen Hals geschlungen hatten, sprach er, indem er ihr das Papier in die Hand steckte:

„Meine theure Lorenza, kannst Du mir sagen, von wem diese Haare sind?"

Lorenza nahm sie, legte sie auf ihre Brust und sodann auf ihre Stirne; obgleich ihre beiden Augen offen waren, sah sie während ihres Schlafes durch die Brust und durch die Stirne.

„Oh!“ sprach sie, „es ist eine erhabene Person, von der man sie entwendet hat.“

„Nicht wahr . . . Sage, eine glückliche Person?“

„Sie kann es sein.“

„Suche wohl, Lorenza.“

„Ja, sie kann es sein; es ruht noch kein Schatten auf ihrem Leben.“

„Sie ist jedoch verheirathet?“

„Oh!“ machte Lorenza mit einem süßen Lächeln.

„Nun! was? was will meine Lorenza damit sagen?“

„Sie ist verheirathet, lieber Balsamo,“ fügte die junge Frau bei, „und dennoch . . .“

„Und dennoch . . .“

„Und dennoch? . . .“

Lorenza lächelte abermals.

„Ich bin auch verheirathet,“ sagte sie.

„Allerdings.“

„Und dennoch . . .“

Balsamo schaute Lorenza mit tiefem Erstaunen an; trotz des Schlafes der jungen Frau, breitete sich eine schamhafte Röthe über ihrem Antlitz aus.

„Und dennoch?“ wiederholte Balsamo, „vollende.“

Sie schlang abermals ihre Arme um den Hals ihres Geliebten und sprach, ihr Gesicht an seiner Brust verbergend:

„Und dennoch bin ich Jungfrau.“

„Und diese Frau, diese Prinzessin, diese Königin,“ rief Balsamo, „obgleich verheirathet?“

„Diese Frau, diese Prinzessin, diese Königin,“ wiederholte Lorenza, „ist eben so rein und jungfräulich als ich; reiner und jungfräulicher sogar, denn sie liebt nicht wie ich.“

„Oh! Verhängniß!“ murmelte Balsamo. „Ich danke, Lorenza, ich weiß Alles, was ich wissen wollte.“

Er küßte sie, steckte die Haare vorsichtig in seine Tasche, schnitt Lorenza ein kleines Büschel von ihren schwarzen Haaren ab, verbrannte es am Licht und sammelte die Asche in dem Papier, in welchem die Haare der Dauphine enthalten gewesen waren.

Dann stieg er wieder hinab und weckte, während er ging, die junge Frau auf.

Ganz zitternd vor Ungeduld, wartete, zweifelte der Prälat.

„Nun! Herr Baron?“ sagte er.

„Nun! Monseigneur.“

„Das Orakel?“

„Das Orakel hat gesagt, Sie könnten hoffen.“

„Es hat dies gesagt?“ rief der Prinz entzückt.

„Schließen Sie wenigstens, wie es Ihnen beliebt, Monseigneur, da das Orakel gesagt hat, diese Frau liebe ihren Gemahl nicht.“

„Oh!“ machte Herr von Rohan freudetrunken.

„Was die Haare betrifft, so mußte ich sie verbrennen, um die Offenbarung durch die Essenz zu erhalten; hier ist die Asche, die ich Ihnen gewissenhaft zurückgebe, nachdem ich sie gesammelt, als ob jedes Theilchen eine Million werth wäre.“

„Ich danke, mein Herr, ich danke, nie werde ich mich meiner Schuld gegen sie entledigen können.“

„Sprechen wir nicht hievon, Monseigneur; ich empfehle Ihnen nur Eines, verschlucken Sie die Asche nicht im Wein, wie es zuweilen die Verliebten thun, das ist eine so gefährliche Sympathie, daß Ihre Liebe unheilbar würde, während das Herz der Liebenden erkaltete.“

„Ah! ich werde mich wohl hüten,“ rief der Prälat beinahe erschrocken. „Gute Nacht, Herr Baron, gute Nacht.“

Zwanzig Minuten nachher kreuzte der Wagen Seiner Eminenz an der Ecke der Rue des Petits-Champ den

Wagen von Herrn von Richelieu, den er beinahe in eines von den ungeheuren Löcher geworfen hätte, welche durch die Erbauung eines Hauses ausgehöhlt worden waren.

Die beiden Herren erkannten sich.

„Ei! Prinz!“ rief Richelieu mit einem Lächeln.

„Ei! Herzog!“ erwiederte Herr Louis von Rohan einen Finger auf den Mund legend.

Und sie fuhren in entgegengesetzter Richtung weiter.

XCIV.

Herr von Richelieu schätzt Nicole.

Herr von Richelieu begab sich geraden Wegs nach dem kleinen Hotel von Herrn von Taverney in der Rue Coq-Héron.

Vermöge des Privilegiums, das wir auf halbe Rechnung mit dem hinkenden Teufel besitzen, und das uns die Leichtigkeit gibt, in jedes geschlossene Haus einzudringen, wissen wir vor Herrn von Richelieu, daß der Baron vor seinem Kamin, die Füße auf ungeheuren Feuerböcken, unter denen ein Ueberrest von Gluth hinstarb, Nicole predigte, wobei er sie zuweilen am Kinn nahm, obgleich das Mädchen immer wieder auf eine rebellische und verächtliche Weise das Gesicht verzog.

Nicole würde sich in die Liebkosung ohne die Predigt gefügt haben, oder sie hätte vielmehr die Predigt ohne Liebkosung vorgezogen, was wir nicht genau zu behaupten vermögen.

Das Gespräch drehte sich zwischen dem Herrn und der Dienerin um einen wichtigen Punkt, nämlich darum, daß Nicole zu gewissen Stunden des Abends nie pünktlich beim Läuten der Glocke kam, daß sie immer etwas im Garten oder im Treibhaus zu thun hatte, und daß sie

überall, mit Ausnahme dieser zwei Orte, den Dienst schlecht versah.

Worauf Nicole, sich mit einer ganz reizenden, ganz wollüstigen Anmuth hin und herdrehend, erwiederte:

„Schlimm genug! . . . ich langweile mich hier: man hatte mir versprochen, ich dürfe mit dem Fräulein nach Trianon gehen."

Hierauf hatte ihr Herr von Taverney freundlich das Kinn und die Wangen streicheln zu müssen geglaubt, ohne Zweifel, um sie zu zerstreuen.

Nicole aber verfolgte ihr Thema, wies jeden Trost zurück und beklagte ihr unglückliches Schicksal.

„Es ist wahr!" seufzte sie, „ich bin zwischen vier abscheulichen Wänden, ich habe keine Gesellschaft, ich habe beinahe keine Luft, es war mir eine Aussicht auf Unterhaltung und auf eine Zukunft eröffnet."

„Was denn?" sagte der Baron.

„Trianon!" erwiederte Nicole; „Trianon, wo ich Welt gesehen, wo ich Luxus gesehen, wo ich angeschaut hätte und angeschaut worden wäre."

„Oh! oh! kleine Nicole," rief der Baron.

„Ei! mein Herr, ich bin Weib und so viel werth als eine Andere."

„Bei Gott! das nenne ich sprechen," sagte halblaut der Baron. „Das lebt, das rührt sich, oh! wenn ich jung, wenn ich reich wäre!"

Und er konnte sich nicht enthalten, einen Blick der Bewunderung und der Gierde auf so viel Jugend, Saft und Schönheit zu werfen.

Nicole träumte und wurde zuweilen ungeduldig.

„Vorwärts, gnädiger Herr," sagte sie, „gehen Sie zu Bette, daß ich mich auch niederlegen kann."

„Noch ein Wort, Nicole."

Plötzlich machte die Klingel der Hausthüre Taverney beben und Nicole aufspringen.

„Wer kann noch um halb zwölf Uhr Abends kommen?" sagte der Baron; „sieh nach, meine Kleine."

Nicole öffnete, fragte nach dem Namen des Besuches und ließ die Hausthüre angelehnt.

Durch diese Oeffnung entschlüpfte ein Schatten, der vom Hof kam, nicht ohne hinreichend Lärmen zu machen, daß der Marschall denn er war es sich umwandte und die Flucht sah.

Nicole ging ihm, die Kerze in der Hand und mit ganz strahlendem Gesicht voran.

„Halt! halt! halt!" sagte der Marschall, der ihr lächelnd in den Salon folgte, „dieser alte Schelm von einem Taverney, sprach nur von seiner Tochter."

Der Herzog war einer von den Menschen, welche nicht zweimal zu schauen brauchen, um gesehen, und zwar vollständig gesehen zu haben.

Der entfliehende Schatten machte, daß er an Nicole, daß Nicole an den Schatten dachte. Er verrieth aus dem hübschen Gesichte von dieser, was der Schatten hier gemacht hatte, und sobald er das so boshafte Auge, die so weißen Zähne und den so feinen Wuchs der Soubrette gesehen hatte, brauchte er nichts mehr über ihren Charakter und ihren Geschmack zu erfahren.

Nicole meldete nicht ohne Herzklopfen beim Eingang des Salon:

„Der Herr Herzog von Richelieu!"

Dieser Name war bestimmt, an diesem Abend Sensation zu machen. Er brachte auch eine solche Wirkung auf den Baron hervor, daß er sich aus seinem Lehnstuhl erhob und gerade auf die Thüre zuging, ohne seinem Ohr glauben zu können.

Doch ehe er die Thüre erreicht hatte, erblickte er Herrn von Richelieu im Halbschatten der Hausflur.

„Der Herzog! . . ." stammelte er.

„Ja, theurer Freund, der Herzog selbst," erwiederte Richelieu mit seinem liebenswürdigsten Tone. „Oh! das setzt Dich in Erstaunen, nach dem Besuch von neulich.

Und dennoch kann nichts wahrer sein. Gib mir nun die Hand, wenn es Dir beliebt."

„Herr Herzog, Sie überhäufen mich . . ."

„Du bist nicht vernünftig, mein Lieber," sagte der alte Marschall, während er seinen Hut und seinen Stock Nicole reichte, um sich bequemer in ein Fauteuil niederlassen zu können, „Du faselst, Du machst ungereimtes Zeug; es scheint, Du kennst Deine Welt nicht mehr."

„Mir scheint," entgegnete Taverney sehr bewegt, „Dein Empfang neulich war so bezeichnend, daß man sich nicht darin täuschen konnte."

„Höre, mein alter Freund," sagte Richelieu, „damals hast Du Dich benommen wie ein Schüler, und ich wie ein Pedant. Du willst sprechen, ich werde Dir die Mühe ersparen; Du wärest im Stande, eine Albernheit zu sagen, und ich, Dir mit einer andern zu antworten. Springen wir also von neulich auf heute über. Weißt Du, warum ich diesen Abend komme?"

„Wahrhaftig nicht."

„Ich bringe Dir die Compagnie, die Du vorgestern von mir verlangtest und die der König Deinem Sohn gegeben hat. Was Teufels, begreife doch die Nuancen; vorgestern war ich Quasiminister, verlangen war eine Ungerechtigkeit; heute, da ich das Portefeuille ausgeschlagen habe und wieder der einfache Richelieu von ehemals bin, wäre es thöricht von mir, nicht zu verlangen. Ich habe verlangt, ich habe erhalten, ich bringe."

„Herzog, ist das wirklich wahr, diese Güte von Deiner Seite?"

„Ist eine natürliche Wirkung meiner Freundespflicht. Der Minister weigerte sich, Richelieu bittet und gibt."

„Ah! Herzog, Du bezauberst mich, Du bist also ein wahrer Freund?"

„Bei Gott!"

„Aber der König, der König, der mir eine solche Gunst erzeigt."

„Wenn mich nicht Alles täuscht, weiß der König nicht nur was er thut, sondern er weiß sogar sehr gut, was er thut."

„Was willst Du damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß Seine Majestät ohne Zweifel in diesem Augenblick einen Grund hat, Madame Dubarry zu mißfallen, und daß Du mehr diesem Grund, als meinem Einfluß, die Gnade, die er Dir bewilligt, zuschreiben mußt."

„Du glaubst?"

„Ich bin dessen sicher, ich helfe dabei. Du weißt, daß ich wegen dieser Person das Portefeuille ausgeschlagen habe."

„Man hat es mir gesagt; aber . . ."

„Aber Du glaubst nicht daran. Immer zu, sprich es gerade aus."

„Nun! ich muß gestehen . . ."

„Damit willst Du sagen, Du habest mich ohne Bedenklichkeiten gekannt, nicht wahr?"

„Damit will ich wenigstens sagen, daß ich Dich ohne Vorurtheil gekannt habe."

„Mein Lieber, ich werde alt, und ich liebe die hübschen Frauen nur für mich . . . Und dann habe ich noch andere Gedanken . . . Doch kommen wir auf Deinen Sohn zurück, es ist ein reizender Junge?"

„Er steht sehr schlecht mit Dubarry, der zu Dir kam, als ich mich bei Dir einzufinden so ungeschickt war."

„Ich weiß es, und deshalb bin ich nicht Minister."

„Gut."

„Ganz gewiß, mein Freund."

„Du hast das Portefeuille ausgeschlagen, um meinem Sohn nicht zu mißfallen?"

„Wenn ich das Dir sagte, würdest Du es nicht glauben; es ist dem nicht so. Ich habe es ausgeschlagen, weil die Forderungen der Dubarry, welche mit der Ausschließung Deines Sohnes anfingen, auf Ungeheuerlichkeiten aller Art hinausgelaufen wären."

„Du bist also mit diesen Leuten entzweit?"

„Ja oder nein: sie fürchten mich, ich verachte sie, das gleicht sich aus."

„Das ist heldenmüthig, aber unklug."

„Warum denn?"

„Die Gräfin hat Ansehen."

„Bah!" machte Richelieu.

„Wie Du das sagst?"

„Ich sage das wie ein Mensch, der die Schwäche seiner Lage fühlt, und der, wenn es sein müßte, den Minirer an den guten Ort stellen würde, um den Platz zu sprengen."

„Ich sehe die Wahrheit, Du leistest meinem Sohn einen Dienst, um die Dubarry ein wenig zu reizen."

„Sehr viel deshalb, und Deine Scharfsichtigkeit irrt sich nicht; Dein Sohn dient mir als Granate, durch ihn zünde ich an . . . Doch sprich, Baron, hast Du nicht auch eine Tochter?"

„Ja . . ."

„Jung?"

„Sechzehn Jahre."

„Schön?"

„Wie Venus."

„Sie wohnt in Trianon!"

„Du kennst sie also?"

„Ich habe den Abend mit ihr zugebracht und eine Stunde mit dem König von ihr gesprochen."

„Mit dem König?" rief Taverney, dessen Wangen sich mit Purpur übergoßen.

„In Person?"

„Der König hat von meiner Tochter gesprochen, von Fräulein Andrée von Taverney?"

„Die er mit den Augen verschlingt, ja, mein Lieber."

„Ah! wahrhaftig?"

„Ich ärgere Dich, daß ich Dir das sage?"

„Nein, gewiß nicht; der König ehrt mich, wenn er meine Tochter anschaut . . . Aber . . ."

„Was aber?“

„Der König . . .“

„Hat schlechte Sitten, willst Du das sagen?“

„Gott behüte mich, daß ich schlimm von Seiner Majestät spreche, sie hat wohl das Recht, Sitten zu haben, wie es ihr beliebt.“

„Nun! was bedeutet denn dieses Erstaunen? Willst Du etwa machen, daß Fräulein Andrée nicht eine vollkommene Schönheit ist, und daß sie daher der König nicht mit verliebten Augen anschaut?“

Taverney antwortete nicht, er zuckte nur die Achseln und versank in eine Träumerei, in der ihn der unbarmherzig forschende Blick von Richelieu verfolgte.

„Gut, ich errathe, was Du sagen würdest, wenn Du, statt leise zu denken, laut sprächest,“ fuhr der alte Marschall fort, indem er sein Fauteuil näher zu dem des Barons rückte; „Du würdest sagen, der König sei an schlechte Gesellschaft gewöhnt, er encanaillisire sich, wie man bei den Porcherons sagt, und werde sich deshalb wohl hüten, seine Augen diesem edlen Mädchen mit der schamhaften Haltung, mit der keuschen Liebe zuzuwenden, und folglich den Schatz an Anmuth und Reizen aller Art nicht bemerken, er, der nur Geschmack an ausgelassenen Späßen, an lockeren Liebäugeleien und Kammerjungfernwitzen finde.“

„Herzog, Du bist entschieden ein großer Mann.“

„Warum dies?“

„Weil Du richtig errathen hast.“

„Gestehe jedoch, Baron,“ fuhr Richelieu fort, „es wäre Zeit, daß unser Herr uns nicht mehr zwänge, uns Edelleute, uns Pairs und Gefährten des Königs von Frankreich, die platte, gemeine Hand einer Courtisane dieser Art zu küssen; es wäre Zeit, daß er uns in unserer Luft versammelte und, nachdem er von der Chateauroux, welche Marquise und von einem Holze war, aus dem man Herzoginnen macht, auf die Pompadour, die Frau und Tochter eines Pächters, und von der Pompadour auf

die Dubarry, welche ganz einfach Jeanneton heißt, gefallen war, nicht von der Dubarry auf irgend eine Maritorne aus der Küche, oder auf eine Goton aus dem Bauernvolk fiele; es ist demüthigend für uns, Baron, für uns, die wir eine Krone am Helm haben, das Haupt vor solchen Weibsbildern zu beugen."

„Oh! das sind gut gesprochene Wahrheiten," murmelte Taverney; „und wie klar ist es, daß durch die neuen Manieren diese Leere bei Hof entstanden ist!"

„Keine Königin mehr, keine Frauen mehr; keine Frauen mehr, keine Courtisanen mehr; der König unterhält eine Grisette, und das Volk ist auf dem Thron vertreten durch Mademoiselle Jeanne Vaubernier, Wäscherin von Paris."

„Und das ist doch so . . ."

„Siehst Du, Baron," unterbrach ihn der Marschall, „es wäre eine schöne Rolle für eine Frau von Geist, welche zu dieser Stunde in Frankreich regieren wollte."

„Allerdings," sagte Taverney, dessen Herz gewaltig schlug; „doch leider ist der Platz genommen."

„Für eine Frau," fuhr der Marschall fort, „welche, ohne die Laster dieser Buhlerin zu haben, die Kühnheit, die Berechnung und den Blick derselben hätte; für eine Frau, welche ihr Glück so weit emportreiben würde, daß man noch von ihr spräche, selbst wenn die Monarchie nicht mehr bestünde. Weißt Du, ob Deine Tochter Geist hat, Baron?"

„Viel, und besonders gesunden Verstand."

„Sie ist sehr schön!"

„Nicht wahr?"

„Schön auf jene reizende, wollüstige Weise, die den Männern so sehr gefällt, schön durch jene Reinheit, jene Blüthe der Jungfräulichkeit, die selbst den Frauen Ehrfurcht einflößt . . . Man muß diesen Schatz wohl bewahren, mein alter Freund."

„Du sprichst mir hierüber mit einem Feuer . . ."

„Ich! ich bin närrisch in sie verliebt und würde sie

morgen ohne meine vier und siebzig Jahre heirathen; doch ist sie dort gut gestellt? hat sie wenigstens den Luxus, der einer so schönen Blume gebührt? . . . Bedenke, Baron, diesen Abend ist sie allein nach Hause gegangen, ohne Kammerfrauen, ohne Jäger, mit einem Lackei des Dauphin, der eine Laterne vor ihr hertrug."

„Was willst Du, Herzog, Du weißt, ich bin nicht reich."

„Reich oder nicht reich, mein Lieber, Deine Tochter muß wenigstens eine Kammerfrau haben."

Taverney seufzte.

„Ich weiß es wohl," sagte er, „sie muß eine haben, oder sie müßte vielmehr eine haben."

„Wie! hast Du keine?"

Der Baron antwortete nicht.

„Wer war denn das hübsche Mädchen, das Du vorhin bei Dir hattest?" fuhr Richelieu fort; „meiner Treue, hübsch und fein."

„Ja, aber . . ."

„Was, Baron?"

„Ich kann sie gerade nicht nach Trianon schicken."

„Warum denn? Mir scheint, sie taugt im Gegentheil vortrefflich zu diesem Geschäft; das wird eine ganz zierliche Soubrette sein."

„Du hast also ihr Gesicht nicht angeschaut, Herzog?"

„Ich habe nichts Anderes gethan."

„Du hast sie angeschaut und ihre seltsame Aehnlichkeit nicht herausgefunden?"

„Mit?"

„Mit . . . Suche, sieh einmal! . . . Kommen Sie hierher, Nicole."

Nicole trat ein; sie hatte als wahre Marton an der Thüre gehorcht.

Der Herzog nahm sie bei beiden Armen und schloß in die seinigen die Kniee des Mädchens, das der freche Blick des vornehmen Herrn durchaus nicht einschüchterte und nicht eine Secunde beengte.

„Ja," sagte er, „ja, sie hat eine Aehnlichkeit, es ist wahr."

„Du weißt, mit wem, und Du siehst, daß es folglich unmöglich ist, das Glück unseres Hauses einer solchen Ungeschicklichkeit des Zufalls auszusetzen. Es ist sehr angenehm, daß dieser kleine, schlecht geflickte Strumpf von einer Mademoiselle Nicole der vornehmsten Dame von Frankreich gleicht."

„Oh! oh!" rief mit spitzigem Tone Nicole, indem sie sich losmachte, um Herrn von Taverney besser widersprechen zu können, „ist es gewiß, daß der kleine, schlecht geflickte Strumpf genau der vornehmen Dame gleicht? Hat die vornehme Dame auch die niedrige Schulter, das lebhafte Auge, das runde Bein und den fleischigen Arm dieses kleinen, schlecht geflickten Strumpfes? In jedem Fall, Herr Baron," vollendete sie zornig, „wenn Sie mich so herabschätzen, so geschieht es nicht auf eine Probe, wie mir scheint!"

Nicole war roth vor Wuth und folglich von einer glänzenden Schönheit.

Der Herzog drückte abermals ihre schönen Hände, schloß zum zweiten Mal ihre Kniee ein und sagte mit einem Blicke voll von Liebkosungen und Versprechungen:

„Baron, Nicole hat sicherlich nicht ihres Gleichen bei Hofe; ich wenigstens denke das. Was die vornehme Dame betrifft, mit der sie, ich gestehe es, einen Anschein von Aehnlichkeit hat, so wollen wir alle Eitelkeit bei Seite setzen. Sie haben blonde Haare von einer bewunderungswürdigen Farbe, Mademoiseille Nicole, Sie haben Augenbrauen und eine Nase von einer ganz kaiserlichen Zeichnung; nun wohl, setzen Sie sich eine Viertelstunde vor eine Toilette, und diese Unvollkommenheiten, der Herr Baron beurtheilt sie so, werden verschwinden. Nicole, mein Kind, möchten Sie gern in Trianon sein?"

„Oh!" rief Nicole, deren ganze Seele voll Begierde und Verlangen in diese einzige Sylbe überging.

„Sie werden also nach Trianon kommen, meine Liebe,

Sie werden dahin kommen und ihr Glück machen, ohne in irgend einer Hinsicht dem Glück Anderer Eintrag zu thun. Baron, ein letztes Wort."

„Sprich, mein lieber Herzog."

„Gehe, mein schönes Kind, und laß uns einen Augenblick plaudern," sagte Richelieu.

Nicole ging hinaus, der Herzog näherte sich dem Baron und sprach zu ihm:

„Wenn ich so in Dich dringe, Deiner Tochter eine Kammerfrau zu schicken, so geschieht es, weil es dem König Vergnügen machen wird. Seine Majestät liebt die Armuth nicht und die hübschen Gesichter jagen ihm keine Angst ein. Kurz, ich verstehe mich darauf."

„Nicole, gehe also nach Trianon, da Du denkst, es werde dem König Vergnügen machen," erwiederte der Baron mit seinem Aegipans-Lächeln.

„Wenn Du mir die Erlaubniß dazu gibst, so nehme ich sie mit, sie kann den Wagen benützen."

„Doch ihre Aehnlichkeit mit der Frau Dauphine! man müßte das überlegen, Herzog."

„Ich habe es überlegt. Diese Aehnlichkeit wird unter den Händen von Rafté in einer Viertelstunde verschwinden, dafür stehe ich Dir . . . Schreibe also eine Zeile an Deine Tochter, Baron, um ihr zu sagen, welches Gewicht Du darauf legest, daß sie eine Kammerfrau habe, und daß diese Kammerfrau Nicole heiße."

„Du glaubst, es sei dringend, daß sie Nicole heiße?"

„Ich glaube es."

„Daß eine andere als Nicole?"

„Den Platz nicht so gut ausfüllen würde; bei meiner Ehre, das glaube ich."

„Dann schreibe ich auf der Stelle."

Und der Baron schrieb sogleich einen Brief, den er Richelieu übergab.

„Und die Instructionen, Herzog?"

„Ich übernehme es, sie Nicole zu geben. Sie ist verständig."

Der Baron lächelte.

„Du willst sie mir also anvertrauen, nicht wahr?“ sagte Richelieu.

„Meiner Treue! das ist Deine Sache, Herzog; Du hast sie Dir von mir erbeten, ich gebe sie Dir; mache damit, was Du kannst.“

„Mademoiselle, kommen Sie mit mir,“ sagte der Herzog aufstehend, „kommen Sie geschwinde.“

Nicole ließ sich das nicht wiederholen. Ohne den Baron nur um seine Einwilligung zu fragen, machte sie in fünf Minuten ein Päckchen Kleidungsstücke zusammen und eilte mit so leichten Schritten, daß man hätte glauben sollen, sie fliege, zu dem Kutscher von Monseigneur.

Richelieu nahm sodann Abschied von seinem Freund, der ihm seinen Dank für den Dienst wiederholte, den er Philipp von Taverney geleistet hatte.

Von Andrée kein Wort, davon ließ sich jetzt nicht mehr sprechen.

XCV.

Verwandlung.

Nicole fühlte sich unaussprechlich wohlbehaglich; Taverney zu verlassen, um sich nach Paris zu begeben, war für sie kein so großer Triumph gewesen, als Paris gegen Trianon vertauschen zu dürfen.

Sie benahm sich so artig gegen den Kutscher von Herrn von Richelieu, daß der Ruf der neuen Kammerfrau am andern Tag in allen Remisen und in allen etwas aristokratischen Vorzimmern von Versailles und Paris gemacht war.

Als man zum Pavillon de Hanovre kam, nahm Herr von Richelieu die Kleine bei der Hand und führte

sie selbst in den ersten Stock, wo ihn Herr Rafté erwartete, der viele Briefe für Rechnung seines gnädigsten Herrn schrieb.

Unter allen Attributen des Herrn Marschalls spielte der Krieg die größte Rolle, und Rafté war wenigstens in der Theorie ein so geschickter Kriegsmann geworden, daß Polybius und der Chevalier von Fobard, wären sie noch am Leben gewesen, sich sehr glücklich geschätzt hätten, einen von den kleinen Aufsätzen über Fortification und Manoeuvres zu erhalten, wie Rafté jede Woche einen schrieb.

Rafté war also mit dem Entwurf eines Kriegsplanes gegen die Engländer auf dem Mittelländischen Meer beschäftigt, als der Marschall eintrat und zu ihm sprach:

„Höre, Rafté, schaue mir dieses Kind an."

Rafté schaute und erwiederte mit einer äußerst bezeichnenden Bewegung der Lippen:

„Sehr liebenswürdig."

„Ja, aber die Aehnlichkeit? Rafté, ich spreche von der Aehnlichkeit."

„Ah! es ist wahr; ah, Teufel!"

„Nicht wahr, Du findest?"

„Das ist außerordentlich, das wird ihr zum Verderben oder zum Glück gereichen."

„Zuerst zum Verderben; doch wir wollen die Sache in Ordnung bringen; sie hat blonde Haare, wie Du siehst, Rafté; doch nicht wahr, das ist nicht von Bedeutung?"

„Man braucht sie nur schwarz zu machen, Monseigneur," erwiederte Rafté, der die Gewohnheit angenommen hatte, den Gedanken seines Herrn zu vervollständigen und oft sogar ganz für ihn zu denken.

„Komm an meine Toilette, Kleine," sprach der Marschall, „dieser Herr ist äußerst geschickt, er wird aus Dir die schönste und unkenntlichste Soubrette Frankreichs machen."

Zehn Minuten hernach färbte wirklich Rafté mit einer Composition, der sich der Marschall jede Woche bedie-

um seine weißen Haare unter seiner Perücke zu schwärzen, so dunkel wie Gagath die schönen aschblonden Haare von Nicole; dann fuhr er über ihre dicken blonden Augenbrauen mit einer am Feuer einer Kerze geschwärzten Nadel; er gab so ihrer munteren Physiognomie eine so phantastische Färbung, ihren lebhaften klaren Augen ein so glühendes und zuweilen so düsteres Feuer, daß man hätte glauben sollen, eine Fee komme durch die Kraft der Beschwörung aus einem magischen Schranke hervor, in dem sie ihr Zauberer gefangen gehalten.

„Nun, meine Schöne," sprach Richelieu, nachdem er der erstaunten Nicole einen Spiegel gegeben, „schauen Sie, wie reizend und besonders wie wenig Sie die Nicole von vorhin sind, Sie haben keine Königin mehr zu fürchten, sondern nur ein Glück zu machen."

„Oh! gnädigster Herr," rief das Mädchen.

„Ja, und man braucht sich zu diesem Ende nur zu verständigen."

Nicole erröthete und schlug die Augen nieder, die Listige erwartete ohne Zweifel Worte, wie sie Herr von Richelieu so gut zu sagen wußte.

Der Herzog begriff das und sprach, um jedes Mißverständniß kurz abzuschneiden:

„Setzen Sie sich in dieses Fauteuil, mein liebes Kind, hier neben Herrn Rafté; öffnen Sie Ihre Ohren und hören Sie mich. Oh! vor Herrn Rafté brauchen wir uns keinen Zwang anzuthun, seien Sie unbesorgt; er wird uns im Gegentheil seinen Rath geben. Nicht wahr, Sie hören mich?"

„Ja, gnädigster Herr," stammelte Nicole, die sich schämte, daß sie sich aus Eitelkeit so getäuscht hatte.

Das Gespräch von Herrn von Richelieu mit Rafté und Nicole dauerte eine volle Stunde, wonach der Herzog die kleine Person mit dem Kammermädchen des Hotel schlafen gehen hieß.

Rafté setzte sich wieder an sein militärisches Memoire, Herr von Richelieu legte sich zu Bette, nachdem er Briefe

durchblättert hatte, die ihn von allen Schritten der Provinzparlamente gegen Herrn von Aiguillon und die Dubarry-Cabale unterrichteten.

Am andern Morgen führte einer seiner Wagen ohne Wappen Nicole nach Trianon, setzte sie vor dem Gitter mit ihrem kleinen Päckchen ab und verschwand.

Die Stirne hoch, den Geist frei und Hoffnung in den Augen, klopfte Nicole, nachdem sie sich zuvor erkundigt hatte, an die Thüre der Communs.

Es war zehn Uhr Morgens; schon aufgestanden und angekleidet, schrieb Andrée an ihren Vater, um ihn von dem glücklichen Ereigniß des vorhergehenden Tags zu unterrichten, zu dessen Bote sich, wie wir gesehen, Herr von Richelieu gemacht hatte.

Unsere Leser haben nicht vergessen, daß eine steinerne Freitreppe von den Gärten nach der Kapelle von Klein-Trianon führt, daß auf dem Ruheplatz dieser Kapelle eine Treppe rechts in den ersten Stock hinaufsteigt, nämlich zu den Zimmern der Damen vom Dienst, welche Zimmer ein langer, von den Gärten aus erleuchteter Corridor wie eine Allee begrenzt.

Das Zimmer von Andrée war das erste rechts in diesem Corridor. Es war ziemlich geräumig, gut beleuchtet vom großen Hof der Ställe, und vor demselben kam ein kleines Zimmer, an dessen Seiten je rechts und links ein Cabinet.

Ungenügend, wenn man die gewöhnlichen Ansprüche der Genossen eines glänzenden Hofes in Betracht zieht, wurde dieses Zimmer eine reizende Zelle, sehr wohnlich und sehr lachend als ein Winkel, um sich dahin nach den Aufregungen der Welt, die den Pallast bevölkerte, zurückzuziehen. Dahin konnte sich auch eine ehrgeizige Seele flüchten, um die Beschimpfungen oder Täuschungen des Tages mit sich zu verzehren; hier konnte auch in der Stille und Einsamkeit, nämlich in der Absonderung von aller Größe, eine demüthige und melancholische Seele ausruhen.

In der That, keine höheren Mächte, keine Pflichten, keine Repräsentation mehr, wenn man einmal diese Freitreppe überschritten und die Treppe der Kapelle erstiegen hatte. Ebenso viel Ruhe als im Kloster, ebenso viel materielle Freiheit als im Leben des Gefängnisses. Der Sklave des Palastes kehrte als Herr in sein Zimmer zurück.

Eine sanfte, stolze Seele wie die von Andrée fand sich befriedigt in allen diesen kleinen Rechnungen, nicht weil sie von einem getäuschten ehrgeizigen Bestreben oder von den Anstrengungen einer ungesättigten Laune ausruhen wollte, sondern Andrée konnte mehr nach ihrer Bequemlichkeit denken in dem engen Gevierte ihres Zimmers, als in den reichen Salons von Trianon, auf diesen Platten, die ihr Fuß mit so großer Schüchternheit betrat, daß man es hätte für Schrecken halten sollen.

Aus diesem dunklen Winkel, wo sie sich an ihrem Platze fühlte, betrachtete das Mädchen ohne Unruhe alle Größen, welche den Tag hindurch ihre Augen geblendet hatten. Inmitten ihrer Blumen, mit ihrem Klavier, umgeben von deutschen Büchern, welche eine so süße Gesellschaft für Leute sind, die mit dem Herzen lesen, forderte Andrée das Schicksal heraus, ihr einen Kummer zu schicken oder eine Freude zu rauben.

„Hier,“ sagte sie, wenn sie sich am Abend, nach Erfüllung ihrer Pflichten, in ihr Hausgewand mit den weiten Falten hüllte und mit ihrer ganzen Seele und mit ihrer ganzen Lunge athmete, „hier besitze ich ungefähr Alles, was ich bis zu meinem Tod besitzen werde. Vielleicht bin ich eines Tags reich, aber nie werde ich mich ärmer finden; stets werden Blumen, Musik und ein schönes Blatt vorhanden sein, um die Einsamen zu erquicken.“

Andrée hatte die Erlaubniß erhalten, in ihrem Zimmer zu frühstücken, wenn es ihr gutdünkte. Diese Erlaubniß war ihr sehr kostbar. Sie konnte auf diese Art bis um Mittag zu Hause bleiben, wenn sie die Dauphine nicht zu einer Vorlesung oder zu einem Morgenspaziergang

rufen ließ. War sie so an schönen Tagen frei, so ging sie am Morgen mit einem Buche aus und durchwanderte allein die Waldungen, die von Trianon bis Versailles gehen; nachdem sie so zwei Stunden spazieren gegangen war, nachgesonnen und geträumt hatte, kehrte sie zurück, um zu frühstücken, häufig, ohne irgend einen Herrn, irgend einen Lackei, einen Menschen, oder eine Livree gesehen zu haben.

Fing die Wärme an, unter dem dicken Blätterwerk durchzudringen, so hatte Andrée ihr kleines, durch die doppelte Luft des Fensters und der Gangthüre so frisches Zimmer. Ein kleiner mit Kattun überzogener Sopha, vier ähnliche Stühle, ihr keusches Bett mit rundem Himmel, von dem Vorhänge, ebenfalls von Kattun, herabfielen, zwei chinesische Vasen auf dem Kamin, ein viereckiger Tisch mit messingenen Füßen: hieraus bestand dieses kleine Universum, auf dessen Grenzen Andrée alle ihre Hoffnungen, alle ihre Wünsche beschränkte.

Andrée saß, wie gesagt, in ihrem Zimmer und schrieb ihrem Vater, als ein kleines bescheidenes Klopfen an die Thüre des Corridor ihre Aufmerksamkeit erregte.

Sie hob den Kopf in die Höhe, da sie die Thüre sich öffnen sah, und stieß einen leichten Schrei des Erstaunens aus, als das strahlende Gesicht von Nicole, aus dem kleinen Vorzimmer hereinkommend, erschien.

XCVI.

Wie, was den Einen Freude bereitet, den Andern zur Verzweiflung gereicht.

„Guten Morgen, mein Fräulein, ich bin es,“ sagte Nicole mit einem heiteren Knix, welcher jedoch bei der Kenntniß, die dieses Mädchen von dem Charakter seiner Gebieterin hatte, nicht ganz von Unruhe frei war.

„Sie hier! und durch welchen Zufall?“ sagte Andrée, die ihre Feder niederlegte, um dem Gespräch, das sich so entspann, besser folgen zu können.

„Das Fräulein vergaß mich und ich bin gekommen.“

„Wenn ich Sie vergaß, Mademoiselle, so hatte ich meine Gründe hiezu. Wer hat Ihnen erlaubt, zu kommen?“

„Der Herr Baron ohne Zweifel, mein Fräulein, antwortete Nicole, indem sie mit ziemlich unzufriedener Miene die schönen schwarzen Augbrauen zusammenzog, die sie der Großmuth von Herr Rafté zu verdanken hatte.

„Mein Vater braucht Sie in Paris und ich brauche Sie hier nicht. Sie können zurückkehren, mein Kind.“

„Oh! das Fräulein hat gar keine Anhänglichkeit,“ sagte Nicole. „Ich glaubte dem Fräulein mehr gefallen zu haben . . . Man liebe doch, daß man es einem auf diese Art zurückgibt!“ fügte Nicole philosophisch bei.

Und ihre schönen Augen strengten sich ganz gewaltig an, um eine Thräne an ihre Augenlider zu ziehen.

Es lag genug Herzlichkeit und Empfindung in dem Vorwurf, um das Mitleid von Andrée rege zu machen.

„Mein Kind,“ sprach sie, „man bedient mich und ich kann mir nicht erlauben, das Haus der Frau Dauphine mit einem Mund mehr zu überladen.“

„Gut! als ob dieser Mund so groß wäre!“ sagte Nicole mit einem reizenden Lächeln.

„Gleichviel, Nicole, Deine Gegenwart hier ist unmöglich."

„Wegen der Aehnlichkeit?" fragte das Mädchen, „Sie haben also mein Gesicht nicht angeschaut, mein Fräulein?"

„Du kommst mir in der That verändert vor."

„Ich glaube es wohl; ein schöner Herr, derjenige, welcher Herrn Philipp einen Grad verschafft hat, kam gestern zu uns, und als er sah, daß der Herr Baron traurig war, weil er Sie ohne Kammerfrau lassen sollte, meinte er, nichts wäre leichter, als mich von weiß in schwarz zu verwandeln. Er nahm mich mit, ließ mich frisiren, wie Sie mich sehen, und hier bin ich."

Lächelnd erwiederte Andrée:

„Du liebst mich also sehr, da Du Dich um jeden Preis in Trianon einschließen willst, wo ich beinahe gefangen bin?"

Nicole warf einen raschen, aber verständigen Blick umher.

„Dieses Zimmer ist nicht heiter," sagte sie, „doch Sie bleiben nicht beständig hier?"

„Ich, allerdings," erwiederte Andrée, „doch Du?"

„Nun, ich?"

„Du wirst nicht in den Salon zur Frau Dauphine gehen; Du wirst weder Spiel, noch Spaziergang, noch Cercle haben; Du, die Du immer hier bleiben wirst, läufst Gefahr, vor Langweile zu sterben."

„Oh!" sagte Nicole, „es wird wohl ein Fensterchen geben, und man wird wohl ein Winkelchen dieser Welt, und wäre es nur durch den Rahmen einer Thüre, sehen können. Sieht man, so kann man gesehen werden ... Das ist Alles, was ich brauche."

„Ich wiederhole Dir, Nicole, nein; ich kann Dich nicht ohne einen ausdrücklichen Befehl aufnehmen."

„Von wem?"

„Von meinem Vater."

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Ja, es ist mein letztes."

Nicole zog aus ihrem Koller den Brief des Baron von Taverney.

„Gut," sagte sie, „da meine Bitten und meine Ergebenheit keine Wirkung hervorbringen, so wollen wir sehen, ob die Empfehlung, die ich Ihnen hier übergebe, mehr Macht hat."

Andrée las den Brief, welcher also abgefaßt war:

„Ich weiß, und man bemerkt, meine liebe Andrée, daß Du in Trianon nicht den Staat hältst, welchen zu halten Dein Rang gebieterisch vorschreibt; Du solltest zwei Kammerfrauen und einen Bedienten haben, wie ich zwanzig tausend Livres Rente; doch da ich mich mit tausend Livres begnüge, so ahme mich nach und nimm Nicole, welche für sich allein so viel werth ist, als alles Gesinde, das Dir nothwendig wäre.

„Nicole ist behende, verständig und ergeben; sie wird rasch den Ton und die Manieren der Oertlichkeit annehmen; Du wirst besorgt sein müssen, ihren guten Willen, nicht anzustacheln, sondern ihm Fesseln anzulegen. Behalte sie also und glaube nicht, daß ich ein Opfer bringe. Solltest Du das glauben, so erinnere Dich, daß Seine Majestät, welche die Güte hatte, an uns zu denken, als sie Dich sah, bemerkte, — ein guter Freund hat mir dies anvertraut, — es fehle Dir an Toilette und Repräsentation. Bedenke dies wohl; es ist von hoher Wichtigkeit.

Dein wohlgewogener Vater.

Dieser Brief versetzte Andrée in eine schmerzliche Verlegenheit.

Sie sollte also bis in ihre neue Wohlfahrt durch eine Armuth verfolgt werden, welche sie allein nicht als einen Mangel fühlte, während ihr Alles dieselbe als einen Flecken vorwarf.

Sie war im Begriff, ihre Feder im Zorn zu zerstoßen und den angefangenen Brief zu zerreißen, um dem Baron irgend eine schöne philosophische Tirade voll von Uneigennützigkeit zu erwiedern, welche Philipp mit beiden Händen unterschrieben hätte.

Doch es kam ihr vor, als sähe sie das ironische Lächeln des Barons, wenn er ihr Meisterwerk lesen würde, und sogleich verschwand ihr ganzer Entschluß. Sie begnügte sich also, dem Baron durch einen Paragraph zu antworten, den sie den Neuigkeiten beifügte, welche sie ihm von Trianon meldete.

„Mein Vater," fügte sie bei, „Nicole erscheint in diesem Augenblick und ich nehme sie auf Ihren Wunsch an; was Sie mir aber über dieselbe geschrieben haben, bringt mich in Verzweiflung. Sollte ich minder lächerlich mit diesem kleinen Dorfmädchen als Kammerfrau sein, als ich es allein unter diesen Reichen des Hofes war? Nicole wird unglücklich sein, wenn sie mich gedemüthigt sieht, sie wird mir schlechten Dank dafür wissen, denn die Diener sind stolz oder demüthig für sich, je nach dem Luxus oder der Einfachheit ihrer Gebieter. Was die Bemerkung Seiner Majestät betrifft, mein Vater, so erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß der König zu viel Geist besitzt, um mir meine Unmacht, die große Dame zu spielen, zu verargen, und daß Seine Majestät überdies zu viel Herz hat, um meine Armuth wahrzunehmen oder zu kritisiren, statt sie in einen Wohlstand zu verwandeln, zu dem Ihr Name und Ihre Verdienste in Aller Augen berechtigen würden."

Dies war die Antwort des Mädchens, und man muß gestehen, daß diese reine Unschuld, daß dieser edle Stolz sehr leicht gegen die Schlauheit und die Verdorbenheit ihrer Versucher Recht hatte.

Andrée sprach nicht mehr von Nicole. Sie behielt sie, so daß diese — sie wußte warum — auf der Stelle ein kleines Bett in dem Cabinet rechts, das auf das Vorzimmer ging, aufschlug und sich ganz winzig, ganz lustig,

ganz zart machte, um in keiner Hinsicht ihre Gebieterin durch ihre Gegenwart in diesem bescheidenen Winkel zu belästigen; man hätte glauben sollen, sie wolle das Rosenblatt nachahmen, das die persischen Gelehrten auf ein Gefäß voll Wasser fallen ließen, um zu zeigen, man könne noch etwas beifügen, ohne den Inhalt überströmen zu machen.

Andrée ging gegen ein Uhr nach Trianon ab. Nie war sie rascher und reizender angekleidet gewesen. Nicole hatte sich übertroffen: Gefälligkeiten, Aufmerksamkeiten und Bestrebungen, nichts hatte bei ihrem Dienste gefehlt.

Als Fräulein von Taverney weggegangen war, fühlte sich Nicole Herrin des Platzes und nahm eine genaue Revue vor. Alles unterlag ihrer Untersuchung, von den Briefen bis zum letzten Flitterkram der Toilette, vom Kamin bis zum geheimsten Winkel der Cabinets.

Und dann schaute sie durch das Fenster, um die Luft der Nachbarschaft ein wenig zu prüfen.

Unten ein geräumiger Hof, wo die Reitknechte die Luxuspferde der Frau Dauphine striegelten. Reitknechte, pfui doch! Nicole wandte den Kopf ab.

Rechts eine Reihe von Fenstern auf der Höhe des Fensters von Andrée. Einige Köpfe erschienen daran, Köpfe von Kammerjungfern und Bohnern. Nicole ging verächtlich zu einer andern Untersuchung über.

Gegenüber hielt der Musikmeister in einem großen Zimmer mit Choristen und Instrumentisten eine Probe zu einer Messe für den heiligen Ludwig.

Während Nicole ausstäubte, trällerte sie zu ihrer Belustigung auf ihre Weise, so daß der Musikmeister sich zerstreute und die Choristen unverschämt falsch sangen.

Doch dieser Zeitvertreib genügte nicht lange für die Eitelkeit von Mademoiselle Nicole; als Meister und Schüler sich gehörig gestritten und getäuscht hatten, ging die kleine Person zur Revue des oberen Stockwerks über. Alle Fenster waren geschlossen, überdies waren es Mansarden.

Nicole fing wieder an auszustäuben; doch einen Augenblick nachher war eine von diesen Mansarden offen, ohne daß man hatte sehen können, durch welchen Mechanismus, denn Niemand erschien.

Jemand hatte indessen dieses Fenster geöffnet; dieser Jemand hatte Nicole gesehen und blieb nicht, um sie anzuschauen: das war ein sehr unverschämter Jemand.

So dachte wenigstens Nicole; um es nicht zu verfehlen, das Gesicht eines Unverschämten zu studiren, kehrte auch Nicole, welche so gewissenhaft studirte, bei dem geringsten Gang, den sie im Zimmer von Andrée machte, hartnäckig zu dem Fenster zurück, um einen Blick nach der Mansarde zu werfen, nämlich nach diesem offenen Auge, das den Respect gegen sie verfehlte, indem es sie in Ermangelung der Augensterne seines Blickes entbehren ließ. Einmal glaubte sie zu bemerken, man sei entflohen, als sie sich genähert: dies war nicht glaublich und sie glaubte es auch nicht.

Ein anderes Mal erhielt sie hierüber beinahe Sicherheit, da sie den Rücken des Flüchtigen gesehen, der durch eine schnellere Rückkehr, als er sie erwartet, überrascht worden war.

Da bediente sich Nicole einer List: sie verbarg sich hinter dem Vorhang und ließ dabei das Fenster weit offen, um keinen Verdacht zu erregen.

Sie wartete lange, doch endlich erschienen schwarze Haare, dann furchtsame Hände, welche einen vorsichtig geneigten Körper stützten, und endlich zeigte sich deutlich und ganz offen das Gesicht: Nicole wäre beinahe rückwärts gefallen und zerkrümpelte völlig den Vorhang.

Es was das Gesicht von Herrn Gilbert, der oben aus dieser Mansarde herabschaute.

Als Gilbert den Vorhang zittern sah, begriff er die List und erschien nicht wieder.

Mehr noch, das Fenster der Mansarde schloß sich.

Kein Zweifel, Gilbert hatte Nicole gesehen, er war erstaunt gewesen, er hatte sich von der Gegenwart dieser

Feindin überzeugen wollen, und war, als er sich selbst entdeckt sah, voll Unruhe und Zorn entflohen.

So wenigstens erklärte sich Nicole die Scene.

Gilbert hätte in der That lieber den Teufel als Nicole gesehen; er schmiedete sich tausend Schrecknisse aus der Ankunft dieser Aufpasserin. Er hatte einen alten Sauerteig der Eifersucht gegen sie: sie wußte sein Geheimniß vom Garten der Rue Coq-Héron.

Gilbert entfloh voll Unruhe, nicht allein voll Unruhe, sondern voll Zorn, und indem er sich vor Wuth in die Finger biß.

„Was liegt mir nun," sagte er zu sich selbst, „was liegt mir nun an der albernen Entdeckung, auf die ich so stolz war! . . . Mag Nicole dort einen Liebhaber haben, das Uebel ist geschehen, und man wird sie deshalb hier nicht wegschicken, während sie, wenn sie sagt, was ich in der Rue Coq-Héron gethan habe, machen kann, daß man mich aus Trianon wegschickt. Ich habe Nicole nicht in den Händen, Nicole hat mich in den Händen. Oh! Wuth!"

Und die ganze Eitelkeit von Gilbert diente als Aufstachlungsmittel für seinen Haß und machte all sein Blut mit einer unerhörten Heftigkeit kochen.

Es kam ihm vor, als hätte Nicole durch ihren Eintritt in dieses Zimmer mit einem teuflischen Lächeln alle die glücklichen Träume daraus vertrieben, welche Gilbert von seiner Mansarde jeden Tag mit seinen Wünschen, mit seiner glühenden Liebe und mit seinen Blumen dahin sandte. Hatte Gilbert zu viel zu denken, um sich bis dahin mit Nicole zu beschäftigen, oder hatte er diesen Gedanken durch den Schrecken entfernt, den sie ihm einflößte? Das werden wir nicht entscheiden. Mit Gewißheit aber können wir versichern, daß der Anblick von Nicole für ihn eine wesentlich unangenehme Ueberraschung war.

Er fühlte wohl, es würde sich der Krieg zwischen ihm und Nicole früher oder später erklären; doch da Gilbert ein kluger und politischer Mann war, so sollte dieser

Krieg nach seinem Willen nicht eher beginnen, als bis er im Stande wäre, ihn gut und energisch zu führen.

Er beschloß also, den Todten nachzumachen, bis ihm der Zufall eine günstige Gelegenheit geben würde, aufzuerstehen, oder bis Nicole aus Schwäche oder aus Bedürfniß einen Schritt gegen ihn wagte, durch den sie ihre Vortheile verlieren würde.

Deshalb hielt er sich, ganz Auge, ganz Ohr für Andrée, aber ohne Unterlaß vorsichtig, wachsam auf dem Laufenden über die inneren Angelegenheiten des ersten Zimmers vom Corridor, ohne daß ihm Nicole ein einziges Mal in den Gärten zu begegnen im Stande war. Zum Unglück von Nicole war diese nicht vorwurfsfrei, und wäre sie es auch für die Gegenwart gewesen, so fand sich doch in ihrer Vergangenheit ein Stein des Anstoßes, über den man sie stolpern machen konnte.

Dies geschah nach Verlauf von acht Tagen.

Gilbert, der am Abend, der in der Nacht lauerte, erblickte endlich durch das Gitter eine Hutfeder, die ihm nicht unbekannt war. Diese Feder plauderte zu Nicole von den unaufhörlichen Zerstreuungen, denn es war die von Herrn Beausire, welcher dem Hofe folgend von Paris nach Trianon ausgewandert war.

Lange Zeit spielte Nicole die Grausame, lange ließ sie Herrn Beausire in der Kälte schnattern, oder in der Hitze zerschmelzen, und diese Tugend brachte Gilbert in Verzweiflung; eines Abends jedoch, da Herr Beausire ohne Zweifel die Gränzen der mimischen Eloquenz überschritten und die Ueberredung gefunden hatte, benützte Nicole den Augenblick, wo Andrée im Pavillon mit Frau von Noailles speiste, um in den Hof hinabzugehen, und mit Herrn Beausire zusammenzukommen, der seinem Freund, dem Stallaufseher, ein kleines irländisches Pferd dressiren half.

Vom Hof ging man in den Garten, und vom Garten in die schattige Allee, welche nach Versailles führt.

Gilbert folgte dem Liebespaar mit der wilden Freude

eines Tigers, der eine Spur wittert. Er zählte ihre Schritte, ihre Seufzer, lernte auswendig, was er von ihren Worten hörte, und man muß glauben, daß er mit dem Resultat sehr zufrieden war, denn am andern Morgen zeigte er sich frei von allem Zwang, wohlüberlegt und trällernd an seiner Mansarde, ohne daß er mehr von Nicole gesehen zu werden befürchtete, sondern im Gegentheil mit einer Miene, als trotzte er ihrem Blick. Diese stopfte an einem gestickten seidenen Fäustling ihrer Gebieterin; bei dem Lärmen seines Singens schaute sie empor und erblickte Gilbert.

Ihre erste Kundgebung war ein gewisses verächtliches Mundverziehen, das gar sauer aussah und auf eine Stunde nach ihrer feindseligen Stimmung roch... Doch Gilbert hielt diesen Blick und diese Miene mit einem seltsamen Lächeln aus und legte so viel Herausforderndes in seine Haltung und seine Art und Weise zu singen, daß Nicole den Kopf senkte und erröthete.

„Sie hat mich begriffen," sagte Gilbert; „das ist Alles, was ich wünschte."

Seitdem fing er immer wieder dasselbe Manoeuvre an, und es war nun Nicole, welche zitterte; sie kam so weit, daß sie sich eine Zusammenkunft mit Gilbert wünschte, um ihr Herz von der Last zu erleichtern, das die ironischen Blicke des jungen Gärtners darauf geworfen hatten.

Gilbert bemerkte, daß man ihn suchte. Er konnte sich in dem kleinen trockenen Husten, der beim Fenster ertönte, wenn ihn Nicole in seiner Mansarde wußte, er konnte sich im Hin- und Hergehen des Mädchens im Corridor nicht täuschen, wenn es vermuthen durfte, er würde herabkommen oder hinaufgehen.

Einen Augenblick war er sehr glücklich durch diesen Triumph, den er ganz und gar seiner Charakterstärke und seinem Geist des Benehmens zuschrieb. Nicole lauerte so scharf auf ihn, daß sie ihn eines Tags seine Treppe hinaufsteigen sah; sie rief ihm, aber er antwortete nicht.

Nicole trieb ihre Neugierde und ihre Furcht noch

weiter; sie zog eines Abends ihre hübschen Pantoffeln mit den hohen Absätzen, eine Erbschaft von Andrée, aus und wagte sich zitternd und rasch in den Dachstuhl, in dessen Hintergrund man die Thüre von Gilbert erblickte.

Es war noch hell genug, daß der Letztere, von dem Herannahen des Mädchens unterrichtet, Nicole deutlich durch die Spalten der Bretter unterscheiden konnte.

Sie klopfte an seine Thüre, wohl wissend, daß er im Zimmer war.

Gilbert antwortete nicht.

Es war dies indessen eine gefahrvolle Versuchung für ihn. Er konnte nach seinem Gefallen diejenige demüthigen, welche zu ihm kam, um sich seine Vergebung zu erbitten. Er war allein, glühend und schauernd jede Nacht bei der Erinnerung an Taverney, das Auge an die Thüre gedrückt, die bezaubernde Schönheit dieses wollüstigen Mädchens verschlingend; übermäßig aufgereizt durch die vorläufige Empfindung seiner Eitelkeit, erhob er schon die Hand, um den Riegel zu ziehen, den er mit seiner gewöhnlichen Vorsicht und Umsicht vorgeschoben hatte, um nicht überrascht zu werden.

„Nein," sagte er zu sich selbst, „nein, es ist nur Berechnung bei ihr; aus Furcht und aus Interesse will sie mich bitten. Sie würde also etwas dabei gewinnen; wer weiß, was ich verlöre?"

Und auf diese Betrachtung hin, ließ er seine Hand wieder an seiner Seite herabfallen. Nicole aber entfernte sich, die Stirne faltend, nachdem sie zwei oder dreimal an die Thüre geklopft hatte.

Gilbert bewahrte sich also alle seine Vortheile; Nicole verdoppelte ihre List, um die ihrigen nicht gänzlich zu verlieren. Endlich beschränkten sich so viele Pläne und Gegenminen auf folgende Worte, welche die zwei kriegführenden Parteien eines Abends vor der Thüre der Kapelle, wo sie der Zufall zusammenführte, austauschten:

„Ah! guten Abend, Herr Gilbert; Sie sind also hier?"

„Ei! guten Abend, Mademoiselle Nicole; Sie sind also in Trianon?"

„Wie Sie sehen, als Kammerjungfer des Fräuleins."

„Und ich als Gärtnergehülfe."

Hienach machte Nicole Gilbert einen schönen Knix, dieser grüßte sie wie ein Mann von Hof, und sie trennten sich.

Gilbert stieg in seine Wohnung hinauf und stellte sich, als ginge er seines Wegs.

Nicole kam aus ihrer Wohnung herab und setzte ihren Weg fort; nur kehrte Gilbert leise um und folgte Nicole, denn er dachte, sie würde wieder Herrn Beausire aufsuchen.

Unter dem Schatten der Allee wartete wirklich ein Mann; Nicole näherte sich ihm; es war schon zu düster, daß Gilbert Herrn Beausire erkennen konnte, und der Mangel der Feder machte ihn so neugierig, daß er Nicole nach ihrer Wohnung zurückkehren ließ und dem Unbekannten vom Rendez-vous bis zum Gitter von Trianon folgte.

Es war nicht Herr Beausire, sondern ein Mann von einem gewissen Alter, mit der Tournure eines vornehmen Herrn und einem trotz vorgerückter Jahre lebhaften Gang; als sich ihm Gilbert, der mit einer großen Unverschämtheit beinahe unter seiner Nase vorüberging, näherte, erkannte er den Herzog von Richelieu.

„Pest!" sagte er, „nach dem Gefreiten der Marschall von Frankreich: Mademoiselle Nicole steigt im Grad."

XCVII.

Die Parlamente.

Während alle diese untergeordneten, unter den Linden und in den Blumen von Trianon ausgebrüteteten Intriguen ein ziemlich belebtes Dasein für die Milben dieser kleinen Welt bildeten, öffneten die großen Intriguen der Stadt als drohende Stürme ihre weiten Flügel über dem Pallaste der Themis, wie Herr Jean Dubarry mythologischer Weise seiner Schwester schrieb.

Die Parlamente, ein entarteter Ueberrest der alten französischen Opposition, hatten unter der launenhaften Hand von Ludwig XV. wieder Luft geschöpft; doch seitdem war ihr Protector, Herr von Choiseul, gefallen; sie fühlten die Gefahr herannahen und schickten sich an, sie durch so energische Maßregeln, als es die Umstände erlaubten, zu beschwören.

Jede große allgemeine Erschütterung ertzündet sich durch eine persönliche Frage, wie die großen Schlachten von ganzen Heeren mit den Gefechten vereinzelter Blänkler beginnen.

Seit Herr de la Chalotais, Herrn von Aiguillon um den Leib fassend, den Kampf der dritten Partei gegen die Feudalität persönlich gemacht hatte, beharrte der öffentliche Geist hiebei und duldete es nicht, daß die Frage verrückt wurde.

Der König aber, den das Parlament von Bretagne und von ganz Frankreich unter eine Sündfluth von mehr oder minder unterwürfigen und kindlichen Vorstellungen getaucht hatte, der König hatte in Folge des Einflusses von Madame Dubarry der Feudalität gegen die dritte Partei durch die Ernennung von Herrn von Aiguillon zum Commandeur seiner Chevauxlegers Recht gegeben.

Herr Jean Dubarry hatte sich ganz richtig darüber

ausgedrückt, es war ein harter Backenstreich für die lieben und getreuen Herren Räthe vom Parlamentshof.

Wie würde dieser Backenstreich aufgenommen werden? Dies war die Frage, die sich der Hof und die Stadt jeden Morgen bei Sonnenaufgang stellten.

Die Leute vom Parlament sind geschickte Leute, und da, wo viele Andere in Verlegenheit gerathen, sehen sie klar.

Sie fingen damit an, daß sie sich unter sich über die Anwendung und das Resultat des Backenstreichs verständigten, wonach sie, als es sich bestimmt herausgestellt hatte, daß der Backenstreich gegeben und empfangen worden war, folgenden Entschluß faßten:

Der Parlamentshof wird sich über das Benehmen des Exgouverneur der Bretagne berathen und sofort seine Ansicht aussprechen.

Doch der König parirte den Schlag dadurch, daß er den Pairs und Prinzen das Verbot einschärfte, sich in den Palast zu begeben, um irgend einer Herrn von Aiguillon betreffenden Berathung beizuwohnen; diese Herren gehorchten buchstäblich.

Entschlossen, seine Sache selbst abzumachen, erließ das Parlament nun einen Spruch, in welchem es erklärte, daß der Herzog von Aiguillon verdächtig und beschuldigt verschiedener Handlungen und Thatsachen, welche seine Ehre befleckten, von seinen Functionen als Pair suspendirt werde, bis er sich durch ein vom Pairshof in den Formen und mit allen durch die Gesetze und Ordonanzen des Königreichs, welche nichts ergänzen könne, vorgeschriebenen Feierlichkeiten ausgesprochenes Urtheil völlig von den seine Ehre befleckenden Anklagen und Verdachtsgründen gereinigt habe.

Doch ein solcher Spruch im Parlamentshof vor den Interessirten gegeben und in die Register eingetragen war noch nichts, es bedurfte der Oeffentlichkeit, des allgemeinen Bekanntwerdens; es bedurfte jenes Scandals, den das Lied in Frankreich zu erheben nie sich scheut, wodurch das

Lied souverän wird und Menschen und Ereignisse beherrscht. Man mußte diesen Bescheid zur Macht des Liedes emportreiben.

Paris wollte nichts Anderes, als sich bei dem Scandal betheiligen; wenig geneigt für den Hof, wenig für das Parlament, erwartete dieses in beständiger Aufwallung begriffene Paris einen guten Stoff zum Lachen, als Uebergang von all den Gegenständen der Thränen, die man ihm seit hundert Jahren lieferte.

Der Spruch war also in gehöriger Form abgefaßt; das Parlament ernannte Commissäre, um ihn vor ihren Augen drucken zu lassen. Man zog zehn tausend Exemplare davon ab, deren Vertheilung in einem Augenblick angeordnet war.

Wonach, da den Formen gemäß der Hauptbetheiligte von dem, was der Parlamentshof mit ihm machte, unterrichtet werden mußte, ebendieselben Commissäre sich nach dem Hotel des Herrn Herzogs von Aiguillon begaben, der zu einer gebieterischen Zusammenkunft so eben in Paris eingetroffen war. Diese Zusammenkunft hatte keinen andern Zweck, als eine nothwendig gewordene, offene und unumwundene Erklärung zwischen dem Herzog und dem Marschall, seinem Oheim.

Durch die Thätigkeit von Rafté hatte ganz Versailles in einer Stunde den edlen Widerstand des alten Herzogs gegen die Befehle des Königs in Beziehung auf das Portefeuille von Herrn von Choiseul erfahren. Durch Versailles erfuhr ganz Paris und ganz Frankreich dieselbe Neuigkeit, so daß sich Herr von Richelieu seit einiger Zeit auf den Schild der Volksthümlichkeit erhoben sah, von wo aus er Madame Dubarry und selbst seinem theuren Neffen politische Grimassen machte.

Diese Stellung war nicht gut für den bereits schon sehr unpopulären Herrn von Aiguillon. Der Marschall, so verhaßt beim Volk, aber gefürchtet, weil er der lebendige Ausdruck des unter Ludwig **XV.** so geachteten und so achtenswerthen Adels war; der Marschall, so veränder-

lich, daß man ihn, nachdem er eine Partei erwählt hatte, ohne Schonung darüber herfallen sah, wenn es die Umstände erlaubten, oder wenn ein Witz daraus entspringen konnte, Richelieu, sagen wir, war ein ärgerlicher Freund, um ihn zu behalten, um so mehr, als die schlimmere Seite seiner Feindschaft darin bestand, daß er an sich hielt, um das zu machen, was er Ueberraschungen nannte.

Der Herzog von Aiguillon hatte seit seiner Zusammenkunft mit Madame Dubarry zwei Blößen am Panzer. Da er errieth, was Alles Richelieu an Groll und Rachgier unter der scheinbaren Gleichheit seiner Laune verbarg, so that er, was man im Falle eines Sturmes thun muß: er zersprengte die Wettersäule mit Kanonenschüssen, überzeugt, die Gefahr wäre minder groß, wenn man sich ihr entgegenwerfen würde.

Er bemühte sich also, seinen Oheim überall aufzusuchen, um eine ernste Unterredung mit ihm zu pflegen; doch nichts war so schwierig, seitdem der Marschall seinen Wunsch gewittert hatte.

Es begannen Märsche und Gegenmärsche; sobald der Marschall seinen Neffen von fern erblickte, schoß er ihm wie einen Pfeil ein Lächeln zu, und umgab sich sogleich mit Leuten, welche jede Verbindung unmöglich machten; er trotzte so dem Feinde wie in einer uneinnehmbaren Festung.

Der Herzog von Aiguillon zersprengte die Wettersäule.

Aber Rafté, der an seinem kleinen Fenster im Hotel, das auf den Hof ging, Schildwache stand, erkannte die Livree des Herzogs und benachrichtigte seinen Herrn.

Der Herzog drang bis in das Schlafzimmer des Marschalls; er fand hier Rafté, der mit einem ganz von Vertraulichkeit angeschwollenen Lächeln die Indiscretion beging, diesem Neffen zu erzählen, sein Oheim habe die Nacht außerhalb des Hotels zugebracht.

Herr von Aiguillon biß sich auf die Lippen und nahm einen guten Rückzug.

Sobald er zu Hause war, schrieb er an den Marschall und bat ihn um eine Audienz.

Der Marschall konnte vor einer Antwort nicht zurückweichen. Er konnte, wenn er antwortete, die Audienz nicht verweigern, und wenn er die Audienz bewilligte, wie sollte er eine gute Erklärung verweigern? Herr von Aiguillon glich zu sehr jenen höflichen, artigen Raufern, welche ihre schlimmen Absichten unter einer bewunderungswürdigen Freundlichkeit verbergen, ihren Mann unter Verbeugungen auf den Kampfplatz führen und hier ohne Barmherzigkeit niederstechen.

Der Marschall war nicht eitel genug, um sich eine Illusion zu machen, er kannte die ganze Stärke seines Neffen. Einmal ihm gegenüber, würde ihm dieser Widersacher entweder eine Verzeihung oder eine Einräumung entreißen. Richelieu aber verzieh nie, und Einräumungen einem Feinde gegenüber sind stets Todfehler in der Politik.

Er stellte sich also beim Empfang des Briefes von Aiguillon, als hätte er Paris auf mehrere Tage verlassen.

Rafté, den er über diesen Punkt um Rath fragte, sprach seine Ansicht dahin aus:

„Wir sind auf dem Weg, Herrn von Aiguillon zu Grunde zu richten. Unsere Freunde in den Parlamenten machen das Geschäft ab. Kann Herr von Aiguillon, der dies vermuthet, Ihrer vor der Explosion habhaft werden, so wird er Ihnen das Versprechen entreißen, ihm im Falle eines Unglücks beizustehen, denn Ihre Empfindlichkeit ist eine von denjenigen, welche Sie nicht laut vor einem Familieninteresse können geltend machen; weigern Sie sich im Gegentheil, so geht Herr von Aiguillon, nennt Sie seinen Feind, schreibt Ihnen das Uebel zu, und er geht erleichtert, wie man es immer ist, so oft man die Ursache des Uebels gefunden hat, wenn auch das Uebel nicht geheilt ist.“

„Das ist vollkommen richtig,“ erwiederte Richelieu,

„doch ich kann mich nicht ewig verbergen. Wie viele Tage vor der Explosion?“

„Sechs, gnädigster Herr.“

„Ist das sicher?“

Rafté zog aus seiner Tasche einen Brief von einem Rath im Parlament. Dieser Brief enthielt nur folgende zwei Zeilen:

„Es ist entschieden, daß der Spruch gefällt werden soll. Donnerstag wird die letzte von dem Gerichtscollegium anberaumte Frist sein.“

„Dann ist nichts einfacher,“ sagte der Marschall. „Schicke dem Herzog seinen Brief mit einem Billet von Deiner Hand zurück.“

„Herr Herzog!“

„„Sie werden die Abreise des Herrn Marschalls nach*** erfahren haben. Diese Luftveränderung ist von dem Arzt des Herrn Herzogs, der ihn ein wenig ermüdet findet, als unerläßlich erachtet worden. Wenn Sie, wie ich nach dem glaube, was Sie mir kürzlich zu sagen mich beehrten, den Herrn Marschall zu sprechen wünschen, so kann ich Sie versichern, daß Donnerstag Abend der Herr Herzog, von *** zurückkehrend, in seinem Hotel in Paris schlafen wird, wo Sie ihn unfehlbar finden.““

„Und nun,“ fügte der Marschall bei, „nun verbirg mich irgendwo bis Donnerstag.“

Rafté befolgte pünktlich diese Instruction. Das Billet wurde geschrieben und abgesandt. Das Versteck war bald gefunden, nur ging der Herr Herzog von Richelieu, der sich ungemein langweilte, eines Abends aus, um Nicole in Trianon zu sprechen. Er wagte nichts, oder er glaubte nichts zu wagen, da er wußte, daß der Herr Herzog von Aiguillon im Pavillon von Luciennes war.

Aus diesem Manoeuvre ging hervor, daß Herr von Aiguillon, wenn er etwas vermuthete, wenigstens dem Schlag, von dem er bedroht war, nicht zuvorkommen konnte, da ihm der Degen seines Feindes entging, dem er hätte müssen begegnen können.

Die Frist von Donnerstag befriedigte ihn, er reiste an diesem Tag von Versailles in der Hoffnung ab, endlich diesen ungreifbaren Widersacher zu treffen und zu bekämpfen.

Es war, wie gesagt, an dem Tag, wo das Parlament seinen Spruch erlassen hatte.

Eine noch dumpfe, aber für den Pariser, der das Niveau seiner Wellen so gut kennt, verständliche Gährung herrschte in den großen Straßen, durch welche der Wagen von Herrn von Aiguillon fuhr.

Man schenkte ihm keine Aufmerksamkeit, denn er war so vorsichtig, in einem Wagen ohne Wappen mit zwei Grauschimmeln zu fahren, als ob es sich um ein Liebesabenteuer handelte.

Er sah wohl da und dort geschäftige Leute, die sich ein Papier zeigten, es unter vielen Gesticulationen lasen und in Gruppen wirbelten, wie Ameisen um ein Stückchen Zucker, das zur Erde gefallen ist; doch es war dies die Zeit der harmlosen Bewegungen: das Volk gruppirte sich so wegen einer Getreidetaxe, wegen eines Artikels der holländischen Zeitung, wegen eines Verses von Voltaire, oder wegen eines Liedes gegen die Dubarry oder gegen Herrn von Maupeou.

Herr von Aiguillon begab sich geradezu nach dem Hotel von Herrn von Richelieu. Er fand nur Rafté.

Der Herr Marschall, sagte dieser, werde jeden Augenblick erwartet; irgend eine Zögerung der Post halte ihn an den Barrièren zurück.

Herr von Aiguillon beschloß zu warten, während er einige böse Laune gegen Rafté kundgab, denn er nahm die Entschuldigung als eine neue Niederlage.

Es war noch viel schlimmer, als ihm Rafté erwiederte: der Marschall würde, wenn er zurückkäme, in Verzweiflung sein, daß man Herrn von Aiguillon habe warten lassen; er dürfte überdies nicht in Paris schlafen, wie es Anfangs verabredet gewesen; ohne Zweifel würde er

nicht allein vom Lande zurückkommen und nur durch Paris fahren und dabei die Neuigkeiten von seinem Hotel mitnehmen. Herr von Aiguillon dürfte deshalb wohl daran thun, nach Hause zurückzukehren, wo ihn sodann der Marschall im Vorbeifahren einen Augenblick aufsuchen würde.

„Hören Sie, Rafté," sagte Herr von Aiguillon, der während dieser dunklen Erklärung sehr düster geworden war, „Sie sind das Gewissen meines Oheims, antworten Sie als ehrlicher Mann. Man hintergeht mich, nicht wahr, und der Herr Marschall will mich nicht sehen. Unterbrechen Sie mich nicht, Rafté, Sie sind oft für mich ein guter Rath gewesen, und ich konnte für Sie sein, was ich abermals sein werde, ein guter Freund; soll ich nach Versailles zurückkehren?"

„Herr Herzog, auf Ehre, Sie werden, ehe eine Stunde vergeht, den Besuch des Herrn Marschalls empfangen."

„Da warte ich aber lieber hier, da er zurückkommen wird."

„Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, er werde vielleicht nicht allein kommen."

„Ich verstehe . . . und ich habe Ihr Wort, Rafté."

Hienach entfernte sich der Herzog ganz träumerisch, aber mit einer so edlen und so anmuthigen Miene, daß das Gesicht des Marschalls, als er nach dem Abgang seines Neffen aus einem mit einer Glasthüre versehenen Cabinet hervorkam, gerade den Gegensatz davon bildete.

Der Marschall lächelte wie einer von jenen häßlichen Dämonen, welche Callot in seine Versuchungen eingestreut hat.

„Er vermuthet nichts, Rafté," sagte er.

„Nichts, Monseigneur."

„Wie viel Uhr ist es?"

„Die Stunde thut nichts zur Sache, Monseigneur, man muß warten, bis unser kleiner Anwalt vom Chatelet

mich benachrichtigt hat. Die Commissäre sind noch beim Drucken."

Rafté hatte noch nicht vollendet, als ein Kammerdiener durch eine geheime Thüre einen ziemlich fettigen, ziemlich häßlichen, ziemlich schwarzen Menschen, eine von jenen lebendigen Federn eintreten ließ, gegen welche Herr Dubarry eine so heftige Antipathie äußerte.

Rafté schob den Marschall ins Cabinet und ging diesem Menschen lächelnd entgegen,

„Ah! Sie sind es, Meister Flageot!" sagte er, „Ihr Besuch entzückt mich."

„Ihr Diener, Herr von Rafté; nun, die Sache ist gethan."

„Es ist gedruckt?"

„Und fünftausendmal abgezogen. Die ersten Proben laufen schon durch die Stadt, die andern trocknen."

„Welch ein Unglück, lieber Herr Flageot, welche Verzweiflung für die Familie des Herrn Marschalls."

Um sich des Antwortens, daß heißt des Lügens zu überheben, zog Herr Flageot aus seiner Tasche eine große silberne Dose, aus der er langsam eine Prise spanischen Taback schnupfte.

„Und was macht man hernach?" fuhr Rafté fort.

„Die Form, lieber Herr Rafté. Sicher des Abzugs und der Vertheilung, werden die Herren Commissäre unmittelbar in den Wagen steigen, der sie vor der Thüre der Druckerei erwartet, um den Spruch dem Herrn Herzog von Aiguillon mitzutheilen, welcher sich gerade, sehen Sie das Glück, nämlich das Unglück, Herr Rafté, in seinem Hotel in Paris befindet, wo man mit seiner Person wird sprechen können."

Rafté machte eine ungestüme Bewegung, um auf einem Schrank einen ungeheuren Aktensack zu erreichen, den er Meister Flageot mit den Worten übergab:

„Hier sind die Aktenstücke, von denen ich sprach, mein Herr: Monseigneur der Marschall hat das größte Vertrauen zu Ihren Einsichten und überläßt Ihnen diese An-

gelegenheit, welche sehr vortheilhaft für Sie sein muß. Ich danke Ihnen für Ihre guten Dienste bei diesem beklagenswerthen Conflict von Herrn von Aiguillon mit dem allmächtigen Parlament von Paris, meinen Dank für Ihren guten Rath."

Und er schob Meister Flageot, der über seine Aktenlast entzückt war, sanft, aber mit einer gewissen Hast nach der Thüre des Vorzimmers.

Dann befreite er sogleich den Marschall aus seinem Gefängniß und sagte zu ihm:

„Vorwärts, gnädigster Herr, zu Wagen! Sie haben keine Zeit zu verlieren, wenn Sie der Vorstellung beiwohnen wollen. Lassen Sie Ihre Pferde rascher gehen, als die der Herren Commissäre."

XCVIII.

Worin nachgewiesen wird, daß der Weg zum Ministerium nicht mit Rosen bestreut ist.

Die Pferde von Herrn von Richelieu gingen rascher, als die der Herren Commissäre, und der Marschall fuhr folglich zuerst in den Hof des Hotel Aiguillon.

Der Herzog erwartete seinen Oheim nicht mehr und schickte sich an, nach Luciennes zurückzufahren, um Madame Dubarry mitzutheilen, der Feind habe sich entlarvt; doch der Huissier, der den Marschall meldete, erweckte diesen entmuthigten Geist aus seiner Erstarrung.

Der Herzog lief seinem Oheim entgegen und nahm seine Hände mit einer Affectation von Zärtlichkeit, welche ganz daß Maaß der Furcht hielt, die er gehabt hatte.

Der Marschall gab sich hin wie der Herzog: das Gemälde war rührend. Man sah jedoch Herrn von Aiguillon den Augenblick der Erklärungen beschleunigen,

während ihn der Marschall, so gut er konnte, verschob, indem er bald ein Gemälde, bald ein Bronze, bald ein Tapetenwerk anschaute, und sich dabei über eine tödtliche Müdigkeit beklagte.

Der Herzog schnitt den Rückzug seinem Oheim kurz ab, indem er ihn in einen Lehnstuhl einschloß, wie Herr von Villars den Prinzen Eugen in Marchiennes eingeschlossen hatte, und als Angriff zu ihm sagte:

„Mein Oheim, ist es wahr, daß Sie, der geistreichste Mann von Frankreich, mich schlecht genug beurtheilt haben, um zu glauben, ich treibe den Egoismus nicht für uns Beide?"

Es ließ sich nicht mehr zurückweichen. Richelieu faßte seinen Entschluß.

„Was sagst Du da," erwiederte er, „und worin siehst Du, daß ich Dich gut oder schlecht beurtheilt habe, mein Lieber?"

„Mein Oheim, Sie schmollen mit mir?"

„Ich, worüber?"

„Oh! keine solche Ausweichungen, Herr Marschall; Sie vermeiden mich, während ich Ihrer bedarf, damit ist Alles gesagt."

„Auf Ehre, ich begreife nicht."

„So will ich es Ihnen erklären. Der König wollte Sie nicht zum Minister ernennen, und da ich annahm, ich nämlich die Chevauxlegers, so vermuthen Sie, ich habe Sie verlassen, verrathen. Die liebe Gräfin, die Sie so sehr in ihrem Herzen trägt!"

Hier horchte Richelieu, doch nicht allein auf die Worte seines Neffen.

„Du sagst mir, sie trage mich im Herzen, die liebe Gräfin?" fragte er.

„Und ich werde es beweisen."

„Mein Theurer, ich bezweifle es nicht. Ich lasse Dich kommen, um mit mir am Rad zu treiben. Du bist jünger, folglich stärker; es gelingt Dir, ich scheitere; das ist in der Ordnung, und bei meiner Treue, ich begreife

nicht, warum Du alle diese Bedenklichkeiten fassest; hast Du in meinen Interessen gehandelt, so billige ich es hundertmal; hast Du gegen mich gehandelt, nun! so werde ich Dir den Puff zurückgeben ... Verdient dies, daß man sich darüber erklärt?"

„Mein Oheim, in der That ..."

„Du bist ein Kind, Herzog. Deine Stellung ist herrlich: Pair von Frankreich, Herzog, Commandant der Chevauxlegers, in sechs Wochen Minister, mußt Du über jeder gemeinen Erbärmlichkeit stehen; der Erfolg spricht frei, mein liebes Kind. Nimm an ... ich liebe die Apologe ... nimm an, wir seien die zwei Maulthiere aus der Fabel ... Aber was höre ich denn da unten?"

„Nichts, mein Oheim, fahren Sie fort."

„Doch, ich höre einen Wagen im Hof."

„Mein Oheim, unterbrechen Sie sich nicht, ich bitte Sie; Ihre Rede interessirt mich über alle Maßen; ich liebe auch die Apologe."

„Nun wohl, mein lieber, ich wollte Dir sagen, Du werdest im Glück nie den Vorwurf Dir gegenüber finden, nie den Aerger der Neidischen zu befürchten haben; doch wenn Du hinkst, wenn Du lahm gehst ... ah! Teufel! nimm Dich in Acht, in diesem Augenblick greift der Wolf an; doch siehst Du, ich sagte es Dir wohl, es ist Geräusch in Deinen Vorzimmern; man kommt ohne Zweifel, um Dir das Portefeuille zu überbringen. Die kleine Gräfin wird für Dich im Alkoven gearbeitet haben."

Der Huissier trat ein.

„Die Herren Commissäre des Parlaments," sagte er unruhig.

„Sieh!" machte Richelieu.

„Commissäre der Parlaments hier? Was will man von mir?" erwiederte der Herzog, wenig beruhigt durch das Lächeln seines Oheims.

„Auf Befehl des Königs!" sprach eine sonore Stimme am Ende des Vorzimmers.

„Oh! oh!" rief Richelieu.

Herr von Aiguillon stand ganz bleich auf und trat auf die Schwelle des Salon, um selbst die zwei Commissäre einzuführen, hinter denen zwei Huissiers mit unempfindlichen Gesichtern und dann eine Legion von erschrockenen Dienern erschienen.

„Was will man von mir?" fragte der Herzog mit bewegter Stimme.

„Haben wir die Ehre, mit dem Herrn Herzog von Aiguillon zu sprechen?" sagte einer von den Commissären.

„Ich bin der Herzog von Aiguillon, ja, meine Herren."

Sogleich zog der Commissär mit einer tiefen Verbeugung aus seinem Gürtel eine Akte in guter Form, die er mit lauter und verständlicher Stimme vorlas. Es war der ausführliche und vollständige Spruch, der den Herzog von Aiguillon als ernstlich verdächtig und beschuldigt verschiedener Handlungen und Thatsachen, die seine Ehre beflecken, erklärte und ihn von seinen Functionen als Pair des Reiches suspendirte.

Der Herzog hörte diese Vorlesung, wie ein vom Blitz getroffener Mensch das Rollen des Donners hört. Er rührte sich nicht mehr als eine Bildsäule auf einem Piedestal und streckte nicht einmal die Hand aus, um die Abschrift des Spruches zu nehmen, die ihm der Commissär des Parlaments bot.

Es war der Marschall, der, ebenfalls stehend, aber munter und behende, das Papier nahm und den Gruß der Räthe erwiederte.

Diese waren schon fern, als der Herzog noch in demselben Erstaunen verharrte.

„Das ist ein harter Schlag," sagte Richelieu; „Du bist nicht mehr Pair von Frankreich, das ist demüthigend."

Der Herzog wandte sich gegen seinen Oheim um, als ob er jetzt erst das Leben und den Gedanken wieder bekommen hätte.

„Du warst nicht hierauf gefaßt?" sagte Richelieu mit demselben Ton.

„Und Sie, mein Oheim?" entgegnete Aiguillon.

„Wie soll man vermuthen, das Parlament werde so hart auf den Günstling des Königs und der Favoritin einschlagen... Diese Leute werden machen, daß man sie zu Staub zermalmt."

Der Herzog setzte sich, die Hand auf seiner brennenden Wange.

„Siehst Du," fuhr der alte Marschall, den Dolch tiefer in die Wunde drückend, fort, „wenn Dich das Parlament der Pairie entsetzt, weil Du zum Commandeur der Chevaurlegers ernannt worden bist, so wird es am Tage Deiner Ernennung zum Minister Deine Verhaftung decretiren und Dich zum Feuertod verurtheilen."

Der Herzog hielt diesen furchtbaren Spott mit der Standhaftigkeit eines Helden aus; sein Unglück erhöhte ihn, es läuterte seine Seele.

Richelieu glaubte, diese Standhaftigkeit wäre Unempfindlichkeit, Unverstand vielleicht, und die Stiche wären nicht tief genug gegangen.

„Da Du nicht mehr Pair bist," sagte er, „so bist Du vielleicht weniger dem Haß dieser Schwarzröcke ausgesetzt ... flüchte Dich auf einige Jahre in die Dunkelheit. Siehst Du übrigens, die Dunkelheit, Deine Schutzwache, wird Dir zukommen, ohne daß Du es willst; Deiner Functionen als Pair entsetzt, gelangst Du schwieriger zum Ministerium, das wird Dich aus der Verlegenheit ziehen, während Du, wenn Du kämpfen willst, mein Freund ... Du hast Madame Dubarry für Dich, sie trägt Dich im Herzen und das ist eine solide Stütze."

Herr von Aiguillon stand auf. Er gab dem Marschall nicht einmal einen Blick des Zornes für alle die Leiden zurück, die er ihn ausstehen ließ.

„Sie haben Recht, mein Oheim," erwiederte er ruhig, „und Ihre Weisheit leuchtet in dieser letzten Ansicht durch. Die Frau Gräfin Dubarry, der Sie mich vorzustellen die Güte hatten, und der Sie so viel Gutes mit so viel Heftigkeit von mir sagten, daß Jedermann in Luciennes davon Zeugschaft leisten kann, die Frau Gräfin Dubarry wird

mich vertheidigen. Sie liebt mich, Gott sei Dank, sie ist muthig und hat jede Gewalt über den Geist Seiner Majestät. Ich danke, mein Oheim, für Ihren Rath und flüchte mich in denselben, wie in einen Rettungshafen. Meine Pferde, Bourguignon, nach Luciennes!"

Der Marschall blieb gleichsam in einem untermalten Lächeln.

Herr von Aiguillon verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor seinem Oheim und entfernte sich aus dem Salon, wo er den Marschall sehr intriguirt und über Alles verwirrt durch die Erbitterung zurückließ, mit der er in dieses edle, lebendige Fleisch gebissen hatte.

Es lag einiger Trost für den alten Marschall in der tollen Freude der Pariser, als sie am Abend die zehn tausend Exemplare vom Spruch lasen, die man sich auf der Straße aus den Händen riß. Doch er konnte sich eines Seufzers nicht erwehren, als ihm Rafté Rechenschaft von seinem Abend abforderte.

Er erzählte ihm denselben jedoch, ohne etwas zu verschweigen.

„Der Stoß ist also parirt?" fragte der Secretaire.

„Ja oder nein, Rafté; doch der Stoß ist nicht tödtlich und wir haben in Trianon etwas Besseres, was ich nicht einzig und allein gepflegt zu haben mir zum Vorwurf mache. Wir haben zwei Hasen gejagt, Rafté . . . das ist eine große Thorheit . . ."

„Warum, wenn man den guten nimmt?" erwiederte Rafté.

„Ei! mein Lieber, der gute, erinnere Dich dessen, ist stets derjenige, welchen man nicht genommen hat, und für den, welchen man nicht hat, würde man immer den andern, nämlich den, welchen man in seinen Händen hält, geben."

Rafté zuckte die Achseln, und dennoch hatte Herr von Richelieu nicht Unrecht.

„Sie glauben, Herr von Aiguillon werde da herauskommen?" sagte er.

„Glaubst Du, daß der König herauskommt, Einfaltspinsel?“

„Oh! der König macht überall ein Loch; doch es handelt sich nicht mehr um den König, so viel ich weiß.“

„Wo der König durchkommt, wird auch Madame Dubarry durchkommen, welche so nahe am König hält. . . Und wo Madame Dubarry durchgekommen ist, wird auch Herr von Aiguillon durchkommen. Doch Du verstehst Dich nicht auf Politik.“

„Monseigneur, das ist nicht die Ansicht von Meister Flageot.“

„Gut! was sagt dieser Meister Flageot? Und wer ist das vor Allem?“

„Es ist ein Anwalt, gnädigster Herr.“

„Hernach?“

„Nun! Herr Flageot behauptet, der König selbst werde sich nicht herausziehen.“

„Oh, oh! wer wird dem Löwen ein Hinderniß entgegenstellen?“

„Monseigneur, die Ratte wird es sein.“

„Meister Flageot also?“

„Er sagt, ja.“

„Und Du glaubst es?“

„Ich glaube immer einem Anwalt, der das Böse zu thun verspricht.“

„Wir werden sehen, Rafté, welche Mittel Meister Flageot besitzt.“

„Das sage ich mir auch, Monseigneur.“

„Komm zum Abendbrod, damit ich mich niederlegen kann. Es hat mich ganz umgedreht, sehen zu müssen, daß mein armer Neffe nicht mehr Pair von Frankreich ist und nicht Minister werden soll. Man ist Oheim, Rafté, oder ist es nicht.“

Herr von Richelieu seufzte ein wenig und lachte sodann.

„Sie haben doch wohl das, was man braucht um Minister zu sein,“ sagte Rafté.

XCIX.

Herr von Aiguillon nimmt sich seine Genugthuung.

Am andern Morgen nach dem Tage, wo der furchtbare Spruch des Parlaments Paris und Versailles mit Lärmen erfüllt hatte, als Jedermann in großer Erwartung lebte, was die Folge dieses Spruches sein würde, sah Herr von Richelieu, der sich nach Versailles begeben und sein regelmäßig unregelmäßiges Leben wieder begonnen hatte, Rafté einen Brief in der Hand haltend bei sich eintreten.

Der Secretaire roch an diesem Brief und wog ihn mit einer Unruhe ab, die sich rasch seinem Herrn mittheilte.

„Was ist das wieder, Rafté?“ fragte der Marschall.

„Monseigneur, ich bilde mir ein, es ist etwas nicht sehr Angenehmes in diesem Briefe enthalten.“

„Warum bildest Du Dir das ein?“

„Weil der Brief von Herrn von Aiguillon ist.“

„Ah! ah!“ machte der Herzog, „von meinem Neffen.“

„Ja, Herr Marschall; am Ende der Sitzung des königlichen Rathes kam ein Huissier der Kammer und brachte mir dieses Schreiben für Sie; seit zehn Minuten drehe ich es hin und her und kann mich nicht erwehren, eine schlimme Nachricht darin zu sehen.“

Der Herzog streckte die Hand aus.

„Gib,“ sagte er, „ich bin muthig.“

„Ich bemerke Ihnen,“ unterbrach ihn Rafté, „daß der Huissier, als er mir das Papier übergab, aus vollem Halse lachte.“

„Teufel! das ist beunruhigend; gib immerhin,“ erwiederte der Marschall.

„Und daß er beifügte: „„der Herr Herzog von Aiguil-

lon empfiehlt, dem Herrn Marschall diese Botschaft auf der Stelle zu übergeben.““

„Schmerz! du kannst nicht verlangen, daß ich behaupte, du seist ein Uebel!“ rief der alte Marschall, das Siegel mit fester Hand erbrechend.

Und er las.

„Ei! ei! Sie machen Grimassen,“ sagte Rafté, der als Beobachter die Hände auf den Rücken legte.

„Ist es möglich!“ murmelte Richelieu unter dem Lesen.

„Das ist ernst, wie es scheint?“

„Du siehst ganz entzückt aus?“

„Gewiß, ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe.“

Der Marschall las weiter.

„Der König ist gut,“ sagte er nach einem Augenblick.

„Er ernennt Herrn von Aiguillon zum Minister?“

„Noch etwas Besseres.“

„Oh! oh! was denn?“

„Lies und erkläre.“

Rafté las den Brief ebenfalls; er war eigenhändig vom Herzog geschrieben und in folgenden Worten abgefaßt:

„Mein lieber Oheim,

„Ihr Rath hat Früchte getragen: ich habe meinen Kummer der vortrefflichen Freundin Ihres Hauses, der Frau Gräfin Dubarry, anvertraut, welche mein Geständniß in den Busen Seiner Majestät niederzulegen die Güte hatte. Der König war entrüstet über die Gewaltthätigkeit der Herren vom Parlamente gegen mich, der ich mich so getreulich seinem Dienste gewidmet habe, und noch in seinem Rath vom heutigen Tage hat Seine Majestät den Spruch des Parlaments cassirt und mich beauftragt, meine Functionen als Pair von Frankreich fortzusetzen; mein lieber Oheim, da ich weiß, welch ein großes Ver-

gnügen Ihnen diese Nachricht bereitet, so überschicke ich Ihnen den Inhalt der Entscheidung, welche Seine Majestät heute im Rathe genommen hat. Ich habe sie durch einen Secretaire abschreiben lassen, und Sie erhalten Mittheilung davon vor irgend Jemand in der Welt.

„Wollen Sie der Versicherung meiner zärtlichen Ehrfurcht glauben, mein lieber Oheim, und mich fortwährend mit Ihrer Gunst und Ihren guten Rathschlägen erfreuen.

„Herzog von Aiguillon."

„Er treibt noch obendrein sein Gespötte mit mir," rief Richelieu.

„Meiner Treue, ich glaube es auch, Monseigneur."

„Der König! der König! er wirft sich in das Wespennest!"

„Sie wollten gestern nicht glauben."

„Ich habe nicht gesagt, er würde sich nicht hineinwerfen, Herr Rafté, ich habe gesagt, er würde sich herausziehen . . . Du siehst aber, daß er sich herauszieht."

„Das Parlament ist unleugbar geschlagen."

„Und ich auch."

„Für den Augenblick, ja."

„Für immer! Gestern hatte ich ein Vorgefühl, und Du tröstetest mich so sehr, daß mir nothwendig Unannehmlichkeiten zustoßen mußten."

„Gnädigster Herr, Sie lassen sich ein wenig zu früh entmuthigen, wie mir scheint."

„Meister Rafté, Sie sind ein Dummkopf. Ich bin geschlagen und werde die Buße bezahlen. Sie begreifen vielleicht nicht Alles, was Unangenehmes für mich darin liegt, daß ich zu dieser Stunde das Gelächter von Luciennes bin: der Herzog verspottet mich in den Armen von Madame Dubarry, Mademoiselle Chon und Herr Jean Dubarry verhöhnen mich, und der Neger stopft sich voll mit Bonbons und schlägt mir dabei ein Schnippchen.

Alle Teufel! ich habe einen guten Charakter, doch diese ganze Geschichte macht mich wüthend."

„Wüthend, Monseigneur?"

„Ich habe das Wort gesagt, wüthend."

„Dann hätten Sie nicht thun sollen, was Sie gethan haben," erwiederte philosophisch Rafté.

„Sie haben mich dazu angetrieben, mein Herr Secretaire."

„Ich?"

„Ja, Sie."

„Ei! was liegt mir daran, ob Herr von Aiguillon Pair von Frankreich ist, oder nicht ist, frage ich Sie, Monseigneur? Ihr Neffe thut mir keinen Eintrag, wie mir scheint."

„Herr Rafté, Sie sind ein Unverschämter."

„Das sagen Sie mir seit neun und vierzig Jahren, gnädigster Herr."

„Und ich werde es Ihnen wiederholen."

„Nicht neun und vierzig Jahre, das beruhigt mich."

„Rafté, so nehmen Sie meine Interessen?"

„Die Interessen Ihrer kleinen Leidenschaften, Herr Herzog, nein, niemals ... Obgleich Sie ein Mann von Geist sind, begehen Sie doch Albernheiten, die ich einem Pedanten, wie ich bin, nicht verzeihen würde."

„Erklären Sie sich, Herr Rafté, und wenn ich Unrecht habe, werde ich es zugestehen."

„Sie bedurften gestern einer Rache, nicht wahr? Sie wollten die Demüthigung Ihres Neffen sehen. Sie wollten ihm gleichsam den Spruch des Parlaments überbringen und die Zuckungen und Bebungen Ihres Opfers anschauen, wie Herr von Crebillon, der Sohn, sagt. Ei! Herr Marschall, dergleichen Schauspiele bezahlt man theuer; solche Befriedigungen kosten viel ... Sie sind reich, bezahlen Sie, Herr Marschall, bezahlen Sie."

„Was hätten Sie an meiner Stelle gethan, lassen Sie hören, mein Herr Schöngeist?"

„Nichts ... ich hätte gewartet, ohne ein Lebenszeichen von mir zu geben."

Ein Knurren des Marschalls war dessen Antwort.

„Nun," fuhr Rafté fort, „das Parlament war gehörig von Ihnen beohrfeigt, um zu thun, was es gethan hat; als der Spruch gefällt war, boten Sie Ihre Dienste Ihrem Neffen an, der nichts vermuthet hatte."

„Das war schön und gut, und ich gebe zu, daß ich Unrecht hatte; doch dann hätten Sie mich warnen sollen."

„Ich, das Vollbringen des Schlimmen verhindern! Sie nehmen mich für einen Andern, Herr Marschall; Sie wiederholen gegen Jedermann, ich sei Ihre Creatur, Sie haben mich dressirt, und Sie wollen, ich soll nicht entzückt sein, wenn ich eine Albernheit begehen oder ein Unglück kommen sehe! ... Stille doch!"

„Es wird also ein Unglück geschehen, Herr Zauberer?"

„Gewiß."

„Welches?"

„Sie werden hartnäckig sein, und Herr von Aiguillon wird das Gelenk zwischen dem Parlament und Madame Dubarry fassen; an diesem Tag wird er Minister, und Sie werden verbannt... oder in der Bastille sein."

Der Marschall warf aus Wuth den ganzen Inhalt seiner Tabaksdose auf den Teppich.

„In der Bastille!" rief er, die Achseln zuckend: „ist Ludwig XV. Ludwig XIV.?"

„Nein; doch Madame Dubarry wird, durch Herrn von Aiguillon verdoppelt, Frau von Maintenon an Stärke gleichkommen. Nehmen Sie sich in Acht, ich kenne heut zu Tage keine Prinzessin von Geblüt, die Ihnen Bonbons und den Gänsepfeffer dahin bringen wird."

„Das sind genug Vorzeichen," erwiederte der Marschall nach langem Stillschweigen ... „Sie lesen in der Zukunft; doch sprechen Sie von der Gegenwart, wenn's beliebt?"

„Der Herr Marschall ist zu weise, als daß man ihm Rathschläge geben könnte."

„Sprich doch, alter Bursche, willst Du auch meiner spotten?“

„Merken Sie wohl auf, Herr Marschall, Sie verwechseln die Data; einen Menschen, der vierzig Jahre vorüber ist, nennt man nicht mehr Bursche, und ich bin sieben und sechzig.“

„Gleichviel . . . ziehe mich da heraus, und zwar geschwinde, geschwinde.“

„Durch einen Rath?“

„Durch was Du willst.“

„Es ist noch nicht Zeit.“

„Du scherzest offenbar.“

„Gefiele es Gott! . . . Wenn ich scherzte, so wären die Umstände scherzhafter Natur, und leider sind sie dies nicht.“

„Wie ist es mit dieser Niederlage . . . es ist nicht Zeit?“

„Nein, Monseigneur, es ist nicht Zeit. Wenn die Eröffnung des königlichen Bescheids nach Paris gelangt wäre, dann etwa . . . Wollen wir einen Courier an den Herrn Präsidenten d'Aligre abschicken?“

„Daß man noch mehr über uns spottet.“

„Welche lächerliche Eitelkeit, Herr Marschall, Sie könnten machen, daß ein Heiliger den Kopf verlöre . . . Lassen Sie mich meinen Plan einer Landung in England vollenden und tauchen Sie vollends in Ihre Portefeuille-Intrigue, da das Geschäft halb abgemacht ist.“

Der Marschall kannte die schwarze Laune von Herrn Rafté; er wußte, daß der Secretaire, wenn sich einmal seine Melancholie erklärt hatte, nicht mehr mit eisernen Stangen zu berühren war.

„Ruhig, schmolle mir nicht,“ sagte er, „und wenn ich Dich nicht verstehe, so mache Dich verständlich.“

„Monseigneur will also, daß ich ihm einen Plan des Benehmens vorzeichne.“

„Gewiß, da Du behauptest, ich wisse mich nicht selbst zu benehmen.“

„Wohl, es sei, hören Sie."

„Ich höre."

„Gut," sprach Rafté mit mürrischem Tone, „Sie schicken an Herrn d'Aligre den Brief von Herrn von Aiguillon und fügen den vom König in seinem Rath gefaßten Bescheid bei. Sie warten, bis sich das Parlament hierüber versammelt und berathen hat, was augenblicklich geschehen wird; wonach Sie in Ihre Carrosse steigen und Ihrem Anwalt, Meister Flageot, einen kleinen Besuch machen werden."

„Wie beliebt!" rief Richelieu, den dieser Name wie am Tage vorher auffspringen machte. „Abermals Herr Flageot; was Teufels hat Meister Flageot in dem Allem zu schaffen, und was werde ich bei einem Meister Flageot thun?"

„Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, Monseigneur, Meister Flageot sei Ihr Anwalt."

„Nun, und hernach?"

„Wenn er Ihr Anwalt ist, hat er Aktenpäcke ... Prozesse von Ihnen, Sie erkundigen sich nach Ihrem Prozeß."

„Morgen?"

„Ja, Herr Marschall, morgen."

„Aber das ist Ihr Geschäft, Herr Rafté."

„Nein, nein ... Wenn Herr Flageot ein einfacher Papierkratzer wäre, gut, dann könnte ich mit ihm als mit meines Gleichen verhandeln; doch da von morgen an Meister Flageot ein Attila, eine Geißel der Könige, nicht mehr, nicht minder ist, so ist ein Herzog und Pair, ein Marschall von Frankreich, nicht zu viel, um mit diesem Allmächtigen zu verhandeln."

„Dies Alles ist seltsam, oder spielen wir Komödie?"

„Sie werden morgen sehen, ob es ernst ist, Monseigneur."

„Aber sage mir doch, was mir bei Deinem Herrn Flageot begegnen wird?"

„Ich würde darüber sehr ärgerlich werden; ... Sie würden mir morgen beweisen wollen, Sie haben Alles zum Voraus errathen ... Guten Abend, Herr Marschall. Erinnern Sie sich an Folgendes: ein Courier an Herrn d'Aligre sogleich, ein Besuch bei Herrn Flageot morgen. Ah! die Adresse. Der Kutscher weiß sie, er hat mich seit acht Tagen oft genug dahin geführt."

C.

Worin der Leser einen seiner alten Bekannten wiederfinden wird, den er verloren glaubte, und den er vielleicht nicht bedauerte.

Der Leser wird uns vielleicht fragen, warum Meister Flageot, der eine so majestätische Rolle spielen soll, Anwalt statt Advokat genannt wurde; da der Leser Recht hat, so wollen wir seiner Frage entsprechen.

Die Vacanzen wiederholten sich seit einiger Zeit im Parlament, und die Advokaten sprachen so wenig, daß es nicht der Mühe werth war, davon zu sprechen.

Meister Flageot, der den Augenblick vorhersah, wo man gar nicht mehr plaidiren würde, traf einige Anordnungen mit Meister Guildon, dem Anwalt, der ihm Schreibstube und Kundschaft gegen die Summe von fünf und zwanzigtausend Franken, einmal bezahlt, abtrat. So kam es, daß Meister Flageot Anwalt war. Fragt man uns nun, wie er die fünf und zwanzigtausend Livres bezahlt habe, so antworten wir: dadurch, daß er Mademoiselle Marguerite heirathete, der diese Summe als Erbschaft gegen das Ende des Jahres 1770, drei Monate vor der Verbannung von Herrn von Choiseul, zufiel.

Meister Flageot hatte sich seit langer Zeit durch die

Beharrlichkeit, mit der er zur Partei der Opposition hielt, bemerkbar gemacht. Sobald er Anwalt war, verdoppelte er seine Heftigkeit, und durch diese Heftigkeit erlangte er einen gewissen Ruf. Dieser Ruf, verbunden mit der Veröffentlichung einer mordbrennerischen Denkschrift über den Streit von Herrn von Aiguillon mit Herrn de la Chalotais, erregte die Aufmerksamkeit von Herrn Rafté, der sich über die Angelegenheiten des Parlaments im Laufenden erhalten mußte.

Doch trotz seiner neuen Würde und seiner zunehmenden Wichtigkeit, verließ Meister Flageot die Rue du Petit-Lion-Saint-Sauveur nicht. Es wäre zu grausam für Mademoiselle Marguerite gewesen, sich nicht von den Nachbarinnen Madame Flageot nennen zu hören und sich nicht durch die Schreiber von Meister Guildon, welche in den Dienst des neuen Anwalts übergegangen waren, respectirt zu sehen.

Man erräth, was Herr von Richelieu litt, als er durch Paris fuhr, durch das stinkende Paris dieser Zone, um zu dem abscheulichen Loch zu gelangen, welches das Bauherrnamt von Paris mit dem Namen einer Straße schmückte.

Vor der Thüre von Meister Flageot wurde der Wagen von Herrn von Richelieu durch einen andern Wagen aufgehalten, der ebenfalls vorfuhr.

Der Marschall erblickte einen weiblichen Kopfputz, der aus diesem Wagen ausstieg, und da ihm seine fünf und siebenzig Jahre das Handwerk eines Galant nicht entleidet hatten, so beeilte er sich, seine Füße in den schwarzen Koth zu tauchen, um dieser Dame, welche allein ausstieg, seine Hand zu bieten.

Doch der Marschall hatte an diesem Tag Unglück, ein dürres Bein, das sich auf den Fußtritt ausstreckte, verrieth eine alte Frau. Ein runzliges, unter einer rothen Linie braungelbes Gesicht bewies ihm vollends, daß diese Frau nicht nur alt, sondern hinfällig war.

Es ließ sich jedoch nicht mehr zurückweichen; der Marschall hatte die Bewegung gemacht, und die Bewegung

war gesehen worden; überdies war Herr von Richelieu nicht jung. Die Prozeßkrämerin, denn welche Frau in einem Wagen würde in diese Straße gekommen sein, wäre sie nicht eine solche gewesen; die Prozeßkrämerin, sagen wir, ahmte indessen das Zögern des Herzogs nicht nach, sie legte ihre Pfote mit einem furchtbaren Lächeln in die Hand von Richelieu.

„Ich habe dieses Gesicht irgendwo gesehen," sagte leise der Marschall.

Und dann fragte er laut:

„Geht Madame auch zu Meister Flageot hinauf?"

„Ja, Herr Herzog," erwiederte die Alte.

„Ah! ich habe die Ehre, Ihnen bekannt zu sein?" rief unangenehm überrascht der Herzog, indem er auf der Schwelle des schwarzen Ganges stehen blieb.

„Wer kennt nicht den Herrn Marschall Herzog von Richelieu?" erwiederte sie, „man müßte keine Frau sein."

„Diese Meerkatze glaubt also, sie sei eine Frau," murmelte der Sieger von Mahon.

Und er verbeugte sich auf das Allerartigste und fügte bei:

„Darf ich wohl meinerseits fragen, mit wem ich zu sprechen die Ehre habe?"

„Ich bin die Gräfin von Bearn, Ihre Dienerin," erwiederte die Alte, indem sie einen tiefen Hofbückling auf dem kothigen Boden des Ganges, drei Zoll von der offenen Thüre eines Kellers, machte, wobei der Marschall boshafter Weise hoffte, er würde sie bei ihrer dritten Biegung verschwinden sehen.

„Entzückt, Madame, entzückt," sprach er, „ich sage dem Himmel tausendfachen Dank für den Zufall; Sie haben also auch Prozesse, Frau Gräfin?"

„Ei! Herzog, ich habe nur einen einzigen; doch welch einen Prozeß! Haben Sie denn nicht davon sprechen hören?"

„Doch wohl, doch; der große Prozeß . . . es ist

wahr, verzeihen Sie. Wie Teufels konnte ich das vergessen?"

„Gegen die Saluces."

„Gegen die Saluces, ja, Frau Gräfin; der Prozeß, auf den man das Lied gemacht hat."

„Ein Lied? . . ." versetzte die Alte gereizt, „welches Lied?"

„Nehmen Sie sich in Acht, Madame, es ist hier eine Vertiefung," sagte der Herzog, als er sah, die Alte würde offenbar nicht in das Loch stürzen; „fassen Sie das Geländer, nämlich den Strick."

Die Alte stieg die ersten Stufen hinauf. Der Herzog folgte ihr.

„Ja, ein ziemlich drolliges Lied," sagte er.

„Ein ziemlich drolliges Lied über meinen Prozeß?"

„Bei Gott! ich mache Sie selbst zur Richterin . . . doch Sie kennen es vielleicht?"

„Keines Wegs."

„Es geht auf die Melodie der Bourbonnaise; es ist gesagt:

„Madame la comtesse,
Faites-moi politesse,
Je suis dans l'embarras. *)

„Verstehen Sie, Madame Dubarry spricht."

„Das ist unverschämt gegen sie."

„Was wollen Sie, die Liederschreiber . . . sie achten nichts. Götter, wie schmutzig ist dieser Strick! Dann antworten Sie Folgendes:

„Je suis vieille et têtue
Un gros procès me tue;
Qui me le gagnera?" **)

---

*) Frau Gräfin, seien Sie artig – ich bin in Verlegenheit.

**) Ich bin alt und halsstarrig; ein großer Prozeß tödtet mich; wer wird ihn mir gewinnen?

„Ei! mein Herr, das ist schändlich!" rief die Gräfin; „man beleidigt nicht auf diese Art eine Frau von Stand."

„Madame, entschuldigen Sie mich, wenn ich falsch gesungen habe, diese Treppe erhitzt mich . . . Ah! wir sind nun an Ort und Stelle; erlauben Sie mir, daß ich an diesem Rehfuß ziehe."

Die Alte ließ brummend den Herzog vorangehen.

Der Marschall läutete, und Madame Flageot, welche, weil sie Anwaltin geworden, darum nicht Thürhüterin und Köchin zu sein aufgehört hatte, öffnete.

Als die zwei Clienten in das Cabinet von Herrn Flageot eingeführt wurden, fanden sie einen Mann, der wüthend mit den Händen focht, während er, die Feder in den Zähnen, seinem ersten Schreiber einen furchtbaren Aufsatz dictirte.

„Mein Gott! Meister Flageot, was gibt es denn?" rief die Gräfin, bei deren Stimme sich der Anwalt umdrehte.

„Ah! Madame, Ihr Diener von ganzem Herzen. Einen Stuhl für die Frau Gräfin von Bearn. Der Herr ist mit Ihnen, Madame? . . . Ei! wenn ich mich nicht täusche, der Herr Herzog von Richelieu bei mir! . . . Noch einen Stuhl, Bernardet!"

„Meister Flageot," sagte die Gräfin, „wie steht es mit meinem Prozeß, ich bitte Sie?"

„Ah! gnädige Frau, in diesem Augenblick beschäftige ich mich damit!"

„Sehr gut, Meister Flageot, sehr gut."

„Und zwar auf eine Weise, Frau Gräfin, welche, wie ich hoffe, Lärmen machen wird."

„Hm! nehmen Sie sich in Acht . . ."

„Oh! Frau Gräfin, man braucht nichts mehr zu schonen."

„Wenn Sie sich mit mir beschäftigen, so können Sie dem Herrn Herzog Audienz geben."

„Herr Herzog, entschuldigen Sie mich," sagte Meister Flageot; doch Sie sind zu artig, um nicht zu begreifen."

„Ich begreife, Meister Flageot, ich begreife."

„Nun gehöre ich ganz Ihnen."

„Seien Sie unbesorgt, ich werde Ihre Güte nicht mißbrauchen: Sie werden wissen, was mich zu Ihnen führt?"

„Die Actenpäcke, welche mir Herr Rafté kürzlich zugestellt hat."

„Einige Actenstücke in Beziehung auf meinen Prozeß über ... auf meinen Prozeß über ... was Teufels. Sie müssen wissen, welchen Prozeß ich meine, Meister Flageot."

„Ihren Prozeß über das Gut Chapenat."

„Ich sage nicht nein ... Und Sie werden ihn mir gewinnen? Das wäre sehr artig von Ihnen."

„Herr Herzog, das ist eine auf die lange Bank geschobene Angelegenheit."

„Gut! und warum?"

„Sie wird nicht vor einem Jahr zur Verhandlung kommen."

„Der Grund, wenn's beliebt?"

„Die Umstände, Herr Herzog, die Umstände ... Sie kennen den Spruch Seiner Majestät?"

„Ich glaube, ja ... welchen? Seine Majestät erläßt viele Sprüche."

„Denjenigen, welcher den unsern für nichtig erklärt."

„Sehr gut. Hernach?"

„Nun wohl, Herr Herzog, wir werden darauf antworten, indem wir unsere Schiffe verbrennen."

„Indem Sie Ihre Schiffe verbrennen, mein Lieber, verbrennen Sie die Schiffe des Parlaments? Das ist nicht ganz klar, und ich wußte nicht, daß das Parlament Schiffe hat."

„Die erste Kammer weigert sich vielleicht einzuregistriren?" fragte Frau von Bearn, welche der Prozeß von Herrn von Richelieu durchaus nicht von dem ihrigen abbrachte.

„Noch besser."

„Die zweite auch?"

„Das wäre nichts . . . Die zwei Kammern haben den Beschluß gefaßt, kein Urtheil zu fällen, ehe der König Herrn von Aiguillon zurückgenommen hat."

„Bah!" rief der Marschall in die Hände schlagend.

„Kein Urtheil mehr fällen . . . wie?" fragte die Gräfin bewegt.

„Aber die Prozesse, Madame."

„Man sollte kein Urtheil in meinem Prozeß fällen!" rief Frau von Bearn mit einem Schrecken, den sie nicht einmal zu verbergen suchte.

„Eben so wenig im Ihrigen, Madame, als in dem des Herrn Herzogs."

„Aber das ist ungerecht, das ist Rebellion gegen die Befehle Seiner Majestät."

„Madame," erwiederte der Anwalt majestätisch, „der König hat sich vergessen, wir vergessen auch."

„Herr Flageot, Sie werden machen, daß man Sie in die Bastille setzt, das sage ich Ihnen."

„Ich gehe singend dahin, Madame, und wenn ich gehe, folgen mir alle meine Collegen Palmen tragend."

„Er ist rasend!" sagte die Gräfin zu Richelieu.

„Wir sind alle so," erwiederte der Anwalt.

„Oh! oh!" machte der Marschall, „das wird seltsam."

„Aber mein Herr, Sie sagten mir so eben, Sie beschäftigen sich mit mir," sprach Frau von Bearn.

„Ich habe es gesagt und es ist wahr. Sie, Madame, sind das erste Beispiel, das ich in meiner Erzählung aufführe; hier ist der Paragraph, der Sie betrifft."

Und er entriß den Händen eines Schreibers das begonnene Factum, klemmte seine Nase mit seiner Brille zusammen und las mit Emphase:

„Ihr Stand zu Grunde gerichtet, ihr Vermögen gefährdet, ihre Pflichten mit Füßen getreten. Seine Majestät begreift, wie sehr sie haben leiden müssen . . . So hatte der Exponent eine wichtige Angelegenheit in seinen

Händen, von der das Vermögen eines der ersten Häuser des Königreichs abhängt; durch seine Bemühungen, durch seinen Fleiß, durch sein Talent, er wagt es zu behaupten, nahm diese Angelegenheit einen guten Gang und das Recht der hochgeborenen und hochmächtigen Dame Angelique Charlotte Véronique Gräfin von Bearn sollte anerkannt, ausgesprochen werden, als sich der Sturm der Zwietracht erhob..."

„Dabei bin ich geblieben, Madame," sagte der Anwalt, sich in die Brust werfend, „und ich glaube, daß diese rednerische Figur schlagend wirken wird."

„Herr Flageot," sagte die Gräfin von Bearn, „es sind vierzig Jahre, daß ich zum ersten Mal Ihren Herrn Vater, einen würdigen Mann, in meinem Prozeß arbeiten ließ; ich übertrug Ihnen meine Kundschaft und Sie haben zehn bis zwölf tausend Livres mit meinen Angelegenheiten gewonnen; Sie hätten vielleicht noch einmal so viel damit gewonnen."

„Schreiben Sie, schreiben Sie dies Alles," sagte Flageot rasch zu seinem Schreiber, „das ist eine Zeugschaft, es ist ein Beweis: man wird es in die Bestätigung einfügen."

„Nun aber," unterbrach ihn die Gräfin, „nun entziehe ich Ihnen meinen Prozeß; von diesem Augenblick an haben Sie mein Vertrauen verloren."

Durch diese Ungnade wie vom Donner gerührt, blieb Meister Flageot einen Augenblick ganz verblüfft; doch er erhob sich wieder unter dem Streich wie ein Märtyrer, der seinen Gott bekennt, und sprach:

„Es sei, Bernardet, geben Sie die Acten Madame zurück, und Sie werden den Thatumstand aufzeichnen," fügte er bei, „daß der Exponent sein Gewissen seinem Vermögen vorgezogen hat."

„Verzeihen Sie, Gräfin," flüsterte der Maschall Frau von Bearn in's Ohr, „aber Sie haben nicht überlegt, wie mir scheint."

„Was, Herr Herzog?"

„Sie entziehen Ihren Prozeß diesem braven Protestanten, aber warum denn?“

„Um ihn einem andern Advokaten zu übergeben,“ rief die Gräfin.

Meister Flageot schlug die Augen mit einem düsteren Lächeln der Selbstverleugnung, stoischer Resignation zum Himmel auf.

„Aber,“ fuhr der Herzog, immer der Gräfin in's Ohr sprechend, fort, „da es entschieden ist, daß die Kammern kein Urtheil fällen werden, meine liebe Dame, so wird ein anderer Anwalt nicht mehr für Sie vermögen, als Meister Flageot.“

„Das ist also eine Ligue?“

„Bei Gott! glauben Sie, Meister Flageot wäre so dumm, allein als Protestant aufzutreten, um allein seine Stude *) zu verlieren, wenn seine Collegen es nicht wie er machen und ihn folglich unterstützen würden!“

„Aber Sie, Herr Herzog, was thun Sie?“

„Ich erkläre, daß Meister Flageot ein sehr ehrlicher Anwalt ist, und daß meine Acten eben so gut bei ihm als bei mir liegen ... Dem zu Folge lasse ich ihm dieselben, während ich ihn bezahle, wohlverstanden, als ob er fortfahren würde.“

„Herr Marschall,“ rief Meister Flageot, „mit Recht sagt man, Sie seien ein edler Geist, ein großmüthiger Mann! Ich werde Ihren Ruhm verbreiten, Herr Herzog.“

„Sie überhäufen mich mit Güte, mein lieber Herr Anwalt,“ erwiederte Richelieu sich verbeugend.

„Bernardet,“ rief der Anwalt voll Begeisterung seinem Schreiber zu, „als Schluß der Rede fügen Sie eine Lobeserhebung des Herrn Marschall von Richelieu bei.

„Nein, nein, Meister Flageot, ich bitte Sie,“ entgegnete rasch der Marschall; „Teufel! was wollen Sie da machen? Ich liebe die Geheimhaltung bei dem, was man gute Handlungen zu nennen pflegt ... Beleidigen

*) In Frankreich Schreibstube der Advokaten mit Kundschaft.

Sie mich nicht, Meister Flageot; Sehen Sie, ich würde leugnen, ich würde Sie Lügen strafen, meine Bescheidenheit ist sehr empfindlich. Nun, Gräfin, was sagen Sie?"

„Ich sage, daß in meinem Prozeß ein Urtheil gesprochen werden wird, daß ich ein Urtheil brauche."

„Und ich sage, daß, wenn man in Ihrem Prozeß ein Urtheil fällt, Madame, der König zuvor die Schweizer, die Chevauxlegers und zwanzig Kanonen in den großen Saal geschickt haben wird," erwiederte Meister Flageot mit einer kriegerischen Miene, welche die alte Prozeßkrämerin vollends verblüffte.

„Sie glauben also nicht, daß sich der König aus dieser Klemme herausziehen kann?" fragte Richelieu leise Meister Flageot.

„Unmöglich, Herr Marschall; das ist ein unerhörter Fall; keine Gerechtigkeit mehr in Frankreich ist gerade, als ob es kein Brod mehr gäbe."

„Glauben Sie?"

„Sie werden es sehen."

„Aber der König wird aufgebracht werden."

„Wir sind zu Allem entschlossen."

„Selbst zur Verbannung?"

„Selbst zum Tod, Herr Marschall; weil man eine Robe trägt, hat man darum doch nicht minder ein Herz."

Und Meister Flageot schlug kräftig an seine Brust.

In der That," sagte Richelieu zu seiner Gefährtin: „ich glaube, das ist ein schlimmer Standpunkt für das Ministerium."

„Oh! ja," erwiederte nach kurzem Stillschweigen die alte Gräfin, „und es ist sehr traurig für mich, die ich mich in nichts von Allem dem, was vorgeht, mische, daß ich in diesen Conflict verwickelt werde."

„Meiner Ansicht nach, Madame," sagte der Marschall, „existirt in der Welt irgend Jemand, der Ihnen bei dieser Angelegenheit helfen könnte, irgend Jemand sehr Mächtiges . . . doch wird diese Person wollen?"

„Wäre es zu viel Neugierde, Herr Herzog, wenn ich Sie nach dem Namen dieser Macht fragen würde?"

„Ihre Pathin," sagte der Herzog.

„Oh! oh! Madame Dubarry?"

„Sie selbst."

„Das ist im Ganzen wahr ...; Sie geben mir einen Gedanken."

Der Herzog biß sich auf die Lippen.

„Sie würden nach Luciennes gehen?" sagte er.

„Ohne zu schwanken."

„Aber die Gräfin Dubarry wird die Opposition des Parlaments nicht brechen."

„Ich werde ihr sagen, daß ich meinen Prozeß entschieden sehen will, und da sie mir nach dem Dienste, den ich ihr geleistet habe, nichts verweigern kann, so wird sie dem König sagen, daß ihr die Sache gefalle. Seine Majestät wird mit dem Kanzler sprechen, und der Herr Kanzler hat einen langen Arm, Herr Herzog ... Meister Flageot, machen Sie mir das Vergnügen, meine Sache wohl zu studiren; sie wird eher, als sie glauben, zur Einregistrirung kommen: das sage ich Ihnen."

Meister Flageot schüttelte den Kopf mit einer Ungläubigkeit, welche die Gräfin nicht von ihrer Meinung abzubringen vermochte.

Mittlerweile hatte der Herzog überlegt.

„Nun wohl, da Sie nach Luciennes gehen, Madame, wollen Sie die Güte haben, dort meine unterthänige Achtung zu bezeugen?"

„Sehr gern, Herr Herzog."

„Wir sind Unglücksgefährten; Ihr Prozeß leidet, der meinige leidet auch; was Sie für den Ihrigen thun, thun Sie auch für mich ... Ueberdies können Sie dort bestätigen, welches Mißvergnügen mir diese viereckigen Parlamentsköpfe bereiten, und beifügen, ich habe Ihnen den Rath gegeben, sich an die Gottheit von Luciennes zu wenden."

„Ich werde nicht ermangeln, dies zu thun, Herr Herzog ... Leben Sie wohl, meine Herren."

„Erweisen Sie mir die Ehre, meine Hand bis zu Ihrem Wagen anzunehmen. Noch einmal, Gott befohlen, Meister Flageot, ich überlasse Sie Ihren Geschäften."

Der Marschall führte die Gräfin an ihren Wagen.

„Rafté hatte Recht," sagte er, „die Flageots werden eine Revolution machen. Gott sei Dank! ich bin nun von beiden Seiten gestützt ... Ich bin vom Hof und bin Parlamentär. Madame Dubarry wird sich in die Politik einlassen und ganz allein fallen; wiedersteht sie, so habe ich meine kleine Mine in Trianon. Dieser Teufel von einem Rafté ist offenbar von meiner Schule, und ich mache ihn am Tage, wo ich Minister werde, zu meinem Cabinetschef."

CI.

Worin sich die Dinge immer mehr verwirren.

Frau von Bearn benützte buchstäblich den Rath von Richelieu; zwei und eine halbe Stunde, nachdem sie der Herzog verlassen hatte, befand sie sich im Vorzimmer in Luciennes, in Gesellschaft von Zamore.

Man hatte sie schon seit einiger Zeit nicht mehr bei Madame Dubarry gesehen; ihre Gegenwart erregte auch eine große Neugierde in dem Boudoir der Gräfin, als man ihren Namen hier meldete.

Herr von Aiguillon verlor seine Zeit auch nicht, und er complottirte eben mit der Favoritin, als Chon Gehör für Frau von Bearn verlangte.

Der Herzog wollte sich entfernen, Madame Dubarry hielt ihn zurück.

„Nein," sagte sie, „es ist mir lieber, wenn Sie da sind, falls meine Almosensammlerin ein Anlehen bei mir machen wollte; Sie werden mir sehr nützlich sein, denn sie wird weniger verlangen."

Der Herzog blieb.

Frau von Bearn nahm mit einem dem Umständen entsprechenden Gesicht der Gräfin gegenüber den Lehnstuhl, den diese ihr anbot, und als die ersten Höflichkeiten ausgetauscht waren, fragte Madame Dubarry:

„Darf ich wissen, welcher erfreuliche Zufall Sie hierherführt, Madame?"

„Ah! Madame," erwiederte die alte Prozeßkrämerin, „ein großes Unglück."

„Was denn, Madame?"

„Eine Neuigkeit, welche Seine Majestät sehr betrüben wird."

„Sprechen Sie geschwinde, Madame."

„Die Parlamente . . ."

„Ah! ah!" brummelte der Herzog von Aiguillon.

„Der Herr Herzog von Aiguillon," sagte hastig die Gräfin, ihren Gast der Alten vorstellend, aus Furcht, es könnte ein Mißgriff geschehen.

Doch die alte Gräfin war so fein wie alle Höflinge mit einander und sie machte nur Mißgriffe mit gutem Vorbedacht, und wenn ihr der Mißgriff nützlich schien.

„Ja," sagte sie, „ich kenne die Schändlichkeiten dieser Schreiberseelen und weiß, wie wenig sie Achtung vor dem Verdienst und der Geburt haben."

Dieses Compliment, das gerade auf den Herzog losgedrückt wurde, zog der alten Dame eine schöne Verbeugung von diesem zu; sie stand auf und erwiederte dieselbe.

„Aber," fuhr sie fort, „es handelt sich nicht mehr um den Herrn Herzog, es handelt sich um die ganze Bevölkerung. Die Parlamente weigern sich, zu functioniren."

„In der That!" rief Madame Dubarry sich auf

den Sopha zurückwerfend, „es wird keine Gerechtigkeit mehr in Frankreich geben ... Nun! hernach ... welche Veränderung wird das hervorbringen?"

Der Herzog lächelte ... Statt die Sache scherzhaft zu nehmen, verdüsterte Frau von Bearn ihr verdrießliches Gesicht noch mehr.

„Das ist ein großes Unglück, Madame," sagte sie.

„Ah! wahrhaftig?" erwiederte die Favoritin.

„Man sieht wohl, Frau Gräfin, daß Sie so glücklich sind, keinen Prozeß zu haben."

„Hm!" machte Herr von Aiguillon, um die Aufmerksamkeit von Madame Dubarry zu erregen, welche endlich die Absicht der Prozeßkrämerin begriff.

„Ach! Madame," rief sie auf der Stelle, „es ist wahr, Sie erinnern mich daran, daß, wenn ich keinen Prozeß habe, Sie einen wichtigen Prozeß haben."

„Oh! ja! ... Madame, und jeder Verzug richtet zu Grunde."

„Arme Dame!"

„Frau Gräfin, der König müßte einen Beschluß fassen."

„Ei! Madame, Seine Majestät ist sehr geneigt, sie wird die Herren Räthe verbannen, und dann ist Alles abgemacht."

„Madame, das ist dann nur eine Vertagung auf unbestimmte Zeit."

„Wissen Sie ein anderes Mittel, Madame? wollen Sie es uns nennen?"

Die Prozeßkrämerin verbarg sich unter ihrem Kopfputz, wie der verscheidende Cäsar unter seiner Toga.

„Es gäbe wohl ein Mittel," sagte Herr von Aiguillon, „doch Seine Majestät würde sich vielleicht scheuen, es anzuwenden."

„Welches?" sprach die Alte voll Angst.

„Das gewöhnliche Mittel des Königthums, wenn es in Frankreich ein wenig zu sehr genirt ist: nämlich ein

Lit de justice*) zu halten und zu sagen: Ich will! während alle Opponenten denken: Ich will nicht."

„Ein vortrefflicher Gedanke!" rief Frau von Bearn mit Begeisterung.

„Aber man dürfte es nicht bekannt werden lassen," bemerkte Herr von Aiguillon feiner Weise und mit einer Geberde, welche Frau von Bearn begriff.

„Oh! Madame," sprach nun die Alte, „Madame, Sie, die Sie so viel über Seine Majestät vermögen, bringen Sie es dahin, daß sie sagt: Ich will, daß man den Prozeß von Frau von Bearn entscheide. Ueberdies wissen Sie, daß dies eine versprochene und zwar längst versprochene Sache ist."

Herr von Aiguillon kniff sich die Lippen, grüßte Madame Dubarry mit dem Blick und verließ das Boudoir. Er hatte im Hof den Wagen des Königs gehört.

„Hier kommt der König!" sprach Madame Dubarry indem sie aufstand, um die Alte zu entlassen.

„Oh! Madame, warum erlauben Sie mir nicht, daß ich mich Seiner Majestät zu Füßen werfe?"

„Um ein Lit de justice von ihm zu verlangen," erwiederte rasch die Gräfin, „das will ich wohl. Bleiben Sie hier, Madame, da dies Ihr Wunsch ist."

Kaum hatte Frau von Bearn ihren Kopfputz zurecht gerichtet, als der König eintrat.

„Ah?" sagte er, „Sie haben Besuch, Gräfin? . . ."

„Frau von Bearn, Sire."

„Sire, Gerechtigkeit!" rief die alte Dame, während sie eine tiefe Verbeugung machte.

„Oho!" rief Ludwig XV., mit einem für Jeden, der ihn nicht kannte, unverständlichen Spott; „sollte Sie Jemand beleidigt haben, Madame?"

---

*) Eine feierliche Sitzung des Königs von Frankreich, worin er dem Parlament vom Throne aus persönlich den Befehl ertheilte, ein Edict zu registriren, gegen welches sich das Parlament ablehnend erklärt hatte, welche Registrirung sodann geschah. Es war dies stets eine Handlung der Gewalt.

„Sire, ich verlange Gerechtigkeit."

„Gegen wen?"

„Gegen das Parlament."

„Ah, gut! . . ." sagte der König, seine Hände an einander schlagend; „Sie beklagen sich über meine Parlamente. Ei! machen Sie mir doch das Vergnügen, sie zur Vernunft zu bringen. Ich habe mich auch darüber zu beklagen und verlange ebenfalls Gerechtigkeit von Ihnen," fügte er, den Bückling der Gräfin nachahmend, bei.

„Sire, Sie sind der König, Sie sind der Herr."

„Der König, ja; der Herr nicht immer."

„Sire, sprechen Sie Ihren Willen aus."

„Dies thue ich jeden Abend, Madame; und sie sprechen auch jeden Morgen ihren Willen aus. Da aber diese beiden Willen schnurstracks einander entgegengesetzt sind, so ist es bei uns wie bei der Erde und dem Mond, die sich immer einander nachlaufen, ohne sich je zu treffen."

„Sire, Ihre Stimme ist mächtig genug, um alles Geschrei dieser Menschen zu übertäuben."

„Sie täuschen sich, ich bin nicht Advokat, ich, und sie sind es. Sage ich ja, so sagen sie nein, und so ist es unmöglich, sich zu verständigen . . . Ah! wenn ich ja gesagt habe, und Sie finden ein Mittel, sie zu verhindern, nein zu sagen, so schließe ich ein Bündniß mit Ihnen."

„Sire, dieses Mittel habe ich."

„Nennen Sie es mir sogleich."

„Das werde ich thun, Sire. Halten Sie ein Lit de justice."

„Das ist eine andere Verlegenheit," sprach der König, „ein Lit de justice . . . bedenken Sie wohl, Madame, das ist gleichsam eine Revolution."

„Es ist ein Mittel, diesen rebellischen Leuten ins Gesicht zu sagen, daß Sie der Herr sind. Sie wissen, Sire, daß der König, wenn er so seinen Willen kundgibt, allein das Recht hat, zu sprechen, Niemand antwortet. Sie

sagen ihnen: Ich will, und sie werden das Haupt neigen."

„Der Gedanke ist allerdings prachtvoll," sagte die Gräfin Dubarry.

„Prachtvoll, ja," erwiederte Ludwig XV.; „gut, nein."

„Das ist doch schön," fuhr Madame Dubarry mit Wärme fort, „der Cortége, die Edelleute, die Pairs, alle Haustruppen des Königs, dann eine ungeheure Menge Volks, und endlich das Lit de justice selbst, bestehend aus fünf mit goldenen Lilien bestreuten Kopfkissen... Das wäre eine schöne Ceremonie."

„Sie glauben," sagte der König, ein wenig in seiner Ueberzeugung erschüttert.

„Und das prächtige Gewand des Königs, der mit Hermelin gefütterte Mantel, die Diamanten der Krone, das goldene Scepter, diese ganze Herrlichkeit, wie sie einem erhabenen und schönen Gesichte gebührt. Oh! Sie wären strahlend, Sire."

„Man hat seit langer Zeit kein Lit de justice mehr gesehen," sprach Ludwig XV. mit einer geheuchelten Gleichgültigkeit.

„Seit Ihrer Kindheit, Sire," sagte Frau von Bearn; „die Erinnerung an Ihre glänzende Schönheit ist in Aller Herzen geblieben."

„Und dann," fügte Madame Dubarry bei, „und dann wäre es eine schöne Gelegenheit für den Herrn Kanzler, seine strenge, einschneidende Beredtsamkeit zu entwickeln, um diese Leute unter der Wahrheit, unter der Würde, unter dem Ansehen niederzuschmettern."

„Ich muß die erste Uebelthat des Parlaments abwarten, dann werde ich sehen," sagte Ludwig XV.

„Was können Sie denn Ungeheuerlicheres erwarten, als schon geschehen ist?"

„Was hat es denn gethan?"

„Sie wissen es nicht?"

„Es hat Herrn von Aiguillon ein wenig an den

Ohren genommen, das ist kein Fall, der das Henken verdient, obgleich," sagte der König, Madame Dubarry anschauend, „obgleich der liebe Herzog zu meinen Freunden gehört. Haben aber die Parlamente den Herzog etwas geschüttelt, so habe ich ihre Bosheit durch meinen Spruch von gestern oder vorgestern, ich weiß es nicht mehr, wieder gut gemacht. Wir stehen also gleich auf gleich."

„Nun, Sire," sagte rasch Madame Dubarry, „die Frau Gräfin kam hierher und theilte uns mit, die schwarzen Herren haben diesen Morgen schöne Streiche gemacht."

„Wie so?" fragte der König die Stirne faltend.

„Sprechen Sie, Madame, der König erlaubt es," sagte die Favoritin.

„Sire, die Herren Räthe haben beschlossen, keinen Parlamentshof mehr zu halten, bis ihnen Seine Majestät ihr Recht habe angedeihen lassen."

„Wie beliebt? Sie täuschen sich, Madame, das wäre eine Handlung des Aufruhrs, und mein Parlament wird es hoffentlich nicht wagen, sich zu empören."

„Sire, ich versichere Sie."

„Oh! Madame, das sind Gerüchte."

„Will mich Eure Majestät hören?"

„Sprechen Sie, Gräfin."

„Nun wohl! mein Anwalt hat mir diesen Morgen die Acten von meinem Prozeß zurückgegeben; er plaidirt nicht mehr, da man nicht mehr richtet."

„Gerüchte, sage ich Ihnen; Versuch, Vogelscheuche."

Und während der König so sprach, ging er ganz bewegt im Boudoir auf und ab.

„Sire, wird Eure Majestät Herrn von Richelieu mehr glauben als mir? Nun! man hat in meiner Gegenwart Herrn von Richelieu seine Prozeßakten wie mir zurückgegeben, und Herr von Richelieu hat sich ganz zornig entfernt."

„Man kratzt an der Thüre," sagte der König, um das Gespräch zu verändern.

„Es ist Zamore, Sire."

Zamore trat ein.

„Ein Brief," sagte er.

„Sie erlauben, Sire," fragte die Gräfin.

„Ah! mein Gott!" rief sie plötzlich.

„Was denn?"

„Vom Herrn Kanzler, Sire, Herr von Meaupeou: da er wußte, daß Eure Majestät mich besuchen wollte, bittet er um meine Vermittlung, um einen Augenblick Audienz zu erhalten."

„Was gibt es denn wieder?"

„Lassen Sie Herrn von Meaupeou eintreten."

Die Gräfin von Bearn stand auf und wollte Abschied nehmen.

„Sie sind nicht zu viel, Madame," sagte der König. „Guten Tag, Herr von Meaupeou, was gibt es Neues?"

„Sire," sprach der Kanzler sich verbeugend, „das Parlament belästigte Sie: Sie haben kein Parlament mehr."

„Wie so? Sind sie Alle todt? Haben sie Arsenik verschlungen?"

„Gefiele es dem Himmel!... Nein, Sire, sie leben, doch sie wollen nicht mehr Sitzung halten und geben ihre Entlassungen ein; ich habe sie so eben in Masse empfangen."

„Die Räthe?"

„Nein, Sire, die Entlassungen."

„Ich sagte Ihnen doch, Sire, es wäre ernst," sprach die Gräfin mit halber Stimme.

„Sehr ernst," erwiederte Ludwig XV. ungeduldig. „Nun! Herr Kanzler, was haben Sie gethan?"

„Sire, ich bin gekommen, um die Befehle Eurer Majestät einzuholen."

„Verbannen wir diese Leute, Meaupeou."

„Sire, sie werden in der Verbannung eben so wenig zu Gericht sitzen."

„Schärfen wir ihnen ein, daß sie richten... Bah! die Einschärfungen sind verbraucht . . ."

„Ah! Sire, diesmal muß man Willen zeigen."

„Ja, Sie haben Recht."

„Muth," sagte leise Frau von Bearn zu Frau von Dubarry.

„Und den Herrn zeigen, nachdem man zu oft den Vater gezeigt hat!" rief die Gräfin.

„Kanzler," sprach der König langsam, „ich weiß nur noch ein Mittel: es ist ernst, aber wirksam. Ich will ein Lit de justice halten; diese Leute sollen einmal gehörig zittern."

„Ah!" rief der Kanzler, „das heiße ich sprechen; sie mögen sich biegen oder brechen!"

„Madame," fügte der König sich an die alte Gräfin wendend bei, „Sie sehen, wenn in Ihrem Prozeß kein Urtheil gefällt wird, so ist es nicht meine Schuld."

„Sire, Sie sind der größte König der Welt."

„Oh! ja . . ." sprachen im Echo die Gräfin, Chon und der Kanzler.

„Das sagt übrigens die Welt nicht," murmelte der König.

CII.

Das Lit de justice.

Es fand statt, dieses Lit de justice mit allem Gepränge, das einerseits der königliche Stolz und andererseits die Intriguen heischten, die den Herrn zu diesem Staatsstreich antrieben.

Die königlichen Haustruppen wurden unter die Waffen gestellt, eine Menge von Bogenschützen, Soldaten von der Scharwache und Polizeiagenten waren bestimmt, den Herrn Kanzler zu beschützen, der wie ein General an einem entscheidenden Tag seine geheiligte Person für den Erfolg des Unternehmens aussetzen sollte.

Der Herr Kanzler war sehr verhaßt; er wußte es,

und wenn ihn seine Eitelkeit einen Mord befürchten ließ, so konnten ihm die über die Stimmung des Publicums besser unterrichteten Leute eine schöne und gute Beschimpfung oder wenigstens ein Auszischen prophezeien.

Dieselbe Einnahme war auch Herrn von Aiguillon gesichert, der auf eine dumpfe Weise den durch die Debatten des Parlaments etwas vervollkommten Volksinstinct zurückstieß. Der König heuchelte Heiterkeit; er war indessen nicht ruhig. Aber man sah ihn sich in seinem prachtvollen königlichen Gewand bewundern und unmittelbar die Betrachtung anstellen, nichts beschütze so sehr, als die Majestät.

Er hätte können beifügen: Und die Liebe der Völker; doch das war eine Phrase, die man ihm so oft in Metz während seiner Krankheit wiederholt hatte, daß er sie nicht, ohne des Plagiats beschuldigt zu werden, wiederholen zu können glaubte.

Die Dauphine, für die dieses Schauspiel neu war und die es im Grunde vielleicht zu sehen wünschte, nahm am Morgen ihre königliche Miene an, und diese behielt sie auch auf dem ganzen Weg zur Ceremonie, was die öffentliche Meinung sehr günstig für sie stimmte.

Madame Dubarry war muthig. Sie besaß das Vertrauen, das die Jugend und die Schönheit verleihen. Hatte man übrigens nicht Alles von ihr gesagt und was war noch beizufügen? Sie erschien strahlend, als ob ein Reflex des erhabenen Glanzes ihres Liebhabers auf sie überspränge.

Der Herr Herzog von Aiguillon marschirte kühn unter der Zahl der Pairs, die dem König vorangingen. Sein Gesicht voll Adel und Charakter offenbarte keine Spur von Kummer und Unzufriedenheit. Er trug den Kopf nicht als Triumphator. Wenn man ihn so erscheinen sah, hätte Niemand die Schlacht errathen, die sich der König und die Parlamente auf dem Boden seiner Persönlichkeit geliefert.

Man zeigte ihn sich im Volk mit dem Finger; man

schleuderte ihm furchtbare Blicke aus den Reihen der Parlamentsmitglieder zu, und das war Alles.

Der Saal des Parlaments war zum Ueberströmen voll, Interessirte und Interessante bildeten eine Summe von mehr als dreitausend Personen.

Durch die Stäbe der Huissiers, durch die Stöcke und die Massen der Bogenschützen im Zaume gehalten, verrieth die Menge ihre Gegenwart nur durch das unübersetzbare Gesumme, das keine Stimme ist, das nichts articulirt, sich aber dennoch hörbar macht und richtig das Geräusch der Volkswogungen genannt werden könnte.

Dieselbe Stille in dem großen Saal, als das Geräusch der Tritte aufgehört, als Jeder seinen Platz genommen und der König majestätisch und düster seinem Kanzler das Wort zu ergreifen befohlen hatte.

Die Parlamentsmitglieder wußten zum Voraus, was ihnen das Lit de justice bringen sollte. Sie begriffen, warum man sie zusammenberufen hatte. Das geschah, um sie wenig gemäßigte Willensmeinungen hören zu lassen; aber sie kannten die Langmuth, um nicht zu sagen die Schüchternheit des Königs, und wenn sie bange hatten, so war es mehr vor den Folgen des Lit de justice, als vor der Sitzung selbst.

Der Kanzler nahm das Wort. Er war ein Schönredner. Der Eingang seiner Rede war geschickt, und die Liebhaber vom demonstrativen Styl fanden hier eine reichliche Weide.

Indessen artete die Rede in einen so scharfen Verweis aus, daß dem Adel das Lächeln auf die Lippen trat, und die Parlamentsmitglieder sich ziemlich unbehaglich zu fühlen anfingen.

Der König befahl durch den Mund des Kanzlers, alle Angelegenheiten der Bretagne, an denen er genug habe, kurz abzubrechen. Er befahl dem Parlament, sich mit dem Herrn Herzog von Aiguillon auszusöhnen, dessen Dienst ihm wohlgefalle; den Dienst des Gerichts nicht mehr zu unterbrechen, mittelst dessen Alles gehen würde, wie in

glücklichen goldenen Zeitalter, wo die Bäche hinliefen, indem sie Reden in fünf Punkten murmelten, wo die Bäume mit Säcken voll von Prozeßakten im Bereiche der Herren Advocaten oder Anwälte beladen waren, welche sie als ihnen gehörige Früchte zu pflücken das Recht hatten.

Diese Leckerbissen söhnten das Parlament eben so wenig mit Herrn von Meaupeou, als mit dem Herrn Herzog von Aiguillon aus. Aber die Rede war gehalten und keine Antwort möglich.

Im höchsten Maße aufgebracht, nahmen alle Parlamentsmitglieder mit jener bewunderungswürdigen Gemeinschaftlichkeit, welche den constituirten Körpern so viel Stärke verleiht, eine ruhige und gleichgültige Haltung an, die Seiner Majestät und der aristokratischen Welt der Tribunen mißfiel.

Die Frau Dauphine erbleichte vor Zorn. Sie fand sich zum ersten Mal in Gegenwart des Volkswiderstands und berechnete kalt die Macht desselben.

Sie war in das Lit de justice mit der Absicht gekommen, dem Entschluß, den man hier fassen oder verkündigen würde, wenigstens dem Aeußeren nach, sehr entgegengesetzt zu sein, allmälig fühlte sie sich aber hingerissen, gemeinschaftliche Sache mit den Leuten ihrer Race und ihrer Kaste zu machen, so daß, wie der Kanzler immer tiefer in das parlamentäre Fleisch einbiß, dieser junge Stolz sich entrüstete, seine Zähne so wenig scharf zu sehen; es kam ihr vor, als würde *sie* Worte gefunden haben, welche diese Versammlung wie eine Herde Ochsen unter dem Treibstachel aufspringen gemacht hätten. Kurz, sie fand den Kanzler zu schwach und die Parlamentsmitglieder zu stark.

Ludwig XV. war Physiognom, wie es alle Selbstsüchtigen wären, wären sie nicht zugleich träge und selbstsüchtig. Er schaute umher, um die Wirkung seines Willens übertragen durch Worte, die ihm ziemlich beredt vorkamen, zu beobachten.

Die Blässe und die gekniffenen Lippen der Dauphine offenbarten ihm sogleich, was in dieser Seele vorging.

Als Gegengewicht beobachtete er das Gesicht von Madame Dubarry; statt des triumphirenden Lächelns, das er darauf zu finden erwartete, sah er nur eine heftige Begierde, die Blicke des Königs auf sich zu ziehen, als wollte sie beurtheilen, was er dächte.

Nichts schüchtert schwache Geister so sehr ein, als wenn sie durch den Geist und den Willen Anderer überflügelt werden. Sehen sie sich durch einen schon gefaßten Entschluß beobachtet, so schließen sie daraus, sie haben nicht genug gethan, sie werden lächerlich sein, oder seien es schon gewesen, man habe das Recht, mehr von ihnen zu verlangen, als sie gethan.

Dann gehen sie zu Extremen über, der Schüchterne wird brüllend, und eine plötzliche Kundgebung verräth die Wirkung dieser Reaction, hervorgebracht durch die Furcht auf eine minder starke Furcht.

Der König brauchte den Worten seines Kanzlers nicht ein Wort beizufügen, dies war nicht der Etiquette gemäß, es war nicht einmal nothwendig. Aber bei dieser Gelegenheit war er vom schwatzhaften Dämon besessen, er machte ein Zeichen mit der Hand und bedeutete dadurch, daß er sprechen wolle.

Plötzlich verwandelte sich die Aufmerksamkeit in ein tiefes Erstaunen. Man sah alle Köpfe der Parlamentäre sich mit der Präcision der Bewegung einer Reihe unterrichteter Soldaten gegen das Lit de justice umwenden.

Die Prinzen, die Pairs, die Militäre fühlten sich bewegt. Es war nicht anders möglich: nach so vielen guten Dingen, welche gesagt worden, mußte Seine allerchristlichste Majestät nothwendig eine gute Ueberflüßigkeit sprechen. Ihre Achtung verhinderte sie, auf eine andere Weise zu bezeichnen, was aus dem Mund des Königs kommen konnte.

Man sah Herrn von Richelieu, wie er, der sich augenscheinlich fern von seinem Neffen gehalten hatte, sich

in diesem Augenblick den opponirendsten Parlamentsmitgliedern näherte, sich ihnen besonders durch den Blick und die geheimnißvolle Verwandtschaft des Einverständnisses näherte.

Aber sein Blick, der meuterisch zu werden anfing, begegnete dem klaren Blick von Madame Dubarry. Richelieu besaß mehr als irgend Jemand die kostbare Kunst der Uebergänge; er ging vom ironischen Ton zum bewundernden über und wählte die Gräfin zum Durchschnittspunkt zwischen den Diagonallinien der beiden Extreme.

Es war also ein Lächeln des Glückwunsches und der Artigkeit, was er im Vorübergehen an Madame Dubarry richtete; doch diese ließ sich nicht dadurch bethören, um so mehr, als der alte Marschall, der seine Correspondenz mit den Parlamentsmitgliedern und den Prinzen von der Opposition anzuspinnen begonnen hatte, diese fortzusetzen sich genöthigt sah, um nicht zu scheinen, was er in Wirklichkeit war.

Wie viel Perspectiven in einem Tropfen Wasser bietet dieser Ocean für den Beobachter! wie viel Jahrhunderte in einer Secunde bietet diese unumfaßbare Ewigkeit! Alles, was wir hier sagen, ging in der Zeit vor, welche Seine Majestät König Ludwig XV. brauchte, um sich zum Sprechen und zum Oeffnen des Mundes vorzubereiten.

„Sie haben gehört," sprach er mit fester Stimme, „Sie haben gehört, was Ihnen mein Kanzler von meinen Willensmeinungen zu wissen gethan hat. Seien Sie darauf bedacht, dieselben zu vollziehen, denn dies sind meine Gesinnungen und ich werde nie eine Aenderung eintreten lassen."

Ludwig XV. ließ diese letzten Worte mit dem Geräusch und der Stärke des Donners fallen.

Die ganze Versammlung war auch buchstäblich vom Donner gerührt.

Ein Schauer durchlief alle Parlamentsmitglieder, ein Schauer, der sich unmittelbar der Menge mittheilte, wie der elektrische Funke rasch bis an das Ende des Drahtes

läuft. Derselbe Schauer berührte auch die Anhänger des Königs. Das Erstaunen und die Bewunderung waren auf allen Stirnen und in allen Herzen.

Elektrisirt, konnte sich Madame Dubarry nicht enthalten, aufzustehen, und sie würde in die Hände geklatscht haben, hätte sie nicht die natürliche Furcht abgehalten, beim Ausgang gesteinigt zu werden, oder am andern Tag hundert Lieder, das eine immer gehässiger als das andere, zu erhalten.

Ludwig XV. durfte sich von diesem Augenblick an seines Triumphes erfreuen.

Die Parlamentsmitglieder beugten ihre Stirne stets mit derselben Gemeinschaftlichkeit.

Der König erhob sich auf seinen mit Lilien gestickten Kissen.

Sogleich erhoben sich auch der Kapitän der Garden, der Commandant der Haustruppen und alle Edelleute.

Die Trommeln rasselten, die Trompeten schmetterten außen. Das beinahe schweigsame Beben des Volkes bei der Ankunft verwandelte sich in ein Tosen, welches in der Ferne, von den Soldaten und Bogenschützen unterdrückt, erlosch.

Der König durchschritt stolz den Saal, ohne auf seinem Wege etwas Anderes zu sehen, als gebeugte Stirnen.

Herr von Aiguillon schritt fortwährend Seiner Majestät voran, ohne seinen Triumph zu mißbrauchen.

Als der Kanzler vor die Thüre des Saales kam und in der Ferne dieses Volk sah, erschrack er über alle diese Blitze, welche trotz der Entfernung bis zu ihm gelangten; er sagte zu den Bogenschützen:

„Schließt Euch mir an."

Herr von Richelieu, vor dem sich der Herzog von Aiguillon ehrfurchtsvoll verbeugte, sagte zu seinem Neffen:

„Das sind sehr tiefe Stirnen, Herzog, sie werden sich eines Tags teufelmäßig hoch erheben müssen. Nehmen Sie sich in Acht."

Madame Dubarry, welche in diesem Augenblick mit

ihrem Schwager, mit der Marschallin von Mirepoix und mehreren Damen durch den Gang kam, hörte die Worte des alten Marschalls, und da sie im Ganzen weniger Groll, als Lust zu einer raschen Erwiederung hatte, so sprach sie:

„Oh! es ist nichts zu befürchten, Marschall, haben Sie die Worte Seiner Majestät nicht gehört? Der König sagte, wie mir scheint, er würde nie eine Aenderung eintreten lassen."

„In der That furchtbare Worte, Madame," entgegnete der alte Herzog mit einem Lächeln; „doch diese armen Parlamentsmitglieder haben zum Glück für Sie nicht gesehen, daß der König, als er sagte, er würde nie eine Aenderung eintreten lassen, Sie anschaute."

Und er endigte dieses Madrigal mit einer jener unnachahmlichen Verbeugungen, welche man heut zu Tage nicht einmal mehr auf dem Theater zu machen weiß.

Madame Dubarry war Frau, und keines Wegs politisch, sie sah nur das Compliment, da wo Herr von Aiguillon vollkommen den scharfen Witz und die Drohung fühlte.

Sie antwortete auch mit einem Lächeln, während sich ihr Verbündeter auf die Lippen biß und erbleichte, als er den Groll des Marschalls fortdauern sah.

Die Wirkung des Lit de justice war unmittelbar günstig für die königliche Sache. Aber häufig betäubt ein großer Schlag nur, und es ist zu bemerken, daß nach den Betäubungen das Blut mit mehr Stärke und Reinheit fließt.

Dies war wenigstens die Betrachtung, welche, als sie den König mit seinem prunkhaften Gefolge abgehen sah, eine kleine Gruppe einfach gekleideter und als Beobachter an der Ecke des Quai aux fleurs und der Rue de la Barillerie aufgepflanzter Leute anstellte.

Diese Leute waren ihrer drei. Der Zufall hatte sie an dieser Ecke zusammengeführt, und von hier aus schienen sie mit großer Theilnahme die Eindrücke der Menge verfolgt zu haben, und ohne sich zu kennen, hatten sie sich,

sobald sie durch einige ausgetauschte Worte mit einander in Berührung gebracht waren, Rechenschaft von der Sitzung gegeben, ehe diese ihr Ende erreichte.

„Die Leidenschaften sind sehr gereift," sprach einer von ihnen, ein Greis mit glänzenden Augen und sanftem, ehrlichem Gesicht . . . „Ein Lit de justice ist ein großes Werk."

„Ja," erwiederte voll Bitterkeit lächelnd ein junger Mann, „ja, wenn das Werk streng die Worte verwirklicht."

„Mein Herr," sagte der Greis sich umwendend, „mir scheint, ich kenne Sie. Ich habe Sie, glaube ich, schon gesehen?"

„In der Nacht vom 31. Mai. Sie täuschen sich nicht, Herr Rousseau."

„Ah! Sie sind jener junge Wundarzt, mein Landsmann, Herr Marat."

„Ja, mein Herr, Ihnen zu dienen."

Die zwei Männer verbeugten sich gegenseitig.

Der Dritte hatte noch nicht das Wort genommen. Es war auch ein junger Mann von edlem Antlitz, der während dieser ganzen Ceremonie nur die Haltung der Menge beobachtete.

Der junge Wundarzt ging zuerst weg; er wagte sich kühn mitten unter das Volk, das ihn, weniger dankbar als Rousseau, schon vergessen hatte, in dessen Andenken er sich jedoch eines Tags zurückzurufen gedachte.

Der andere junge Mann wartete, bis er weggegangen war, und sagte dann, sich an Rousseau wendend:

„Sie gehen nicht, mein Herr?"

„Oh! ich bin zu alt, um mich in das Gedränge zu wagen."

„Dann," sagte der Unbekannte, die Stimme dämpfend, „dann diesen Abend in der Rue Platrière, Herr Rousseau; fehlen Sie nicht!"

Der Philosoph bebte, als ob sich ein Gespenst vor ihm erhoben hätte. Sein gewöhnlich bleiches Gesicht wurde

leichenfarbig; er wollte diesem Mann antworten, aber er war schon verschwunden.

CIII.

Vom Einfluß der Worte des Unbekannten auf J. J. Rousseau.

Nachdem er diese seltsamen, von einem Mann, den er nicht kannte, ausgesprochenen Worte gehört hatte, durchschritt Rousseau zitternd und unglücklich die Gruppen und machte sich Raum, ohne daß er sich erinnerte, daß er alt war und die Menge fürchtete. Bald hatte er den Pont Notre-Dame erreicht; dann durchschritt er, immer träumend und sich selbst befragend, das Quartier der Grève, durch das er mehr unmittelbar zu dem seinigen gelangte.

„So ist denn," sagte er zu sich selbst, „dieses Geheimniß, das jeder Eingeweihte mit Gefahr seines Lebens bewahrt, im Besitz des Ersten des Besten. Dies gewinnen die geheimnißvollen Verbindungen, wenn sie durch das Siebtuch des Volkes gehen. Ein Mensch kennt mich, er weiß, daß ich sein Verbündeter und vielleicht sein Mitschuldiger dort sein werde . . . Ein solcher Zustand der Dinge ist albern und unerträglich."

Während Rousseau diese Worte sprach, ging er sehr schnell, er, der sich gewöhnlich so vorsichtig benahm, besonders seit seinem Unfall in der Rue Ménil-Montant.

„So," fuhr der Philosoph fort, „so hätte ich gern aus dem Grunde die Pläne menschlicher Wiedergeburt kennen mögen, welche gewisse Geister beabsichtigen, die sich mit dem Titel Illuminaten schmücken; ich hätte die Thorheit begangen, zu glauben, es können gute Gedanken aus Deutschland, aus diesem Lande des Biers und der Nebel, kommen; ich werde meinen Namen mit dem einiger Tho-

ren oder einiger Ränkeschmiede, denen er als Mantel, um ihre Dummheiten zu bedecken, dienen wird, compromittirt haben. Oh! nein, das soll nicht so sein; nein, ein Blitz hat mir den Abgrund gezeigt; ich werde mich nicht mit heiterem Herzen hineinwerfen."

Und er stand einen Augenblick stille und unbeweglich mitten in der Straße und schöpfte, auf seinen Stock gestützt, Athem.

„Es war indessen," fuhr der Philosoph fort, „eine schöne Chimäre: die Freiheit in der Sklaverei, die Zukunft ohne Erschütterung und ohne Geräusch erobert; das geheimnißvolle Garn ausgespannt, während des Schlafes der Tyrannen der Erde . . .; das war zu schön und ich bin ein Thor gewesen, daß ich daran glaubte."

„Ich will keine Befürchtungen, keinen Verdacht, keinen Argwohn, das ist eines freien Geistes und eines unabhängigen Körpers unwürdig."

Er war bei diesen Worten und hatte seinen Lauf wieder fortgesetzt, als der Anblick von einigen Agenten von Herrn von Sartines, welche mit ihren aufgesperrten Augen umherschweiften, den freien Geist erschreckte und dem unabhängigen Körper einen solchen Impuls gab, daß er sich in der tiefsten Tiefe des Schattens der Pfeiler, unter denen er fortschritt, verlor.

Von hier aus bis nach der Rue Platrière war es nicht mehr weit; Rousseau durchmaß den Raum mit großer Schnelligkeit, eilte seine Stockwerke hinauf, athmend wie ein Hirsch, den man forcirt, und fiel auf einen Stuhl in seinem Zimmer, ohne daß er ein Wort auf alle Fragen von Therese antworten konnte.

Endlich gab er sich Rechenschaft von seiner Erschütterung: es war der Lauf, die Wärme, die Nachricht vom Zorn des Königs im Lit de justice, ein Anstoß des Schreckens im Volk, ein Gegenschlag von dem, was vorgefallen war.

Therese erwiederte knurrend, dies sei kein Grund, um das Essen kalt werden zu lassen, und überdies dürfe ein

Mann nicht ein nasses Huhn sein, das beim geringsten Lärmen scheu werde.

Rousseau hatte auf letzteres Argument, das er so oft mit anderen Ausdrücken laut ausgesprochen, nichts zu erwiedern.

Therese fügte bei, diese Philosophen, diese Leute der Einbildungskraft seien wohl alle dieselben . . .; in ihren Schriften stoßen sie unablässig mit aller Gewalt ins Horn; sie verkündigen, daß sie vor nichts Furcht haben, Gott und die Menschen seien ihnen wenig; aber bei dem geringsten Bellen des kleinsten Hündchens rufen sie um Hülfe, bei dem unbedeutendsten Fieberanfall schreien sie: „Mein Gott! ich bin todt!“

Es war dies eines von den Lieblingsthematen von Therese, dasjenige, welches ihre Beredtsamkeit am meisten glänzen machte, das, worauf Rousseau, von Natur schüchtern, die schlechtesten Antworten fand. Rousseau ließ mich bei den Tönen dieser scharfen Musik seinen Gedanken, der gewiß so viel werth war, als der von Therese, verstummen trotz aller Schmähungen, welche diese Frau an ihn verschwendete.

„Das Glück besteht aus Wohlgerüchen und aus Gesumme,“ sagte er; „das Geräusch und der Geruch sind aber conventionelle Dinge . . . Wer kann mit Bestimmtheit behaupten, daß die Zwiebel minder gut riecht als die Rose und daß der Pfau minder schön singt als die Nachtigall?“

Nach diesem Axiom, das eben so wohl als ein Paradoxon gelten konnte, begab man sich zu Tisch und speiste.

Rousseau setzte sich nach seinem Mittagsbrode nicht, wie gewöhnlich, an sein Clavier. Er ging zwanzigmal in seinem Zimmer auf und ab und schaute hundertmal durch das Fenster, um das Antlitz der Rue Platrière zu studiren.

Therese wurde sodann von einem jener Eifersuchtsanfälle erfaßt, wie sie aus Widerspruchsgeist die eigensinnigen Leute, nämlich diejenigen Leute haben, welche die am wenigsten eifersüchtigen auf der Erde sind.

Denn wenn es eine Affectation gibt, welche unange-

nehm ist, so ist es die eines Fehlers; für die guten Eigenschaften mag es noch hingehen.

Therese, welche die Mannheit, die Leibesbeschaffenheit, den Geist und die Gewohnheiten von Rousseau tief verachtete, Therese, die ihn alt, häßlich und leidend fand, befürchtete nicht, man könnte ihr ihren Mann entführen; sie dachte nicht, die Frauen dürften ihn mit anderen Augen anschauen, als sie selbst. Doch da es eine der leckersten Martern für eine Frau ist, die Marter durch die Eifersucht, so bereitete sie sich zuweilen dieses Vergnügen.

Als sie sah, daß sich Rousseau häufig dem Fenster näherte, träumte und nicht an einem Platz zu bleiben vermochte, sagte sie:

„Gut! ich begreife Ihre ganze Aufregung; Sie haben so eben Jemand verlassen."

Rousseau schaute sie mit erschrockener Miene an, was ein Anzeichen mehr für sie war.

„Jemand, den Sie wiederzusehen suchen," fuhr sie fort.

„Wie beliebt?" sagte Rousseau.

„Wir haben Rendez-vous, wie es scheint?"

„Oh!" rief Rousseau, der nun begriff, daß von Eifersucht die Rede war, „Rendez-vous, Sie sind toll, Therese!"

„Ich weiß wohl, daß dies eine Thorheit wäre," erwiederte sie; „gehen Sie, gehen Sie mit Ihrer Pappendeckelgesichtsfarbe, mit Ihrem trockenen Husten, mit Ihrem Herzklopfen, machen Sie Eroberungen: das ist ein gutes Mittel, sich weiter zu bringen."

„Therese, Sie wissen wohl, daß dem nicht so ist," sprach Rousseau ärgerlich; „lassen Sie mich doch ruhig träumen."

„Sie sind ein Leichtfertiger," sagte Therese mit dem größten Ernste der Welt.

Rousseau erröthete, als ob man ihm eine Wahrheit oder ein Compliment gesagt hätte.

Therese glaubte sich nun berechtigt, ein furchtbares Gesicht zu zeigen, die Wirthschaft umzukehren, die Thüren

klappern zu lassen und mit der Ruhe von Rousseau zu spielen, wie die Kinder mit den metallenen Ringen spielen, die sie in Schachteln schließen und dann mit gewaltigem Geräusch schütteln.

Rousseau flüchtete sich in sein Cabinet. Dieser Lärmen hatte seine Ideen etwas geschwächt.

Er bedachte, daß es ohne Zweifel gefährlich wäre, der geheimnißvollen Ceremonie, von der der Fremde an der Ecke des Quai gesprochen, nicht beizuwohnen. „Gibt es Strafen gegen die Ausplauderer, so muß es auch gegen die Lauen oder gegen die Nachlässigen geben," dachte er.

„Ich habe noch immer bemerkt, daß die großen Gefahren eben so wenig sind, als die großen Drohungen; die Fälle der Strafanwendung oder der Vollziehung sind bei solchen Umständen höchst selten; aber vor den kleinen Rachehandlungen, vor den duckmäuserischen Streichen, vor den Mystificationen und anderer kleiner Münze muß man sich hüten.

„Eines Tags werden sich die Brüder Maurer dadurch für meine Verachtung bezahlt machen, daß sie einen Strick auf meiner Treppe ausspannen; ich werde ein Bein und die acht bis zehn Zähne brechen, die mir bleiben; oder sie halten einen Bruchstein bereit, den sie mir auf den Kopf fallen lassen, wenn ich an einem Gerüste hingehe; besser noch, es wird in ihrer Maurerei einen Pamphletisten geben, der ganz in meiner Nähe lebt, auf meinem Ruheplatz vielleicht, und durch seine Fenster in mein Zimmer schaut. Das ist nicht unmöglich, da die Versammlungen in der Rue Platrière selbst stattfinden . . . Dieser Schelm wird nun Plattheiten über mich schreiben, die mich in ganz Paris lächerlich machen , . . Habe ich nicht überall Feinde?"

Einen Augenblick nachher änderte Rousseau seinen Gedanken.

„Nun," sagte er zu sich selbst, „wo ist der Muth, wo ist die Ehre? Ich werde vor mir selbst Angst haben. Ich werde in meinem Spiegel das Gesicht eines Feiglings

und eines Schelms sehen ... Nein, dem soll nicht so sein ... Sollte sich das Weltall zu meinem Unglück verbinden, sollte das Gewölbe dieser Straße über mir einstürzen, ich gehe ... Schöne Betrachtungen übrigens, welche die Furcht erzeugt. Seit meiner Rückkehr drehe ich mich, wie ich bemerke, wegen des Zusammentreffens mit jenem Menschen, beständig in einem Kreise von Ungereimtheiten. Ich zweifle an Allen und an mir selbst! Das ist nicht logisch ... Ich kenne mich, ich bin kein Enthusiast: wenn ich Wunder in der beabsichtigten Verbindung zu sehen glaubte, so war dies der Fall, weil es dabei Wunder gibt ... Wer sagt mir, ich werde nicht der Regenerator des Menschengeschlechts sein, ich, den man aufgesucht, ich, den die geheimnißvollen Agenten einer unbegränzten Gewalt auf den Glauben an meine Schriften um Rath gefragt haben! ich sollte zurückweichen, wenn es sich darum handelt, mein eigenes Werk zu vollenden und die Anwendung an die Stelle der Theorie zu setzen!"

Rousseau belebte sich.

„Was kann es Schöneres geben! Die Zeitalter schreiten voran ... die Völker treten aus ihrer Verdumpfung hervor, der Schritt folgt dem Schritt in der Dunkelheit, die Hand folgt der Hand im Schatten; es erhebt sich die ungeheure Pyramide, auf welche als Kranz die zukünftigen Jahrhunderte die Büste von Rousseau, dem Bürger von Genf, setzen werden, der, um zu thun, wie er es gesagt, seine Freiheit, sein Leben eingesetzt hat, und seinem Wahlspruch: Vitam impendere vero, treu gewesen ist.

Hienach setzte sich Rousseau entzückt an sein Clavier und steigerte sich vollends seine Pantasie mit den hochtrabendsten, breitesten und kriegerischsten Melodien, die er den Saiten seines sonoren Instrumentes entreißen konnte.

Es wurde Nacht. Müde, ihren Gefangenen gemartert zu haben, schlief Therese auf ihrem Stuhl; Rousseau, dessen Herz gewaltig schlug, nahm seinen neuen Rock, als wollte er auf Liebesabenteuer ausgehen; er studirte einen Augenblick im Spiegel das Spiel seiner schwarzen Augen,

klappern zu lassen und mit der Ruhe von Rousseau zu spielen, wie die Kinder mit den metallenen Ringen spielen, die sie in Schachteln schließen und dann mit gewaltigem Geräusch schütteln.

Rousseau flüchtete sich in sein Cabinet. Dieser Lärmen hatte seine Ideen etwas geschwächt.

Er bedachte, daß es ohne Zweifel gefährlich wäre, der geheimnißvollen Ceremonie, von der der Fremde an der Ecke des Quai gesprochen, nicht beizuwohnen. „Gibt es Strafen gegen die Ausplauderer, so muß es auch gegen die Lauen oder gegen die Nachlässigen geben," dachte er.

„Ich habe noch immer bemerkt, daß die großen Gefahren eben so wenig sind, als die großen Drohungen; die Fälle der Strafanwendung oder der Vollziehung sind bei solchen Umständen höchst selten; aber vor den kleinen Rachehandlungen, vor den duckmäuserischen Streichen, vor den Mystificationen und anderer kleiner Münze muß man sich hüten.

„Eines Tags werden sich die Brüder Maurer dadurch für meine Verachtung bezahlt machen, daß sie einen Strick auf meiner Treppe ausspannen; ich werde ein Bein und die acht bis zehn Zähne brechen, die mir bleiben; oder sie halten einen Bruchstein bereit, den sie mir auf den Kopf fallen lassen, wenn ich an einem Gerüste hingehe; besser noch, es wird in ihrer Maurerei einen Pamphletisten geben, der ganz in meiner Nähe lebt, auf meinem Ruheplatz vielleicht, und durch seine Fenster in mein Zimmer schaut. Das ist nicht unmöglich, da die Versammlungen in der Rue Platrière selbst stattfinden... Dieser Schelm wird nun Plattheiten über mich schreiben, die mich in ganz Paris lächerlich machen, .. Habe ich nicht überall Feinde?"

Einen Augenblick nachher änderte Rousseau seinen Gedanken.

„Nun," sagte er zu sich selbst, „wo ist der Muth, wo ist die Ehre? Ich werde vor mir selbst Angst haben. Ich werde in meinem Spiegel das Gesicht eines Feiglings

und eines Schelms sehen ... Nein, dem soll nicht so sein ... Sollte sich das Weltall zu meinem Unglück verbinden, sollte das Gewölbe dieser Straße über mir einstürzen, ich gehe ... Schöne Betrachtungen übrigens, welche die Furcht erzeugt. Seit meiner Rückkehr drehe ich mich, wie ich bemerke, wegen des Zusammentreffens mit jenem Menschen, beständig in einem Kreise von Ungereimtheiten. Ich zweifle an Allen und an mir selbst! Das ist nicht logisch ... Ich kenne mich, ich bin kein Enthusiast: wenn ich Wunder in der beabsichtigten Verbindung zu sehen glaubte, so war dies der Fall, weil es dabei Wunder gibt ... Wer sagt mir, ich werde nicht der Regenerator des Menschengeschlechts sein, ich, den man aufgesucht, ich, den die geheimnißvollen Agenten einer unbegränzten Gewalt auf den Glauben an meine Schriften um Rath gefragt haben! ich sollte zurückweichen, wenn es sich darum handelt, mein eigenes Werk zu vollenden und die Anwendung an die Stelle der Theorie zu setzen!"

Rousseau belebte sich.

„Was kann es Schöneres geben! Die Zeitalter schreiten voran ... die Völker treten aus ihrer Verdumpfung hervor, der Schritt folgt dem Schritt in der Dunkelheit, die Hand folgt der Hand im Schatten; es erhebt sich die ungeheure Pyramide, auf welche als Kranz die zukünftigen Jahrhunderte die Büste von Rousseau, dem Bürger von Genf, setzen werden, der, um zu thun, wie er es gesagt, seine Freiheit, sein Leben eingesetzt hat, und seinem Wahlspruch: Vitam impendere vero, treu gewesen ist.

Hienach setzte sich Rousseau entzückt an sein Clavier und steigerte sich vollends seine Pantasie mit den hochtrabendsten, breitesten und kriegerischsten Melodien, die er den Saiten seines sonoren Instrumentes entreißen konnte.

Es wurde Nacht. Müde, ihren Gefangenen gemartert zu haben, schlief Therese auf ihrem Stuhl; Rousseau, dessen Herz gewaltig schlug, nahm seinen neuen Rock, als wollte er auf Liebesabenteuer ausgehen; er studirte einen Augenblick im Spiegel das Spiel seiner schwarzen Augen,

die er lebhaft und sprechend fand, was ihm äußerst erfreulich war.

Er stützte sich auf seinen Rohrstock und verließ das Zimmer, ohne Therese geweckt zu haben.

Als Rousseau aber unten an die Treppe kam und mit seiner Hand das Schloß der Thüre, die sich nach der Straße öffnete, hatte spielen lassen, fing er damit an, daß er hinausschaute, um sich über den Zustand der Oertlichkeit zu versichern.

Es fuhr kein Wagen vorbei; die Straße war wie gewöhnlich voll von Müßiggängern, die einander anschauten, wie dies noch der Brauch ist, während viele vor den Scheiben der Buden stehen blieben, um die hübschen Ladenmädchen zu beäugeln.

Ein Mensch mehr blieb also in diesem Strudel völlig unbemerkt. Rousseau stürzte sich hinein; er hatte keinen langen Weg zu machen.

Ein Sänger mit einer schrillen Geige stand vor der Thüre, die man Rousseau bezeichnet hatte. Diese Musik, für welche die Ohren jedes wahren Parisers empfänglich sind, erfüllte die Straße mit Echo, die die letzten Noten des Refrain wiederholten, der von der Violine oder von dem Sänger selbst vorgetragen wurde. Nichts konnte also ungünstiger für die Circulation sein, als die Verstopfung, welche an diesem Ort der Kreis der Zuschauer bildete. Alle Vorübergehende mußten sich nothwendig rechts oder links um die Gruppe wenden; diejenigen, welche sich links wandten, schlugen den Weg durch die Straße ein, die, welche sich rechts wandten, zogen sich längs dem bezeichneten Hause hin et vice versa.

Rousseau bemerkte, daß mehrere von diesen Vorübergehenden sich auf dem Wege verloren, als ob sie durch irgend eine Fallthüre versunken wären. Er dachte, diese Leute wären in derselben Absicht gekommen wie er, und beschloß, ihr Manoeuvre nachzuahmen: das war leicht!

Nachdem er hinter die Gruppe der Zuhörer, als wollte er ebenfalls hier stehen bleiben, gegangen war,

lauerte er auf die erste Person, die er in den offenen Gang eintreten sah. Furchtsamer als diese, weil er ohne Zweifel mehr zu wagen hatte, wartete er, bis sich die Gelegenheit zehnmal gut zeigte.

Er wartete nicht lange. Ein Cabriolet, das vom Ende der Straße herbeifuhr, schnitt den Kreis entzwei und bewerkstelligte ein Zurückdrängen der zwei Hemisphären nach den Häusern. Rousseau befand sich auf der Schwelle des Ganges selbst; er brauchte nur weiter zu gehen . . . Unser Philosoph beobachtete, daß alle Neugierige, mit dem Cabriolet beschäftigt, dem Hause den Rücken zuwandten; er benützte seine Vereinzelung und verschwand in der Tiefe des schwarzen Ganges.

Nach einigen Secunden erblickte er ein Licht, unter welchem ein Mensch friedlich sitzend, wie ein Kaufmann, nachdem er den Tag hindurch Waaren verkauft, eine Zeitung las, oder zu lesen sich anstellte.

Bei dem Geräusch der Tritte von Rousseau, schaute dieser Mensch empor und legte sichtbar seinen Finger auf seine ganz durch die Lampe beleuchtete Brust.

Rousseau erwiederte diese symbolische Geberde dadurch, daß er einen Finger auf seine Lippen legte.

Sogleich stand dieser Mensch auf, öffnete eine Thüre zu seiner Rechten, eine unsichtbare Thüre, so künstlich war sie in dem Täfelwerk angebracht, und zeigte Rousseau eine sehr steile Treppe, die sich unter die Erde versenkte.

Rousseau trat ein; die Thüre schloß sich geräuschlos, aber rasch.

Rousseau stieg mit Hülfe seines Stockes die Stufen hinab. Er fand es schlimm, daß ihm die Verbündeten als erste Probe die Gefahr, sich den Hals und die Beine zu brechen, auferlegten.

Doch die Treppe war, wenn auch steil, darum doch nicht lang. Rousseau zählte siebzehn Stufen, und sogleich wurde er von einer großen Wärme überströmt, die ihm in die Augen und ins Gesicht kam.

Diese feuchte Wärme war der Hauch einer gewissen Anzahl im Gewölbe versammelter Menschen.

Rousseau bemerkte die mit roth und weißer Leinwand tapezierten Wände, auf denen mehrere, ohne Zweifel mehr symbolische als wirkliche, Arbeitsinstrumente abgebildet waren. Eine einzige Lampe hing vom Gewölbe herab und warf einen finstern Schimmer auf die ziemlich ehrlichen Gestalten, welche auf hölzernen Bänken sitzend mit leiser Stimme unter sich plauderten.

Er sah weder Erde, noch einen getäfelten Boden, noch einen Teppich, sondern nur eine dichte Binsenmatte, welche den Ton der Tritte dumpfer machte.

Rousseau brachte bei seinem Eintritt durchaus keine Wirkung hervor.

Niemand schien seine Ankunft zu bemerken.

Fünf Minuten vorher wünschte sich Rousseau nichts Anderes, als einen solchen Eintritt, und als dieser stattgefunden hatte, war er ärgerlich, daß es ihm so gut gelungen.

Er sah einen Platz leer auf einer der letzten Bänke; er setzte sich darauf so bescheiden, als er konnte, hinter alle Anderen.

Er zählte drei und dreißig Köpfe in der Versammlung. Ein Schreibtisch, der auf einer Estrade stand, erwartete einen Präsidenten.

CIV.

Die Loge der Rue Platrière.

Rousseau bemerkte, daß die Gespräche der Anwesenden sehr discret und zurückhaltend waren. Viele rührten ihre Lippen nicht. Kaum drei bis vier Paare tauschten einige Worte aus.

Diejenigen, welche nicht sprachen, suchten sogar ihr Gesicht zu verbergen, was nicht schwer zu bewerkstelligen war, in Folge der großen Masse von Schatten, welche die Estrade des Präsidenten warf, den man erwartete.

Die Zufluchtstätte von diesen, welche die Furchtsamen zu sein schienen, war hinter der Estrade.

Dagegen machten sich zwei oder drei Mitglieder der Körperschaft viel Bewegung, um ihre Collegen zu erkennen. Sie gingen hin und her, sprachen mit einander und verschwanden häufig nach und nach durch eine Thüre, welche mittelst eines schwarzen Vorhangs mit rothen Flammen maskirt war.

Bald erklang ein Glöckchen. Ein Mann verließ einfach die Ecke der Bank, wo er bis jetzt mit den andern Maurern vermischt gewesen war, und nahm Platz auf der Estrade ein.

Nachdem er einige Zeichen mit der Hand und mit den Fingern gemacht hatte, welche Zeichen von allen Anwesenden wiederholt wurden, und denen er sodann ein noch deutlicheres beifügte, erklärte er die Sitzung als eröffnet.

Dieser Mann war Rousseau durchaus unbekannt: unter dem Aeußeren eines wohlhabenden Handwerksmanns verbarg er viel Geistesgegenwart, unterstützt von einem so leichten Vortrag, als man ihn hätte bei einem Redner finden mögen.

Seine Rede war kurz und bündig. Er erklärte, die Loge habe sich versammelt, um zur Aufnahme eines neuen Bruders zu schreiten.

„Ihr werdet nicht staunen," sagte er, „daß wir uns in dem Local versammelt haben, wo die gewöhnlichen Proben nicht versucht werden können; die Proben sind den Häuptern als überflüssig erschienen. Der Bruder, um dessen Aufnahme es sich handelt, ist eine von den Fackeln der Philosophie der Zeitgenossen, es ist ein tiefer Geist, der uns durch die Ueberzeugung und nicht durch die Furcht treu sein wird.

„Auf denjenigen, welcher die Geheimnisse der Natur und alle die des menschlichen Herzens erforscht und ergründet hat, vermöchte man nicht auf dieselbe Weise Eindrücke hervorzubringen, wie auf den einfachen Sterblichen, von dem wir die Hülfe seiner Arme, seines Willens und seines Geldes verlangen. Um die Mitwirkung dieses ausgezeichneten Geistes, dieses redlichen und energischen Charakters zu erlangen, werden uns sein Versprechen oder sein Beitritt genügen."

Der Redner endigte so seinen Antrag, und schaute dann umher, um die Wirkung desselben wahrzunehmen.

Bei Rousseau war die Wirkung eine magische: der Genfer kannte die vorbereitenden Geheimnisse der Maurerei; er hatte sie mit einem für erleuchtete Geister sehr natürlichen Widerwillen angesehen; diese, da sie so unnöthig waren, ganz albernen Concessionen, welche die Häupter von den Aufzunehmenden forderten, daß man nämlich Angst heucheln soll, während man weiß, daß man nichts zu fürchten hat, erschienen ihm als das Uebermaß der Knabenhaftigkeit und müßigen Aberglaubens.

Mehr noch, der schüchterne Philosoph, ein Feind aller individuellen Schaustellung, hätte sich unglücklich gefühlt, seine Person als Schauspiel für Leute, die er nicht kannte, und die ihn, dies war gewiß, mit mehr oder minder gutem Glauben mystificirten, hingeben zu sollen.

Daß er sich von den Proben freigesprochen sah, gereichte ihm deshalb in mehr als einer Hinsicht zur Befriedigung. Er kannte die Strenge der Gleichheit vor den Gesetzen der Maurerei, und eine Ausnahme zu seinen Gunsten bildete somit einen Triumph.

Er war im Begriff, durch einige Worte auf die freundliche Rede des Präsidenten zu antworten, als sich eine Stimme aus der Versammlung erhob.

„Wenn Ihr," sprach diese Stimme, welche eine scharfe, vibrirende war, „wenn Ihr Euch verpflichtet glaubt, als Fürsten einen Menschen, wie wir sind, zu behandeln, wenn Ihr ihn von der körperlichen Pein freisprecht, als

ob das Streben noch' Freiheit durch das Leiden des Körpers nicht eines unserer Symbole wäre, so werdet Ihr doch wenigstens, wie wir hoffen, nicht einen kostbaren Titel einem Unbekannten übertragen, ohne ihn nach dem Ritus befragt und sein Glaubensbekenntniß erhalten zu haben."

Rousseau drehte sich, um das Gesicht der angreifenden Person zu sehen, die so hart auf den Wagen des Triumphators einschlug.

Er erkannte zu seinem großen Erstaunen den jungen Wundarzt, den er am Morgen auf dem Quai aux Fleurs getroffen hatte.

Das Gefühl seines guten Glaubens, ein Gefühl der Verachtung gegen den kostbaren Titel vielleicht, hinderte ihn, zu antworten.

„Sie haben gehört?" sagte der Präsident, indem er sich an Rousseau wandte.

„Vollkommen," antwortete der Philosoph, dem seine eigene Stimme einen leichten Schauer bereitete, als er sie unter diesem düsteren Kellergewölke ertönen hörte. „Ich wundere mich indessen viel mehr über diese Aufforderung, da ich sehe, von wem sie gemacht wird. Wie, ein Mensch, dessen Standesaufgabe es ist, das zu bekämpfen, was man das körperliche Leiden nennt, und so seinen Brüdern, welche ebensowohl die gewöhnlichen Menschen, als die Maurer sind, Hülfe zu leisten; wie, dieser Mensch kommt und predigt hier die Nützlichkeit physischer Leiden! . . . Er schlägt einen seltsamen Weg ein, um das Geschöpf zum Glück, den Kranken zur Heilung zu führen."

„Es handelt sich hier nicht um Diesen oder Jenen," entgegnete lebhaft der junge Mann. „Ich bin dem Aufzunehmenden unbekannt, wie er mir unbekannt ist. Ich bin logisch und behaupte, daß er Unrecht gehabt hat, das Ansehen der Person geltend zu machen. Ich kannte diesen nicht," — und er deutete auf Rousseau den Philosophen, — „er wolle in mir den Praktiker nicht erkennen. So sollen wir vielleicht das ganze Leben neben einander

gehen, ohne daß je ein Blick, eine Geberde unsere dennoch enge Gemeinschaft verräth. Ich wiederhole also, wenn man dem Aufzunehmenden die Proben ersparen zu müßen geglaubt hat, so ist doch Grund vorhanden, ihm wenigstens die Frage vorzulegen."

Rousseau antwortete nicht. Der Präsident las auf seinem Gesicht den Ekel, den dieser Streit bei ihm erregte, und sein Bedauern, sich in dieses Unternehmen eingelassen zu haben.

„Bruder," sprach er mit Würde zu dem jungen Mann, „wollen Sie schweigen, wenn der Chef spricht, und sich nicht herausnehmen, leichthin seine Handlungen zu tadeln, welche unumschränkt sind."

„Ich habe das Recht zu interpelliren," erwiederte mit sanfterem Tone der junge Mann.

„Zu interpelliren, ja; zu tadeln, nein. Der Bruder, welcher in den Bund eintritt, ist so bekannt, daß wir nicht in unsere Maurerverhältnisse ein lächerliches und unnützes Geheimniß zu legen brauchen. Alle gegenwärtige Brüder wissen seinen Namen, und sein Name ist eine Gewährschaft. Da er jedoch, dessen bin ich sicher, selbst die Gleichheit liebt, so bitte ich ihn, sich über die Frage zu erklären, die ich einzig der Form wegen an ihn stelle.

„Was suchen Sie in der Verbindung?"

Rousseau machte zwei Schritte, ließ, als er von der Menge getrennt stand, ein träumerisches, schwermüthiges Auge auf der Versammlung umherlaufen und sprach:

„Ich suche darin, was ich nicht darin finde: Wahrheit, nicht Sophismen. Warum würdet Ihr mich mit Dolchen, die nicht eindringen, mit Giften, die nur klares Wasser sind, und mit Fallthüren umgeben, unter denen Matratzen ausgebreitet liegen? Ich kenne die Quelle der menschlichen Kräfte. Ich kenne die Stärke meiner physischen Feder: wenn Ihr sie brecht, so ist es nicht der Mühe werth, daß Ihr mich zum Bruder wählt; todt würde ich Euch nicht dienen: Ihr wollt mich also nicht tödten, verwunden noch weniger, und alle Praktiker der

Welt würden es nicht dahin bringen, daß ich die Einweihung gutfände, während welcher man mir ein Glied gebrochen hätte.

„Ich habe mehr als Ihr Alle meine Lehre in den Schmerzen durchgemacht; ich habe den Körper sondirt und die Seele befühlt. Willigte ich ein, zu Euch zu kommen, als man mich darum bat, (er legte einen besonderen Nachdruck auf dieses Wort,) so glaubte ich nützlich sein zu können. Ich gebe also ich empfange nicht.

„Ach! ehe Ihr etwas vermöget, um mich zu vertheidigen, ehe Ihr mir durch Eure eigenen Mittel die Freiheit gebt, wenn man mich einkerkert, Brod, wenn man mich aushungert, Trost, wenn man mich betrübt, ehe Ihr etwas seid, sage ich, wird dieser Bruder, den Ihr heute zulaßt, wenn es der Herr erlaubt," fügte er, sich gegen Marat umwendend, bei, „wird dieser Bruder seinen Tribut der Natur bezahlt haben, denn der Fortschritt ist hinkend, denn das Licht ist langsam, und aus dem Ort, in den er dann gefallen ist, wird ihn keiner von Euch herausziehen."

„Sie täuschen sich, erhabener Freund," sprach eine weiche und zugleich eindringliche Stimme, welche Rousseau sanft anzog; „es ist mehr, als Sie denken, in dem Bündniß, dem Sie beitreten wollen; es ist darin die ganze Zukunft der Welt; die Zukunft, wie Sie wissen, ist die Hoffnung, ist die Wissenschaft; die Zukunft ist Gott, der sein Licht der Welt geben muß, da er es ihr zu geben versprochen hat, Gott aber vermöchte nicht zu lügen."

Erstaunt, über diese erhabene Sprache, schaute Rousseau und erkannte den noch jungen Mann, der ihn am Morgen beim Lit de justice hierher beschieden hatte.

Mit einer gewissen Sorgfalt, und besonders mit großer Distinction schwarz gekleidet, hielt er sich an eine Seite der Estrade angelehnt, und durch einen milden Schimmer beleuchtet, glänzte sein Antlitz in seiner ganzen Schönheit, in seiner ganzen Anmuth, in seinem ganzen natürlichen Ausdruck.

„Ah!“ sprach Rousseau, „die Wissenschaft, ein bodenloser Abgrund! Sie sprechen mir von Wissenschaft! Trost, Zukunft, Zusage; ein Anderer spricht mir von Materie, Strenge, Gewalt; welchem soll ich glauben? Es wird also in der Versammlung der Brüder sein, wie unter den verzehrenden Wölfen der Welt, die sich unter uns bewegt. Wölfe und Lämmer! Höret also mein Glaubensbekenntniß, da Ihr es nicht in meinen Büchern gelesen habt.“

„Ihre Bücher!“ rief Marat, „Ihre Bücher sind erhaben, einverstanden; Sie sind nützlich aus demselben Gesichtspunkt wie Pythagoras, wie Solon, wie Cicero, der Sophist. Sie geben das Gute an, aber ein künstliches, ungreifbares, unzugängliches Gute; Sie gleichen demjenigen, der gern eine ausgehungerte Menge mit Luftblasen füttern möchte, welche die Sonne mehr oder minder in den Regenbogenfarben schimmern läßt.“

„Haben Sie die großen Erschütterungen der Natur sich ohne Vorbereitungen bewerkstelligen sehen?“ fragte Rousseau, die Stirne faltend; „haben Sie den Menschen, dieses gewöhnliche und dennoch erhabene Ereigniß, entstehen sehen? Haben Sie ihn entstehen sehen, ohne daß er neun Monate Substanz und Leben an den Flanken seiner Mutter angehäuft hatte? Ah! Sie wollen, daß ich die Welt durch Handlungen regenerire. Das nenne ich nicht regeneriren, mein Herr, das nenne ich revolutioniren!“

„Also,“ entgegnete heftig der junge Wundarzt, „also wollen Sie keine Unabhängigkeit! also wollen Sie keine Freiheit!“

„Im Gegentheil,“ erwiederte Rousseau, „denn die Unabhängigkeit ist mein Idol, denn die Freiheit ist meine Göttin. Ich will nur eine sanfte, strahlende Freiheit, welche erwärmt und belebt. Ich will eine Gleichheit, welche die Menschen durch die Freundschaft und nicht durch die Furcht einander näher bringt. Ich will die Erziehung, die Unterweisung jedes Elements des gesellschaftlichen Körpers, wie der Mechaniker die Harmonie, wie der Ebenist die Vereinigung, das vollkommene Zusammenhalten,

die absolute Vermischung jedes Theiles seiner Arbeit will. Ich wiederhole, ich will das, was ich geschrieben habe: den Fortschritt, den Einklang, die innige, gegenseitige Ergebenheit."

Marat ließ über seine Lippen ein Lächeln der Verachtung schweben.

„Ja," sagte er, „die Bäche von Milch und Honig, die elysäischen Felder von Virgil, Träume eines Dichters, aus denen die Philosophie gern eine Wirklichkeit machen möchte."

Rousseau erwiederte nichts. Es kam ihm zu hart vor, daß er seine Mäßigung vertheidigen sollte, er, den man in ganz Europa einen heftigen Neuerer genannt hatte.

Er setzte sich in der Stille nieder, nachdem er zur Befriedigung seiner schüchternen und naiven Seele mit dem Blick den jungen Mann, der ihn so eben vertheidigt, befragt und dessen stillschweigende Billigung erhalten hatte.

Der Präsident stand auf.

„Sie haben gehört?" sagte er zu Allen.

„Ja," antwortete die Versammlung, doch mit einer gewissen Zurückhaltung, welche nicht gerade Einhelligkeit bezeichnete.

„Leisten Sie den Schwur," sprach der Präsident zu Rousseau.

„Es wäre mir unangenehm," erwiederte der Philosoph mit einem gewissen Stolz, „es wäre mir unangenehm, wenn ich einigen Mitgliedern dieses Bundes mißfiele, und ich muß abermals meine Worte von vorhin wiederholen, sie sind der Ausdruck meiner Ueberzeugung. Wäre ich ein Redner, so würde ich sie auf eine ergreifende Weise entwickeln; aber meine Zunge ist rebellisch und wird stets zur Verrätherin an meinen Gedanken, wenn ich eine unmittelbare Uebersetzung von ihr fordere.

„Ich will sagen, daß ich mehr für die Welt und für Sie fern von dieser Versammlung thue, als ich beständig ihre Gebräuche übend thun würde; überlassen Sie mich also meinen Arbeiten, meiner Schwäche, meiner Verein-

zelung. Ich habe es gesagt, ich neige mich zum Grabe, Kummer, Gebrechen, Dürftigkeit treiben mich täglich dahin; Sie können dieses große Werk der Natur nicht verzögern; verlassen Sie mich, ich bin nicht gemacht, um mit den Menschen zu gehen, ich hasse sie und fliehe sie; ich diene ihnen jedoch, weil ich selbst Mensch bin, und weil ich sie mir, indem ich ihnen diene, besser träume, als sie sind. Nun haben Sie meinen ganzen Gedanken; ich werde nicht ein Wort mehr sagen."

„Sie weigern sich also, den Eid zu leisten?" fragte Marat mit einer gewissen Erschütterung.

„Ich weigere mich durchaus; ich will nicht zum Bund gehören: zu viele Beweise bestätigen mir, daß ich dabei unnütz wäre."

„Bruder," sprach der Unbekannte mit der versöhnenden Stimme, „erlauben Sie mir, daß ich Sie so nenne, denn wir sind wirklich Brüder, außerhalb jeder Combination des menschlichen Geistes. Bruder! geben Sie nicht einem Augenblick natürlichen Aergers nach; opfern Sie ein wenig von Ihrem gerechten Stolz; thun Sie für uns, was Ihnen widerstrebt. Ihre Rathschläge, Ihre Ideen, Ihre Gegenwart, das ist das Licht! Versenken Sie uns nicht in die doppelte Nacht Ihrer Abwesenheit und Ihrer Weigerung."

„Sie täuschen sich," sprach Rousseau, „ich nehme Ihnen nichts, da ich nie mehr geben werde, als ich aller Welt, dem ersten, dem besten Leser, der ersten Auslegung der Zeitung gegeben habe; wollen Sie den Namen und das Wesen von Rousseau . . ."

„Wir wollen es!" sagten höflich mehrere Stimmen.

„Dann nehmen Sie eine Sammlung meiner Werke, stellen Sie die Bände auf den Tisch Ihres Präsidenten, und wenn Sie zum Abstimmen schreiten, und es ist die Reihe an mir, meine Stimme abzugeben, so öffnen Sie mein Buch, und Sie werden meine Meinung, meine Sentenz finden."

Rousseau machte einen Schritt, um wegzugehen.

„Einen Augenblick Geduld," sagte der Wundarzt,

„der Wille ist frei und der des erhabenen Philosophen wie jeder andere; doch es wäre durchaus nicht in der Ordnung, Zugang in unser Allerheiligstes einem Profanen gestattet zu haben, der, da er nicht einmal durch eine stillschweigende Bedingung gebunden wäre, ohne ein unehrlicher Mensch zu sein, unsere Geheimnisse enthüllen könnte."

Rousseau gab ihm sein mitleidiges Lächeln zurück.

„Sie verlangen einen Eid der Verschwiegenheit von mir?" fragte er.

„Sie haben es gesagt."

„Ich bin bereit."

„Wollen Sie die Formel vorlesen, ehrwürdiger Bruder," sprach Marat.

Der ehrwürdige Bruder las in der That folgende Formel:

„Ich schwöre in Gegenwart des großen, ewigen Gottes, des Erbauers des Weltalls, meiner Oberen und der achtenswerthen Versammlung, die mich umgibt, nie etwas von dem, was unter meinen Augen vorgeht, zu enthüllen, bekannt zu machen, oder zu schreiben, indem ich mich selbst dazu verurtheile, daß ich im Falle einer Unklugheit nach den Gesetzen des großen Stifters, aller meiner Oberen und dem Zorn meiner Väter bestraft werde."

Rousseau streckte schon die Hand aus, als der Unbekannte, der die Debatte mit einem gewissen Ansehen, das ihm Niemand streitig machte, obgleich er unter der Menge verborgen war, angehört und verfolgt hatte, als der Unbekannte, sagen wir, sich dem Präsidenten näherte, und ihm ein paar Worte ins Ohr sagte.

„Das ist wahr," erwiederte der Ehrwürdige.

Und er fügte bei:

„Sie sind ein Mann, nicht ein Bruder, ein Mann von Ehre, der uns gegenüber nur die Stellung eines Nebenmenschen einnimmt. Wir entsagen also hier unserer Eigenschaft, um einfach Ihr Ehrenwort von Ihnen zu

verlangen, daß Sie Alles vergessen, was zwischen uns vorgefallen ist."

„Wie einen Traum am Morgen, ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre," erwiederte Rousseau nicht ohne eine gewisse Erschütterung.

Nach diesen Worten ging er hinaus und viele Mitglieder folgten ihm.

CV.

Rechenschaftsbericht.

Nach dem Abgang der Mitglieder zweiten und dritten Rangs blieben sieben Verbündete in der Loge. Es waren die sieben Chefs.

Sie erkannten sich unter einander mittelst der Zeichen, welche ihre Einweihung in einen höhern Grad bewiesen.

Ihre erste Sorge war es, die Thüren zu schließen; als man die Thüren geschossen hatte, offenbarte sich ihr Präsident durch Vorzeigung eines Ringes, worauf die geheimnißvollen Buchstaben L. P. D. *) eingegraben waren.

Dieser Präsident war mit der obersten Correspondenz des Ordens beauftragt. Er stand in Verbindung mit den anderen Häuptern, welche die Schweiz, Rußland, Amerika, Schweden, Spanien und Italien bewohnten.

Er brachte einige von den wichtigsten Schreiben, die er von seinen Collegen erhalten hatte, um sie dem Kreise der höheren Eingeweihten mitzutheilen, welche über den Anderen und unter ihm standen.

Wir haben diesen Chef erkannt, es war Balsamo.

Der wichtigste von diesen Briefen, enthielt eine

---

*) Lilia pedibus destrue.

bedrohliche Mittheilung: er kam von Schweden und Swedenborg hatte ihn geschrieben.

„Wachet im Süden, Brüder," sagte er; „unter seinem brennenden Einfluß ist ein Verräther wiedererwärmt worden. Dieser Verräther wird Euch zu Grunde richten.

„Wachet in Paris, Brüder, der Verräther wohnt daselbst; die Geheimnisse des Ordens sind in seinen Händen, ein Gefühl des Hasses treibt ihn an.

„Ich höre die Anzeige mit dumpfem Flug, mit murmelnder Stimme. Ich sehe eine schreckliche Rache, aber vielleicht wird sie zu spät kommen. Mittlerweile wachet, Brüder, wachet! Zuweilen genügt eine verrätherische, wenn auch schlecht unterrichtete Zunge, unsere so geschickt angesponnenen Pläne von Grund aus zu zerstören."

Die Brüder schauten sich mit stummem Erstaunen an. Die Sprache des wilden Illuminaten, seine Gabe der Weissagung, der viele auffallende Beispiele ein imposantes Ansehen verliehen, trugen nicht wenig dazu bei, den Ausschuß, bei welchem Balsamo den Vorsitz führte, zu verdüstern.

Er selbst, der Vertrauen zu der Hellsichtigkeit von Swedenborg hatte, vermochte dem ernsten und schmerzlichen Eindruck, der ihn ergriff, nachdem er das Schreiben gelesen, nicht zu widerstehen.

„Brüder," sprach er, „der inspirirte Prophet täuscht sich selten. Wachet also, wie er es Euch empfiehlt. Ihr wißt es wie ich, der Kampf entspinnt sich. Seien wir nicht besiegt durch die lächerlichen Feinde, deren Macht wir in voller Sicherheit untergraben. Vergeßt es nicht, sie haben zu ihrer Verfügung die Ergebenheit feiler, lohnsüchtiger Leute. Das ist eine mächtige Waffe unter den Seelen, die nicht weiter sehen, als bis zu den Gränzen des irdischen Lebens. Brüder, mißtrauen wir den besoldeten Verräthern."

„Diese Befürchtungen kommen mir knabenhaft vor," sprach eine Stimme; „jeden Tag nehmen wir zu an Stärke,

und wir werden geleitet von glänzenden Geistern und kräftigen Händen."

Balsamo verbeugte sich, um dem Schmeichler für sein Lob zu danken.

„Ja; aber wie es unser erhabener Präsident gesagt hat, der Verrath schleicht sich überall ein," entgegnete ein Bruder, der kein anderer war, als der Wundarzt Marat, trotz seiner Jugend zu einem höheren Grade vorgerückt, welcher in dieser Eigenschaft zum ersten Mal an der Sitzung des berathenden Ausschusses Theil nahm. „Bedenkt, Brüder, daß man den Köder verdoppelnd den Fang um so bedeutender macht. Kann Herr von Sartines mit einem Sack Thaler die Enthüllung von einem unserer dunklen Brüder erkaufen, so kann der Minister mit einer Million oder der Hoffnung auf eine Würde einen von unseren Oberen erkaufen. Bei uns aber weiß der dunkle Bruder nichts. Er kennt höchstens einige Namen unter seinen Collegen, und diese Namen stellen keine Sache dar. Es ist eine bewunderungswürdige Ordnung, die Ordnung unserer Constitution, aber sie ist ungeheuer aristokratisch: die Unteren wissen nichts, vermögen nichts, man versammelt sie, um ihnen Nichtswürdigkeiten zu sagen oder sie sagen zu lassen; und dennoch tragen sie mit ihrer Zeit, mit ihrem Geld zur Festigkeit und Haltbarkeit unseres Baues bei. Bedenkt wohl, der Handlanger bringt nur den Stein und den Mörtel, aber werdet Ihr ohne Stein und ohne Mörtel das Haus machen? Dieser Handlanger erhält nur einen geringfügigen Lohn, und dennoch betrachte ich ihn als dem Baumeister gleich, dessen Plan das ganze Werk schafft und belebt; und ich betrachte ihn als seines Gleichen, weil er ein Mensch ist, und weil jeder Mensch so viel werth ist, als ein anderer Mensch in den Augen des Philosophen, in Betracht, daß er seinen Antheil an Armuth und Elend trägt wie ein Anderer, und er sogar mehr als ein Anderer dem Fallen eines Steines oder dem Einstürzen eines Gerüstes ausgesetzt ist."

„Ich unterbreche Sie, Bruder," sprach Balsamo. „Sie verlassen die Frage, die uns allein beschäftigen muß. Ihr Fehler, Bruder, besteht darin, daß Sie den Eifer übertreiben und die Verhandlungen generalisiren. Es handelt sich heute nicht darum, zu wissen, ob unsere Constitution gut oder schlecht ist, sondern es handelt sich darum, die Festigkeit, die Reinheit dieser Constitution zu erhalten. Wollte ich mit Ihnen streiten, so würde ich Ihnen antworten, nein, das Organ, das die Bewegung empfängt, steht nicht gleich mit dem Genie des Schöpfers; nein, der Arbeiter steht nicht gleich mit dem Baumeister; nein, das Gehirn steht nicht gleich mit dem Arm."

„Wenn Herr von Sartines einen von unsern Brüdern von den letzten Graben packt," rief Marat voll Wärme, „wird er ihn minder in der Bastille verfaulen lassen, als Sie und mich?"

„Einverstanden, aber es wird Schade für den einzelnen Menschen und nicht für den Orden sein, der bei uns vor allem Anderem kommen muß; so lange das Haupt eingekerkert ist, macht die Verschwörung einen Stillstand; so lange der General fehlt, verliert die Armee die Schlacht.

„Brüder, wacht also über dem Heile der Führer."

„Ja, aber sie sollen ihrerseits über dem unsrigen wachen."

„Das ist ihre Pflicht."

„Und ihre Fehler sollen doppelt bestraft werden."

„Noch einmal, mein Bruder, Sie entfernen sich von den Constitutionen des Ordens. Verkennen Sie nicht, daß der Schwur, der die Mitglieder unseres Vereins bindet, einer und derselbe ist und auf Alle dieselben Strafen anwendet."

„Die Großen werden sich denselben immer entziehen."

„Das ist nicht die Meinung der Großen, Brüder; höret das Ende des Briefes unseres Propheten Swedenborg, eines der Großen unter uns; er fügt bei:

„Das Uebel wird von einem der Großen kommen, von einem der sehr Großen des Ordens, oder wenn es

nicht gerade von ihm kommt, so wird darum der Fehler nicht minder ihm zur Last zu legen sein; erinnert Euch, daß das Feuer und das Wasser Schuldgenossen sein können; das eine gibt das Licht, das andere die Offenbarung.

„Wacht, Brüder, über Allem und über Allen, wacht!"

„Nun," sprach Marat, der von der Rede von Balsamo und aus dem Briefe von Swedenborg diejenige Seite nahm, aus welcher er Nutzen ziehen wollte, „nun, so laßt uns den Schwur wiederholen, der uns bindet, wir wollen uns verpflichten, ihn in seiner ganzen Strenge zu halten, wer auch derjenige sein mag, welcher verrathen, oder den Verrath veranlaßt haben wird."

Balsamo sammelte sich einen Augenblick, stand von seinem Sitze auf, und sprach die geheiligten Worte, welche unsere Leser schon einmal gesehen haben, mit langsamer, feierlicher, furchtbarer Stimme:

„Im Namen des gekreuzigten Sohnes schwöre ich, die fleischlichen Bande zu brechen, welche mich an Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Gattin, Verwandte, Freunde, Geliebtin, Könige, Häupter, Wohlthäter oder an irgend ein Wesen binden, dem ich Treue, Gehorsam, Dankbarkeit oder Dienstbarkeit gelobt habe.

„Ich schwöre dem Haupte, das ich nach den Statuten des Ordens anerkenne, zu enthüllen, was ich gesehen, gethan, aufgefaßt, gelesen oder gehört, erfahren oder errathen habe, und sogar das, was sich meinen Augen nicht bieten würde, zu erforschen und zu erspähen.

„Ich werde das Gift, das Eisen und das Feuer ehren als Mittel, um die Erde durch den Tod oder die Verblendung der Feinde der Wahrheit und der Freiheit zu reinigen."

„Ich unterzeichne das Gesetz des Stillschweigens; ich willige ein, wie vom Blitz getroffen zu sterben an dem Tag, wo ich eine Strafe verdient habe, und ich erwarte, ohne mich zu beklagen, den Messerstoß, der mich, an welchem Orte der Erde ich auch sein mag, treffen wird."

Hienach wiederholten die sieben Männer, aus denen

die düstere Versammlung bestand, Wort für Wort diesen Schwur, stehend und mit entblößtem Haupt.

Als aber die sacramentalen Worten erschöpft waren, sprach Balsamo:

„Wir sind nun geschützt und wollen nicht mehr Zwischenfälle in unsere Verhandlungen mischen. Ich habe dem Ausschuß Rechenschaft über die Hauptereignisse des Jahres abzulegen.

„Meine Führung der Angelegenheiten Frankreichs wird erleuchteten und eifrigen Geistern, wie Ihr seid, einiges Interesse bieten.

„Ich fange an.

„Frankreich liegt im Mittelpunkt von Europa, wie das Herz im Mittelpunkte des Körpers liegt. In seinen Bewegungen muß man die Ursache der ganzen Ungemächlichkeit des allgemeinen Organismus sehen. Ich bin also nach Frankreich gekommen und habe mich Paris genähert, wie sich der Arzt dem Herzen nähert: ich habe auscultirt, ich habe befühlt, ich habe Versuche gemacht. Als ich vor einem Jahr zu ihr trat, mattete sich die Monarchie ab; heute tödten sie die Laster. Ich mußte die Wirkung dieser tödtlichen Ausschweifungen beschleunigen und begünstigte sie deshalb.

„Ein Hinderniß fand sich auf meinem Wege, dieses Hinderniß war ein Mensch, dieser Mensch war nicht der Erste, wohl aber der Mächtigste des Staats nach dem König.

„Er war mit einigen von den Eigenschaften begabt, welche den anderen Menschen gefallen. Er war zu stolz, doch er wandte seinen Stolz auf seine Werke an; er wußte die Knechtschaft des Volkes zu mildern, indem er es glauben, zuweilen sogar sehen ließ, daß es einen Theil des Staats bildet; und indem er es zuweilen über sein eigenes Elend um Rath fragte, pflanzte er eine Standarte auf, um welche sich die Massen stets versammeln, den Nationalgeist.

„Er haßte die Engländer die als natürlichen Feinde von

Frankreich; er haßte die Favoritin als natürliche Feindin der Arbeiterclassen. Diesen Menschen, wäre er ein Usurpator, wäre er einer der Unseren gewesen, wäre er auf unsern Wegen gegangen, hätte er in unsern Zwecken gehandelt, würde ich geschont, würde ich in der Gewalt erhalten, würde ich mit allen Mitteln, die ich für meine Schützlinge schaffen kann, unterstützt haben, denn statt das wurmstichige Königreich noch einmal zu übertünchen, hätte er es am bestimmten Tag mit uns gestürzt. Doch er gehörte zur aristokratischen Classe, doch er war mit der Ehrfurcht vor dem ersten Rang, den er nicht an sich zu reißen, vor der Monarchie, die er nicht anzugreifen wagte, geboren; er schonte das Königthum, während er den König verachtete; er that mehr, er diente als Schild für dieses Königthum, nach welchem sich unsere Streiche richteten. Voll Achtung vor diesem lebendigem, den Eingriffen der königlichen Prärogative entgegengestellten Damm, erhielten sich das Parlament und das Volk in einem gemäßigten Widerstand, sicher, wie sie waren, einer mächtigen Hülfe, wenn der Augenblick gekommen wäre.

„Ich begriff die Lage der Dinge und unternahm den Sturz von Herrn von Choiseul.

„Dieses mächtige Werk, an welchem seit zehn Jahren so viel Haß und so viele Interessen arbeiteten, habe ich in wenigen Monaten, durch Mittel, welche Euch zu nennen unnütz wäre, begonnen und beendigt. Durch ein Geheimniß, das eine meiner Kräfte ist, eine um so bedeutendere Kraft, als sie ewig vor den Augen Aller verborgen bleiben und sich nie anders als durch die Wirkung zeigen wird, habe ich Herrn von Choiseul gestürzt, vertrieben, und in sein Gefolge einen langen Zug von Ausbrüchen des Bedauerns, von Enttäuschungen, von Leidwesen, von Wehe-klagen und Aeußerungen des Zornes angehängt.

„Nun trägt die Arbeit ihre Früchte; ganz Frankreich verlangt Choiseul und erhebt sich, um ihn wiederzubekommen, wie die Waisen ihre Arme zum Himmel emporstrecken, wenn ihnen Gott ihren Vater genommen hat.

„Die Parlamente bedienen sich des einzigen Rechtes, das sie haben, der Trägheit; sie hören auf zu functioniren. Bei einem wohl organisirten Körper, wie es ein Stand ersten Ranges sein muß, wirkt die Lähmung eines wesentlichen Organs tödtlich; das Parlament ist aber beim gesellschaftlichen Körper das, was der Magen beim menschlichen Körper ist; arbeiten die Parlamente nicht mehr, so wird das Volk, das Eingeweide des Staates, auch nicht mehr arbeiten, und folglich nicht mehr bezahlen, und das Gold, nämlich das Blut, wird ihnen fehlen.

„Man wird ohne Zweifel kämpfen wollen; doch wer wird gegen das Volk kämpfen? Nicht die Armee, diese Tochter des Volks, die das Brod des Feldbauers ißt, den Wein des Winzers trinkt. Es werden die Haustruppen, die privilegirten Corps, die Garden, die Schweizer, die Musketiere, kaum fünf bis sechstausend Mann bleiben! Was wird diese Handvoll Pygmäen machen, wenn das Volk sich wie ein Riese erhebt?"

„Es erhebe sich, es erhebe sich!" riefen mehrere Stimmen.

„Ja, ja, ans Werk!" rief Marat.

„Junger Mann, ich habe Sie noch nicht um Rath gefragt," sprach Balsamo mit kaltem Tone.

„Diesen Aufruhr der Massen," fuhr er fort, „diese Empörung durch ihre Anzahl gegen den vereinzelten Mächtigen stark gewordener Schwacher würden minder solide, minder reife, minder erfahrene Geister auf der Stelle hervorrufen und selbst mit einer Leichtigkeit erlangen, die mich erschreckt. Ich habe überlegt, ich habe studirt. Ich bin in das Volk selbst hinabgestiegen und habe es unter seinen Kleidern mit seiner Beharrlichkeit, mit seiner Plumpheit, die ich entlehnte, so von Nahem gesehen, daß ich mich zum Volk machte. Ich kenne es also heute. Ich werde mich also in Beziehung auf dasselbe nicht mehr täuschen. Es ist stark, aber es ist unwissend; es ist reizbar, doch es ist ohne Groll; mit einem Wort, es ist noch nicht reif für den Aufruhr, so wie ich ihn verstehe, und so

wie ich ihn haben will. Es fehlt ihm der Unterricht, der die Ereignisse unter dem doppelten Lichte des Beispiels und der Nützlichkeit erschauen lassen würde: es fehlt ihm das Gedächtniß seiner eigenen Erfahrung.

„Es gleicht jenen kühnen jungen Leuten, die ich in Deutschland bei den öffentlichen Festen voll Eifer zum Gipfel eines Mastbaums, den der Amtmann mit einem Schinken und einem silbernen Becher schmücken ließ, habe hinaufsteigen sehen; sie arbeiteten sich ganz heiß vor Verlangen empor und legten den Weg mit überraschender Geschwindigkeit zurück; wenn sie aber das Ziel erreicht hatten, wenn es sich darum handelte, den Arm auszustrecken, um den Preis zu nehmen, da verließ sie die Kraft, und sie sanken wieder hinab unter dem Gezische der Menge.

„Das erste Mal geschah ihnen dies, wie ich gesagt habe; das zweite Mal schonten sie ihre Kräfte und ihren Athem; aber indem sie sich mehr Zeit nahmen, scheiterten sie durch die Langsamkeit, wie ihnen dies durch die Hast widerfahren war; das dritte Mal endlich hielten sie die Mitte zwischen der Hast und der Langsamkeit und diesmal gelang es ihnen. Dies ist der Plan, den ich beabsichtige. Versuche, stets Versuche, welche unablässig dem Ziele näher bringen, bis zu dem Tage, wo die Unfehlbarkeit des Gelingens daßelbe zu erreichen uns gestatten wird."

Balsamo hörte auf zu sprechen und schaute, während er aufhörte, die Versammlung an, in der alle Leidenschaften der Jugend und der Unerfahrenheit kochten.

„Sprechen Sie, Bruder," sagte er zu Marat, der sich mehr als Alle ungestüm geberdete.

„Ich werde kurz sein," sprach Marat; „die Versuche schläfern die Völker ein, wenn sie dieselben nicht gar entmuthigen. Die Versuche, das ist die Theorie von Herrn Rousseau dem Genfer, einem großen Dichter, aber langsamen und schüchternen Geist, einem unnützen Bürger, den Plato aus seiner Republik weggejagt hätte! Warten! im-

mer warten! Seit der Emancipation der Gemeinden, seit der Empörung der Mailletins *) wartet Ihr nun siebenhundert Jahre! Zählt die Generationen, welche in Erwartung gestorben sind, und wagt es noch, als Wahlspruch der Zukunft das unselige Wort: Warten! zu nehmen!

„Herr Rousseau spricht uns von Opposition, wie man sie im großen Jahrhundert machte, wie sie bei den Marquisen und zu den Füßen des Königs Molière mit seinen Komödien, Boileau mit seinen Satyren und Lafontaine mit seinen Fabeln machte.

„Eine armselige, gebrechliche Opposition, welche nicht um eine Sohle breit die Sache der Menschheit vorwärts gebracht hat. Die kleinen Kinder recitiren diese verschleierten Theorien, ohne sie zu begreifen, und schlafen ein, indem sie dieselben recitiren. Rabelais hat auch Politik auf Eure Art getrieben; doch vor dieser Politik lacht man und verbessert sich nicht. Habt Ihr seit dreihundert Jahren einen einzigen Mißbrauch aufheben sehen? Genug mit den Dichtern! genug mit den Theoretikern! Werke, Handlungen! Seit drei Jahrhunderten überlassen wir Frankreich der Medicin und es ist Zeit, daß die Chirurgie nun ebenfalls einschreite, das Skalpiermesser und die Säge in der Hand. Die Gesellschaft ist vom Brand ergriffen, thun wir dem Brand mit dem Eisen Einhalt. Derjenige kann warten, welcher vom Tische aufsteht, um sich auf einen weichen Teppich zu legen, von dem er die Rosenblätter durch den Hauch seiner Sklaven wegschaffen läßt, denn der befriedigte Magen theilt dem Gehirn kitzelnde Dünste mit, die es erquicken und ergötzen; doch der Hunger, doch die Armuth, doch die Verzweiflung stillen sich nicht, erleichtern sich nicht, trösten sich nicht durch Strophen, Sentenzen und kleine Fabeln. Sie erheben ein gewaltiges Geschrei aus ihren großen Leiden; taub ist derjenige, der diese Weheklage nicht hört; verflucht sei der, der nicht darauf antwortet. Eine Empörung, und

*) Eine aufrührerische Partei in Paris unter Carl VI.

sollte sie auch erstickt werden, wird die Geister mehr erleuchten, als tausend Jahre von Lehren, mehr als drei Jahrhunderte von Beispielen; sie wird die Könige erleuchten, wenn sie dieselben nicht stürzt; das ist viel, das ist genug!"

Ein schmeichelhaftes Gemurmel entströmte einigen Lippen.

„Wo sind unsere Feinde?" fuhr Marat fort; „über uns: sie bewachen das Thor des Palastes, sie umgeben die Stufen des Throns; auf diesem Thron ist das Palladium, das sie mit mehr Sorgsamkeit und Furcht hüten, als es die Trojaner thaten. Dieses Palladium, das sie allmächtig, reich, unverschämt macht, ist das Königthum. Zu diesem Königthum kann man nicht gelangen, ohne über den Leib derjenigen zu schreiten, welche es hüten, wie man nicht zum General gelangen kann, ohne die Bataillons niederzuwerfen, die ihn beschützen. Nun! viele Bataillons sind niedergeworfen worden, erzählt uns die Geschichte, viele Generale sind gefangen genommen worden, von Darius bis auf König Johann, von Regulus bis Duguesclin.

„Werfen wir die Garde nieder, und wir kommen bis zum Idol. Schlagen wir zuerst die Schildwachen, und wir werden sodann den Anführer schlagen. Gegen die Höflinge, gegen die Adeligen, gegen die Aristokraten sei der erste Angriff gerichtet, gegen die Könige der letzte. Zählt die privilegirten Köpfe: kaum zweimalhunderttausend; geht, ein schneidendes Stäbchen in der Hand, in dem schönen Garten spazieren, den man Frankreich nennt, und schlagt diese zweimalhunderttausend Köpfe ab, wie es Tarquinius mit den Mohnköpfen von Latium that, und Alles wird abgemacht sein, und Ihr werdet nur noch zwei Mächte einander gegenüber haben: Volk und Königthum. Dann versuche es das Königthum, dieses Emblem, mit dem Volk, diesem Riesen, zu kämpfen, und Ihr sollt sehen. Wenn die Zwerge einen Coloß niederwerfen wollen, so beginnen sie mit dem Piedestal; wenn die Holzhauer

die Eiche fällen wollen, greifen sie den Fuß an. Holzhauer, Holzhauer! laßt uns die Axt nehmen; greifen wir die Eiche bei ihren Wurzeln an, und die alte Eiche mit der stolzen Stirne wird alsbald den Sand küssen."

„Und auf Sie fallen, Sie zermalmen wie Pygmäen, Unglücklicher!" rief Balsamo mit einer Donnerstimme. „Ah! Sie ziehen gegen die Dichter zu Felde, und Sie sprechen in Metaphern, welche noch poetischer und bilderreicher sind, als die ihrigen! Bruder, Bruder," fuhr er gegen Marat fort, „Sie haben diese Phrasen, sage ich Ihnen, aus einem Roman genommen, den Sie in Ihrer Mansarde ausarbeiten."

Marat erröthete.

„Wißt Ihr, was eine Revolution ist?" fuhr Balsamo fort; „ich habe zweihundert gesehen, und kann es Euch sagen; ich habe die Revolution des alten Egypten, ich habe die von Assyrien gesehen, ich habe die Empörungen von Griechenland, von Rom, sowie die der letzten Zeiten des römischen Reiches gesehen. Ich habe die des Mittelalters gesehen, wo sich die Völker auf einander stürzten, Osten auf Westen, Westen auf Osten, und sich erwürgten, ohne sich zu verstehen. Seit den Hirtenkönigen bis auf uns haben ungefähr zweihundert Revolutionen stattgefunden. Und so eben beklagtet Ihr Euch, daß Ihr Sklaven seid, die Revolutionen dienen also zu nichts. Warum dies? Diejenigen, welche die Revolutionen machten, waren alle vom selben Schwindel befallen: sie beeilten sich zu sehr. Beeilt sich Gott, der bei den Revolutionen der Welt den Vorsitz führt, wie das Genie bei den Revolutionen der Menschen präsidirt?

„Werft die Eiche nieder, werft sie nieder! ruft Ihr, und Ihr berechnet nicht, daß die Eiche, welche eine Secunde braucht, um zu fallen, ebenso viel Boden, wenn sie gefallen ist, bedeckt, als ein Pferd im Galopp in dreißig Secunden durchliefe. Diejenigen nun, welche die Eiche fällten, waren, da sie nicht Zeit hatten, ihren unvorhergesehenen Sturz zu vermeiden, verloren, zerschmettert, ver-

nichtet unter ihrem ungeheuren Astwerk. Das ist es, was Ihr wollt, nicht wahr? Ihr werdet es nicht von mir erhalten. Wie Gott, habe ich zwanzig, dreißig, vierzig Menschenalter zu leben gewußt. Wie Gott, bin ich ewig. Wie Gott, werde ich geduldig sein. Ich trage mein Schicksal, das Eurige, das der Welt in dem hohlen Raume dieser Hand. Niemand wird machen, daß ich diese Hand voll donnernder Wahrheiten öffne, wenn ich nicht sie zu öffnen einwillige. Ich weiß, sie enthält den Blitz; wohl! der Blitz wird darin wohnen, wie in der allmächtigen Rechten Gottes.

„Meine Herren, meine Herren! verlassen wir diese zu erhabenen Höhen und steigen wir wieder auf die Erde herab.

„Meine Herren, ich sage es Euch einfach und mit Ueberzeugung, es ist noch nicht Zeit: der gegenwärtig regierende König ist ein schwacher Neffe des großen Königs, den das Volk noch verehrt, und es liegt in dieser verschwindenden Majestät etwas, was noch hinreichend blendet, um die Blitze Eures kleinen Hasses, Eurer Rachgier aufzuwiegen. Dieser ist als König geboren, er wird als König sterben; seine Race ist frech, aber rein. Seinen Ursprung könnt Ihr auf seiner Stirne, in einer Geberde, in seiner Stimme lesen. Dieser wird immer der König sein . . . Schlagt ihm den Kopf ab, und es wird geschehen, was bei Carl I. geschehen ist; seine Henker werden sich vor ihm niederwerfen und die Höflinge seines Unglücks, wie Lord Capell, werden das Beil küssen, das den Kopf ihres Herrn vom Rumpfe getrennt hat.

„Ihr wißt aber Alle, meine Herren, England hat sich übereilt. König Carl I. starb auf dem Blutgerüste, das ist wahr, aber König Carl II., sein Sohn, ist auf dem Thron gestorben.

„Wartet, wartet, meine Herren, denn die Zeiten werden nun günstig.

„Ihr wollt die Lilien zerstören. Das ist unserer Aller Wahlspruch: Lilia pedibus destrue. Doch nicht

eine einzige Wurzel darf der Blume des heiligen Ludwig die Hoffnung lassen, noch einmal aufzublühen. Ihr wollt das Königthum zerstören! Damit das Königthum für immer zerstört sei, muß es in seinem äußeren Blendwerk, wie in seinem inneren Wesen geschwächt sein. Ihr wollt das Königthum zerstören! Wartet, bis das Königthum nicht mehr ein Priesterthum, sondern ein Geschäft ist; bis es nicht mehr in einem Tempel, sondern in einer Bude geübt wird. Das, was das Heiligste bei dem Königthum ist, nämlich die seit Jahrhunderten durch Gott und die Völker autorisirte gesetzliche Uebertragung des Throns geht für immer verloren! Hört! hört! diese unüberwindliche, unübersteigliche Schranke, welche zwischen uns, die Leute von Nichts, und diese gleichsam göttlichen Geschöpfe gesetzt ist, diese Gränze, welche die Völker nie zu überspringen wagten, und die man die Legitimität nennt, dieses Wort, so glänzend wie ein Leuchtthurm, das bis heute das Königthum vor einem Schiffbruch geschützt hat, dieses Wort wird erlöschen unter dem Hauch des geheimnißvollen Verhängnisses.

„Die Dauphine, nach Frankreich berufen, um das Geschlecht der Könige durch die Mischung mit kaiserlichem Blute fortzupflanzen, die Dauphine, seit einem Jahr mit dem Erben des Thrones von Frankreich verheirathet . . . Nähert Euch, meine Herren, denn ich befürchte, über Euren Kreis hinaus den Lärmen meiner Worte dringen zu lassen."

„Nun?" fragten voll Bangigkeit die sechs Häupter.

„Nun, meine Herren, die Dauphine ist noch Jungfrau!"

Ein düsteres Gemurmel, das alle Könige der Welt in die Flucht gejagt hätte, so viel gehässige Freude und rachsüchtigen Triumph enthielt es, entströmte wie ein tödtlicher Dunst diesem engen Kreis von sechs Köpfen, die sich beinahe berührten, beherrscht von dem von Balsamo, der sich von seiner Estrade zu ihnen herabneigte.

„Bei diesem Zustand der Dinge," fuhr Balsamo

fort, „bieten sich zwei Hypothesen, welche unserer Sache gleich günstig sind.

„Die erste ist die, daß die Dauphine unfruchtbar bleibt, und dann erlischt das Geschlecht, dann läßt die Zukunft unseren Freunden weder Kämpfe, noch Schwierigkeiten, noch Unruhen. Es wird bei dieser zum Voraus für den Tod bezeichneten Race geschehen, was in Frankreich geschehen ist, so oft sich drei Könige auf dem Thron folgten. Was bei den Söhnen von Philipp dem Schönen: Ludwig dem Zänker, Philipp dem Langen und Carl IV., geschehen ist, welche ohne Nachkommenschaft gestorben sind, nachdem sie alle drei regiert hatten. Was bei den drei Söhnen von Heinrich II.: Franz II., Carl IX. und Heinrich III., geschehen ist, welche ohne Nachkommenschaft gestorben sind, nachdem sie alle drei regiert hatten. Wie sie, werden der Herr Dauphin, der Herr Graf von Provence und der Herr Graf von Artois alle drei regieren, und alle drei ohne Kinder sterben, wie die Andern gestorben sind; das ist das Gesetz des Verhängnisses.

„Dann, wie nach Carl IV., dem Letzten von dem Geschlechte Capets, Philipp VI. von Valois, ein Seitenverwandter der vorhergehenden Könige, kam, wie nach Heinrich III., dem Letzten des Geschleches der Valois, Heinrich VI. von Bourbon, ein Seitenverwandter des vorhergehenden Geschlechtes kam, so wird nach dem Grafen von Artois, der in das Buch des Verhängnisses als der letzte der Könige der älteren Linie eingetragen steht, vielleicht irgend ein Cromwell oder ein Wilhelm von Oranien kommen, der dem Geschlecht oder der natürlichen Ordnung der Erbfolge ganz fremd ist.

„Dies gibt uns die erste Hypothese.

„Die zweite ist die, daß die Frau Dauphine nicht unfruchtbar bleibt. Und das ist die Falle, in die unsere Feinde stürzen werden, während sie uns hineinzuwerfen glauben. Oh! wenn die Dauphine nicht unfruchtbar bleibt, wenn sich dann Alle bei Hofe freuen und das Königthum in Frankreich befestigt wähnen, dann können wir uns auch

freuen, denn wir werden ein so furchtbares Geheimniß besitzen, daß kein Blendwerk, keine Macht, keine Anstrengungen Stand halten können gegen die Verbrechen, die dieses Geheimniß enthalten, bei dem Unglück, das für die zukünftige Königin aus dieser Fruchtbarkeit entspringen wird; denn den Erben, den sie dann dem Thron schenkt, werden wir leicht ungesetzlich machen, denn diese Fruchtbarkeit werden wir leicht für ehebrecherisch erklären. So daß im Vergleich mit dem trügerischen Glück, das ihnen der Himmel bewilligt zu haben scheinen wird, die Unfruchtbarkeit noch eine Wohlthat Gottes gewesen wäre. Deshalb enthalte ich mich, meine Herren; deshalb warte ich, meine Brüder, deshalb halte ich es für unnütz, heute schon die Leidenschaften des Volks zu entfesseln, die ich wirksamer anwenden werde, wenn die Zeit gekommen ist.

„Meine Herren, Ihr kennt nun die Arbeit dieses Jahrs; Ihr seht den Fortschritt unserer Minen. Ueberzeugt Euch also, daß es uns nur gelingen wird mit dem Genie und dem Muthe der Einen, welche die Augen und das Gehirn, mit der Ausdauer und der Arbeit der Anderen, welche die Arme, mit dem Glauben und der Ergebenheit wieder Anderer, welche das Herz sein werden.

„Seid vor Allem von der Nothwendigkeit eines blinden Gehorsams durchdrungen, welcher bewirkt, daß Euer Chef selbst sich dem Willen und den Statuten des Ordens opfern wird, an dem Tag, wo es die Statuten verlangen.

„Hienach, meine Herren und vielgeliebte Brüder, würde ich die Sitzung aufheben, bliebe mir nicht noch ein Gutes zu thun und ein Schlimmes zu bezeichnen.

„Der große Schriftsteller, der diesen Abend zu uns gekommen ist und einer der Unsrigen geworden wäre, ohne den unzeitigen Eifer von einem unserer Brüder, der diese schüchterne Seele erschreckt hat, dieser große Schriftsteller hatte Recht vor unserer Versammlung, und ich beklage es als ein Unglück, daß ein Fremder Recht hat vor einer Mehrzahl von Brüdern, welche unsere Vorschriften schlecht und unsern Zweck gar nicht kennen.

„Mit den Sophismen seiner Bücher über die Wahrheiten unseres Bundes triumphirend, stellt Rousseau ein Grundlaster dar, das ich mit Feuer und Schwert ausrotten würde, wenn ich nicht hoffen könnte, es durch die Ueberzeugung zu heilen. Die Eitelkeit von einem unserer Brüder hat sich auf eine ärgerliche Weise entwickelt. Durch ihn sind wir im Streite unterlegen; ich hoffe, es wird sich kein ähnlicher Fall mehr ereignen, oder ich mußte zu den Mitteln der Disciplin meine Zuflucht nehmen.

„Nun, meine Herren, verbreitet den Glauben durch die Sanftmuth und die Ueberzeugung; verschafft ihm Eingang durch die Lehre, nöthigt ihn nicht auf, treibt ihn nicht in die widerspänstigen Gemüther mit Axt und Schlägel ein, wie es die Inquisitoren mit den Keilen der Henker thun. Erinnert Euch, daß wir nur groß sein werden, nachdem wir als gut anerkannt worden sind, und daß man uns nur als gut anerkennen wird, wenn wir besser erscheinen, als Alles, was uns umgibt; erinnert Euch auch, daß unter uns die Großen, die Guten und die Besten nichts sind ohne die Wissenschaft, die Kunst und den Glauben; nichts sind neben denjenigen, welche Gott mit einem besonderen Siegel bezeichnet hat, daß sie den Menschen gebieten und ein Reich regieren.

„Meine Herren, die Sitzung ist aufgehoben."

Nachdem er diese Worte gesprochen, bedeckte Balsamo das Haupt und hüllte sich in seinen Mantel.

Jeder von den übrigen Eingeweihten entfernte sich seinerseits allein und schweigsam, um keinen Verdacht zu erregen.

CVI.

Der Leib und die Seele.

Der Letzte, welcher bei dem Meister zurückblieb, war Marat, der Wundarzt.

Er näherte sich demüthig und sehr bleich dem furchtbaren Redner, dessen Macht unbegränzt war.

Meister," fragte er, „habe ich wirklich einen Fehler begangen?"

„Einen großen, mein Herr," erwiederte Balsamo, „und das Schlimmste dabei ist, daß Sie ihn nicht begangen zu haben glauben."

„Ja, ich gestehe es, ich glaube nicht nur keinen Fehler begangen, sondern ich glaube sogar so gesprochen zu haben, wie es sich geziemt."

„Hochmuth! Hochmuth!" murmelte Balsamo, „Hochmuth, zerstörender Dämon. Die Menschen bekämpfen das Fieber in den Adern der Kranken, die Pest im Wasser und in der Luft; aber sie lassen den Hochmuth so tiefe Wurzeln in ihrem Herzen schlagen, daß es ihnen nicht gelingt, ihn auszurotten."

„Oh! Meister," entgegnete Marat, „Sie haben eine sehr traurige Meinung von mir. Bin ich denn wirklich so wenig, daß ich nicht unter meines Gleichen zählen kann? Habe ich die Frucht meiner Arbeiten so schlecht gepflückt, daß ich unfähig bin, ein Wort zu sagen, ohne der Unwissenheit beschuldigt zu werden? Bin ich ein so lauer Adepte, daß man meine Ueberzeugung verdächtigt? Dessen kann ich mir doch wenigstens bewußt sein, daß ich durch eine aufopfernde Ergebenheit für die Sache des Volks lebe."

„Mein Herr," erwiederte Balsamo, „weil das Princip des Guten in Ihnen gegen das Princip des Bösen kämpft, das mir eines Tags den Sieg davon tragen zu müssen

scheint, werde ich Sie von diesen Fehlern zu säubern suchen. Soll es mir gelingen, hat nicht schon der Hochmuth in Ihnen die Oberhand über jedes andere Gefühl gewonnen, so wird es mir in einer Stunde gelingen."

„In einer Stunde?" sagte Marat.

„Ja. Wollen Sie mir diese Stunde schenken?"

„Gewiß."

„Wo werde ich Sie sehen?"

„Meister, es ist an mir, Sie an dem Ort aufzusuchen, den Sie Ihrem Diener bestimmen wollen."

„Nun wohl!" sprach Balsamo, „ich werde zu Ihnen kommen."

„Ueberlegen Sie, welche Verbindlichkeit Sie übernehmen; ich bewohne eine Mansarde in der Rue des Cordeliers. Eine Mansarde, verstehen Sie," sagte Marat mit einer Affectation stolzer Einfachheit, mit einer Prahlerei von Armuth, „während Sie . . ."

„Während ich? . ."

„Während Sie, wie man sagt, einen Pallast bewohnen."

Balsamo zuckte die Achseln, wie es ein Riese thun würde, der von seiner Höhe herab den Zorn eines Zwerges mäße.

„Gut, es sei," erwiederte er, „ich werde Sie in Ihrer Mansarde besuchen."

„Wann dies, mein Herr?"

„Morgen."

„Um welche Stunde?"

„Am Morgen."

„Ich gehe bei Tagesanbruch nach meinem Amphitheater und von da ins Hospital."

„Das ist es gerade, was ich brauche. Ich würde Sie gebeten haben, mich dahin zu führen, hätten Sie es mir nicht vorgeschlagen."

„Sie verstehen, sehr frühzeitig, ich schlafe wenig," sagte Marat.

„Und ich schlafe gar nicht," entgegnete Balsamo. „Bei Tagesanbruch also."

„Ich werde Sie erwarten."

Hienach trennten sie sich, denn sie hatten die Thüre erreicht, welche nach der Straße ging, die im Augenblick ihres Abgangs so düster und verödet aussah, als sie im Augenblick ihres Eintritts bevölkert und geräuschvoll gewesen war.

Balsamo schlug den Weg links ein und verschwand bald.

Marat ahmte ihn nach und schritt mit seinen langen, mageren Beinen gegen rechts fort.

Balsamo war pünktlich. Morgens um sechs Uhr klopfte er am andern Tag an der Thüre des Ruheplatzes an, der, der Mittelpunkt eines langen Corridors, auf den sechs Thüren gingen, der letzte Stock eines alten Hauses der Rue des Corbeliers war.

Marat hatte, wie man wohl sah, Alles vorbereitet, um seinen erhabenen Gast würdig zu empfangen. Das magere Bett von Nußbaumholz, die Commode mit hölzernem Aufsatz glänzten vor Reinlichkeit unter dem wollenen Lumpen einer Haushälterin, welche ihre Arme gewaltig auf diesen wurmstichigen Meubles anstrengte.

Marat selbst unterstützte thätig diese Frau und erfrischte in einem blauen Fayencetopf bleiche, verwelkte Blumen, den Hauptschmuck der Mansarde.

Er hielt noch einen linnenen Scheuerlappen unter dem Arm, woraus hervorging, daß er die Blumen erst berührt hatte, nachdem er mit den Meubles beschäftigt gewesen war.

Da der Schlüssel in der Thüre stak und Balsamo ohne anzuklopfen eingetreten war, überraschte er Marat bei seiner Beschäftigung.

Als Marat den Meister erblickte, erröthete er gewaltig und mehr, als es sich für einen wahren Stoiker geziemte.

„Sie sehen, mein Herr," sagte er, indem er etwas hinterhältisch seinen Scheuerlappen hinter einen Vorhang

warf, „ich bin Wirthschafter und helfe dieser guten Frau. Ich wähle die Arbeit, welche vielleicht nicht gerade die eines guten Plebejers, aber auch nicht ganz die eines vornehmen Herrn ist.“

„Das ist die Sache eines armen jungen Mannes, der die Reinlichkeit liebt, nichts Anderes,“ sprach Balsamo mit kaltem Tone. „Werden Sie bald bereit sein, mein Herr? Sie wissen, daß meine Augenblicke gezählt sind.“

„Ich ziehe meinen Rock an, mein Herr . . . Frau Grivette, meinen Stock, das ist meine Portière, mein Herr, es ist mein Kammerdiener, es ist meine Köchin, es ist mein Intendant, und sie kostet mich einen Thaler monatlich.“

„Ich lobe die Sparsamkeit,“ sprach Balsamo; „es ist der Reichthum der Armen, es ist die Weisheit der Reichen.“

„Meinen Hut, meinen Stock,“ sagte Marat.

„Strecken Sie die Hand aus,“ versetzte Balsamo; „hier ist Ihr Hut, und ohne Zweifel ist der Stock, der neben Ihrem Hute steht, der Ihrige.“

„Oh! verzeihen Sie, mein Herr, ich bin ganz verwirrt.“

„Sind Sie bereit?“

„Ja, mein Herr; meine Uhr, Frau Grivette.“

Frau Grivette drehte sich um und um, antwortete aber nicht.

„Sie bedürfen keiner Uhr, um nach dem Amphitheater und ins Hospital zu gehen; man würde vielleicht lange brauchen, um sie zu finden, und das würde uns aufhalten.“

„Es liegt mir jedoch viel an meiner Uhr, mein Herr, denn sie ist vortrefflich, und ich habe sie mir nur mit Hülfe vieler Ersparnisse erkauft.“

„In Ihrer Abwesenheit wird sie Frau Grivette suchen,“ erwiederte Balsamo lächelnd, „und wenn sie gut sucht, wird die Uhr bei Ihrer Rückkehr gefunden sein.“

„Ah! gewiß,“ sprach Frau Grivette, „sie wird wie-

der gefunden sein, wenn sie der Herr nicht anderswo gelassen hat, denn hier geht nichts verloren."

„Sie sehen wohl," sagte Balsamo. „Vorwärts, mein Herr, vorwärts."

Marat wagte es nicht, länger hiebei zu verharren, und folgte Balsamo brummelnd.

Als sie vor der Thüre waren, sagte Balsamo:

„Wohin gehen wir zuerst?"

„Nach dem Amphitheater, wenn Sie wollen, Meister; ich habe ein Subject bezeichnet, das diese Nacht an einer Gehirnhautentzündung sterben mußte; ich habe Beobachtungen an seinem Gehirn zu machen, und möchte nicht gern, daß meine Kameraden es mir wegnähmen."

„Gehen wir also nach dem Amphitheater, Herr Marat."

„Um so mehr, als es nur zwei Schritte von hier ist als das Amphitheater an das Hospital anstößt, und als wir nur hinein und wieder herausgehen; Sie können mich auch vor der Thüre erwarten."

„Im Gegentheil, ich wünsche mit hineinzugehen; Sie werden mir Ihre Meinung über das Subject sagen."

„Als es ein Körper war?"

„Nein, seitdem es ein Leichnam ist."

„Holla! nehmen Sie sich in Acht," rief Marat lächelnd; „ich könnte einen Point vor Ihnen voraus bekommen, denn ich kenne diesen Theil meines Gewerbes und bin, wie die Leute sagen, ein ziemlich geschickter Anatomist."

„Hochmuth, Hochmuth, stets Hochmuth," murmelte Balsamo.

„Was sagen Sie?" fragte Marat.

„Ich sage, wir werden das sehen, mein Herr. Treten wir ein."

Marat trat zuerst in den engen Gang, der zu diesem Amphitheater führte, das am Ende der Rue Hautefeuille lag.

Balsamo folgte ihm, ohne zu zögern, bis in den

langen, schmalen Saal, wo man auf einem Marmortisch zwei Leichname, einen männlichen und einen weiblichen, ausgestreckt sah.

Die Frau war jung gestorben. Der Mann war alt und kahl; ein abscheuliches Schweißtuch bedeckte den Leib, ließ aber ihre Gesichter halb entblößt.

Beide lagen neben einander auf diesem eisigen Bett, sie, die sich vielleicht nie in der Welt gesehen hatten, und deren Seelen nun, nach der Ewigkeit wandernd, sehr erstaunt sein mußten, wenn sie ihre sterblichen Hüllen in einer solchen Nachbarschaft erblickten.

Mit einer einzigen Bewegung warf Marat das grobe Leintuch ab, das die zwei Unglücklichen bedeckte, welche der Tod vor dem Scalpiermesser des Chirurgen gleich gemacht hatte.

Die zwei Leichname waren nackt.

„Der Anblick der Todten widerstrebt Ihnen nicht?" fragte Marat mit seinem gewöhnlichen Prahlen.

„Er betrübt mich," erwiederte Balsamo.

„Mangel an Gewohnheit," sagte Marat. „Ich, der ich dieses Schauspiel alle Tage sehe, empfinde dabei weder Traurigkeit, noch Ekel. Wir Praktiker leben mit den Todten und unterbrechen ihretwegen nicht eine einzige Function unseres Lebens."

„Das ist ein trauriges Vorrecht Ihres Gewerbes."

„Und dann," fügte Marat bei, „warum mich betrüben oder Ekel bekommen? Im ersten Fall habe ich die Ueberzeugung, im zweiten die Gewohnheit."

„Setzen Sie mir Ihre Ideen auseinander, ich verstehe Sie schlecht," sagte Balsamo. „Zuerst die Ueberlegung."

„Es sei. Warum sollte ich erschrecken? warum sollte ich Furcht haben vor einem trägen Körper, vor einer Bildsäule, die von Fleisch ist, statt von Stein, von Marmor oder von Granit zu sein?"

„Nicht wahr, es ist in der That nichts in einem Leichnam?"

„Durchaus nichts."

„Sie glauben?“

„Ich bin dessen sicher.“

„Aber in einem lebendigen Körper.“

„Darin ist die Bewegung,“ sprach Marat mit stolzem Tone.

„Und die Seele, mein Herr, Sie sprechen nicht von der Seele?“

„Ich habe Sie nie in den Körpern gesehen, die ich mit meinem Zergliederungsmesser durchwühlte.“

„Weil Sie nur Leichname durchwühlen.“

„Ah! doch, mein Herr, ich habe viel an lebendigen Körpern operirt.“

„Und Sie haben nicht mehr in ihnen gefunden, als in den Leichnamen?“

„Ja, ich habe den Schmerz gefunden; ist es der Schmerz, was Sie die Seele nennen?“

„Sie glauben also nicht daran?“

„Woran?“

„An die Seele.“

„Ich glaube daran, weil es mir frei steht, sie die Bewegung zu nennen, wenn ich will.“

„Das ist sehr gut; Sie glauben an die Seele, mehr wollte ich nicht wissen; es thut mir wohl, daß Sie daran glauben.“

„Einen Augenblick Geduld, mein Herr, verständigen wir uns,“ sagte Marat mit seinem vipernartigen Lächeln. „Wir Praktiker sind ein wenig Materialisten.“

„Diese Körper sind sehr kalt,“ sagte Balsamo träumerisch, „und diese Frau war sehr schön.“

„Ja wohl.“

„Gewiß war eine schöne Seele in diesem Körper.“

„Ah! darin beging derjenige, welcher sie schuf, einen Irrthum. Schöne Scheide, gemeine Klinge. Dieser Körper, Meister, war der einer nichtsnutzigen Person, welche von Saint-Lazare herkam, als sie im Hotel-Dieu an einer Hirnentzündung starb. Ihre Chronik ist lang und ziemlich ärgerlich. Wenn Sie Seele die Bewegung nennen, welche

dieses Geschöpf handeln machte, so thun Sie unseren Seelen Unrecht, die von demselben Wesen sein müssen, da sie von derselben Quelle ausgegangen sind."

„Eine Seele, die man hätte heilen müssen," sprach Balsamo, „eine Seele, welche in Ermangelung des einzigen Arztes, der unentbehrlich, eines Arztes der Seele, zu Grunde gegangen ist."

„Ah, ah! mein Meister, das ist abermals eine von Ihren Theorien. Es gibt nur Aerzte für den Körper," entgegnete Marat, mit einem bitteren Lachen. „Und hören Sie, Meister, Sie haben in diesem Augenblick ein Wort auf den Lippen, das Molière oft in seinen Komödien gebraucht hat, und dieses Wort macht Sie lächeln."

„Nein, Sie täuschen sich und können nicht wissen, worüber ich lächle. Was wir für den Augenblick schließen, ist, daß diese Körper leer sind, nicht wahr?"

„Und unempfindlich," sprach Marat, der den Kopf der jungen Frau in die Höhe hob und geräuschvoll wieder auf den Marmor fallen ließ, ohne daß der Körper nur sich rührte oder zitterte.

„Sehr gut," sagte Balsamo, „gehen wir nun ins Hospital."

„Einen Augenblick Geduld, Meister, ich bitte, nicht ehe ich vom Rumpf diesen Kopf getrennt habe, der mir Lust macht, weil er der Sitz einer merkwürdigen Krankheit gewesen ist. Sie erlauben?"

„Gewiß."

Marat öffnete sein Behältniß, nahm daraus ein Incisionsmesser und hob aus einer Ecke einen großen hölzernen ganz mit Blutflecken besprengelten Schlägel auf.

Dann machte er mit geübter Hand einen kreisförmigen Einschnitt, der alles Fleisch und alle Muskeln vom Hals trennte; als er den Knochen erreichte, schob er sein Messer zwischen zwei Gelenke der Wirbelsäule und that mit dem Schlägel einen kräftigen Schlag darauf.

Der Kopf rollte auf den Tisch und vom Tisch auf

den Boden, und Marat war genöthigt, wieder mit seinen feuchten Händen darnach zu greifen.

Balsamo wandte sich ab, um dem Triumphator nicht zu viel Freude zu gewähren.

„Eines Tages," sagte Marat, der den Meister bei einer Schwäche zu fassen glaubte, „eines Tages wird sich ein Philanthrop mit dem Tod beschäftigen, wie sich die Andern mit dem Leben beschäftigen, er wird eine Maschine erfinden, welche den Kopf mit einem Schlage ablöst und die Vernichtung augenblicklich macht, was keine von den anderen Todesarten thut; das Rad, die Viertheilung und das Hängen sind Hinrichtungen, welche barbarischen Völkern und nicht gebildeten Nationen gehören. Eine erleuchtete Nation wie Frankreich muß strafen, und nicht sich rächen. Denn die Gesellschaft, welche rädert, henkt oder viertheilt, rächt sich an dem Verbrecher durch das Leiden, ehe sie ihn mit dem Tode bestraft, was nach meiner Ansicht zur Hälfte zu viel ist."

„Und nach meiner auch. Doch was verstehen Sie unter diesem Instrument?"

„Ich verstehe darunter eine Maschine kalt und unempfindlich wie das Gesetz selbst. Der mit der Bestrafung beauftragte Mensch bekommt Eindrücke bei dem Anblick von seines Gleichen und verfehlt oft seine Streiche, wie es bei Chalais und beim Herzog von Montmouth geschehen ist. Bei einer Maschine, zum Beispiel bei zwei Armen von Eichenholz, die ein Messer in Bewegung setzen würden, wäre dies nicht so."

„Und Sie glauben, mein Herr, weil dieses Messer mit der Schnelligkeit des Blitzes zwischen der Base des Hinterhauptes und den Muskeln durchfahren würde, wäre der Tod augenblicklich und der Schmerz rasch?"

„Der Tod wäre ohne Widerspruch augenblicklich, da das Eisen mit einem Schlage die Nerven, welche die Bewegung geben, durchschneiden würde. Der Schmerz wäre rasch, weil das Eisen das Gehirn, das der Sitz der Ge-

fühle ist, vom Herzen, welches der Mittelpunkt des Lebens ist, trennen würde."

„Mein Herr," sprach Balsamo, „die Todesstrafe der Enthauptung besteht in Deutschland."

„Ja, aber durch das Schwert, und ich habe Ihnen gesagt, die Hand eines Menschen kann zittern."

„Eine solche Maschine besteht in Italien; ein eichener Körper setzt sie in Bewegung und man nennt sie die Mannaja.

„Nun?"

„Nun! mein Herr, ich habe gesehen, wie vom Scharfrichter enthauptete Verbrecher ohne Kopf sich von dem Stuhle erhoben, auf dem sie saßen, fortwankten und zehn Schritte von da niederfielen. Ich habe Köpfe aufgehoben, welche an den Fuß der Mannaja rollten wie dieser Kopf, den Sie an den Haaren halten, vorhin vom Tisch hinabrollte, und als ich einem solchen Kopf den Namen ins Ohr sagte, mit den man ihn im Leben getauft hatte, sah ich seine Augen sich öffnen und sich in ihrer Höhle drehen, indem sie suchten, wer sie auf der Erde gerufen während dieses Uebergangs von der Zeit in die Ewigkeit."

„Eine Nervenbewegung, nichts Anderes."

„Sind die Nerven nicht die Organe der Empfindung?"

„Was schließen Sie daraus, mein Herr?"

„Ich schließe daraus, es wäre besser, wenn der Mensch, statt eine Maschine zu suchen, welche tödtete, um zu bestrafen, ein Mittel suchen würde, um zu strafen, ohne zu tödten. Diejenige Gesellschaft, welche dieses Mittel findet, wird, glauben Sie mir, die erleuchtetste und beste der Gesellschaften sein."

„Abermals Utopien! stets Utopien!" rief Marat.

„Diesmal haben Sie vielleicht Recht," sprach Balsamo; „die Zeit wird uns vielleicht erleuchten ... haben Sie nicht vom Hospital gesprochen? ... Gehen wir dahin!"

„Gehen wir!"

Und er hüllte den Kopf der jungen Frau in sein

Taschentuch, dessen vier Ecken er sorgfältig zusammenknüpfte.

„Nun bin ich sicher, daß meine Kameraden nur das haben werden, was ich übrig lasse," sagte Marat weggehend.

Man schlug den Weg nach dem Hotel-Dieu ein; der Träumer und der Wundarzt gingen nebeneinander.

„Sie haben diesen Kopf sehr kalt und sehr geschickt abgeschnitten, mein Herr," sagte Balsamo; „sind Sie mehr bewegt, wenn es sich um Lebende, als wenn es sich um Todte handelt? Rührt Sie das Leiden mehr, als die Unbeweglichkeit? Sind Sie mitleidiger bei Körpern, als bei Leichnamen?"

„Nein, das wäre ein Fehler, wie es beim Henker ein Fehler ist, wenn er für Eindrücke empfänglich ist. Man tödtet eben so gut einen Menschen, wenn man ihm den Schenkel schlecht abschneidet, als wenn man ihm den Kopf schlecht abschlägt. Ein guter Wundarzt muß mit seiner Hand und nicht mit seinem Herzen operiren, obgleich er in seinem Herzen wohl weiß, daß er für ein Leiden von einem Augenblick Jahre des Lebens und der Gesundheit gibt. Das ist die schöne Seite unseres Gewerbes, Meister."

„Ja, mein Herr, doch bei den Lebendigen finden Sie hoffentlich die Seele?"

„Ja, wenn Sie mit mir zugeben, daß die Seele die Bewegung oder das Empfindungsvermögen ist; ja, gewiß, ich finde sie, und zwar sehr beschwerlich, denn sie tödtet mehr Kranke, als mein Zergliederungsmesser tödtet."

Man hatte die Schwelle des Hotel-Dieu erreicht. Sie traten in das Hospiz ein. Bald kam Balsamo, geführt von Marat, der seine düstere Bürde nicht abgelgt hatte, in den Saal der Operationen, wo sie den Oberwundarzt und die Zöglinge der Chirurgie fanden.

Die Krankenwärter brachten einen jungen Menschen, der in der vorhergehenden Woche von einem schweren Wagen niedergeworfen worden war, dessen Rad ihm den Fuß zermalmt hatte. Eine erste Operation, die man in

der Eile an dem durch den Schmerz erstarrten Glied vorgenommen hatte, war ungenügend gewesen, das Uebel hatte sich rasch entwickelt und die Operation wurde dringend nothwendig.

Auf dem Schmerzenslager ausgestreckt, schaute der Unglückliche mit einer Bangigkeit, welche Tiger gerührt hätte, diese Bande von Hungrigen an, die auf den Augenblick seines Märtyrthums, auf seinen Todeskampf vielleicht, lauerten, um die Wissenschaft des Lebens zu studiren, ein wunderbares Phänomen, hinter dem sich das Phänomen des Todes verbirgt.

Er schien jeden von den Wundärzten, von den Zöglingen und Krankenwärtern um einen Trost, um ein Lächeln, um eine Freundlichkeit zu bitten; aber er begegnete überall nur der Gleichgültigkeit mit seinem Herzen, dem Stahl mit seinen Augen.

Ein Ueberrest von Wuth und Stolz machte ihn stumm. Er sparte alle seine Kräfte für die Schreie auf, die ihm bald der Schmerz entreißen sollte.

Doch als er auf seiner Schulter die obgleich gefällige, aber schwer lastende Hand des Wärters fühlte, als er fühlte, wie ihn die Arme der Gehülfen wie die Schlangen Laokoons umfaßten, als er die Stimme des Operateur sagen hörte: „Muth gefaßt!“ da wagte es der Unglückliche, das Stillschweigen zu brechen und mit kläglicher Stimme zu fragen:

„Werde ich viel leiden?“

„Oh! nein, seien Sie unbesorgt,“ antwortete Marat mit einem falschen Lächeln, das liebreich für den Kranken, ironisch für Balsamo war.

Marat sah, daß ihn Balsamo verstanden hatte, er näherte sich ihm und sagte:

„Das ist eine furchtbare Operation; der Knochen ist voll Sprünge und empfindlich, um Mitleid zu erregen. Er wird nicht an seinem Uebel, wohl aber am Schmerz sterben: so viel wird seine Seele bei diesem Lebendigen werth sein.“

„Warum operiren Sie ihn dann? warum lassen Sie ihn nicht ruhig sterben?"

„Weil es Pflicht des Wundarztes ist, die Heilung zu versuchen, selbst wenn ihm diese Heilung unmöglich scheint."

„Und Sie sagen, er werde leiden?"

„Gräßlich."

„Durch den Fehler seiner Seele?"

„Durch den Fehler seiner Seele, welche für seinen Körper zu zart ist."

„Warum operiren Sie dann nicht an der Seele? Die Ruhe der einen wäre vielleicht die Heilung des andern."

„Das habe ich auch gethan," sprach Marat, während man den Patienten zu binden fortfuhr.

„Sie haben seine Seele vorbereitet?"

„Ja."

„Wie dies?"

„Wie man dies thut, durch Worte. Ich habe zur Seele, zum Verstand, zum Empfindungsvermögen, zu der Sache gesprochen, die den griechischen Philosophen zu den Worten veranlassen: „„Schmerz, du bist kein Uebel,"" und das ist die Sprache, die sich für diese Sache geziemt. Ich habe zu ihm gesagt: „„Sie werden nicht leiden."" Es bleibt nun der Seele überlassen, nicht zu leiden; das geht sie an. Das bis jetzt bekannte Mittel, was die Fragen der Seele betrifft, ist die Lüge. Warum ist auch diese verteufelte Seele an den Körper gebunden! So eben, als ich diesen Kopf abschnitt, sagte der Körper nichts. Die Operation war jedoch schwer. Doch was wollen Sie! die Bewegung hatte aufgehört, das Empfindungsvermögen war erloschen, die Seele war entflogen, wie Ihr Spiritualisten sagt. Deshalb hat jener Kopf, als ich ihn abschnitt, nichts gesagt, deshalb ließ mich jener Körper, den ich enthauptete, machen, während dieser Körper, den die Seele noch bewohnt, allerdings nur noch auf kurze Zeit bewohnt, aber dennoch bewohnt, in einem Augenblick furchtbare

Schreie ausstoßen wird. Verstopfen Sie Ihre Ohren, Meister. Verstopfen Sie dieselben, Sie, der Sie für diese Connexität der Seelen und der Körper empfindlich sind, welche stets Ihre Theorie todtschlagen wird, bis zu dem Tage, wo Ihre Theorie dazu gelangt ist, daß sie den Körper von der Seele absondert."

„Und Sie glauben, es werde nie zu dieser Absonderung kommen?"

„Versuchen Sie es," erwiederte Marat, „die Gelegenheit ist schön."

„Wohl," sprach Balsamo, „Sie haben Recht, die Gelegenheit ist schön, ich versuche es."

„Ja, versuchen Sie es."

„Ja."

„Wie dies?"

„Dieser junge Mann soll nicht leiden, er interessirt mich."

„Sie sind ein erhabener Meister," entgegnete Marat, „doch Sie sind weder Gott der Vater, noch Gott der Sohn, und Sie werden diesen Burschen nicht zu leiden verhindern."

„Und wenn er nicht litte, würden Sie an seine Heilung glauben?"

„Sie wäre möglicher, doch sie wäre nicht sicher."

Balsamo warf auf Marat einen unbeschreiblichen Blick des Triumphes und stellte sich vor den jungen Mann, dessen angstvollen und schon in die Qualen des Schreckens getauchten Augen er begegnete.

„Schlafen Sie," sagte er, nicht allein mit seinem Mund, sondern mehr noch mit seinem Blick, mit seinem Willen, mit der ganzen Wärme seines Blutes, mit dem ganzen Fluidum seines Körpers.

In diesem Augenblick fing der Oberwundarzt an, den kranken Schenkel zu befühlen und die Zöglinge auf die Itensität des Uebels aufmerksam zu machen.

Doch bei dem Befehl von Balsamo schwankte der junge Mann, der sich aufgesetzt hatte, einen Augenblick in

von Armen der Gehülfen, sein Kopf neigte sich, seine Augen schloßen sich.

„Es ist ihm übel," sagte Marat.

„Nein, mein Herr."

„Sehen Sie denn nicht, daß er das Bewußtsein verliert?"

„Nein, er schläft."

„Wie, er schläft?"

„Ja."

Jedermann wandte sich gegen den fremden Arzt um, den man für einen Narren hielt.

Ein Lächeln der Ungläubigkeit schwebte über die Lippen von Marat.

„Ist es gewöhnlich, daß man während der Ohnmacht spricht?"

„Nein."

„Nun, so befragen Sie ihn und er wird Ihnen antworten."

„He! junger Mann!" rief Marat.

„Oh! Sie brauchen nicht so laut zu schreien," sagte Balsamo. „Sprechen Sie mit Ihrer gewöhnlichen Stimme."

„Sagen Sie uns ein wenig, was Sie haben."

„Man hat mir zu schlafen befohlen, und ich schlafe," antwortete der Patient.

Die Stimme war völlig ruhig und bildete einen seltsamen Contrast mit der Stimme, die man einige Augenblicke zuvor gehört hatte.

Alle Anwesenden schauten sich an.

„Nun binden Sie ihn los," sagte Balsamo.

„Unmöglich," erwiederte der Oberwundarzt, „eine einzige Bewegung, und die Operation kann mißlingen."

„Er wird sich nicht rühren."

„Wer gibt mir hierüber Gewißheit?"

„Ich und er. Fragen Sie ihn."

„Kann man Sie frei lassen, mein Freund?"

„Man kann das."

„Und versprechen Sie, daß Sie sich nicht rühren werden?"

„Ich verspreche es, wenn Sie mir befehlen."

„Ich befehle es Ihnen."

„Meiner Treue," sagte der Oberwundarzt, „Sie sprechen mit einer solchen Sicherheit, mein Herr, daß ich den Versuch zu machen Lust habe."

„Machen Sie ihn und fürchten Sie nichts."

„Binden Sie ihn los," rief der Oberwundarzt.

Die Gehülfen gehorchten.

Balsamo stellte sich zu den Häupten des Kranken und sprach:

„Von diesem Augenblick rühren Sie sich nicht mehr, wenn ich es nicht befehle."

Eine auf einem Grabe liegende Bildsäule wäre nicht unbeweglicher gewesen, als es der Kranke bei dieser Ermahnung wurde.

Der Wundarzt nahm sein Messer; doch in dem Augenblick, wo er sich desselben bedienen wollte, zögerte er.

„Schneiden Sie, mein Herr, schneiden Sie, sage ich Ihnen," sprach Balsamo mit der Miene eines inspirirten Propheten.

Wie Marat, wie der Kranke, wie alle Welt beherrscht, näherte der Oberwundarzt den Stahl dem Fleisch.

Das Fleisch zischte, aber der Kranke stieß keinen Seufzer aus, machte keine Bewegung.

„Was ist Ihre Heimath, mein Freund?" fragte Balsamo.

„Ich bin Bretagner, mein Herr," antwortete der Kranke lächelnd.

„Und Sie lieben Ihr Land?"

„Oh! mein Herr, es ist so schön!"

Der Wundarzt machte während dieser Zeit die kreisförmigen Einschnitte, durch die man bei Amputationen den Knochen bloß zu legen anfängt.

„Haben Sie Ihre Heimath jung verlassen?" fragte Balsamo.

„Mit zehn Jahren, mein Herr."

Die Einschnitte waren gemacht, der Wundarzt legte die Säge an den Knochen.

„Mein Freund," sagte Balsamo, „singen Sie mir doch das Lied, das die Salzsieder von Batz singen, wenn sie nach vollbrachtem Tagewerk nach Hause kehren. Ich erinnere mich nur des ersten Verses:

„Meinem schaumbedeckten Salze . . ."

Die Säge schnitt in den Knochen ein.

Doch bei der Aufforderung von Balsamo lächelte der Kranke und fing an, melodisch, langsam, in Extase, wie ein Liebender oder wie ein Dichter zu singen:

Meinem schaumbedeckten Salze,
Meines Teiches Himmelbau,
Und dem heiß durchglühten Torfe,
Meinem Weizen auf der Au;

Meinem Vater, meiner Gattin,
Meinen Kindern liebereich;
Meiner Mutter Grabesschlummer
Unter duftendem Gesträuch;

Allen Heil, da bin ich wieder,
Heil! mein Tag, er ist vollbracht,
Und das Fest folgt nach der Arbeit,
Lieb' nach kurzer Trennungsnacht.

Das Bein fiel auf das Bett, während der Kranke noch sang.

CVII.

Der Leib und die Seele.

Jeder schaute den Patienten mit Erstaunen, den Arzt mit Bewunderung an.

Einige sagten, Beide seien Narren.

Marat übertrug diese Meinung in das Ohr von Balsamo.

„Der arme Teufel hat durch die Angst den Geist verloren," sagte er; „deshalb leidet er nicht mehr."

„Ich glaube nicht," erwiederte Balsamo, „und weit entfernt, den Geist verloren zu haben, würde er uns, dessen bin ich sicher, wenn ich ihn befragte, soll er sterben, den Tag seines Todes, soll er leben, die Zeit sagen, die seine Wiedergenesung dauern wird."

Marat war bereit, die allgemeine Meinung zu theilen, nämlich die Meinung, daß Balsamo eben so verrückt sei, als der Patient.

Der Wundarzt unterband indessen eifrig die Arterien, aus denen das Blut in Wellen entströmte.

Balsamo zog aus seiner Tasche einen Flacon, goß auf einen Pfropfen von Charpie einige Tropfen von dem Wasser, das der Flacon enthielt und bat den Oberwundarzt, diese Charpie auf die Arterien zu legen.

Der Oberwundarzt gehorchte mit einer gewissen Neugierde.

Dies war einer der berühmtesten Praktiker jener Zeit, ein wahrhaft in die Wissenschaft verliebter Mann, der keines ihrer Geheimnisse zurückwies und für den der Zufall nur der Gutgenug des Zweifels war.

Er drückte den kleinen Pfropf auf die Arterie, welche bebte, kochte und das Blut nur noch Tropfen für Tropfen herausließ.

Nun konnte er die Arterie mit der größten Leichtigkeit unterbinden.

Alsbald erhielt Balsamo einen wahren Triumph, und Jeder fragte ihn, wo er studirt habe und von welcher Schule er sei.

„Ich bin ein deutscher Arzt von der Göttinger Schule und habe selbst die Entdeckung gemacht, die Sie hier sehen. Ich wünsche jedoch, meine Herren und theure Collegen, daß diese Entdeckung noch ein Geheimniß bleibe, denn ich habe große Angst vor dem Scheiterhaufen, und das Parlament von Paris dürfte sich vielleicht noch einmal für das Vergnügen, einen Zauberer zum Feuertod zu verurtheilen, entscheiden.“

Der Oberwundarzt blieb ganz träumerisch.

Marat träumte und dachte nach.

Er nahm jedoch zuerst wieder das Wort und sprach:

„Sie behaupteten so eben,“ sagte er, „wenn Sie diesen Menschen über die Folge der Operation befragten, so würde er sicherlich antworten, obgleich diese Folge noch in der Zukunft verborgen sei?“

„Ich behaupte es noch,“ sprach Balsamo.

„Nun, so wollen wir sehen.“

„Wie heißt dieser arme Teufel?“

„Er heißt Havard,“ antwortete Marat.

Balsamo wandte sich gegen den Patienten um, dessen Mund noch die letzten Noten seines Liedes wie klagend trällerte.

„Nun, mein Freund,“ fragte er, „was weissagen Sie über den Zustand dieses armen Havard?“

„Was ich über seinen Zustand weissage?“ erwiederte der Kranke; „warten Sie, ich muß von der Bretagne, wo ich war, nach dem Hotel-Dieu zurückkehren, wo er ist.“

„Ganz richtig: treten Sie ein, schauen Sie ihn an, und sagen Sie mir die Wahrheit über ihn.“

„Oh! er ist krank, sehr krank: man hat ihm das Bein abgeschnitten.“

„In der That?“ sagte Balsamo.

„Ja."

„Und die Operation ist gut gelungen?"

„Vortrefflich; aber . . ."

Das Gesicht des Kranken verdüsterte sich.

„Aber . . ." versetzte Balsamo.

„Aber," fuhr der Kranke fort, „er hat eine schreckliche Prüfung durchzumachen . . . Das Fieber."

„Und wann wird es kommen?"

„Diesen Abend um sieben Uhr."

Alle Anwesenden schauten sich an.

„Und dieses Fieber?" fragte Balsamo.

„Oh! es wird ihn sehr krank machen; er wird jedoch diesen ersten Anfall überwinden."

„Sie sind dessen sicher?"

„Oh! ja."

„Aber nach diesem ersten Anfall wird er gerettet sein?"

„Ach! nein," sprach der Verwundete seufzend.

„Das Fieber wird also wiederkommen?"

„Oh! ja, und furchtbarer als je; armer Havard," fuhr er fort, „armer Havard, er hat eine Frau und Kinder."

Und seine Augen füllten sich mit Thränen.

„Seine Frau soll also Witwe, seine Kinder sollen also Waisen werden?" fragte Balsamo.

„Warten Sie! warten Sie!"

Er faltete die Hände.

„Nein, nein," sagte er.

Sein Gesicht klärte sich in einem erhabenen Glauben auf.

„Nein, seine Frau und seine Kinder haben so viel gebetet, daß sie Gnade für ihn von Gott erhielten."

„Er wird also genesen?"

„Ja."

„Sie hören, meine Herren," sprach Balsamo, „er wird genesen."

„Fragen Sie ihn, in wie viel Tagen," sagte Marat.

„In wie viel Tagen?"

„Ja, Sie haben gesagt, er würde die Wandlungen und die Zeit seiner Wiedergenesung angeben."

„Sehr gern frage ich ihn hierüber."

„So thun Sie es."

„Und wann glauben Sie, daß Havard geheilt ist?" fragte Balsamo.

„Oh! die Wiedergenesung wird lange dauern, warten Sie: einen Monat, sechs Wochen, zwei Monate; er ist vor fünf Tagen hereingekommen und wird zwei Monate und vierzehn Tage nach seinem Eintritt wieder hinauskommen."

„Und zwar geheilt?"

„Ja."

„Aber," sagte Marat, „unfähig, zu arbeiten und folglich seine Frau und seine Kinder zu ernähren?"

Havard faltete abermals die Hände.

„Oh! Gott ist gut, und Gott wird hiefür sorgen."

„Und wie wird Gott sorgen?" fragte Marat. „Da ich heute gerade im Zuge des Lernens bin, so möchte ich auch dies erfahren."

„Gott hat an sein Bett einen wohlthätigen Mann geschickt, der Mitleid mit ihm bekommen und gesagt hat: „„Ich will, daß es dem armen Havard an nichts fehle.""

Alle Anwesenden schauten sich an; Balsamo lächelte.

„In der That, wir wohnen einem seltsamen Schauspiel bei," sagte der Oberwundarzt, während er zugleich die Hand des Kranken ergriff, seine Brust untersuchte und seine Stirne befühlte; „dieser Mensch träumt."

„Sie glauben?" sagte Balsamo. Und er schleuderte dem Kranken einen Blick voll Macht und Energie zu und sprach:

„Erwachen Sie, Havard."

Der junge Mann öffnete die Augen nicht ohne Anstrengung und schaute mit einem tiefen Erstaunen alle

Anwesenden an, welche, zuvor drohend, nun harmlos für ihn geworden waren.

„Nun!" sagte er mit schmerzlichem Ton, „man hat mich also noch nicht operirt? Man wird mich also abermals leiden lassen?"

Balsamo nahm rasch das Wort. Er befürchtete eine Erschütterung des Kranken.

Doch es war nicht nöthig, daß er sich beeilte. Niemand wäre ihm zuvorgekommen, das Erstaunen aller Anwesenden war zu groß.

„Mein Freund," sagte er, „beruhigen Sie sich; der Herr Oberwundarzt hat an Ihrem Bein eine Operation vorgenommen, welche allen Anforderungen Ihrer Lage Genüge leistet. Es scheint, mein armer Junge, Sie sind ein wenig schwach von Geist, denn Sie sind vor dem ersten Angriff ohnmächtig geworden."

„Oh! desto besser," sagte heiter der Bretagner, „ich habe nichts gefühlt, mein Schlaf ist sogar sanft und erquickend gewesen. Welch ein Glück, man wird mir das Bein nicht abschneiden!"

Doch in dieser Sekunde richtete der Unglückliche seine Blicke auf sich selbst: er sah das Bett voll Blut, er sah sein verstümmeltes Bein.

Er stieß einen Schrei aus und wurde diesmal wirklich ohnmächtig.

„Befragen Sie ihn nun, und Sie werden sehen, ob er antwortet," sprach Balsamo kalt zu Marat.

Dann führte Balsamo den Oberwundarzt, während die Krankenwärter den unglücklichen jungen Mann wieder in sein Bett trugen, in eine Ecke des Zimmers und sprach zu ihm:

„Mein Herr, Sie haben gehört, was Ihr armer Kranker gesagt hat?"

„Ja, er würde genesen."

„Er hat auch noch etwas Anderes gesagt: er hat gesagt, Gott würde sich seiner erbarmen und ihm die Mittel schicken, um seine Frau und seine Kinder zu ernähren."

„Nun?“

„Nun, mein Herr, er hat die Wahrheit über diesen Punkt, wie über den andern gesprochen; nur übernehmen Sie es, der Vermittler der Mildthätigkeit zwischen dem Kranken und Gott zu sein: hier ist ein Diamant, der ungefähr einen Werth von zwanzigtausend Livres hat; wenn Sie unsern Kranken geheilt sehen, verkaufen Sie den Edelstein und übergeben Sie ihm das Geld; mittlerweile aber, da die Seele, wie sich Ihr Zögling, Herr Marat, geäußert hat, einen großen Einfluß auf den Körper ausübt, sagen Sie Havard, sobald er wieder zum Bewußtsein gelangt ist, sagen Sie ihm, seine Zukunft und die seiner Kinder sei gesichert.“

„Aber, mein Herr,“ erwiederte der Wundarzt, der den Ring, welchen ihm Balsamo bot, anzunehmen zögerte, „wenn er nicht geheilt wird?“

„Er wird geheilt werden!“

„Auch muß ich Ihnen einen Empfangschein geben.“

„Mein Herr! . . .“

„Nur unter dieser Bedingung nehme ich ein Juwel von diesem Werthe an.“

Machen Sie es, wie es Ihnen beliebt, mein Herr.“

„Ihr Name, wenn ich fragen darf?“

„Graf von Fönix.“

Der Wundarzt ging in ein anstoßendes Zimmer, während Marat, verwirrt, vernichtet, aber noch gegen die Augenscheinlichkeit, gegen die Unleugbarkeit kämpfend, sich Balsamo näherte.

Nach Verlauf von fünf Minuten kehrte der Wundarzt zurück; er hielt in seiner Hand ein Papier, das er Balsamo übergab.

Es war in folgenden Worten abgefaßt:

„Ich habe von dem Herrn Grafen von Fönix einen Diamant erhalten, dessen Werth er selbst auf zwanzigtausend Livres anschlägt, um den Preis desselben einem

Manne Namens Havard an dem Tag zu übergeben, wo er das Hotel-Dieu verlassen wird.

Den 15. Sept. 1771.

Guillotin. D. M."

Balsamo grüßte den Doctor, nahm den Empfangschein und ging gefolgt von Marat hinaus.

„Sie vergessen Ihren Kopf," sagte Balsamo, für den die Zerstreutheit des jungen Zöglings der Chirurgie ein Triumph war.

„Ah! es ist wahr," sagte dieser.

Und er hob seine traurige Bürde auf.

Sobald sie auf der Straße waren, gingen Beide sehr rasch und ohne ein Wort zu sprechen; als sie in die Rue des Cordeliers kamen, stiegen sie mit einander die steile Treppe hinauf, welche in die Mansarde führte.

Vor der Loge der Portière, wenn überhaupt das Loch, das sie bewohnte, den Namen einer Loge verdient, war Marat, der das Verschwinden seiner Uhr nicht vergessen hatte, stehen geblieben und hatte nach Frau Grivette gefragt.

Ein Kind von sieben bis acht Jahren, bleich, kränklich, schmächtig, antwortete ihm mit seiner kreischenden Stimme:

„Mama ist ausgegangen: sie hat gesagt, wenn der Herr zurückkäme, sollte man ihm diesen Brief geben."

„Nein, mein kleiner Freund," erwiederte Marat, „sage ihr, sie soll ihn mir selbst bringen."

„Gut, mein Herr."

Hienach gingen Marat und Balsamo weiter.

„Ah!" sagte Marat indem er Balsamo einen Stuhl bezeichnete und selbst auf einen Schämel fiel, „ich sehe, daß der Meister schöne Geheimnisse hat."

„Ich bin vielleicht tiefer als ein Anderer in das Vertrauen der Natur und Gottes eingedrungen," erwiederte Balsamo.

„Oh!" rief Marat, „wie sehr beweist die Wissen-

schaft die Allmacht des Menschen, und wie muß man stolz darauf sein, daß man Mensch ist."

„Das ist wahr, und Arzt, müßten Sie beifügen."

„Ich bin auch stolz auf Sie, Meister," sprach Marat.

„Und dennoch," entgegnete Balsamo lächelnd, „dennoch bin ich nur ein armer Arzt der Seelen."

„Oh! sprechen wir nicht mehr hievon, mein Herr, Sie haben das Blut des Verwundeten durch materielle Mittel aufgehalten."

„Ich glaubte, meine schönste Kur wäre die, daß ich ihn zu leiden verhindert habe; es ist wahr, Sie versicherten mich, er wäre ein Narr."

„Er war es sicherlich einen Augenblick."

„Was nennen Sie Narrheit? Ist es nicht eine Abstraction der Seele?"

„Oder des Geistes," erwiederte Marat.

„Streiten wir nicht mehr hierüber; die Seele dient mir, das Wort zu nennen, das ich suche. Sobald die Sache gefunden ist, liegt mir wenig daran, wie Sie sie nennen."

„Ah! darin sind wir in unserer Ansicht verschieden, mein Herr; Sie behaupten die Sache gefunden zu haben und nicht mehr das Wort zu suchen; ich behaupte, daß Sie Beides mit einander suchen, das Wort und die Sache."

„Wir werden sogleich hierauf zurückkommen. Sie sagten also, die Narrheit sei eine augenblickliche Abstraction des Geistes?"

„Sicherlich."

„Eine unwillkührliche, nicht wahr?"

„Ja . . . ich habe einen Narren in Bicètre gesehen, der in sein eisernes Gitter biß und dabei rief: „„Koch, deine Fasanen sind gut, aber sie sind schlecht zubereitet.""

„Aber Sie geben doch zu, daß diese Narrheit wie eine Wolke am Geist vorübergeht, und daß der Geist, wenn diese Wolke vorübergegangen ist, seine erste Klarheit wieder annimmt?"

„Das geschieht beinahe nie."

„Sie haben aber doch unsern Amputirten bei vollkommener Vernunft nach seinem Narrenschlaf gesehen."

„Ich habe es gesehen, aber nicht begriffen, als ich es sah; das ist ein ausnahmsweiser Fall, eine von jenen Seltsamkeiten, welche die Hebräer Wunder nannten."

„Nein, mein Herr," sprach Balsamo, „es ist einzig und allein die Abstraction der Seele, die doppelte Trennung der Materie und des Geistes: der Materie, einer trägen Sache, eines Staubes, der zum Staub zurückkehren wird; der Seele, eines göttlichen Funken, der einen Augenblick in die Blendlaterne eingeschlossen ist, die man den Körper nennt, und der, ein Sohn des Himmels, nach dem Falle des Körpers wieder zum Himmel zurückkehren wird."

„Also haben Sie einen Augenblick die Seele aus dem Leib gezogen?"

„Ja, mein Herr, ich habe ihr befohlen, den elenden Ort zu verlassen, wo sie war; ich habe sie aus dem Schlund des Leidens gezogen, wo sie der Schmerz zurückhielt, um sie in die reinen, freien Regionen wandern zu lassen. Was ist dann dem Wundarzt geblieben? Was Ihrem Zergliederungsmesser blieb, als Sie der todten Frau den Kopf nahmen, den Sie hier haben, nichts als träges Fleisch, Materie, Thon."

„Und in wessen Namen haben Sie so über diese Seele verfügt?"

„Im Namen desjenigen, welcher alle Seelen mit einem Hauch geschaffen hat: Seelen der Welten, Seelen der Menschen . . . im Namen Gottes."

„Sie leugnen also den freien Willen?"

„Ich," sagte Balsamo; „was thue ich denn in diesem Augenblick? Ich zeige Ihnen einerseits den freien Willen, andererseits die Abstraction. Ich lege Ihnen einen Sterbenden vor Augen, der allen Schmerzen überlassen ist; dieser Mensch hat eine stoische Seele, er geht der Operation entgegen, er fordert sie heraus, er erträg

sie, aber er leidet. Dies in Betreff des freien Willens. Wenn ich aber an diesem Sterbenden vorübergehe, ich, der Abgesandte Gottes, ich, der Prophet, ich, der Apostel, und wenn ich, vom Mitleid für diesen Menschen als für meines Gleichen ergriffen, durch die Macht, die mir Gott verliehen hat, die Seele aus seinem leidenden Körper nehme, so wird dieser blinde, träge, unempfindliche Körper für die Seele ein Schauspiel, das sie fromm und barmherzig von der Höhe ihrer durchsichtigen Sphäre herab betrachtet. Haben Sie Havard nicht gehört? Wenn Havard von sich selbst sprach, sagte er: „„Dieser arme Havard!““ er sagte nicht mehr ich; diese Seele hatte in der That nichts mehr mit dem Körper zu schaffen, sie, die auf halbem Weg zum Himmel war.“

„Doch demnach ist der Mensch Nichts mehr,“ sprach Marat, „und ich kann nicht mehr zu den Tyrannen sagen: „„Ihr habt Macht über meinen Leib, doch Ihr vermögt nichts über meine Seele.““

„Ah! nun gehen Sie von der Wahrheit zu den Sophismen über; mein Herr, ich habe Ihnen schon gesagt, daß dies Ihr Fehler ist. Gott leiht die Seele dem Körper, es ist wahr; doch es ist darum nicht minder wahr, daß, so lange die Seele diesen Körper besitzt, zwischen ihnen eine Einigkeit, ein Einfluß des einen auf das andere, eine Suprematie der Materie über die Idee oder der Idee über die Materie stattfindet, je nachdem Gott in Absichten, die uns unbekannt sind, gestattet hat, daß der Körper König oder die Seele Königin sein soll; doch es ist nicht minder wahr, daß der Hauch, der den Bettler belebt, so rein ist, als der, welcher den König sterben macht. Das ist das Dogma, das Sie predigen müssen, Sie, der Apostel der Gleichheit. Beweisen Sie die Gleichheit der zwei geistigen Wesen, da Sie die Gleichheit mit Hülfe alles dessen, was in der Welt geheiligt ist, wie die heiligen Bücher und die Traditionen, die Wissenschaft und der Glaube, feststellen können. Was liegt Ihnen an der Gleichheit zweier Materien, mit der Gleichheit der Körper

fliegen sie nur vor den Menschen; mit der Gleichheit der Seele fliegen sie vor Gott. So eben sagte Ihnen dieser arme Verwundete, dieses unwissende Kind aus dem Volk in Beziehung auf sein Uebel Dinge, welche keiner unter den Aerzten zu sagen gewagt hätte. Warum dies? Weil seine Seele, für den Augenblick von den Fesseln des Körpers entbunden, über der Erde schwebte und von oben herab ein Geheimniß sah, das uns unsere Unburchsichtigkeit entzieht."

Marat drehte seinen Todtenkopf auf dem Tisch hin und her und suchte eine Antwort, die er nicht fand.

„Ja," murmelte er endlich, „ja, es ist etwas Uebernatürliches darunter."

„Natürliches, im Gegentheil, mein Herr, hören Sie auf, übernatürlich Alles das zu nennen, was aus den Functionen und der Bestimmung der Seele entspringt. Natürlich sind diese Functionen; bekannt, das ist etwas Anderes."

„Uns unbekannt, Meister, müssen diese Functionen keine Geheimnisse für Sie sein. Den Peruanern fremd, war das Pferd den Spaniern, die es gezähmt hatten, wohl bekannt."

„Es wäre hochmüthig von mir, zu sagen: ich weiß. Ich bin demüthig, mein Herr, und sage: ich glaube."

„Und was glauben Sie?"

„Ich glaube, daß das Gesetz der Welt, das erste, das mächtigste von allen, das des Fortschrittes ist. Ich glaube, daß Gott Alles nur mit dem Zweck der Wohlfahrt oder der Sittlichkeit geschaffen hat. Nur geht, da das Leben dieser Welt unberechnet und unberechenbar ist, der Fortschritt langsam. Unser Planet zählte nach der Aussage der Schriften sechzig Jahrhunderte, als die Druckerei erfunden wurde, um wie ein ungeheurer Leuchtthurm die Vergangenheit zu bescheinen und die Zukunft aufzuklären: mit der Druckerei keine Dunkelheit, keine Vergessenheit mehr; die Druckerei ist das Gedächtniß der Welt. Wohl!

Guttenberg hat die Druckerei erfunden, und ich habe das Vertrauen wieder gefunden."

„Ah!" sagte Marat ironisch, „Sie werden es vielleicht dahin bringen, daß Sie in den Herzen lesen?"

„Warum nicht?"

„Dann werden Sie in die Brust des Menschen das kleine Fenster einsetzen, welches die Alten so sehr daran zu sehen wünschten."

„Es bedarf dessen nicht, mein Herr; ich werde die Seele vom Leib absondern; und die Seele, diese reine, diese unbefleckte Tochter Gottes, wird mir alle die Schändlichkeiten dieser sterblichen Hülle nennen, die sie zu beleben verurtheilt ist."

„Sie werden materielle Geheimnisse enthüllen?"

„Warum nicht?"

„Sie werden mir, zum Beispiel, sagen, wer mir meine Uhr gestohlen hat?"

„Sie erniedrigen die Wissenschaft zu einem traurigen Niveau, mein Herr; doch gleichviel, die Größe Gottes beweist sich eben so gut durch das Sandkorn, als durch den Berg, durch die Milbe, als durch den Elephanten. Ja, ich werde Ihnen sagen, wer Ihnen die Uhr gestohlen hat."

In diesem Augenblick klopfte man schüchtern an die Thüre; es war die Haushälterin von Marat, welche, so eben zurückgekehrt, nach dem Befehl des jungen Wundarztes den Brief brachte.

CVIII.

Die Portière von Marat.

Die Thüre öffnete sich und Dame Grivette trat ein.

Diese Frau, die wir nicht zu schildern die Zeit gehabt haben, weil ihre Gestalt eine von denjenigen ist, welche der Maler auf den letzten Plan verbannt, so lange er derselben nicht bedarf, diese Frau schreitet nun auf dem beweglichen Gemälde dieser Geschichte vor und verlangt ihren Platz in dem ungeheuren Panorama, das wir vor den Augen unserer Leser zu entrollen unternommen haben; ein Panorama, in welches wir wenn unser Genie unserem Willen gleichkäme, Alles vom Bettler bis zum König, von Caliban bis zu Ariel, von Ariel bis zu Gott einrahmen würden.

Wir wollen es also versuchen, Frau Grivette zu schildern, die sich aus ihrem Schatten losmacht und auf uns zuschreitet.

Es war eine lange, dürre Creatur, gelb von Farbe, mit blauen, schwarz umgränzten Augen, ein furchtbarer Typus des Verfalls, dem in der Stadt unter den Verhältnissen der Armuth, beständiger Ohnmacht und körperlicher, wie sittlicher Entartung diese Geschöpfe unterliegen, welche Gott schön geschaffen hat, und die herrlich geworden wären in ihrer völligen Entwicklung, wie es in diesem Fall alle die Geschöpfe der Luft, des Himmels und der Erde sind, wenn der Mensch aus ihrem Leben nicht eine lange Hinrichtung gemacht hat, wenn er nämlich nicht ihren Fuß durch die Fessel und ihren Magen durch den Hunger oder mit einer Nahrung ermüdet hat, die beinahe ebenso unselig ist, als es nur immer der Mangel an aller Nahrung sein könnte.

So wäre die Portière von Marat eine schöne Frau

gewesen, hätte sie nicht seit ihrem fünfzehnten Jahre einen erbärmlichen Winkel ohne Luft und ohne Licht bewohnt, hätte das Feuer ihrer natürlichen Instinkte, genährt durch diese Ofenwärme, oder durch eine eisige Kälte, mit Maaß gebrannt. Sie hatte lange, magere Hände, die durch den Faden der Nähterin von kleinen Einschnitten durchfurcht, durch das Seifenwasser des Waschhauses mit Sprüngen bedeckt, durch die Kohlengluth der Küche geröstet und gegerbt worden waren; doch dessen ungeachtet Hände, man sah es an der Form, nämlich an der unvertilgbaren Spur der göttlichen Muskel, Hände, die man königliche Hände genannt haben würde, hätten sie statt der Blasen des Besen die des Scepters gehabt.

Dieser arme menschliche Körper ist unleugbar nur das Aushängeschild unseres Gewerbes.

Der Geist, der über dem Körper erhaben war und folglich besser als dieser Widerstand geleistet hatte, wachte in dieser Frau wie eine Lampe; er beleuchtete gleichsam den Körper mittelst eines durchsichtigen Reflexes, und man sah zuweilen zu den trüben Augen einen Strahl des Verstandes, der Schönheit, der Jugend, der Liebe, alles dessen endlich, was es Herrliches in der menschlichen Natur gibt, aufsteigen.

Balsamo schaute lange diese Frau, oder vielmehr diese seltsame Natur an, welche übrigens bei dem ersten Anblick einem beobachtenden Auge aufgefallen wäre.

Die Portière trat also, den Brief in der Hand haltend, ein und sprach mit einer süßlichen Stimme, mit der Stimme eines alten Weibes, denn die zur Armuth verurtheilten Frauen sind mit dreißig Jahren alt:

„Herr Marat, hier ist der Brief, den Sie verlangt haben."

„Es ist nicht der Brief, was ich zu haben wünschte, sondern Sie wollte ich sehen," sagte Marat.

„Wohl! Ihre Dienerin, Herr Marat, hier bin ich." Frau Grivette machte einen Knix. „Was wünschen Sie?"

„Ich wünsche etwas über meine Uhr zu erfahren," antwortete Marat, „Sie vermuthen es wohl."

„Ah, bei Gott! ich kann nicht sagen, was aus Ihrer Uhr geworden ist. Ich habe sie gestern den ganzen Tag an ihrem Nagel am Kamin hängen sehen."

„Sie täuschen sich, sie war gestern den ganzen Tag in meiner Tasche; erst um sechs Uhr Abends, da ich ausging, da ich mich unter eine große Menschenmenge begab und befürchtete, man könnte sie mir stehlen, legte ich sie unter den Leuchter."

„Wenn Sie Ihre Uhr unter den Leuchter gelegt haben, so muß sie noch dort sein."

Und die Portière hob mit einer geheuchelten Treuherzigkeit, von der sie nicht vermuthete, sie wäre so mächtig verrätherisch, von den zwei Leuchtern, welche auf dem Kamin standen, gerade denjenigen auf, unter dem Marat seine Uhr verborgen hatte.

„Ja, das ist wohl der Leuchter," sagte der junge Mann, „aber wo ist die Uhr?"

„In der That, sie ist nicht mehr hier."

„Haben Sie dieselbe nicht hierhin gelegt, Herr Marat?"

„Aber wenn ich Ihnen sage . . ."

„Suchen Sie wohl."

„Oh! ich habe wohl gesucht," erwiederte Marat mit einem zornigen Blick.

„Sie werden sie verloren haben."

„Aber wenn ich Ihnen sage, daß ich sie gestern selbst hier unter diesen Leuchter gelegt habe."

„Dann wird Jemand hereingekommen sein," sagte Frau Grivette, „Sie empfangen so viele Menschen, so viele Unbekannte."

„Ausflüchte! Ausflüchte!" rief Marat, der sich immer mehr erhitzte; „Sie wissen wohl, daß gestern Niemand hereingekommen ist. Nein, nein, meine Uhr hat denselben Weg genommen, wie der silberne Knopf von meinem letzten Stock, wie der Ihnen wohlbekannte kleine silberne

Löffel, wie mein Messer mit zwei Klingen! Man bestiehlt mich, Frau Grivette, man bestiehlt mich. Ich habe Vieles ertragen, doch das werde ich nicht ertragen; nehmen Sie sich in Acht!"

„Aber mein Herr," entgegnete Frau Grivette, „wollen Sie mich zufällig beschuldigen?"

„Sie müssen meine Sachen bewachen?"

„Ich habe nicht allein den Schlüssel."

„Sie sind die Portière."

„Sie geben mir einen Thaler monatlich und möchten gern von zehn Dienstboten bedient werden."

„Es liegt mir nichts daran, ob ich gut oder schlecht bedient werde; aber es liegt mir viel daran, daß man mich nicht bestiehlt."

„Mein Herr, ich bin eine ehrliche Frau!"

„Eine ehrliche Frau, die ich dem Polizeicommissär übergeben werde, wenn meine Uhr in einer Stunde nicht wieder gefunden ist."

„Dem Polizeicommissär?"

„Ja."

„Dem Polizeicommissär eine ehrliche Frau, wie ich bin?"

„Eine ehrliche Frau, eine ehrliche Frau?"

„Ja, und über die nichts zu sagen ist, verstehen Sie?"

„Genug, Frau Grivette."

„Ah! ich vermuthete schon, als Sie ausgingen, Sie hätten mich im Verdacht."

„Ich habe Sie im Verdacht seit dem Verschwinden meines Stockknopfes."

„Nun wohl! ich werde Ihnen auch etwas sagen, Herr Marat."

„Was?"

„Daß ich mich während Ihrer Abwesenheit berathen habe."

„Mit wem?"

„Mit meinen Nachbarn."

„Worüber?“

„Darüber, daß Sie mich im Verdacht haben.“

„Ich hatte Ihnen aber noch nichts gesagt.“

„Ich sah es wohl.“

„Und die Nachbarn? Ich bin begierig, zu erfahren, was die Nachbarn gesagt haben.“

„Sie haben gesagt, wenn Sie mich im Verdacht hätten, und wenn Sie unglücklicher Weise Ihren Verdacht irgend Jemand mittheilen würden, so müßten Sie bis zum Ende gehen.“

„Nun!“

„Nämlich beweisen, daß die Uhr genommen worden ist.“

„Sie ist genommen worden, da sie hier war und nicht mehr hier ist.“

„Ja, aber durch mich, durch mich genommen, verstehen Sie. Vor dem Gericht muß man Beweise haben; man wird Ihnen nicht auf das Wort glauben, Herr Marat .... Sie sind nicht mehr als wir, Herr Marat.“

Balsamo schaute ruhig, wie immer, dieser ganzen Scene zu. Er sah, daß Marat, obgleich sich seine Ueberzeugung nicht geändert hatte, seinen Ton herabstimmte.

„So zwar,“ fuhr die Portière fort, „daß ich, wenn Sie meiner Ehrlichkeit nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn Sie mir nicht Genugthuung und Ehrenerklärung geben, daß ich den Polizeicommissär aufsuchen werde, wie es mir unser Hauseigenthümer so eben gerathen hat.“

Marat biß sich auf die Lippen. Er wußte, daß ihn hiebei wirklich eine Gefahr bedrohte. Der Hauseigenthümer war ein reicher alter Kaufmann, der sich von den Geschäften zurückgezogen. Er wohnte im dritten Stock und die Scandalchronik des Quartiers behauptete, er habe zehn Jahre früher die Portière, welche damals Köchin bei seiner Frau war, sehr begünstigt.

Marat aber, der häufig geheimnißvolle Besuche hatte;

Marat, ein ziemlich wenig geordneter junger Mann; Marat, der gewissermaßen im Verborgenen lebte; Marat, den Leuten der Polizei etwas verdächtig, wollte nicht einen Handel mit dem Polizeicommissär bekommen, der ihn in die Hände von Herrn von Sartines gebracht hätte, welcher es gar sehr liebte, die Papiere von jungen Leuten, wie Marat, zu lesen, und die Urheber dieser schönen Schriften in die Häuser der Ueberlegung zu schicken, die man Vincennes, die Bastille, Charenton und Bicêtre nannte.

Marat stimmte also seinen Ton herab; doch in demselben Maß, in dem er den seinigen herabstimmte, stimmte die Portière den ihrigen hinauf. Dadurch erfolgte, daß diese nervige, hysterische Frau wie eine Flamme aufloderte, die einen Luftzug gefunden hat.

Drohungen, Schwüre, Schreie, Thränen, Alles wandte sie an: es war ein Sturm.

Da dachte Balsamo, es wäre nun Zeit, in's Mittel zu treten; er machte einen Schritt gegen diese Frau, welche drohend mitten im Zimmer stand, streckte zwei Finger gegen ihre Brust aus und sprach, nicht mit den Lippen, sondern mit seinen Augen, mit seinem Geist, mit seinem ganzen Willen ein Wort aus, das Marat nicht hören konnte.

Sogleich schwieg Frau Grivette; sie wankte, verlor das Gleichgewicht, ging, die Augen furchtbar weit aufgesperrt, rückwärts und fiel auf das Bett, ohne ein Wort zu sprechen.

Bald schloßen und öffneten sich ihre Augen; doch diesmal, ohne daß man den Augenstern sah; ihre Zunge bewegte sich krampfhaft; der Rumpf rührte sich nicht, und dennoch zitterten ihre Hände, als würden sie vom Fieber geschüttelt.

„Oh! oh!“ sagte Marat, „wie der Verwundete im Hospital.“

„Ja.“

„Sie schläft also?“

„Stille!“ erwiederte Balsamo.

Dann sich an Marat wendend, sprach er:

„Mein Herr, das ist der Augenblick, wo Ihr ganzer Unglaube aufhören wird; heben Sie diesen Brief auf, den die Frau brachte und sich entschlüpfen ließ, als sie fiel."

Marat gehorchte.

„Nun?" fragte er.

„Warten Sie."

Und er nahm den Brief aus den Händen von Marat und fragte die Schlafende:

„Wissen Sie, von wem dieser Brief kommt?"

„Nein, mein Herr."

Balsamo näherte den geschlossenen Brief dieser Frau.

„Lesen Sie ihn für Herrn Marat, der zu wissen wünscht, was er enthält."

„Sie kann nicht lesen," sprach Marat.

„Ja, aber Sie können lesen?"

„Gewiß."

„Nun, so lesen Sie ihn, und sie wird ihrerseits lesen, nach Maßgabe, wie sich die Worte Ihrem Geiste einprägen."

Marat entsiegelte den Brief und las, während Frau Grivette, stehend und bebend unter dem allmächtigen Willen von Balsamo, nach Maßgabe, wie Marat sie selbst las, folgende Worte wiederholte:

„Mein lieber Hypokrates,

„Appelles hat sein erstes Portrait gemacht; er hat es um fünfzig Franken verkauft; man verspeist heute die fünfzig Franken in der Schenkstube der Rue Saint-Jacques. Bist Du dabei?

„Es versteht sich, daß man einen Theil davon vertrinkt.

Dein Freund L. David."

Dies war wortgetreu, was sich in dem Brief geschrieben fand.

Marat ließ das Papier fallen.

„Nun!" sagte Balsamo, „Sie sehen, daß Frau Grivette auch eine Seele hat, und daß diese Seele wacht, wenn sie selbst schläft."

„Und zwar eine seltsame Seele," sprach Marat, „eine Seele, welche lesen kann, während es der Leib nicht kann."

„Weil die Seele Alles vermag, weil die Seele durch die Ueberlegung reproduciren kann. Versuchen Sie es, sie diesen Brief lesen zu lassen, wenn sie wieder erwacht ist, wenn nämlich der Körper die Seele mit seinem Schatten umhüllt hat, und Sie werden sehen."

Marat blieb ohne Wort; seine ganze materialistische Philosophie empörte sich in ihm, fand aber keine Erwiederung.

„Wir wollen nun zu dem übergehen, was Sie am meisten interessirt," fuhr Balsamo fort, „nämlich zu dem, was aus Ihrer Uhr geworden ist."

„Frau Grivette," sprach Balsamo, „wer hat die Uhr von Herrn Marat genommen?"

Die Somnambule machte eine Geberde heftigen Leugnens und sagte:

„Ich weiß es nicht."

„Sie wissen es vollkommen," erwiederte Balsamo, „und Sie werden es auch sagen."

Dann mit einem noch stärkeren Willen:

„Sprechen Sie, wer hat die Uhr von Herrn Marat genommen?"

„Frau Grivette hat die Uhr von Herrn Marat nicht gestohlen. Warum glaubt Herr Marat, sie habe ihm seine Uhr gestohlen?"

„Wenn sie es nicht ist, wer hat die Uhr gestohlen, sagen Sie?"

„Ich weiß es nicht."

„Sie sehen," sagte Marat, „das Gewissen ist eine unburchdringliche Zufluchtstätte."

„Wohl! da Sie nur noch diesen letzten Zweifel

haben, mein Herr, so sollen Sie überzeugt werden," sprach Balsamo.

Dann sich gegen die Portière umwendend:

„Sagen Sie es, ich will es haben."

„Ah! ah!" rief Marat, „verlangen Sie nicht das Unmögliche."

„Sie haben gehört," sprach Balsamo, „ich sagte, ich wolle es haben."

Unter dem Ausdruck dieses gebieterischen Willens fing die unglückliche Frau nun an, wie wahnsinnig die Hände und Arme zu verdrehen; ein Beben, dem der Epilepsie ähnlich, durchlief ihren ganzen Leib; ihr Mund nahm einen häßlichen Ausdruck der Angst und der Schwäche an; sie warf sich zurück, erstarrte wie in einer schmerzhaften Convulsion und fiel auf das Bett.

„Nein, nein," sagte sie, „ich will lieber sterben."

„Wohl!" rief Balsamo mit einem Zorn, der die Flamme aus seinen Augen springen machte, „Du wirst sterben, wenn es sein muß, aber Du wirst sprechen ... Dein Stillschweigen und Deine Hartnäckigkeit wären für uns hinreichende Anzeichen; doch für einen Ungläubigen bedarf es eines unwidersprechlichen, unverwerflichen Beweises. Sprich, ich will es haben, wer hat die Uhr genommen?"

Die Nervenaufreizung hatte den höchsten Grad erreicht; Alles, was die Somnambule an Kraft und Macht besaß, reagirte gegen den Willen von Balsamo; unartikulirte Schreie kamen aus ihrem Mund, ein röthlicher Schaum befranste ihre Lippen.

„Sie wird einen epileptischen Anfall bekommen," sagte Marat.

„Befürchten Sie das nicht, es ist der Dämon der Lüge, der in ihr haust und nicht heraus will."

Dann wandte sich Balsamo gegen die Frau, warf ihr Alles in's Gesicht, was seine Hand an Fluidum fassen konnte, und sagte:

„Sprich, wer hat die Uhr genommen?"

„Frau Grivette," antwortete die Somnambule mit kaum verständlicher Stimme.

„Und wann hat sie sie genommen?"

„Gestern Abend."

„Wo war sie?"

„Unter dem Leuchter."

„Und was hat sie damit gemacht?"

„Sie hat sie in die Rue Saint-Jacques getragen."

„An welchen Ort der Rue Saint-Jacques?"

„In Nro. 29."

„In welchen Stock?"

„In den fünften."

„Zu wem?"

„Zu einem Schustergesellen."

„Wie heißt er?"

„Simon."

„Wer ist dieser Mensch?"

Die Somnambule schwieg.

„Wer ist dieser Mensch?"

Die Somnambule schwieg.

„Wer ist dieser Mensch?" wiederholte Balsamo.

Dasselbe Stillschweigen.

Balsamo streckte seine mit Fluidum geschwängerte Hand gegen sie aus, und durch diesen furchtbaren Angriff vernichtet, hatte die Unglückliche nur noch die Kraft, zu murmeln:

„Ihr Liebhaber."

Marat stieß einen Schrei des Erstaunens aus.

„Stille," sagte Balsamo; „lassen Sie das Gewissen reden."

Da wandte er sich abermals an die völlig zitternde und mit Schweiß übergossene Frau und fragte:

„Und wer hat Frau Grivette diesen Diebstahl gerathen?"

„Niemand. Sie hob zufällig den Leuchter auf, sah die Uhr, und der Teufel führte sie in Versuchung."

„Geschah es aus Noth?"

„Nein, denn sie hat die Uhr nicht verkauft."

„Sie hat sie also verschenkt?"

„Ja."

„An Simon?"

Die Somnambule machte eine Anstrengung.

„An Simon."

Dann bedeckte sie ihr Gesicht mit ihren beiden Händen und vergoß einen Strom von Thränen.

Balsamo warf einen Blick auf Marat, der mit offenem Mund, die Haare in Unordnung, die Augenlider weit aufgesperrt, dieses furchtbare Schauspiel betrachtete.

„Nun, mein Herr," sagte er, „Sie sehen endlich den Kampf der Seele mit dem Körper. Sie sehen das Gewissen bezwungen wie in einer Schanze, die es für uneinnehmbar hielt. Sie sehen, daß Gott nichts in dieser Welt vergessen hat, und daß er Alles in Allem ist. Leugnen Sie also nicht mehr das Gewissen, leugnen Sie nicht mehr die Seele; leugnen Sie nicht mehr das Unbekannte, junger Mann! leugnen Sie besonders den Glauben nicht, der die höchste Macht ist; und da Sie Ehrgeiz haben, studiren Sie, Herr Marat; sprechen Sie wenig und denken Sie viel, und lassen Sie sich nicht verleiten, leichtsinnig ihre Oberen zu beurtheilen. Leben Sie wohl, es ist Ihnen durch meine Worte ein sehr weites Feld geöffnet; durchforschen Sie dieses Feld, das Schätze enthält. Gott befohlen! Glücklich, sehr glücklich, wenn Sie den Dämon des Unglaubens, der in Ihnen ist, besiegen können, wie ich den Dämon der Lügen, der in dieser Frau ist, überwunden habe."

Und er entfernte sich nach diesen Worten, welche die Röthe der Scham dem jungen Mann in die Wangen steigen machten.

Marat dachte nicht einmal daran, von ihm Abschied zu nehmen.

Nachdem er sich aber von seinem tiefen Erstaunen ein wenig erholt hatte, gewahrte er, daß Frau Grivette noch auf seinem Bette schlief.

Dieser Schlaf kam ihm gräßlich vor. Marat würde eine Leiche auf seinem Bette vorgezogen haben, und hätte auch Herr von Sartines ihren Tod auf seine Weise erklären sollen.

Er schaute diese verdrehten Augen, diese Zuckungen an, und bekam bange.

Seine Angst nahm noch zu, als sich der lebendige Leichnam erhob, seine Hand ergriff und zu ihm sagte:

„Kommen Sie mit mir, Herr Marat."

„Wohin?"

„In die Rue Saint-Jacques."

„Warum?"

„Kommen Sie, kommen Sie; er befiehlt mir, Sie zu führen."

Marat, der auf einen Stuhl gesunken war, stand auf.

Da öffnete Frau Grivette, immer noch schlafend, die Thüre und ging die Treppe hinab, wie es ein Vogel oder eine Katze gethan hätte, nämlich indem sie kaum die Stufen streifte.

Marat folgte ihr; er befürchtete, sie könnte fallen und beim Fallen den Hals brechen.

Als sie unten an die Treppe gekommen war, schritt sie über die Thürschwelle und ging durch die Straße, stets gefolgt von dem jungen Mann, den sie so bis an das Haus und zu dem bezeichneten Speicher führte.

Sie klopfte an die Thüre; Marat fühlte, wie sein Herz so gewaltig schlug, daß er glaubte, man müßte es hören.

Ein Mann war im Speicher; er öffnete, und Marat erkannte in diesem Mann einen Arbeiter von fünf und zwanzig bis dreißig Jahren, den er zuweilen in der Loge seiner Portiere gesehen hatte.

Als er Frau Grivette, gefolgt von Marat, erblickte, wich er zurück.

Doch die Somnambule ging gerade auf das Bett zu, schob ihre Hand unter das magere Kopfkissen und zog die Uhr hervor, während der Schuster Simon, bleich vor

Schrecken, nicht ein Wort zu sprechen wagte und mit irrem Auge alle, auch die geringsten Geberden dieser Frau verfolgte, die er für wahnsinnig hielt.

Kaum hatte sie die Hand von Marat berührt, dem sie die Uhr zurückgab, als sie einen tiefen Seufzer ausstieß und murmelte:

„Ich erwache, ich erwache."

Alle ihre Nerven spannten sich in der That ab, wie ein vom Block gelassenes Kabel; ihre Augen nahmen wieder den Lebensfunken an, und da sie sich Marat gegenüber, die Hand in seiner Hand und noch die Uhr, den unverwerflichen Beweis des Verbrechens, haltend, fand, stürzte sie ohnmächtig auf den Boden des Speichers nieder.

„Sollte das Gewissen wirklich bestehen?" fragte sich Marat, während er den Zweifel im Herzen und die Träumerei in den Augen das Zimmer verließ.

CIX.

Der Mensch und seine Werke.

Während Marat so gut angewendete Stunden hinbrachte und über das Gewissen und das doppelte Leben philosophirte, war ein anderer Philosoph in der Rue Platrière damit beschäftigt, daß er Stück für Stück seinen vorgehenden Abend wieder aufbaute und sich befragte, ob er wirklich ein so großer Schuldiger sei, oder ob er es nicht sei. Die Arme weich auf den Tisch gestützt, den Kopf schwer auf die linke Schulter geneigt, dachte Rousseau nach.

Er hatte weit geöffnet vor sich seine politischen und philosophischen Bücher **Emile** und den **Contrat social**.

Von Zeit zu Zeit, wenn es der Gedanke erforderte,

bückte er sich, um in diesen Büchern, die er auswendig wußte, zu blättern.

„Ah! guter Gott," sagte er, als er einen Satz von Emile über die Freiheit des Gewissens las, „das sind mordbrennerische Phrasen. Gerechter Himmel, welche Philosophie! Ist je in der Welt ein Brandstifter, wie ich, erschienen?"

„Wie!" fügte er die Hände über sein Haupt erhebend bei, „ich habe solche Schreie gegen den Thron, den Altar und die Gesellschaft ausgestoßen . . .

„Ich wundere mich nicht, wenn einige düstere, gedrängte Leidenschaften ihren Nutzen aus meinen Sophismen gezogen und sich auf den Pfaden verirrt haben, die ich ihnen mit rhetorischen Blumen bestreute. Ich bin ein Störer der Gesellschaft gewesen . . ."

Er stand sehr bewegt auf und ging dreimal in seinem kleinen Zimmer auf und ab. Dann sprach er:

„Ich habe nachtheilig von den Leuten der Gewalt geredet, welche die Tyrannei gegen die Schriftsteller üben. Ich Narr, ich Barbar, der ich war! diese Leute haben hundertmal Recht.

„Was bin ich, wenn nicht ein für den Staat gefährlicher Mensch? Mein Wort, hinausgeschleudert, um die Massen zu erleuchten, — das nahm ich mir wenigstens zum Vorwand, — mein Wort, sage ich, ist eine Fackel, welche das ganze Weltall in Brand stecken wird.

„Ich habe Reden über die Ungleichheit der Lebensverhältnisse, Projecte über allgemeine Verbrüderung und Erziehungspläne ausgestreut, und ich ernte Leidenschaften des Uebermuths so wilder Art, daß sie die Richtung der Gesellschaft völlig umkehren, innere Kriege, im Stande die Welt zu entvölkern, und so rohe Sitten, daß sie die Civilisation um zehn Jahrhunderte zurückweichen machen würden . . . Oh! ich bin ein sehr großer Verbrecher."

Er las abermals eine Seite von seinem Vicaire Savoyard.

„Ja, das ist es: Vereinigen wir uns, um uns

mit unserem Glück zu beschäftigen ... Ich habe es geschrieben! Geben wir unsern Tugenden die Stärke, welche Andere ihren Lastern geben. Ich habe das abermals geschrieben."

Und Rousseau geberdete sich verzweifelter als je.

„Durch meinen Fehler," sagte er, „sind also die Brüder den Brüdern gegenübergestellt; eines Tags wird eines von diesen unterirdischen Gewölben von der Polizei überfallen werden, man wird das ganze Nest der Leute ausnehmen, welche geschworen haben, sich im Fall eines Verraths aufzufressen, und es wird sich einer finden, der frecher ist als die Andern und aus seiner Tasche mein Buch zieht und spricht:

„„Worüber beklagt Ihr Euch? Wir sind die Adepten von Herrn Rousseau; wir machen einen Cursus der Philosophie."" Oh! wie wird da Voltaire lachen! Es ist nicht zu befürchten, daß sich dieser Höfling in solche Wespennester steckt!"

Der Gedanke, Voltaire würde über ihn spotten, brachte den Genfer Philosophen in einen gewaltigen Zorn.

„Ich ein Verschwörer!" murmelte er, „ich werde offenbar kindisch, bin ich nicht in der That ein Verschwörer!"

Er war so weit, als Therese eintrat, ohne daß er es sah. Sie brachte das Frühstück.

Sie bemerkte, daß er aufmerksam ein Stück von seinen Rêveries d'un solitaire las.

„Gut," sagte sie, indem sie geräuschvoll die heiße Milch auf das Buch selbst stellte, „mein Hoffärtiger beschaut sich in seinem Spiegel. Der Herr liest seine Bücher. Herr Rousseau bewundert sich."

„Ruhig, Therese," sprach der Philosoph. „Geduld, laß mich, ich lache nicht."

„Oh! ja, das ist herrlich, nicht wahr?" rief sie, ihn verspottend ... „Sie versetzen sich in Extase! Wie viel Eitelkeit, wie viele Fehler haben doch die Schriftsteller, und uns armen Frauen lassen sie so wenig hingehen!

Wenn es mir einfällt, mich in meinem Spiegelchen zu beschauen, zankt der Herr und nennt mich gefallsüchtig."

Sie fuhr in diesem Tone fort, ihn zum Unglücklichsten der Menschen zu machen, als wäre Rousseau hiezu nicht schon sehr reich von der Natur begabt gewesen.

Er trank seine Milch, ohne sein Brod einzutunken.

Er wiederkäute.

„Gut, Sie denken nach," sagte sie; „Sie wollen abermals ein Buch voll nichtswürdiger Dinge machen..."

Rousseau bebte.

„Sie träumen von Ihren idealen Frauen," sprach Therese, „und Sie werden ein Buch schreiben, das die jungen Mädchen nicht zu lesen wagen, — oder gar Entweihungen, die durch die Hand des Henkers verbrannt werden."

Der Märtyrer schauerte, Therese hatte den rechten Fleck getroffen.

„Nein," erwiederte er, „ich werde nichts mehr schreiben, was arge Gedanken veranlassen könnte ... ich will im Gegentheil ein Buch machen, das alle ehrliche Leute mit freudigem Entzücken lesen sollen."

„Oh! oh!" rief Therese, während sie die Tasse wegnahm, „das ist unmöglich. Ihr Geist ist voll von unzüchtigen Dingen ... Kürzlich erst hörte ich Sie eine Stelle aus ich weiß nicht was lesen, und Sie sprachen von Frauen, die Sie anbeten ... Sie sind ein Satyr! ein Magier!"

Der Ausdruck Magier war eine der abscheulichsten Schmähungen aus dem Wörterbuch von Therese: dieser Ausdruck machte Rousseau stets schauern.

„Ruhig, ruhig, meine liebe Freundin," sagte er; „Sie werden gewiß zufrieden sein ... Ich will schreiben, ich habe ein Mittel gefunden, die Welt zu regeneriren, ohne bei den Veränderungen, welche stattfinden werden, das Leiden eines einzigen Menschen zu veranlassen. Ja, ja, diesen Plan werde ich zur Reife bringen. Großer Gott! keine Revolution, meine gute Therese, keine Revolution!"

„Gut, wir werden sehen," sagte Therese; „horch! man läutet."

Therese kam einen Augenblick nachher mit einem hübschen jungen Mann zurück, den sie im ersten Zimmer zu warten bat.

Sie trat dann wieder bei Rousseau ein, der sich schon mit einem Bleistift Noten machte, und sagte.

„Schließen Sie alle diese Abscheulichkeiten rasch ein. Es will Sie Jemand besuchen."

„Wer ist es?"

„Ein Herr von Hofe."

„Er hat Ihnen seinen Namen nicht genannt?"

„Ah! was wollen Sie denn, empfange ich etwa Unbekannte?"

„So sagen Sie, wer es ist."

„Herr von Coigny."

„Herr von Coigny!" rief Rousseau; „Herr von Coigny, der Cavalier von Seiner königlichen Hoheit dem Dauphin!"

„Das muß so sein; ein reizender Junge, ein sehr liebenswürdiger Mann."

„Ich komme, Therese."

Rousseau warf eiligst einen Blick in den Spiegel, stäubte seinen Rock aus, wischte seine Pantoffeln ab, die nichts Anderes waren, als alte, durch den Gebrauch zerfressene Schuhe, und trat in das Speisezimmer, wo ihn der Cavalier erwartete.

Dieser hatte sich nicht gesetzt. Er betrachtete mit einer gewissen Neugierde die getrockneten Pflanzen, welche Rousseau auf Papier geklebt und in Rahmen von schwarzem Holz aufbewahrt hatte.

Bei dem Geräusch der Glasthüre wandte er sich um und fragte mit einer äußerst höflichen Verbeugung:

„Habe ich die Ehre, mit Herrn Rousseau zu sprechen?"

„Ja, mein Herr," antwortete der Philosoph mit einem verdrießlichen Ton, welcher indessen eine gewisse Bewun-

derung für die merkwürdige Schönheit und Eleganz seines Besuches nicht ausschloß.

Herr von Coigny war in der That einer der liebenswürdigsten und schönsten Männer Frankreichs. Für ihn war ohne Zweifel die Tracht jener Zeit ersonnen worden... um die Feinheit und Rundung seines vollkommenen Beines glänzen zu lassen, um in ihrem ganzen anmuthigen Umfang seine breiten Schultern und seine tiefe Brust zu zeigen, um seinem so gut gestellten Kopf die majestätische Miene, seinen Händen die Weiße des Elfenbeins zu verleihen.

Diese prüfende Beschauung befriedigte Rousseau, der das Schöne als wahrer Künstler überall bewunderte, wo er es fand.

„Mein Herr," fragte er, „was steht zu Dienst?"

„Man hat es Ihnen wohl gesagt," erwiederte der Cavalier, ‚ich bin der Graf von Coigny. Ich füge dem bei, daß ich im Auftrage der Frau Dauphine komme."

Rousseau verbeugte sich ganz roth; Therese betrachtete in einer Ecke des Speisezimmers, die Hände in den Taschen, mit wohlgefälligen Augen den schönen Boten der größten Prinzessin Frankreichs.

„Was verlangt Ihre königliche Hoheit?' sagte Rousseau. „Aber nehmen Sie doch einen Stuhl, mein Herr, wenn es Ihnen beliebt."

Rousseau setzte sich selbst. Herr von Coigny nahm einen Strohstuhl und ahmte ihn nach.

„Hören Sie, mein Herr, wie sich die Sache verhält. Als Seine Majestät kürzlich in Trianon speiste, offenbarte sie einige Sympathie für Ihre Musik, welche reizend ist. Seine Majestät sang Ihre besten Melodien; die Frau Dauphine, die Seiner Majestät in allen Dingen zu gefallen sucht, dachte, es wäre für den König ein Vergnügen, eine Ihrer komischen Opern in Trianon auf dem Theater darstellen zu sehen . . ."

Rousseau machte eine tiefe Verbeugung.

„Ich komme also, mein Herr, um Sie im Auftrag der Frau Dauphine zu bitten . . ."

„Oh! mein Herr," unterbrach ihn Rousseau, „meine Erlaubniß hat hiebei nichts zu thun. Meine Stücke und die damit verbundenen Arietten gehören dem Theater, das sie zur Darstellung gebracht hat. Sie müssen sie von den Komödianten verlangen, und J. K. H. die Frau Dauphine wird hiebei nicht mehr Hindernisse finden, als bei mir. Die Komödianten werden sehr glücklich sein, vor Seiner Majestät und dem ganzen Hof zu spielen."

„Das ist es nicht gerade, was ich mir von Ihnen zu erbitten beauftragt bin, mein Herr," entgegnete Herr von Coigny. „J. K. H. die Frau Dauphine will dem König eine vollständigere und seltenere Unterhaltung geben. Sie kennt alle Ihre Opern, mein Herr ..."

Eine abermalige Verbeugung von Rousseau.

„Und sie singt sie sehr gut."

Rousseau kniff sich die Lippen.

„Das ist viel Ehre," stammelte er.

„Da nun," fuhr Herr von Coigny fort, „da nun mehrere Damen des Hofes vortreffliche Tonkünstlerinnen sind und zum Entzücken singen, da mehrere Cavaliere sich ebenfalls mit einem gewissen Erfolg mit der Musik beschäftigen, so soll die Oper, welche die Frau Dauphine unter den Ihrigen auswählen würde, von dieser Gesellschaft von Cavalieren und Damen, deren Hauptpersonen Ihre K. Hoheiten wären, vorgetragen und gespielt werden."

Rousseau sprang gleichsam auf seinem Stuhl.

„Mein Herr," sagte er, „ich versichere Sie, daß dies für mich eine unschätzbare Ehre ist, und ich bitte Sie, der Frau Dauphine meinen unterthänigsten Dank ausdrücken zu wollen."

„Oh! das ist nicht Alles, mein Herr," entgegnete Herr von Coigny mit einem Lächeln.

„Ah!"

„Die so gebildete Truppe ist allerdings vornehmer als die andere, aber minder erfahren. Der Blick, die Rathschläge des Meisters sind unerläßlich; die Ausführung muß würdig des erhabenen Zuschauers, der die könig-

liche Loge einnehmen wird, würdig auch des erhabenen Autors sein."

Rousseau stand auf, um sich zu verbeugen; diesmal hatte ihn das Compliment gerührt; er grüßte Herrn von Coigny auf das Anmuthigste.

„Aus diesem Grunde, mein Herr," sagte der Cavalier, „bittet Sie I. K. H. nach Trianon kommen und die Generalprobe des Werkes halten zu wollen."

„Oh!" sagte Rousseau ... I. K. H. denkt nicht daran ... Ich in Trianon!"

„Nun!" versetzte Herr von Coigny mit der allernatürlichsten Miene der Welt.

„Oh! mein Herr, Sie sind ein Mann von Geschmack, ein Mann von Geist; Sie haben einen feineren Takt als viele Andere; antworten Sie mir nun, die Hand auf dem Gewissen: Rousseau der Philosoph, Rousseau der Geächtete, Rousseau der Menschenfeind bei Hofe, ist das nicht, daß die ganze Gesellschaft sich darüber halb zu Tode lachen würde?"

„Mein Herr," erwiederte Herr von Coigny mit kaltem Tone, „ich weiß nicht, warum das Gelächter und die Spöttereien des albernen Haufens, der Sie verfolgt, den Schlaf eines gebildeten Mannes und eines Schriftstellers, der für den ersten des Königreichs gelten kann, stören sollte. Haben Sie diese Schwäche, Herr Rousseau, so verbergen Sie dieselbe wohl, sie allein dürfte vielen Leuten Anlaß zum Lachen geben. Was das betrifft, was man sagen wird, so werden Sie zugeben, daß man allerdings darauf Rücksicht nehmen muß, sobald es sich um das Vergnügen und den Wunsch von Personen, wie I. K. H. die Frau Dauphine, die präsumtive Erbin von Frankreich, handelt."

„Gewiß," sagte Rousseau, „gewiß."

„Sollte es ein Ueberrest falscher Scham sein?" sprach Herr von Coigny; „sollten Sie, weil Sie gegen die Könige streng gewesen sind, um leutseliger zu sein befürch-

ten? Ah! Herr Rousseau, Sie haben dem Menschengeschlecht Lehren gegeben, aber Sie hassen es hoffentlich nicht . . . Ueberdies werden Sie Damen ausnehmen, welche von kaiserlichem Blut sind."

„Mein Herr, Sie bedrängen mich mit viel Artigkeit, doch bedenken Sie meine Lage; ich lebe zurückgezogen, allein, unglücklich."

Therese machte eine Grimasse.

„Man höre, unglücklich . . ." sagte sie; „er ist schwierig."

„Es wird immer, was ich auch thun mag, auf meinem Gesicht und in meinen Manieren eine für die Augen des Königs und der Prinzessinnen, welche nur die Freude und die Zufriedenheit suchen, unangenehme Spur zurückbleiben . . . Was würde ich sagen? . . . Was würde ich thun? . . ."

„Man würde sagen, Sie zweifeln an sich selbst; aber hat derjenige, welcher die Neue Heloise und die Bekenntnisse geschrieben, nicht mehr Geist, um zu sprechen, zu handeln, als wir anderen Alle, so viel wir unserer sind?"

„Ich versichere Sie, mein Herr, daß es mir unmöglich ist."

„Dieses Wort ist bei den Fürsten nicht bekannt."

„Deshalb, mein Herr, werde ich zu Hause bleiben."

„Mein Herr, Sie werden mir, dem vermessenen Boten, der ich es übernommen habe, die Frau Dauphine zufrieden zu stellen, nicht einen tödtlichen Kummer bereiten und mich zu nöthigen, beschämt, besiegt nach Versailles zurückzukehren; dies wäre eine solche Pein für mich, daß ich mich sogleich selbst verbannen würde. Hören Sie, mein lieber Herr Rousseau, thun Sie für mich, für einen Mann voll tiefer Sympathie für alle Ihre Werke, was Ihr großes Herz bittenden Königen verweigern würde."

„Mein Herr, Ihre vollkommene Liebfreundlichkeit geht mir zu Herzen; Ihre Beredtsamkeit ist unwiderstehlich,

und Sie haben eine Stimme, die mich mehr bewegt, als ich zu sagen vermöchte."

„Sie lassen sich rühren?"

„Nein, ich kann nicht; nein, entschieden nicht; meine Gesundheit widersetzt sich einer Reise."

„Eine Reise! oh! Herr Rousseau, was denken Sie? fünf Viertelstunden zum Fahren."

„Für Sie, für Ihre raschen Pferde."

„Alle Pferde des Hofes stehen zu Ihrer Verfügung, Herr Rousseau. Ich bin von der Frau Dauphine beauftragt, Ihnen zu sagen, daß in Trianon ein Zimmer für Sie bereit ist, denn man will nicht, daß Sie so spät nach Paris zurückkehren. Der Herr Dauphin, der alle Ihre Werke auswendig kennt, hat überdies vor seinem Hofe gesagt, er lege einen Werth darauf, in seinem Palast das Zimmer zu zeigen, das Herr Rousseau innegehabt habe."

Therese stieß einen Schrei der Bewunderung, nicht für Rousseau, sondern für den guten Prinzen aus.

Rousseau konnte diesem letzten Zeichen des Wohlwollens nicht widerstehen. „Ich muß mich also ergeben," sagte er, „denn nie bin ich so gut angegriffen worden."

„Man faßt Sie beim Herzen," erwiederte Herr von Coigny; „durch den Geist wären Sie nicht zu erobern."

„Ich werde mich also den Wünschen J. K. H. fügen."

„Oh! mein Herr, empfangen Sie meinen ganzen persönlichen Dank. Erlauben Sie mir, daß ich mich in Beziehung auf die Frau Dauphine enthalte, sie würde es mir verargen, wenn ich ihr in der Erkenntlichkeit, die sie gegen Sie aussprechen will, zuvorgekommen wäre. Ueberdies wissen Sie, mein Herr, daß es an dem Mann ist, einer jungen und anbetungswürdigen Frau zu danken, welche ihm entgegenzukommen die Güte hat."

„Das ist wahr," sagte Rousseau lächelnd. „Doch die Greise haben ein Vorrecht bei hübschen Frauen: man bittet sie."

„Herr Rousseau, Sie werden mir also wohl die

Stunde bezeichnen, und ich schicke Ihnen meinen Wagen, oder ich hole Sie vielmehr selbst ab, um Sie dahin zu führen."

„Was das betrifft, nein, mein Herr," sagte Rousseau. „Es sei, ich komme nach Trianon, doch überlassen Sie es mir, nach meiner Bequemlichkeit dahin zu gehen; bekümmern Sie sich von diesem Augenblick an nicht mehr um mich. Ich komme, das genügt, sagen Sie mir die Stunde."

„Wie! Sie gestatten es nicht, daß ich Sie einführe? es ist wahr, ich wäre dessen unwürdig, und ein Name wie der Ihrige kündigt sich wohl allein an."

„Mein Herr, ich weiß wohl, daß Sie bei Hofe mehr sind, als ich an irgend einem Orte der Welt bin . . . Ich schlage auch Ihr Anerbieten nicht gegen Sie persönlich aus; aber ich liebe meine Bequemlichkeit; ich will dahin gehen, als ob ich eine Promenade machte, und kurz . . . das ist mein Ultimatum."

„Ich verbeuge mich, mein Herr, und werde mich wohl hüten, Ihnen in irgend einer Hinsicht zu mißfallen. Die Probe wird diesen Abend um sechs Uhr beginnen."

„Sehr gut, um drei Viertel auf sechs Uhr bin ich in Trianon."

„Aber mit welchen Mitteln?"

„Das geht mich an; sehen Sie, das ist mein Wagen."

Er zeigte sein noch gut geformtes Bein, das er mit einer gewissen Eitelkeit bekleidete.

„Fünf Lieues," sagte Herr von Coigny ganz erschrocken; „Sie werden gelähmt sein, der Abend wird ermüdend, nehmen Sie sich in Acht."

„Dann habe ich auch meinen Wagen und meine Pferde, einen brüderlichen Wagen, eine volksthümliche Carrosse, die dem Nachbar so gut gehört als mir, wie die Luft, die Sonne und das Wasser, eine Carrosse, welche fünfzehn Sous kostet."

„Ah! mein Gott! die Patache; Sie machen mir einen Schauer."

„Die für Sie so harten Bänke kommen mir wie ein

Sybaritenbett vor. Ich finde sie mit Flaumfedern und Rosenblättern gefüllt. Diesen Abend, mein Herr, diesen Abend."

Als sich Herr von Coigny so entlassen sah, faßte er seinen Entschluß und stieg, nach vielen Danksagungen, mehr oder minder genauen Anzeigen und wiederholten Dienstanerbietungen, die schwarze Treppe hinab, wobei ihn Rousseau bis auf den Ruheplatz und Therese bis mitten auf die Treppe begleitete.

Herr von Coigny erreichte seinen Wagen, der ihn auf der Straße erwartete, und fuhr wieder ganz in der Stille nach Versailles.

Therese kehrte zurück und schloß die Thüre mit einer gewitterschweren Laune, welche Rousseau einen Sturm weissagte.

CX.

Die Toilette von Rousseau.

Als Herr von Coigny weggegangen war, setzte sich Rousseau, in dessen Gedanken dieser Besuch eine Veränderung gebracht hatte, mit einem großen Seufzer in einen kleinen Lehnstuhl und sagte mit schläfrigen Tone:

„Ah! welche Langweile! Wie ermüden mich doch die Leute mit ihren Verfolgungen!"

Therese, welche eben wieder eintrat, faßte diese Worte im Fluge auf, stellte sich Rousseau gegenüber und sprach:

„Sie sind ein Hochmüthiger!"

„Ich?" machte Rousseau erstaunt.

„Ja, Sie sind ein eitler Mensch, ein Heuchler."

„Ich?"

„Sie . . . Sie sind entzückt, an den Hof gehen ;

dürfen, und verbergen Ihre Freude unter einer falschen Gleichgültigkeit."

„Ah! mein Gott!" rief die Achseln zuckend Rousseau, den es demüthigte, daß man ihn so gut errathen hatte.

„Wollen Sie mich nicht glauben machen, es sei keine große Ehre für Sie, den König die Melodien hören zu lassen, die Sie hier wie ein Faulenzer auf Ihrem Spinett kratzen."

Rousseau schaute seine Frau mit zornigem Auge an.

„Sie sind eine Alberne," sagte er, „es ist keine Ehre für einen Mann wie ich, vor einem König zu erscheinen. Wem verdankt er es, daß er auf dem Thron ist? Einer Laune der Natur, die ihn von einer Königin hat geboren werden lassen; doch ich bin würdig, vor einen König gerufen zu werden, um ihn zu ergötzen; das verdanke ich meiner Arbeit und dem Talent, das ich mir durch die Arbeit erworben habe."

Therese war nicht die Frau, die sich so schlagen ließ.

„Ich wünschte wohl, Herr von Sartines würde Sie so sprechen hören, es gäbe für Sie ein Stübchen in Bicêtre oder eine Zelle in Charenton."

„Weil dieser Herr von Sartines ein Tyrann im Solde eines Tyrannen ist," sagte Rousseau, „und weil der Mensch mit seinem Genie allein wehrlos gegen die Tyrannen bleibt; aber wenn Herr von Sartines mich verfolgte . . ."

„Nun! hernach?" sagte Therese.

„Ah! ja," seufzte Rousseau, „ich weiß, daß meine Feinde glücklich wären; ja!"

„Warum haben Sie Feinde? Weil Sie boshaft sind, weil Sie Jedermann angegriffen haben. Ah! Herr von Voltaire hat Freunde, das ist schön."

„Es ist wahr," sprach Rousseau mit einem Lächeln von engelischem Ausdruck.

„Aber Herr von Voltaire ist ein Edelmann, er ist der vertraute Freund des Königs von Preußen, er hat Pferde, er ist reich, er hat sein Schloß Ferney . . . Und dies

Alles verdankt er seinem Verdienst ... Man sieht ihn auch nicht, wenn er nach Hofe geht, den Hochmüthigen spielen; er ist wie zu Hause."

„Und Sie glauben, ich werde nicht wie zu Hause sein? Sie glauben, ich wisse nicht, woher das Geld kommt, das man dort verschwendet, und ich lasse mich durch die Ehrerbietung bethören, die man dem Herrn zollt? Ei! gute Frau, die Sie über Alles in den Tag hinein urtheilen, bedenken Sie doch, daß ich, wenn ich den Verächtlichen spiele, dies thue, weil ich verachte; bedenken Sie, daß wenn ich den Luxus dieser Höflinge verachte, dies geschieht, weil sie den Luxus gestohlen haben."

„Gestohlen!" rief Therese mit einer unbeschreiblichen Entrüstung.

„Ja, gestohlen! Ihnen, mir, Jedermann. Alles Gold, das sie auf ihren Kleidern tragen, müßte auf die Köpfe der Unglücklichen vertheilt sein, denen es an Brod fehlt. Darum gehe ich, der ich dies Alles bedenke, nur mit Widerstreben an den Hof."

„Ich sage nicht, das Volk sei glücklich," entgegnete Therese; „doch der König ist am Ende der König."

„Nun! ich gehorche ihm, was will er mehr?"

„Ah! Sie gehorchen, weil Sie Furcht haben. Sie müssen nicht sagen, Sie gehen mit Widerwillen irgendwohin und Sie seien ein muthiger Mann, sonst antworte ich, Sie seien ein Heuchler und das gefalle Ihnen sehr."

„Ich habe vor nichts Furcht," sprach Rousseau mit stolzem Tone.

„Gut! so sagen Sie doch ein wenig dem König den vierten Theil von dem, was Sie mir so eben erzählt haben."

„Ich werde es sicherlich thun, wenn es mein Gefühl heischt."

„Sie?"

„Ja, ich, bin ich je zurückgewichen?"

„Bah! Sie wagen es nicht, einer Katze einen Knochen zu nehmen, an dem sie nagt, aus Furcht, von ihrer Kralle

gepackt zu werden; wie wird es sein, wenn Sie von Garden und Militären umgeben sind? ... Sie sehen, ich kenne Sie, als ob ich Ihre Mutter wäre ... Sie werden sich sogleich frisch rasiren, pommadiren, adonisiren, Sie werden den Niedlichen spielen, Sie werden Ihr kleines, interessantes Augenblinzeln annehmen, weil Sie ganz winzige und ganz runde Augen haben, die man, wenn Sie dieselben auf eine natürliche Weise öffnen würden, sehen müßte, während Sie blinzelnd glauben machen, sie seien so groß wie Thorwege; Sie werden von mir Ihre seidenen Strümpfe verlangen, Sie werden Ihren chocoladefarbigen Rock mit den stählernen Knöpfen anziehen, die schöne neue Perücke aufsetzen und einen Fiacre nehmen, und mein Philosoph wird sich von den schönen Damen anbeten lassen ... und morgen, ah! morgen, da wird es ein Entzücken, ein Schmachten sein; Sie werden verliebt zurückkommen, Sie werden seufzend kleine Zeilen schreiben und Ihren Kaffee mit Ihren Thränen besprengen ... Oh! wie ich Sie kenne!"

„Sie täuschen sich, meine Gute," erwiederte Rousseau, „ich sage Ihnen, man thut mir Gewalt an, daß ich nach Hofe gehe. Ich werde gehen, weil ich im Ganzen den Scandal befürchte, wie ihn jeder ehrliche Bürger fürchten muß. Uebrigens gehöre ich nicht zu denjenigen, welche sich weigern, die Suprematie eines Bürgers in einer Republik anzuerkennen; was aber das betrifft, daß ich entgegenkomme, daß ich den Höfling spiele, daß ich meinen neuen Rock an den Flittern dieser Herrn vom königlichen Pallast abreibe, nein, nein, das werde ich nicht thun, und wenn Sie mich hiebei erwischen, so spotten Sie über mich nach Belieben."

„Sie ziehen also nicht Ihren Frack an?" sagte Therese höhnisch.

„Nein."

„Sie werden nicht Ihre neue Perücke aufsetzen?"

„Nein."

„Sie werden nicht mit Ihren kleinen Augen blinzeln?"

„Ich sage Ihnen, daß ich dahin gehe wie ein freier

Mensch, ohne Affectation und ohne Furcht; ich gehe an den Hof, wie ich auf das Theater gehen würde, und ob mich die Komödianten gut oder übel finden, darum kümmere ich mich nichts."

„Oh! Sie werden sich wenigstens rasiren," sagte Therese, „Ihr Bart ist einen halben Fuß lang."

„Ich sage Ihnen, daß ich gar nichts an meinem Aeußern verändern werde."

Therese lachte so geräuschvoll, daß sich Rousseau ganz dadurch betäubt fühlte und in ein anderes Zimmer ging.

Doch sie war mit ihren Verfolgungen noch nicht zu Ende, sie hatte solche von allen Farben und von allen Stoffen.

Sie zog aus dem Schranke die Staatskleider, die frische Wäsche und die mit ängstlicher Sorgfalt blank gewichsten Schuhe. Sie breitete alle diese schönen Dinge auf dem Bett und den Stühlen von Rousseau aus. Doch dieser schien ihr nicht die geringste Aufmerksamkeit zu schenken.

Da sagte Therese:

„Nun, es ist Zeit, daß Sie sich ankleiden. Eine Hoftoilette braucht lange... Sie werden nicht mehr Muße haben, bis zur bestimmten Stunde nach Versailles zu kommen."

„Ich habe Ihnen gesagt, Therese, daß ich mich so gut finde," erwiederte Rousseau, „das ist die Kleidung, in der ich mich täglich vor meinen Mitbürgern zeige."

„Stille! stille!" sagte Therese, um ihn in Versuchung zu führen, „sträuben Sie sich nicht, Jacques, machen Sie nicht eine Albernheit... Ihre Kleider sind hier, Ihr Rasirmesser liegt bereit, ich habe den Barbier benachrichtigen lassen, wenn Sie sich Ihrer Nerven wegen heute nicht selbst rasiren können."

„Ich danke, meine Gute," erwiederte Rousseau, „ich werde mich nur ein wenig bürsten und meine Schuhe nehmen, weil man nicht in Pantoffeln ausgeht."

„Sollte er zufällig Willen haben?" fragte sich Therese.

Und sie stachelte ihn bald durch die Gefallsucht, bald durch die Ueberredung, bald durch die Heftigkeit ihrer Spötterei. Doch Rousseau kannte sie; er sah die Falle, er fühlte, daß er, sobald er nachgegeben hätte, unbarmherzig von seiner Hofmeisterin geschmäht und lächerlich gemacht werden würde. Er wollte also nicht nachgeben und hütete sich, die schönen Kleider anzuschauen, die das erhöhten, was er sein natürlich gutes Aussehen nannte.

Therese belauerte ihn. Sie hatte nur noch ein Mittel, dies war der Blick, den Rousseau, wenn er ausging, in den Spiegel zu werfen nie versäumte, denn der Philosoph war übermäßig reinlich, wenn es in der Reinlichkeit ein Uebermaß geben kann.

Doch Rousseau nahm sich fortwährend wohl in Acht, und da er den ängstlichen Blick von Therese wahrgenommen hatte, so wandte er dem Spiegel den Rücken zu. Es kam die Stunde; der Philosoph hatte sich den Kopf mit Allem vollgestopft, was er dem König Unangenehmes, Spruchreiches sagen könnte.

Er recitirte einige Brocken, während er die Schnallen auf seinen Schuhen befestigte, warf seinen Hut unter seinen Arm, nahm seinen Stock und zog, einen Augenblick benützend, wo ihn Therese nicht sehen konnte, mit beiden Händen an seinem Rock und an seiner Weste, um die Falten daran zu tilgen.

Therese kehrte zurück und reichte ihm ein Sacktuch, das er in seine weite Tasche steckte; sie begleitete ihn auf den Ruheplatz und sagte hier:

„Hören Sie, Jacques, seien Sie vernünftig, Sie sind abscheulich so, Sie sehen aus wie ein Falschmünzer.“

„Adieu,“ sagte Rousseau.

„Sie sehen aus wie ein nichtsnutziger Mensch, mein Herr, geben Sie wohl Acht.“

„Geben Sie auf das Feuer Acht,“ erwiederte Rousseau, „rühren Sie meine Papiere nicht an.“

„Ich versichere Sie, Sie sehen aus wie ein Polizeispion,“ rief Therese in Verzweiflung.

Rousseau erwiederte nichts; er stieg trällernd die Stufen hinab, bürstete, die Dunkelheit benützend, seinen Hut mit seinem Aermel, schüttelte seinen Leinwandjabot mit seiner linken Hand und improvisirte sich eine rasche, aber verständige Toilette.

Unten trotzte er dem Koth der Rue Platrière, doch nur auf den Spitzen seiner Schuhe; er erreichte die Champs-Elysées, wo die ehrlichen Wagen aufgestellt waren, welche, Patachen genannt, noch vor zehn Jahren von Paris nach Versailles die auf die Sparsamkeit angewiesenen Reisenden hauderten oder vielmehr räderten.

CXI.

Die Coulissen von Trianon.

Die Umstände der Reise sind gleichgültig, Rousseau mußte den Weg nothwendig mit einem Schweizer, einem Commis, einem Bürger und einem Abbé machen.

Er kam um halb sechs Uhr Abends an. Der Hof war schon in Trianon versammelt; man präludirte in Erwartung des Königs, denn vom Autor war entfernt nicht die Rede.

Einige Personen wußten wohl, Herr Rousseau von Genf würde die Probe dirigiren; aber es war nicht interessanter, Herrn Rousseau, als Herrn Rameau, Herrn Marmontel oder irgend eines von den interessanten Thieren zu sehen, deren Anblick die Leute von Hof in ihrem Salon oder in ihrem kleinen Haus bezahlten.

Rousseau wurde durch den Officianten vom Dienst empfangen, dem Herr von Coigny ihn zu benachrichtigen empfohlen hatte, sobald der Genfer angekommen wäre.

Der Cavalier lief mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit herbei und empfing Rousseau mit der liebenswürdig-

Zuvorkommenheit. Doch kaum hatte er einen Blick auf den Philosophen geworfen, als er in ein Erstaunen gerieth und sich einer zweiten genaueren Betrachtung nicht erwehren konnte.

Rousseau war staubig, zerkrümpelt, bleich, und von seiner Bläße stach ein Eremitenbart ab, wie nie ein Ceremonienmeister einen ähnlichen in den Spiegeln von Versailles hatte widerscheinen sehen.

Rousseau fühlte sich sehr beklommen unter dem Blick von Herrn von Coigny, und noch mehr beklommen, als er sich dem Schauspielsaale näherte und diesen Ueberfluß an schönen Gewändern, aufgeblasenen Spitzen, Diamanten und blauen Ordensbändern erblickte, die auf der Vergoldung des Saals die Wirkung eines Blumenstraußes in einem ungeheuren Korbe hervorbrachten.

Rousseau fühlte sich auch unwohl, als er diese feine, mit Ambra geschwängerte, für seine plebejischen Sinne berauschende Atmosphäre einathmete.

Man mußte indessen vorwärts gehen und mit seiner Kühnheit bezahlen. Viele Blicke hefteten sich auf ihn, da er gleichsam einen Flecken in dieser Gesellschaft bildete.

Herr von Coigny, der ihm immer voranschritt, führte ihn zum Orchester, wo die Musiker seiner harrten.

Hier fand er sich ein wenig erleichtert, und während man seine Musik spielte, dachte er ernstlich, er schwebe da in der größten Gefahr, es sei geschehen, und alle Raissonements der Welt vermöchten nichts.

Die Frau Dauphine war schon in Scene mit ihrem Costume als Colette; sie erwartete ihren Colin.

Herr von Coigny wechselte in seiner Loge sein Costume.

Plötzlich sah man den König unter einem Kreise gebeugter Köpfe eintreten.

Ludwig XV. lächelte und schien von der besten Laune belebt.

Der Dauphin setzte sich zu seiner Rechten und der Graf von Provence zu seiner Linken.

Die fünfzig Personen, welche die Versammlung, eine

vertraute Versammlung, bildeten, nahmen auf eine Geberde des König Platz.

„Nun! fängt man nicht an?“ fragte Ludwig XV.

„Sire,“ erwiederte die Dauphine, „die Schäfer und die Schäferinnen sind noch nicht angekleidet; wir erwarten sie.“

„Man könnte im Straßenkleid figuriren,“ sagte der König.

„Nein, Sire,“ entgegnete die Dauphine vom Theater herab, „wir wollen die Kleider und Costumes bei Licht probiren, um die Wirkung sicher kennen zu lernen.“

„Ganz richtig, Madame,“ sprach der König; „dann wollen wir ein wenig spazierengehen.“

Ludwig XV. stand auf, um im Corridor und auf der Scene umherzugehen. Er war dabei sehr unruhig, daß er Madame Dubarry nicht kommen sah.

Als der König aus seiner Loge weggegangen war, betrachtete Rousseau schwermüthig und mit gepreßtem Herzen diesen leeren Saal und seine eigene Vereinzelung.

Dies bildete einen seltsamen Contrast mit dem Empfang, den er gefürchtet hatte.

Er hatte sich eingebildet, alle Gruppen würden sich vor ihm öffnen, die Neugierde der Hofleute wäre lästiger und gewichtiger, als die der Pariser; er hatte die Fragen, die Vorstellungen befürchtet; und nun schenkte ihm Niemand irgend eine Aufmerksamkeit.

Er dachte, sein langer Bart sei noch nicht lang genug, Lumpen wären nicht mehr bemerkt worden, als seine alten Kleider. Er wünschte sich Glück, daß er nicht so lächerlich gewesen war, nach Eleganz zu trachten.

Doch im Grunde von dem Allem fühlte er sich sehr gedemüthigt, daß er sich auf das Verhältniß eines Orchesterdirigenten angewiesen sah.

Plötzlich näherte sich ihm ein Officiant und fragte ihn, ob er nicht Herr Rousseau sei.

„Ja, mein Herr,“ antwortete er.

„Die Frau Dauphine wünscht Sie zu sprechen, mein Herr," sagte der Officiant.

Rousseau stand sehr bewegt auf.

Die Dauphine erwartete ihn. Sie hielt in ihrer Hand die Ariette von Colette:

J'ai perdu tout mon bonheur. *)

Sobald sie Rousseau sah, ging sie auf ihn zu.

Der Philosoph verbeugte sich sehr demuthsvoll, wobei er sich sagte, er grüße eine Frau und nicht eine Prinzessin.

Die Dauphine war ihrerseits freundlich und gnädig gegen den scheuen Philosophen, wie sie es gegen den vollendetsten Edelmann Europas gewesen wäre.

Sie bat ihn um seinen Rath über die Beugung der Stimme, die bei dem dritten Verse:

Colin me delaisse . . . **)

anzuwenden wäre.

Rousseau entwickelte eine Theorie der Declamation und der Gesangssprache, welche durch die geräuschvolle Ankunft des Königs und einiger Höflinge unterbrochen wurde.

Die erste Bewegung, das erste Gefühl des Königs, als er diese vernachläßigte Person entwickelte, war genau dasselbe, das Herr von Coigny kundgegeben hatte; nur kannte Herr von Coigny Rousseau und Ludwig XV. kannte ihn nicht.

Er schaute also unsern freien Mann sehr lang an, während er die Complimente und den Dank der Frau Dauphine empfing.

Dieser Blick, in dem seine ganz königliche Autorität

---

*) All mein Glück hab' ich verloren.
**) Colin verläßt mich.

ausgeprägt war; dieser Blick, der sich vor Keinem zu senken pflegte, brachte eine unbeschreibliche Wirkung auf Rousseau hervor, dessen Auge unsicher und schüchtern war.

Die Dauphine wartete, bis der König seine Betrachtung vollendet hatte, trat dann gegen Rousseau vor und sagte:

„Will mir Eure Majestät erlauben, daß ich ihr unsern Autor vorstelle?"

„Ihren Autor?" erwiederte der König, der sich den Anschein gab, als suchte er in seinem Gedächtniß.

Rousseau stand während dieses Gesprächs auf glühenden Kohlen. Das Auge des Königs durchlief nach und nach und verbrannte wie ein Sonnenstrahl unter dem Linsenglas diesen langen Bart, diesen zweifelhaften Jabot, diesen Staub und diese schlecht frisirte Perücke des größten Schriftstellers seines Reichs.

Die Dauphine bekam Mitleid mit dem Philosophen.

„Herr Jean Jacques Rousseau, Sire," sagte sie, „der Autor der reizenden Oper, die wir vor Eurer Majestät spielen werden."

Der König hob den Kopf empor.

„Ah!" sagte er kalt, „Herr Rousseau, ich grüße Sie."

Und er schaute ihn fortwährend an, als wollte er ihm alle Unvollkommenheiten seines Anzugs darthun.

Rousseau fragte sich, wie man einen König von Frankreich begrüße, ohne ein Höfling zu sein, aber auch ohne Unhöflichkeit, denn er gestand sich, daß er im Hause dieses Fürsten war.

Doch während er sich solche Raisonnements machte, sprach der König zu ihm mit jener durchsichtigen Leichtigkeit der Fürsten, welche Alles gesagt haben, haben sie demjenigen, mit welchem sie reden, etwas Angenehmes oder etwas Unangenehmes gesagt.

Rousseau sprach nicht, er war wie versteinert; alle Phrasen, die er für den Tyrannen vorbereitet, hatte er vergessen.

„Herr Rousseau," sagte der König zu ihm, während

er beständig seinen Rock und seine Perücke anschaute, „Sie haben eine reizende Musik gemacht, die mir sehr angenehme Augenblicke bereitet.“

Und der König fing an, mit einer jedem Diapason und jeder Melodie im höchsten Grade widerstrebenden Stimme zu singen:

Si des galans de la ville
J'eusse écouté des discours,
Ah! qu'Il m'eût été facile
De former d'autres amours. *)

„Das ist reizend,“ rief der König, als er geendigt hatte.

Rousseau verbeugte sich.

„Ich weiß nicht, ob ich gut singen werde,“ sagte die Frau Dauphine.

Rousseau wandte sich gegen die Prinzessin, um ihr in dieser Hinsicht einen Rath zu geben.

Aber der König begann rasch abermals und sang die Romanze von Colin:

Dans ma cabane obscure
Toujours soucis nouveaux,
Vent, soleil et froidure
Toujours peine et travaux. **)

Seine Majestät sang furchtbar für einen Musiker. Halb geschmeichelt durch das Gedächtniß des Monarchen, halb verletzt durch seinen abscheulichen Vortrag, machte Rousseau die Miene des Affen, der an einer Zwiebel knaubelt und auf der einen Seite weint, während er auf der andern lacht.

---

*) Hätte ich auf die Reden der Galans in der Stadt gehört, so wäre es mir leicht gewesen, andere Liebschaften anzufangen.

**) In meiner dunklen Hütte stets neue Sorgen, Wind, Sonn' und Kälte, stets Müh und Arbeit.

Die Dauphine verhärrte in ihrem Ernst mit der unstörbaren Kaltblütigkeit, die man nur bei Hofe trifft.

Der König fuhr, ohne sich um etwas zu bekümmern, fort:

Colette, ma bergère,
Si tu viens habiter,
Colin dans sa chaumière
N'a rien à regretter.*)

Rousseau fühlte, wie ihm die Röthe ins Gesicht stieg.

„Sagen Sie mir, Herr Rousseau," fragte der König, „ist es wahr, daß Sie sich zuweilen als Armenier kleiden?"

Rousseau wurde noch röther, und seine Zunge verwickelte sich in seinem Schlund dergestalt, daß sie in diesem Augenblick nicht für ein Königreich hätte functioniren können.

Der König sang weiter, ohne seine Antwort abzuwarten:

Ah! pour l'ordinaire
L'amour ne sait guère
Ce qu'il permet, ce qu'il défend.**)

„Sie wohnen, glaube ich, in der Rue Platrière?" fragte der König.

Rousseau machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopf... Doch dies war der letzte Rest seiner Kräfte... nie hatte er in seinem Innern so sehr um Hülfe gerufen.

Der König trällerte:

C'est un enfant,
C'est un enfant . . . ***)

---

*) Colette, meine Schäferin, bewohnst du sie mit mir, so wird Colin in seiner Hütte nichts mehr vermissen.

**) Ah! gewöhnlich weiß die Liebe kaum, was sie erlaubt, was sie verbietet.

***) Es ist ein Kind, es ist ein Kind.

„Man sagt, Sie stehen sehr schlecht mit Voltaire, Herr Rousseau?“

Nun verlor Rousseau das Wenige, was er noch an Kopf besaß; er verlor auch alle Haltung. Der König schien kein großes Mitleid mit ihm zu haben; er fuhr in seiner unbändigen Melomanie fort und entfernte sich, während er noch:

Allons danser sous les ormeaux,
Animez vos jeunes fillettes. *)

mit einer Orchesterbegleitung sang, welche Apollo umgebracht hätte, wie der letztere den Marsyas umbrachte.

Rousseau blieb allein, mitten im Foyer. Die Dauphine hatte ihn verlassen, um die letzte Hand an ihre Toilette zu legen.

Rousseau erreichte wankend, tappend wieder den Corridor; doch in der Mitte stieß er sich an einem von Diamanten, Blumen und Spitzen blendenden Paar, das den Corridor füllte, obgleich der junge Mann sehr zärtlich den Arm der jungen Frau umschloß.

Die junge Frau mit ihren zitternden Spitzen, mit ihrem riesigen Kopfputz, mit ihrem Fächer und ihren Wohlgerüchen, war strahlend wie ein Gestirn. Rousseau war von ihr gestoßen worden.

Schlank, zart, reizend, sein blaues Band auf seinem englischen Jabot zerknitternd, ließ der junge Mann ein schallendes Gelächter von gewinnender Offenherzigkeit vernehmen, das er dann plötzlich wieder durch ein kurzes, absichtliches Schweigen oder durch ein Geflüster unterbrach, worüber die Dame ebenfalls laut lachte, was zusammengenommen zeigte, daß die Beiden im besten Einverständniß mit einander waren.

Rousseau erkannte die Frau Gräfin Dubarry in

---

*) Laßt uns unter den Ulmen tanzen, feuert eure Mädchen an.

dieser schönen Dame, in diesem verführerischen Geschöpf; und sobald er sie gesehen hatte, sah er, gemäß seiner Gewohnheit, sein ganzes Wesen in eine einzige Betrachtung zusammenzudrängen, sah er ihren Gefährten nicht mehr.

Der junge Mann mit dem blauen Band war kein Anderer, als der Graf von Artois, der ganz heiteren Herzens mit der Geliebten seines Großvaters tollte.

Als Madame Dubarry die schwarze Gestalt von Rousseau erblickte, schrie sie:

„Ah! mein Gott!"

„Was gibt es?" fragte der Graf von Artois, der den Philosophen ebenfalls anschaute. Und schon streckte er die Hand aus, um seiner Gefährtin sachte Platz zu machen.

„Herr Rousseau!" rief Madame Dubarry.

„Rousseau von Genf?" sagte der Graf von Artois mit dem Tone eines Schülers in den Ferien.

„Ja, Monseigneur," erwiederte die Gräfin.

„Ah! guten Abend, Herr Rousseau," sprach der Muthwillige, als er sah, wie Rousseau einen verzweifelten Versuch machte, um sich den Durchgang zu erzwingen, „guten Abend . . . wir werden Ihre Musik hören."

„Monseigneur . . ." stammelte Rousseau, der das blaue Band erblickte.

„Ah! reizende Musik, ganz im Einklang mit dem Geiste und dem Herzen ihres Urhebers," sagte die Gräfin.

Rousseau schaute empor und versengte seinen Blick im Feuerblick der Gräfin.

„Madame," sagte er in übler Laune.

„Ich werde Colin spielen, Madame," rief der Graf von Artois, „und ich bitte Sie, Frau Gräfin, spielen Sie Colette."

„Von Herzen gern, Monseigneur; doch ich, die ich keine Künstlerin bin, werde es nie wagen, die Musik des Meisters zu profaniren."

Rousseau hätte sein Leben gegeben, um noch einmal schauen zu dürfen, aber die Stimme, aber der Ton, aber

die Schmeichelei, aber die Schönheit hatten jedes eine Angel in sein Herz gelegt.

Er wollte fliehen.

„Herr Rousseau," sagte der Prinz, indem er ihm den Weg versperrte, „Sie sollen mich die Rolle von Colin lehren."

„Ich würde es nicht wagen, den Herrn zu bitten, mir seinen Rath für die von Colette zu geben," sagte die Gräfin, welche eine Schüchternheit heuchelte, die den Philosophen vollends niederschlug.

Die Augen des Letzteren fragten indessen warum.

„Der Herr haßt mich," sagte sie zu dem Prinzen mit ihrer bezaubernden Stimme.

„Gehen Sie doch," rief der Graf von Artois, „Sie! wer kann Sie hassen, Madame?"

„Sie sehen es wohl," sprach die Gräfin.

„Herr Rousseau ist ein zu anständiger Mann und macht zu hübsche Sachen, um eine so reizende Frau zu fliehen," sagte der Graf von Artois.

Rousseau stieß einen gewaltigen Seufzer aus, als wäre er den Geist aufzugeben im Begriff gewesen, und er entfloh durch die schmale Oeffnung, die der Graf von Artois unvorsichtiger Weise zwischen ihm und der Wand ließ.

Doch Rousseau hatte kein Glück an diesem Abend; er machte nicht vier Schritte, ohne auf eine neue Gruppe zu stoßen.

Diesmal bestand die Gruppe aus zwei Männern, einem alten und einem jungen. Der eine trug das blaue Band, dies war der jüngere; der andere, der ungefähr fünf und fünfzig Jahre alt sein mochte, war roth gekleidet und ganz bleich von strenger Lebensart.

Diese zwei Männer hörten den lustigen Grafen von Artois schreien und aus Leibeskräften lachen.

„Ah! Herr Rousseau, Herr Rousseau, ich werde sagen, die Frau Gräfin habe Sie in die Flucht geschlagen, und in der That, Niemand wird es glauben wollen."

„Rousseau!" sagten die zwei Männer.

„Halte ihn auf, mein Bruder!" rief der Prinz immer noch lachend; „halten Sie ihn auf, Herr de la Vauguyon."

Rousseau sah ein, an welcher Klippe sein Unstern ihn scheitern gemacht hatte.

„Der Herr Graf von Provence und der Hofmeister der Kinder von Frankreich!"

Der Graf von Provence versperrte Rousseau auch den Weg.

„Guten Abend, mein Herr," sagte er mit seiner pedantischen Stimme.

Rousseau verbeugte sich ganz verwirrt und murmelte: „Ich werde nicht hinauskommen."

„Ah! es ist mir sehr lieb, daß ich Sie finde," sprach der Prinz mit dem Ton eines Lehrers, der einen fehlenden Schüler suchte und ihn nun wieder findet.

„Abermals alberne Complimente," dachte Rousseau. „Was diese Großen doch fad sind!"

„Ich habe Ihre Uebersetzung des Tacitus gelesen, mein Herr."

„Ah! es ist wahr," sagte Rousseau zu sich selbst, „dieser ist ein Gelehrter, ein Pedant."

„Wissen Sie, daß Tacitus sehr schwer zu übersetzen ist?"

„Monseigneur, ich habe dies in einer kleinen Vorrede geschrieben."

„Ich weiß es wohl; Sie sagen dort, Sie verstehen das Lateinische nur mittelmäßig."

„Monseigneur, das ist wahr."

„Warum übersetzen Sie dann den Tacitus, Herr Rousseau?"

„Monseigneur, es ist eine Stylübung."

„Ah! Herr Rousseau, Sie haben Unrecht gehabt, imperatoria brevitate mit: eine ernste und bündige Rede, zu übersetzen.

Rousseau suchte unruhig in seinem Gedächtniß.

„Ja," sagte der junge Prinz mit der Wichtigkeit eines alten Gelehrten, der einen Fehler in Saumaire hervorhebt; „ja, Sie haben so übersetzt. Es ist in dem Paragraphen, wo Tacitus erzählt, Piso habe eine Rede an seine Soldaten gehalten . . ."

„Nun, Monseigneur?"

„Herr Rousseau, imperiatoria brevitate bedeutet mit der Bündigkeit eines Generals, oder eines Mannes, der zu befehlen gewohnt ist. Die Bündigkeit des Befehlens . . . das ist der Ausdruck, nicht wahr, Herr de la Vauguyon?"

„Ja, Monseigneur," antwortete der Hofmeister.

Rousseau antwortete nichts. Der Prinz fügte bei:

„Das ist ein schöner Widersinn, Herr Rousseau . . . Oh! ich werde noch einen andern finden."

Rousseau erbleichte.

„Ah! Herr Rousseau, es ist in dem Paragraphen, der sich auf Cecina bezieht. Er fängt also an: At in superiore Germania. Sie wissen, man entwirft das Portrait von Cecina und Tacitus sagt: cito sermone."

„Ich erinnere mich vollkommen, Monseigneur."

„Sie haben das übersetzt: gut sprechend."

„Allerdings, Monseigneur, und ich glaube . . ."

„Cito sermone besagt: der schnell spricht, nämlich leicht spricht."

„Habe ich gesagt: gut sprechend?"

„Dann hätte es heißen müssen decoro, oder ornato oder eleganti sermone; cito ist ein malerisches Beiwort, mein Herr! Es ist wie bei der Schilderung der Sittenveränderung von Otto. Tacitus sagt: Delata voluptate, dissimulata luxuria, cunetaque ad imperii decorem composita."

„Ich habe übersetzt durch: auf andere Zeiten das Gepränge und die Schwelgerei verschiebend, setzte er Jedermann dadurch in Erstaunen, daß er den Ruhm des Reiches wiederherzustellen bemüht war."

„Mit Unrecht, Herr Rousseau, mit Unrecht. Einmal

haben Sie eine einzige Phrase aus drei kleinen Phrasen gemacht, was Sie nöthigte, **dissimulata luxuria** schlecht zu übersetzen; sodann haben Sie einen Widersinn in dem letzten Gliede der Phrase gemacht. Tacitus wollte nicht sagen, der Kaiser Otto habe sich bemüht, den Ruhm des Reiches wiederherzustellen, er wollte sagen, seine Leidenschaften nicht mehr befriedigend und seine schwelgerischen Gewohnheiten verstellend, habe er Alles geschlichtet, Alles zu ordnen sich beeifert, Allem eine neue Wendung gegeben; Sie verstehen, Herr Rousseau? er habe Alles zum Ruhm des Reiches angewendet. Das ist der Sinn, er ist zusammengesetzt; der Ihrige ist zu beschränkt, nicht wahr, Herr de la Vauguyon?"

Rousseau schwitzte und keuchte unter diesem unbarmherzigen Druck.

Der Prinz ließ ihn einen Augenblick athmen und sagte dann:

„Sie sind in der Philosophie viel größer."

Rousseau verbeugte sich.

„Nur ist Ihr Emile ein gefährlicher Löwe."

„Gefährlich, Monseigneur?"

„Ja, durch die Menge falscher Ideen, die er den kleinen Bürgern geben wird."

„Monseigneur, sobald ein Mensch Vater ist, entspricht er den Bedingungen meines Buches, mag er der Größte, mag er der Letzte des Königreiches sein . . . Vater sein . . . ist . . ."

„Sagen Sie, Herr Rousseau," fragte plötzlich der boshafte Prinz, „Ihre Bekenntnisse sind ein sehr unterhaltendes Buch . . . Wie viel haben Sie denn im Ganzen Kinder gehabt?"

Rousseau erbleichte, wankte und schaute den jungen Henker mit einem Auge voll Zorn und Verwunderung an, dessen Ausdruck die boshafte Laune des Grafen von Provence verdoppelte.

Der Prinz entfernte sich, ohne die Antwort abzuwarten; er hielt seinen Lehrer am Arm und verfolgte seine

Commentare über die Werke des Mannes, den er durch seinen scharfen Tadel niedergeschmettert hatte.

Rousseau, der allein geblieben war, erwachte allmälig aus seiner Betäubung, als er die ersten Takte seiner Ouverture vom Orchester spielen hörte.

Schwankend wandte er sich nach dieser Seite, und als er seinen Sitz erreicht hatte, sagte er zu sich selbst:

„Ich Narr, ich Dummkopf, ich Feiger, der ich bin, nun habe ich die Antwort gefunden, die ich diesem grausamen kleinen Pedanten hätte geben sollen.

„„Monseigneur,““ hätte ich zu ihm sagen sollen, „„es ist von einem jungen Mann nicht liebreich, einen armen Greis so zu plagen.““

Er war so weit und ganz zufrieden mit seiner Phrase, als die Frau Dauphine und Herr von Coigny ihr Duett begannen. Der Philosoph wurde von seinen peinlichen Gedanken durch das Leiden des Musikers abgebracht; nach dem Herzen hatte das Ohr seine Folter auszustehen.

CXII.

Die Probe.

Sobald die Probe begonnen hatte und die Aufmerksamkeit durch das Schauspiel selbst erregt war, hörte Rousseau auf, bemerkt zu werden.

Er war es, der um sich her beobachtete. Er hörte vornehme Herren, die unter der Kleidung von Landleuten falsch sangen, und sah Damen, welche wie Schäferinnen unter Hofgewändern coquettirten.

Die Frau Dauphine sang richtig, aber sie war eine schlechte Schauspielerin; sie hatte überdies so wenig Stimme, daß man sie kaum hörte. Der König hatte sich, um Nie-

mand einzuschüchtern, in eine dunkle Loge geflüchtet, wo er mit den Damen plauderte.

Der Herr Dauphin soufflirte die Worte der Oper, welche königlich schlecht ging.

Rousseau faßte den Entschluß, nicht mehr zu horchen, aber es war ihm schwer, nicht mehr zu hören. Es wurde ihm jedoch ein Trost zu Theil: er erblickte ein köstliches Gesicht unter den erhabenen Comparsen, und das Landmädchen, das der Himmel mit diesem schönen Gesicht ausgestattet hatte, sang mit der schönsten Stimme von der ganzen Truppe.

Rousseau drängte also seine ganze Aufmerksamkeit wieder in einem Punkte zusammen, betrachtete gierig über sein Pult die reizende Figurantin und öffnete seine beiden Ohren, um die ganze Melodie ihrer Stimme in sich zu ziehen.

Die Dauphine, welche den Autor so aufmerksam sah, überredete sich leicht durch sein Lächeln, durch seine sterbenden Augen, er finde die Ausführung der guten Stücke befriedigend, neigte sich, um ein Compliment zu bekommen, denn sie war Weib, gegen das Pult und sagte:

„Ist es schlecht so, Herr Rousseau?“

Ganz erstarrt, erwiederte Rousseau nichts.

„Ah! wir haben gefehlt, und Herr Rousseau wagt es nicht, es zu sagen,“ sprach die Dauphine. „Ich bitte, sagen Sie es gerade heraus.“

Die Blicke von Rousseau verließen die schöne Person nicht mehr, welche die Aufmerksamkeit nicht bemerkte, deren Gegenstand sie war.

„Ah!“ sagte die Dauphine, indem sie der Richtung des Blickes unseres Philosophen folgte, „Fräulein von Taverney hat einen Fehler gemacht! . . .“

Andrée erröthete, sie sah, wie sich Aller Augen auf sie richteten.

„Nein! nein!“ rief Rousseau, „nicht das Fräulein, denn das Fräulein singt wie ein Engel.“

Madame Dubarry schoß auf den Philosophen einen Blick ab, der spitziger war als ein Wurfspieß.

„Finden Sie, daß dieses Mädchen gut singt?“ fragte Madame Dubarry den König, den die Worte von Rousseau sichtbar betroffen hatten.

„Ich höre es nicht,“ sagte Ludwig XV.; „bei einem Ensemble muß man hiezu Musiker sein.“

Indessen bewegte sich Rousseau in seinem Orchester, um den Chor

Colin revient à sa bergère
Célébrons un retour si beau. *)

singen zu lassen.

Als er sich nach einem Versuch umwandte, gewahrte er Herrn von Jussieu, der ihn äußerst freundlich grüßte.

Es war kein geringes Vergnügen für den Genfer, daß ihn den Hof ein Mann von Hof dirigiren sah, der ihn durch die Ueberlegenheit seiner Stellung ein wenig gedemüthigt hatte.

Er erwiederte seinen Gruß auf eine ceremoniöse Weise und schaute wieder Andrée an, welche das Lob noch schöner gemacht hatte.

Die Probe nahm ihren Fortgang und Madame Dubarry ward von einer gräßlichen Laune; sie hatte zweimal Ludwig XV. ertappt, wie er durch das Schauspiel bei den schönen Dingen, die sie ihm sagte, zerstreut war.

Das Schauspiel war nothwendig für die Eifersüchtige nur Andrée, was die Frau Dauphine nicht abhielt, viele Complimente einzuernten und sich von einer reizenden Heiterkeit zu zeigen.

Der Herr Herzog von Richelieu umflatterte sie mit der Leichtigkeit eines Jünglings, und es war ihm gelungen, im Hintergrund des Theaters einen Kreis von Lachern zu

---

*) Colin kehrt zu seiner Schäferin zurück, feiern wir eine so schöne Rückkehr.

bilden, dessen Mittelpunkt die Dauphine war, und der die Partei Dubarry wüthend beunruhigte.

„Es scheint, Fräulein von Taverney hat eine sehr hübsche Stimme," sagte er ganz laut.

„Reizend," versetzte die Dauphine, „und ohne meinen Egoismus hätte ich sie die Colette spielen lassen, da ich aber diese Rolle zu meiner Belustigung gewählt habe, so überlasse ich sie Niemand."

„Ah! Fräulein von Taverney, würde sie nicht besser singen, als Eure königliche Hoheit," sprach Richelieu, „und . . ."

„Das Fräulein ist eine vortreffliche Tonkünstlerin," sprach Rousseau tief durchdrungen.

„Vortrefflich," sagte die Dauphine, „und sie ist es, wenn ich es gestehen soll, die mich meine Rolle lehrt . . . und dann tanzt sie zum Entzücken, und ich tanze sehr schlecht."

Man kann sich denken, welche Wirkung diese Gespräche auf Madame Dubarry und auf dieses ganze Volk von Neugierigen, von Neuigkeitskrämern, von Intriganten und Neidischen hervorbrachte; Jeder erntete ein Vergnügen, indem er eine Wunde machte, oder empfing den Schlag mit Schmerz und Scham. Es gab keine Gleichgültige, Andrée vielleicht ausgenommen.

Von Richelieu angestachelt, ließ die Dauphine am Ende Andrée die Romanze:

J'ai perdu mon serviteur,
Colin me delaisse *)

singen.

Man sah, wie der König mit seinem Kopf mit so lebhaften Bewegungen des Vergnügens den Takt gab, daß alle Schminke von Madame Dubarry in kleinen Schuppen abfiel, wie dies die Malerei in der Feuchtigkeit thut.

Boshafter als ein Weib, weidete sich Richelieu an

---

*) Meinen Diener hab' ich verloren und Colin verläßet mich.

seiner Rache. Er näherte sich Taverney, dem Vater, und diese zwei Greise bildeten eine Gruppe von Statuen, die man die Heuchelei und die Sittenverderbniß, ein Verbindungsprojekt ausheckend, hätte nennen können.

Ihre Freude wurde um so lebhafter, je mehr sich die Stirne von Madame Dubarry allmälig verdüsterte. Sie füllte das Maß derselben bis zum Rand, als sie mit einer Art von Zorn aufstand, was ganz gegen die Regeln war, da der König noch saß.

Die Höflinge fühlten den Sturm wie die Ameisen und sie beeilten sich, Schutz bei den Stärkeren zu suchen. Man sah auch die Dauphine mehr von ihren Freunden umgeben, Madame Dubarry mehr von den ihrigen umschmeichelt.

Allmälig ging das Interesse der Probe von seiner natürlichen Linie ab und zu einer andern Ideenordnung über. Es handelte sich nicht mehr um Colette oder Colin, und viele Zuschauer dachten, es wäre vielleicht bald an Madame Dubarry zu singen:

J'ai perdu mon serviteur,
Colin me delaisse.

„Siehst Du," sagte Richelieu leise zu Taverney, „siehst Du den betäubenden Sieg Deiner Tochter?"

Und er zog ihn in den Corridor und stieß eine Glasthüre auf, von der er einen Neugierigen herabfallen machte, welcher sich an das Fenster gehängt hatte, um in den Saal zu sehen.

„Die Pest über diesen Burschen," brummte Herr von Richelieu, während er seinen Aermel abstäubte, den der Gegenschlag der Thüre getroffen hatte, und besonders, als er sah, daß der Neugierige wie die Arbeiter des Schlosses gekleidet war.

Es war in der That einer, der sich, einen Blumenkorb unter dem Arm, hinter den Glasscheiben aufgehißt

hatte, um seine Augen in den Saal zu tauchen, wo er das ganze Schauspiel gesehen.

Er wurde in den Gang zurückgestoßen und wäre beinahe rücklings gefallen; aber wenn er nicht fiel, so wurde doch wenigstens sein Korb umgeworfen.

„Ah! ich kenne diesen Burschen," sagte Taverney mit einem zornigen Blick.

„Wer ist es?" fragte der Herzog.

„Was machst Du hier, Schuft?" fragte Taverney.

Gilbert, denn er war es, und der Leser hat ihn auch schon erkannt, erwiederte stolz:

„Sie sehen, ich schaue."

„Statt Deine Arbeit zu verrichten?" rief Richelieu.

„Meine Arbeit ist schon verrichtet," sagte Gilbert demüthig zum Herzog, jedoch ohne Taverney eines Blickes zu würdigen.

„Ich soll also diesen Taugenichts überall finden," rief Taverney.

„Stille! stille! mein Herr," unterbrach ihn eine sanfte Stimme . . . „mein kleiner Gilbert ist ein guter Arbeiter und ein sehr anstelliger Botaniker."

Taverney wandte sich um und sah Herrn von Jussieu, der Gilbert die Wangen streichelte.

Er erröthete vor Zorn und entfernte sich.

„Die Bedienten hier," murmelte er.

„St!" sagte Richelieu zu ihm, „Nicole ist auch wohl da . . . schau' . . . in der Ecke jener Thüre, dort, die kleine muntere Dirne verliert keinen Blick."

Nicole erhob in der That hinter zwanzig andern Bedienten von Trianon ihren reizenden Kopf, und ihre durch das Erstaunen und die Bewunderung weit aufgerissenen Augen schienen Alles doppelt zu sehen.

Gilbert erblickte sie und wandte sich auf eine andere Seite.

„Komm, komm," sagte der Herzog zu Taverney, „ich glaube, daß Dich der König sprechen will, er sucht."

Und die zwei Freunde entfernten sich in der Richtung der Loge des Königs.

Völlig aufrecht stehend, correspondirte Madame Dubarry mit Herrn von Aiguillon, welcher ebenfalls stand.

Dieser verlor mit seinem Auge keine Bewegung seines Oheims.

Rousseau, der allein geblieben war, bewunderte Andrée; er war, wenn man uns diesen Ausdruck gestatten will, damit beschäftigt, sich in sie zu verlieben.

Die erhabenen Schauspieler kleideten sich in ihren Logen aus, wo Gilbert die Blumen erneuert hatte.

Taverney, der im Gang allein geblieben war, seitdem sich Herr von Richelieu wieder zum König zurückbegeben hatte, fühlte, wie sein Herz in der Erwartung bald erstarrte, bald in heißen Flammen aufloderte. Endlich kam der Herzog zurück und legte einen Finger auf seine Lippen.

Taverney erbleichte vor Freude und ging seinem Freund entgegen, der ihn unter die königliche Loge fortzog.

Hier hörten sie, was wenige Menschen hören konnten.

Madame Dubarry sagte zum König:

„Darf ich Eure Majestät beim Abendbrod erwarten?"

Und der König antwortete:

„Ich fühle mich ermüdet, entschuldigen Sie mich, Gräfin."

In demselben Augenblick kam der Dauphin, er trat beinahe auf die Füße der Gräfin, ohne daß er sie zu sehen schien, und fragte den König:

„Sire, wird uns Eure Majestät die Ehre erweisen, in Trianon zu Nacht zu speisen."

„Nein, mein Sohn; ich sagte es so eben Madame; ich fühle mich ermüdet; Eure ganze Jugend würde mich betäuben ... Ich werde allein zu Nacht speisen."

Der Dauphin verbeugte sich und kehrte zurück, Madame Dubarry bückte sich bis an den Gürtel und ging ganz zitternd vor Zorn weg.

Der König machte nun Richelieu ein Zeichen.

„Herzog," sagte er, „ich habe von einer gewissen Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen, die Sie angeht."

„Sire."

„Ich bin nicht zufrieden gewesen ... Sie sollen mir Aufklärung geben ... hören Sie ... ich speise allein zu Nacht, Sie werden mir Gesellschaft leisten."

Und der König schaute Taverney an.

„Sie kennen, glaube ich, diesen Edelmann, Herzog?"

„Herrn von Taverney? Ja, Sire."

„Ah! der Vater der reizenden Sängerin?"

„Ja, Sire."

„Hören Sie mich, Herzog."

Der König bückte sich, um Richelieu in's Ohr zu sprechen.

Taverney preßte sich die Nägel in die Haut, um keine Aufregung zu verrathen.

Einen Augenblick nachher ging Richelieu an Taverney vorbei und sagte zu ihm:

„Folge mir, ohne daß es den Anschein hat, als geschähe es absichtlich."

„Wohin?" fragte Taverney.

„Komm immerhin."

Der Herzog entfernte sich.

Taverney folgte ihm auf zwanzig Schritte bis in die Gemächer des Königs.

Der Herzog trat in das Zimmer ein; Taverney blieb im Vorzimmer.

CXIII.

Das Schmuckkästchen.

Herr von Taverney wartete nicht lange. Richelieu fragte den Kammerdiener Seiner Majestät nach dem, was der König auf seiner Toilette zurückgelassen, und kam bald wieder mit einem Gegenstand heraus, den der Baron Anfangs unter der seidenen Hülle, die ihn bedeckte, nicht unterscheiden konnte.

Aber der Marschall benahm seinem Freunde die Unruhe, er führte ihn gegen die Gallerie.

„Baron," sagte er, sobald er sich mit ihm allein sah, „Du scheinst mir zuweilen an meiner Freundschaft für Dich zu zweifeln?"

„Seit unserer Aussöhnung nicht mehr," erwiederte Taverney.

„Dann hast Du an Deinem Glück und an dem Deiner Kinder gezweifelt?"

„Oh! was das betrifft, ja."

„Nun! Du hattest Unrecht. Dein Glück und das Deiner Kinder macht sich mit einer Schnelligkeit, die Dir den Schwindel bereiten müßte."

„Bah!" versetzte Taverney, welcher einen Theil der Wahrheit im Helldunkel erblickte, der sich aber Gott nicht anvertraut hätte, und sich folglich vor dem Teufel wohl hütete; „wie macht sich das Glück meines Kindes so schnell?"

„Haben wir nicht schon Herrn Philipp als Kapitän einer vom König bezahlten Compagnie?"

„Ah! das ist wahr, und das habe ich Dir zu verdanken."

„Keines Wegs. Dann werden wir Fräulein von Taverney vielleicht als Marquise haben . . ."

„Ah! ich bitte Dich!" rief Taverney, „wie, meine Tochter ..."

„Höre, Taverney, der König ist voll Geschmack; die Schönheit, die Anmuth und die Tugend, wenn sie vom Talent begleitet sind, entzücken Seine Majestät ... Fräulein von Taverney vereinigt aber nun alle diese Vorzüge in sehr hohem Grade ... Der König ist also entzückt von Fräulein von Taverney."

„Herzog," erwiederte Taverney, indem er eine für den Marschall mehr als groteske Miene der Würde annahm, „Herzog, wie erklärst Du das Wort: entzückt?"

Richelieu liebte die Anmaßung nicht, er erwiederte also seinem Freund ganz trocken:

„Baron, ich bin nicht stark in der Linguistik, ich kenne sogar die Orthographie sehr wenig. Entzückt bedeutete für mich immer übermäßig zufrieden, hörst Du... Bist Du übermäßig unwillig darüber, daß Du den König mit der Schönheit, mit dem Talent, mit dem Verdienst Deiner Kinder übermäßig zufrieden siehst, so brauchst Du nur zu sprechen ... Ich kehre zu Seiner Majestät zurück."

Hiebei drehte sich Richelieu mit einer ganz jugendlichen Leichtigkeit auf den Absätzen um.

„Herzog, Du hast mich nicht wohl verstanden," rief der Baron, indem er ihn zurückhielt. „Alle Teufel! Du bist lebhaft."

„Warum sagst Du mir, Du seist nicht zufrieden."

„Ei! ich habe das nicht gesagt."

„Du verlangst von mir Erläuterungen über das Belieben Seiner Majestät ... Die Pest über den Dummkopf!"

„Ich wiederhole, Herzog, ich habe den Mund hierüber nicht geöffnet. Ich bin ganz gewiß zufrieden."

„Ah! Du ... Nun, wer wird unzufrieden sein?.. Deine Tochter?"

„Ei! ei!"

„Mein Lieber, Du hast Deine Tochter wie eine Wilde erzogen.“

„Mein Lieber, das Fräulein, meine Tochter, hat sich ganz allein erzogen; Du begreifst wohl, daß ich mich zu diesem Ende nicht übermäßig angestrengt habe... Ich hatte genug, daß ich in meinem Loch Taverney leben mußte; die Tugend ist bei ihr ganz allein gewachsen.“

„Und man sagt, die Leute vom Lande verstehen es, das Unkraut auszureißen. Kurz, Deine Tochter ist ein Zieraffe.“

„Du täuschest Dich, es ist eine Taube.“

Richelieu machte eine Grimasse.

„Nun! Dein armes Kind braucht nur einen guten Gatten zu suchen, denn die Gelegenheiten, Glück zu machen, werden bei einem solchen Mangel sehr selten sein.“

Taverney schaute den Herzog unruhig an.

„Gut für sie,“ fuhr dieser fort, „daß der König so sterblich in Madame Dubarry verliebt ist, und daher nie im Ernst auf Andere aufmerksam sein wird.“

Die Unruhe von Taverney verwandelte sich in Angst.

„Ihr könnt also ruhig sein, Du und Deine Tochter,“ sprach Richelieu. „Ich werde Seiner Majestät die nöthigen Vorstellungen machen, und der König wird nicht entfernt darauf beharren.“

„Auf was denn, guter Gott!“ rief Taverney ganz blaß und den Arm seines Freundes schüttelnd.

„Fräulein Andrée ein kleines Geschenk zu machen, mein lieber Baron.“

„Ein kleines Geschenk! Was ist es denn?“ fragte Taverney voll Gierde und Hoffnung.

„Oh! beinahe nichts,“ versetzte Richelieu mit nachlässigem Tone; „sieh, dies...“

Und er enthüllte ein Schmuckkästchen aus der Seide.

„Ein Schmuckkästchen!“

„Einige Erbärmlichkeiten... ein Halsband von einigen tausend Livres, das Seine Majestät, erfreut dadurch, daß sie ihr Lieblingslied singen hörte, der Sängerin

schenken wollte... Doch da Deine Tochter so scheu ist, sprechen wir nicht mehr davon."

„Herzog, Du denkst das nicht, das hieße den König beleidigen!"

„Allerdings hieße das den König beleidigen; aber ist das nicht immer die Eigenschaft der Jugend, daß sie irgend Jemand oder irgend Etwas beleidigt?"

„Oh! Herzog, sei ruhig," sagte Taverney, „das Kind ist nicht so unvernünftig."

„So sprichst Du, aber nicht sie."

„Ja, aber ich weiß wohl, was sie sagen oder thun wird."

„Die Chinesen sind sehr glücklich," sagte Richelieu.

„Warum?" fragte Taverney erstaunt.

„Weil sie viele Canäle und Flüsse in ihrem Land haben."

„Herzog, Du veränderst das Gespräch, bring' mich nicht in Verzweiflung, rede mit mir."

„Ich rede mit Dir, Baron, und verändere das Gespräch durchaus nicht."

„Wie kommst Du auf die Chinesen, welche Beziehung haben ihre Flüsse zu meiner Tochter?"

„Eine sehr große... Die Chinesen, sage ich Dir, haben das Glück, daß sie, ohne daß man ihnen den geringsten Vorhalt darüber macht, ihre Töchter, die zu tugendhaft sind, ertränken können."

„Oh! Herzog, man muß auch billig sein. Denke Dir, Du habest eine Tochter."

„Bei Gott! ich habe eine; und wollte man mir sagen, sie sei zu tugendhaft, so wäre das sehr boshaft."

„Du würdest sie lieber anders haben, nicht wahr?"

„Oh! ich, ich mische mich nicht in die Angelegenheiten meiner Kinder, wenn sie einmal acht Jahre vorüber sind."

„Höre mich wenigstens. Wenn der König mich beauftragte, Deiner Tochter ein Halsband anzubieten, und Deine Tochter würde sich bei Dir beklagen?"

„Oh! mein Freund, keine Vergleichungen. Ich habe beständig bei Hofe gelebt; Du hast als Hurone gelebt, das läßt sich nicht vergleichen ... Was Tugend für Dich ist, ist für mich Albernheit; siehst Du, — erfahre dies, um Dich darnach zu richten, nichts ist widerwärtiger, als den Leuten zu sagen: „„Was hätten Sie unter diesen oder jenen Umständen gethan?““ Und dann täuschst Du Dich in Deinen Vergleichungen, mein Lieber, es handelt sich keines Wegs darum, daß ich Deiner Tochter ein Halsband anbieten soll.“

„Du hast es mir gesagt.“

„Ich, ich habe kein Wort davon gesagt. Ich äußerte nur, der König habe mir befohlen, ein Schmuckkästchen für Fräulein von Taverney, deren Stimme ihm gefallen, in seinem Zimmer zu holen; aber ich sagte nicht ein einziges Mal, Seine Majestät habe mich beauftragt, es der jungen Person anzubieten.“

„Dann weiß ich wahrhaftig nicht mehr, wo mir der Kopf steht,“ rief der Baron in Verzweiflung. „Ich begreife nicht ein Wort, Du sprichst in Räthseln. Warum sollte der König dieses Halsband geben, wenn nicht, um ein Geschenk damit zu machen, warum sollte er Dich damit beauftragen, wenn nicht, daß Du es überreichst?“

Richelieu stieß einen gewaltigen Schrei aus, als ob er eine Spinne erblickte.

„Ah!“ machte er, „puh! puh! der Hurone... pfui, das häßliche Thier.“

„Wer dies?“

„Du, mein guter Freund, Du, mein Getreuer; Du fällst aus dem Mond, mein armer Baron.“

„Ich weiß nicht mehr . . .“

„Nein, Du weißt nichts. Mein Lieber, wenn ein König einer Frau ein Geschenk macht und er ertheilt Herrn von Richelieu diesen Auftrag, so ist dieses Geschenk nobel und der Auftrag wird gut besorgt, erinnere Dich dessen. Ich übergebe dieses Schmuckkästchen nicht, mein

Lieber; das war das Geschäft von Herrn Lebel. Hast Du Herrn Lebel gekannt?"

„Wen beauftragst Du denn damit?"

„Mein Freund," sagte Richelieu, indem er Taverney auf die Schulter klopfte und diese Geberde mit einem teuflischen Lächeln begleitete, „wenn ich es mit einer so bewunderungswürdigen Tugend wie Fräulein Andrée zu thun habe, so bin ich so moralisch als nicht Einer; wenn ich mich einer Taube nähere, wie Du sagst, so riecht nichts bei mir nach dem Raben; wenn ich zu einer Jungfrau abgesandt werde, so spreche ich mit dem Vater ... Ich spreche mit Dir, Taverney, und händige Dir das Schmuckkästchen ein, damit Du es Deiner Tochter gibst ... Willst Du nun ..."

Er reichte ihm das Kästchen.

„Oder willst Du nicht?"

Es zog es zurück.

„Oh! sage doch dies Alles auf der Stelle," rief der Baron; „sage, ich sei von Seiner Majestät beauftragt, dieses Geschenk zu übergeben: es ist ganz legitim und wird ganz väterlich, es reinigt sich ..."

„Um dies zu denken, müßtest Du Seine Majestät im Verdacht haben, sie hege schlimme Absichten," sprach Richelieu mit ernstem Tone. „Das würdest Du aber nie wagen, nicht wahr?"

„Gott behüte mich! Doch die Welt ... nämlich meine Tochter."

Richelieu zuckte die Achseln.

„Nimmst Du, ja oder nein?" sagte er.

Taverney streckte rasch seine Hand aus.

„So bist Du moralisch?" sagte er zu dem Herzog mit einem Lächeln, das ein Zwilling von dem war, welches Richelieu an ihn gerichtet hatte.

„Findest Du nicht, Baron, daß es eine reine Moralität ist, den Vater, der Alles reinigt, wie Du sagtest, zwischen dem Entzücken des Monarchen und dem Zauber Deiner Tochter ins Mittel treten zu lassen? ... Herr

Jean Jacques Rousseau von Genf, der vorhin hier umher schweifte, mag sein Urtheil über uns fällen; er wird Dir sagen, daß der selige Joseph unlauter gegen mich war."

Richelieu sprach diese wenigen Worte mit einem Phlegma, mit einer Vornehmheit, mit einer Geziertheit, die Taverney mit seinen Einwendungen zum Schweigen brachten und ihm glauben halfen, er müßte überzeugt sein.

Er ergriff die Hand seines erhabenen Freundes, drückte sie und sprach:

„Durch Deine zarte Behandlung der Sache wird meine Tochter in den Stand gesetzt, das Geschenk anzunehmen."

„Quelle und Ursprung des Glücks, von dem ich Dir am Anfang unserer langweiligen Abhandlung über die Tugend sagte."

„Ich danke, lieber Herzog, ich danke von ganzem Herzen."

„Noch ein Wort . . .; verbirg sorgfältig vor den Freunden von Dubarry die Kundel von dieser Gunst. Madame Dubarry wäre fähig, den König zu verlassen und zu entfliehen."

„Der König würde uns deshalb grollen!"

„Ich kann Dir das nicht sagen; doch die Gräfin wüßte uns keinen Dank dafür. Ich, was mich betrifft, wäre verloren . . . sei also verschwiegen."

„Fürchte nichts. Ueberbringe aber dem König meinen unterthänigsten Dank."

„Und den Deiner Tochter . . . ich werde es nicht versäumen . . . Doch die Gunstbezeigungen haben damit noch nicht ihr Ende erreicht . . . Du wirst dem König selbst danken, mein Freund; Seine Majestät ladet Dich zum Abendbrod ein."

„Mich?"

„Dich, Taverney, wir sind unter uns. Seine Majestät, Du und ich, wir werden mit einander von der Tugend

Deiner Tochter plaudern. Gott befohlen, Taverney, ich sehe Dubarry mit Herrn von Aiguillon; man soll uns nicht beisammen erblicken."

Er sprach es und verschwand leicht wie ein Page am Ende der Gallerie und ließ Taverney mit seinem Kästchen zurück, wie ein deutsches Kind, das mit dem Spielzeug erwacht, welches ihm während seines Schlafes am Weihnachtsabend das Christkind in die Hand gesteckt hat.

CXIV.

Das kleine Abendbrod von König Ludwig XV.

Der Marschall fand Seine Majestät in dem kleinen Saal, wohin ihr mehrere Höflinge gefolgt waren, welche lieber das Abendbrod entbehren, als auf Andere den zerstreuten Blick ihres Souverain fallen lassen wollten.

Aber Ludwig XV. hatte, wie es schien, an diesem Abend etwas Anderes zu thun, als diese Herren anzuschauen. Er entließ Jedermann und sagte, er würde nicht zu Nacht speisen, oder wenn er speiste, würde er es allein thun. Alle seine Gäste waren somit verabschiedet, und da sie Monseigneur dem Dauphin zu mißfallen befürchteten, wenn sie der Fête nicht beiwohnen würden, die er nach der Probe gab, so entflogen sie alsbald, wie eine Schaar von Schmarotzertauben, und nahmen ihren Lauf zu demjenigen, welchen man ihnen zu sehen gestattete, bereit, zu versichern, sie seien ihm zu Liebe aus dem Salon Seiner Majestät ausgerissen.

Ludwig XV., den sie mit so großer Eile verließen, war weit entfernt, an sie zu denken. Die Kleinlichkeit dieses ganzen Schwarms von Höflingen hätte ihn unter andern Umständen lächeln gemacht; doch diesmal erweckte sie kein Gefühl bei dem Monarchen, der so spöttisch wa-

daß er nie eine Schwäche des Geistes oder des Körpers bei seinem besten Freunde schonte, vorausgesetzt, daß Ludwig XV. je einen Freund hatte.

Nein, in diesem Augenblick schenkte Ludwig XV. seine ganze Aufmerksamkeit einem Wagen, der vor der Thüre der Communs in Trianon stand, und dessen Kutscher, um seine Pferde zu peitschen, nur zu warten schien, bis sich das Gewicht des Herrn in dem vergoldeten Kasten fühlbar machte.

Dieser Wagen war der von Madame Dubarry, beleuchtet von Kerzen. Zamore saß beim Kutscher und ließ seine Füße vorwärts und rückwärts gehen, wie es der Sitz einer Strickschaukel thut.

Endlich erschien Madame Dubarry, die sich ohne Zweifel in der Hoffnung, eine Botschaft vom König zu bekommen, länger in den Gängen aufgehalten hatte, am Arm des Herrn Herzogs von Aiguillon. Man konnte ihren Zorn, oder wenigstens ihren Aerger an der Raschheit ihres Ganges wahrnehmen. Sie heuchelte zu viel Entschlossenheit, um nicht den Kopf verloren zu haben.

Jean kam, sehr verdrießlich und den Hut ganz unter dem zerstreuten Druck seines Armes geplattet, hinter der Gräfin; er hatte diesem Schauspiel nicht beigewohnt, Monseigneur der Dauphin hatte ihn einzuladen vergessen; aber er war ein wenig wie ein Lackei in das Vorzimmer gegangen und kam wenigstens eben so nachdenkend als Hippolyt zurück; er ließ seinen Jabot auf einer silbernen Weste mit rosa Blumen flattern und schaute nicht einmal seine zerfetzten Manchetten an, welche sich mit seinen traurigen Gedanken in Einklang zu setzen schienen.

Jean hatte seine Schwägerin bleich und bestürzt gesehen und daraus geschlossen, die Gefahr sei groß. Jean war in der Diplomatie nur muthig gegen die Körper, nie gegen die Gespenster.

Der König sah von seinem Fenster aus und hinter einem Vorhang verborgen, diese ganze traurige Procession, welche sich in den Wagen der Gräfin versenkte; dann, als

der Schlag geschlossen, als der Lackei hinten auf den Wagen gestiegen war, schüttelte der Kutscher seine Zügel und die Pferde eilten im Galopp fort.

„Oh! oh!“ sagte der König, „ohne daß sie mich zu sehen, ohne daß sie mich zu sprechen sucht, die Gräfin ist wüthend.“

Und er wiederholte laut:

„Ja, die Gräfin ist wüthend!“

Richelieu, der ins Zimmer geschlüpft war, wie ein erwarteter Mensch, griff diese Worte auf und sprach:

„Wüthend, Sire, und worüber? Darüber, daß Eure Majestät sich einen Augenblick belustigt, oh! das ist schlimm von der Gräfin.“

„Herzog,“ erwiederte Ludwig XV., „ich belustige mich nicht, im Gegentheil, ich bin müde und suche auszuruhen. Die Musik greift meine Nerven an; würde ich auf die Gräfin gehört haben, so hätte ich mit ihr in Luciennes soupiren, essen und besonders trinken müssen. Die Weine der Gräfin sind abscheulich, ich weiß nicht, aus welchen Trauben sie fabricirt sind, aber es wird einem übel dabei; meiner Treue, ich will lieber hier meiner Gemächlichkeit pflegen.“

„Und Eure Majestät hat hundertmal Recht,“ sagte der Herzog.

„Die Gräfin wird sich überdies zerstreuen! Bin ich ein so liebenswürdiger Gesellschafter? Sie mag es immerhin sagen, ich glaube es nicht.“

„Ah! diesmal hat Eure Majestät Unrecht,“ entgegnete der Marschall.

„Nein, Herzog, in der That, nein, ich zähle meine Tage und denke nach.“

„Sire, die Frau Gräfin begreift, daß sie in keiner Hinsicht eine bessere Gesellschaft haben könnte, und das ist es, was sie wüthend macht.“

„Wahrhaftig, Herzog, ich weiß nicht, wie Sie es anstellen, Sie behandeln die Frauen immer, wie wenn Sie

noch zwanzig Jahre alt wären. In diesem Alter wählt der Mann; aber in den Jahren, in denen ich bin ..."

„Nun, Sire?"

„Ist es die Frau, welche ihre Berechnung macht."

Der Marschall brach in ein Gelächter aus.

„Ah! Sire," sagte er, „ein Grund mehr, und wenn Eure Majestät glaubt, die Gräfin zerstreue sich, so wollen wir uns trösten."

„Ich sage nicht, sie zerstreue sich, Herzog; ich sage sie werde am Ende Zerstreuung suchen."

„Ah! ich möchte nicht gegen Eure Majestät behaupten, das habe man nie gesehen."

Der König stand sehr unruhig auf.

„Wen habe ich noch da?" fragte er.

„Ihren ganzen Dienst, Sire."

Der König dachte einen Augenblick nach.

„Aber Sie," sagte er, „haben Sie Jemand?"

„Ich habe Rafté."

„Gut."

„Was soll er thun, Sire?"

„Herzog, er sollte sich erkundigen, ob Madame Dubarry wirklich nach Luciennes zurückkehrt."

„Die Gräfin ist weggefahren, wie mir scheint."

„Scheinbar, ja."

„Aber wohin soll sie denn gehen, Sire?"

„Wer weiß, die Eifersucht macht sie toll, Herzog."

„Sire, sollte es nicht vielmehr Eure Majestät sein?"

„Wie, was?"

„Eifersüchtig."

„Herzog!"

„In der That, das wäre demüthigend für uns Alle, Sire."

„Ich, eifersüchtig?" rief Ludwig XV. mit einem gezwungenen Gelächter; „wahrhaftig, Herzog, sprechen Sie im Ernst?"

Richelieu glaubte in der That nicht. Man muß sogar gestehen, daß er der Wahrheit sehr nahe kam, denn

er dachte im Gegentheil, der König wünsche nur zu wissen, ob sich Madame Dubarry wirklich in Luciennes befinde, um sicher zu sein, sie würde nicht mehr nach Trianon zurückkehren.

„Es ist also beschloßen, Sire,“ sagte er laut; „ich schicke Rafté auf Entdeckung aus?“

„Schicken Sie ihn, Herzog.“

„Was macht nun Eure Majestät vor dem Abendbrod?“

„Nichts, wir speisen sogleich zu Nacht. Haben Sie die fragliche Person benachrichtigt?“

„Ja, sie ist im Vorzimmer Eurer Majestät.“

„Was hat sie gesagt?“

„Sie hat unterthänigst gedankt.“

„Und die Tochter?“

„Man hat noch nicht mit ihr gesprochen.“

„Herzog, Madame Dubarry ist eifersüchtig und sie könnte wohl zurückkommen.“

„Ah! Sire, das wäre zu schlechter Geschmack und ich halte sie einer solchen Ungeheuerlichkeit nicht fähig.“

„Herzog sie ist zu Allem in solchen Augenblicken fähig, und besonders, wenn sich der Haß mit der Eifersucht verbindet. Sie verwünscht Sie; ich weiß nicht, ob Sie hievon in Kenntniß gesetzt sind?“

Richelieu verbeugte sich.

„Ich weiß, daß sie mir diese Ehre erweist, Sire.“

„Sie verwünscht auch Herrn von Taverney.“

„Wenn Eure Majestät gut zählen wollte, so würde sie sicherlich eine dritte Person finden, die sie noch mehr als mich, mehr als Herrn von Taverney verwünscht.“

„Wen denn?“

„Fräulein Andrée.“

„Ah!“ sagte der König; „das finde ich ganz natürlich ..“

„Dann ...“

„Ja, aber dessen ungeachtet muß man darüber wa=

chen, daß Madame Dubarry heute Nacht nicht irgend einen Scandal macht."

„Im Gegentheil, und das beweist gerade die Nothwendigkeit dieser Maßregel."

„Hier kommt der Haushofmeister; stille! geben Sie Rafté Ihre Befehle, und kommen Sie mit dem Bewußten zu mir ins Speisezimmer."

Ludwig XV. stand auf und ging in den Speisesaal, während sich Richelieu durch die entgegengesetzte Thüre entfernte.

Fünf Minuten nachher kehrte er in Begleitung des Barons zum König zurück.

Der König wünschte Taverney freundlich einen guten Abend. Der Baron war ein Mann von Geist; er antwortete auf jene gewissen Leuten eigenthümliche Weise, welche bewirkt, daß es den Königen und Fürsten bei diesen, indem sie erkennen, daß sie zu ihrer Welt gehören, behaglich ist.

Man setzte sich zu Tisch und speiste.

Ludwig XV. war ein schlechter König, aber ein sehr angenehmer Mann; seine Gesellschaft war, wenn er wollte, voll Reiz für die Trinker, für die Plauderer und für die Wollüstlinge.

Der König hatte endlich das Leben viel unter seinen erfreulichen Seiten studirt.

Er aß mit gutem Appetit, befahl, daß man seinen Gästen gehörig zu trinken einschenke, und brachte das Gespräch auf die Musik.

Richelieu faßte den Ball im Fluge auf.

„Sire," sprach er, „wenn die Musik die Männer in Einklang setzt, wie unser Balletmeister behauptet, und wie Eure Majestät zu denken scheint, wird sie dasselbe von den Frauen sagen?"

„Oh! Herzog," erwiederte der König, „sprechen wir nicht von den Frauen. Seit dem trojanischen Krieg bis auf unsere Tage haben die Frauen stets eine der Musik entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht; Sie beson-

ders, Sie haben zu große Rechnungen mit ihnen zu bereinigen, um ein solches Gespräch auf das Tapet zu bringen; da ist Eine unter Anderen, und das ist nicht die am mindesten gefährlichste von Allen, mit der Sie in offener Fehde stehen."

„Die Gräfin, Sire! ist das meine Schuld?"

„Ganz gewiß."

„Ah! Eure Majestät wird mir wohl erklären . . ."

„Mit zwei Worten und mit großem Vergnügen," sagte der König spöttisch.

„Ich höre, Sire."

„Sie bietet Ihnen das Portefeuille von ich weiß nicht welchem Departement an, und Sie schlagen es aus, weil sie, wie Sie sagen, nicht durchaus beim Volk beliebt ist."

„Ich?" versetzte Richelieu ziemlich verlegen über die Richtung, die das Gespräch nahm.

„Bei Gott! so behauptet das öffentliche Gerücht," sagte der König mit der ihm eigenthümlichen geheuchelten Treuherzigkeit. „Ich weiß nicht mehr, wer mir das mitgetheilt hat . . . Die Zeitung ohne Zweifel."

„Wohl! Sire," sprach Richelieu, die Freiheit benützend, die den Gästen die ungewöhnliche Heiterkeit des erhabenen Wirthes gestattete, „ich gestehe, daß diesmal das öffentliche Gerücht und die Zeitungen etwas minder Albernes berichtet haben, als sie sonst zu berichten pflegen."

„Wie!" rief der König, „Sie haben wirklich ein Ministerium ausgeschlagen?"

Richelieu befand sich, wie man leicht begreift, in einer sehr delicaten Stellung. Der König wußte besser als irgend Jemand, daß er gar nichts ausgeschlagen hatte. Aber Taverney sollte fortwährend glauben, was ihm Richelieu gesagt hatte; es handelte sich also bei dem Herzog darum, sehr geschickt zu antworten, um der Mystification des Königs zu entgehen, ohne sich dem Vorwurf der Lüge auszusetzen, den der Baron schon in seinem Lächeln und auf den Lippen hatte.

„Sire," sagte Richelieu, „halten wir uns nicht an

die Wirkungen, sondern an die Ursache. Ob ich ein Portefeuille ausgeschlagen oder nicht ausgeschlagen habe, ist ein Staatsgeheimniß, das Eure Majestät nicht unter Gläsern bekannt zu machen braucht, aber die Ursache, aus der ich das Portefeuille ausgeschlagen hätte, wenn mir ein Portefeuille angeboten worden wäre: das ist das Wesentliche."

„Oh! oh! Herzog, und diese Ursache ist kein Staatsgeheimniß, wie es scheint," rief der König lachend.

„Nein, Sire, und besonders nicht für Eure Majestät, die für mich und meinen Freund, den Baron von Taverney, in diesem Augenblick, ich bitte die Gottheit um Verzeihung, der liebenswürdigste sterbliche Amphytrion ist, den man sehen kann; ich habe also keine Geheimnisse für meinen König. Ich gebe ihm meine ganze Seele hin, denn ich möchte nicht, daß man sagen würde, der König von Frankreich habe nicht einen Diener, der die ganze Wahrheit gegen ihn ausspreche."

„Lassen Sie hören," erwiederte der König, während Taverney ziemlich unruhig, weil er befürchtete, Richelieu könnte zu viel sagen, sich die Lippen kniff und sein Gesicht ängstlich nach dem des Königs componirte, „die Wahrheit, Herzog."

„Sire, es sind in Ihren Staaten zwei Mächte, denen ein Minister gehorchen müßte: die erste ist Ihr Wille, die zweite ist der der vertrautesten Freunde, welche Eure Majestät zu wählen geruht; die erste Macht ist unwiderstehlich, Niemand darf daran denken, sich derselben zu entziehen; die zweite ist noch heiliger, weil sie Pflichten des Herzens Jedem auferlegt, der Ihnen dient, Sire. Sie heißt Ihr Vertrauen; ein Minister muß, um ihm zu gehorchen, den Günstling oder die Favoritin des Königs lieben."

„Herzog," sagte der König lachend, „das ist eine sehr schöne Maxime, die ich gern aus Ihrem Munde kommen sehe; aber ich fordere Sie auf, dies mit zwei Trompetern auf dem Pont-Neuf auszurufen."

„Ah! Sire," erwiederte Richelieu, „ich weiß wohl, daß die Philosophen darüber die Waffen ergreifen würden; doch ich glaube nicht, daß ihr Geschrei von einigem Gewicht bei Eurer Majestät und bei mir sein dürfte. Die Hauptsache ist, daß die zwei überwiegenden Willen des Reichs zufriedengestellt werden. Nun! einer gewissen Person, Sire, — ich sage es Eurer Majestät, und sollte auch meine Ungnade, das heißt mein Tod daraus erfolgen, — den Willen von Madame Dubarry vermöchte ich nicht zu unterzeichnen."

Ludwig XV. schwieg.

„Es war mir ein Gedanke gekommen," fuhr Richelieu fort; „ich schaute eines Tags am Hofe Eurer Majestät umher, und sah wahrhaftig so viele schöne adelige Fräulein, so viele strahlende Frauen von Stand, daß mir, wäre ich König von Frankreich gewesen, eine Wahl zu treffen unmöglich geschienen hätte."

Der König wandte sich gegen Taverney, der, da er fühlte, daß er ganz sachte in die Sache hereingezogen wurde, vor Angst und Hoffnung zitterte, während er mit seinen Augen und mit seinem Hauche die Beredtsamkeit des Marschalls unterstützte, als hätte er das mit seinem Glück befrachtete Schiff gegen den Hafen getrieben.

„Sagen Sie, ist das auch Ihre Ansicht, Baron?" fragte der König.

„Sire," antwortete Taverney, das Herz ganz angeschwollen, „der Marschall scheint mir seit einigen Augenblicken Eurer Majestät vortreffliche Dinge zu sagen."

„Sie sind also seiner Meinung bei dem, was er von den schönen Mädchen spricht?"

„Sire, mir dünkt, daß es wirklich sehr schöne am Hofe von Frankreich gibt."

„Sie sind also seiner Meinung, Baron?"

„Ja, Sire."

„Und Sie würden mich wie er ermahnen, eine Wahl unter den Schönheiten des Hofes zu treffen."

„Ich würde es wagen, zu gestehen, daß ich der An=

sicht des Marschalls bin, Sire, wenn ich glauben dürfte, daß es auch die Ansicht Eurer Majestät ist."

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein, während dessen der König Taverney wohlgefällig anschaute.

„Meine Herren," sagte er, „es unterliegt keinem Zweifel, daß ich Ihrem Rathe folgen würde, wenn ich erst dreißig Jahre zählte. Ich hätte eine leicht begreifliche Neigung dazu; aber ich bin jetzt ein wenig zu alt, um leichtgläubig zu sein."

„Leichtgläubig! ich bitte, erklären Sie mir das Wort, Sire."

„Leichtgläubig sein, mein lieber Herzog, bedeutet glauben; nichts aber würde mich gewisse Dinge glauben machen."

„Welche?"

„Daß man in meinem Alter Liebe einflößen könne."

„Ah! Sire," rief Richelieu, „bis jetzt dachte ich, Eure Majestät sei der artigste Edelmann ihres Reiches, aber mit tiefem Schmerz sehe ich, daß ich mich getäuscht habe."

„Worin?" fragte der König lachend.

„Darin, daß ich alt bin wie Methusalem, ich, der ich 94 geboren bin. Bedenken Sie wohl, Sire, daß ich sechzehn Jahre mehr zähle, als Eure Majestät."

Das war eine geschickte Schmeichelei vom Herzog. Ludwig XV. bewunderte stets das Alter dieses Mannes, der so viel Jugend in seinem Dienst getödtet hatte; denn mit diesem Beispiel vor Augen konnte er dasselbe Alter wie er zu erreichen hoffen.

„Es mag sein," sagte Ludwig XV., aber ich hoffe, Sie werden nicht so eitel sein, zu glauben, man liebe Sie um Ihretwillen, Herzog?"

„Wenn ich das glaubte, Sire, so würde ich mich auf der Stelle mit zwei Frauen entzweien, die mir noch diesen Morgen das Gegentheil gesagt haben."

„Nun!" sprach Ludwig XV., „wir werden sehen; wir werden sehen, Herr von Taverney; die Jugend verjüngt, das ist wahr..."

„Ja, Sire, und das edle Blut ist eine heilsame Infusion, abgesehen davon, daß bei einer Veränderung ein reicher Geist wie der Eurer Majestät immer gewinnt und nie verliert."

„Ich erinnere mich jedoch," bemerkte Ludwig XV., „daß mein Großvater, als er alt wurde, den Frauen nicht mehr mit derselben Kühnheit und Entschiedenheit den Hof machte."

„Ah! ah! Sire," sagte Richelieu, „Eure Majestät weiß, welche Achtung ich für den seligen König hege, der mich zweimal in die Bastille geschickt hat; doch dies kann mich nicht abhalten, zu bemerken, daß sich zwischen dem reifen Alter von Ludwig XIV. und dem reifen Alter von Ludwig XV. keine Vergleichung machen läßt. Was Teufels! Eure allerchristlichste Majestät treibt, während sie ihren Titel als ältester Sohn der Kirche ehrt, den Ascetismus nicht so weit, daß sie darüber ihre Menschlichkeit vergißt."

„Meiner Treue! nein," rief Ludwig XV., „ich gestehe das, da ich weder meinen Arzt, noch meinen Beichtvater hier habe."

„Wohl, Sire, der König, Ihr Großvater, setzte oft durch sein Uebermaß religiösen Eifers und durch seine zahllosen Kasteiungen Frau von Maintenon, welche doch älter war, als er, in Erstaunen. Ich wiederhole, Sire, läßt sich der Mensch mit dem Menschen vergleichen, wenn man von Ihren beiden Majestäten spricht?"

Der König war an diesem Abend sehr guter Laune; die Worte von Richelieu waren eben so viele Wassertropfen, welche aus der Verjüngungsquelle herabfielen.

Richelieu dachte, der Augenblick sei gekommen; er stieß mit seinem Knie an das Knie von Taverney.

„Sire," sprach dieser, „Eure Majestät geruhe, meinen Dank für das prächtige Geschenk anzunehmen, das sie meiner Tochter gemacht hat."

„Sie brauchen mir hiefür nicht zu danken," erwiederte

der König; „Fräulein von Taverney gefällt mir wegen ihrer bescheidenen, anstandsvollen Grazie ... Ich wollte, meine Töchter hätten noch ihre Häuser zu besetzen; gewiß, Fräulein Andrée, — nicht wahr, so heißt sie?“

„Ja, Sire,“ antwortete Taverney entzückt, daß der König den Taufnamen seiner Tochter wußte.

„Ein hübscher Name. Gewiß, Fräulein Andrée wäre die erste auf der Liste gewesen. Mittlerweile halten Sie sich versichert, Baron, daß Ihre Tochter meine ganze Protection genießen wird ... ich glaube, sie ist nicht reich ausgestattet!“

„Leider, nein, Sire.“

„Wohl! ich werde mich mit ihrer Verheirathung beschäftigen.“

Taverney verbeugte sich sehr tief.

„Eure Majestät wird also die Güte haben, einen Gatten für sie zu suchen, denn ich gestehe, daß bei unserer Armuth, welche beinahe Elend ist ...“

„Ja, ja, seien Sie hierüber unbesorgt,“ sagte Ludwig XV.; „aber sie ist sehr jung, wie mir scheint, und das hat keine Eile.“

„Um so weniger, Sire, als Eure Majestät das Heirathen verabscheut.“

„Sehen Sie das ...“ sprach Ludwig XV., indem er sich die Hände rieb und Richelieu anschaute. „Nun! halten Sie sich in jedem Fall an mich, wenn Sie in Verlegenheit sind, mein lieber Herr von Taverney.“

Nach diesen Worten stand Ludwig XV. auf und sagte, sich an den Herzog wendend:

„Marschall!“

Der Herzog näherte sich dem König.

„Ist die Kleine zufrieden gewesen?“

„Womit?“

„Mit dem Schmuckkästchen.“

„Eure Majestät verzeihe mir, daß ich leise spreche; doch der Vater horcht, und er soll nicht hören, was ich Ihnen sage, Sire.“

„Bah!"

„Nein."

„Sprechen Sie also."

„Sire, es ist wahr, die Kleine hat einen wahren Abscheu vor dem Heirathen; einer Sache bin ich aber sicher: vor Eurer Majestät hat sie keinen Abscheu."

Nachdem er dies mit einer Vertraulichkeit gesagt, die dem König gerade durch das Uebermaß der Offenherzigkeit gefiel, lief der Marschall mit seinen kleinen Schritten wieder zu Taverney, der sich aus Ehrfurcht auf die Schwelle der Gallerie zurückgezogen hatte.

Beide entfernten sich durch die Gärten.

Der Abend war herrlich. Zwei Lackeien gingen ihnen voran; sie hielten in einer Hand Fackeln, während sie mit der andern die blühenden Sträuche auf die Seite schoben; man sah die Fenster von Trianon noch im Feuer durch den Schweiß der von der Trunkenheit der fünfzig Gäste der Frau Dauphine entflammten Scheiben.

Die Musik Seiner Majestät belebte den Menuet, denn nach dem Abendbrod hatte man getanzt und man tanzte noch.

In einem dichten Gebüsche von Flieder und Schneeballen kniete Gilbert auf der Erde und betrachtete das Spiel der Schatten hinter den durchsichtigen Vorhängen.

Wäre der Himmel auf die Erde gefallen, er würde diesen Beschauer, welcher ganz und gar von der Schönheit berauscht war, der er in allen Krümmungen und Biegungen des Tanzes folgte, nicht zerstreut haben.

Als jedoch Richelieu und Taverney an dem Gebüsch hinstreiften, in welchem dieser Nachtvogel verborgen war, veranlaßten Gilbert der Ton ihrer Stimmen und ein gewisses Wort besonders, den Kopf in die Höhe zu heben.

Dieses Wort war für ihn unendlich wichtig und bezeichnend.

Der Marschall, der sich auf den Arm seines Freundes stützte und sich an sein Ohr neigte, sagte zu ihm:

„Alles wohl überlegt, Alles wohl erwogen, Baron,

es ist hart, dies Dir zu sagen, doch Du mußt Deine Tochter schnell in ein Kloster abgehen lassen."

„Und warum dies?" fragte der Baron.

„Weil der König," antwortete der Marschall, „weil der König, darauf wollte ich wetten, sterblich in Fräulein von Taverney verliebt ist."

Bei diesen Worten wurde Gilbert bleicher als die flockigen Schneeballen, die auf seine Schulter und auf seine Stirne fielen.

CXV.

Ahnungen.

Am andern Tage, als eben die zwölfte Stunde auf der Uhr von Trianon schlug, rief Nicole Andrée, die ihr Zimmer noch nicht verlassen hatte, zu:

„Mein Fräulein, mein Fräulein, Herr Philipp!"

Dieser Ruf kam unten von der Treppe.

Ganz erstaunt, zugleich aber ganz freudig, schloß Andrée ihr mousselinenes Morgenkleid und lief dem jungen Mann entgegen, der wirklich im Hof von Trianon vom Pferde gestiegen war und sich bei einigen Dienstboten nach der Stunde erkundigte, zu der er seine Schwester sprechen könne.

Andrée öffnete also selbst die Thüre und fand sich alsbald Philipp gegenüber, den die dienstfertige Nicole aus dem Hof geholt hatte und die Stufen hinauf gelettete.

Das Mädchen warf sich seinem Bruder an den Hals und Beide traten in das Zimmer, gefolgt von Nicole.

Jetzt erst bemerkte Andrée, daß Philipp ernster aussah, als gewöhnlich, daß sogar sein Lächeln nicht von Traurigkeit frei war, daß er seine zierliche Uniform mit

der ängstlichsten Pünktlichkeit trug und einen Reisemantel unter seinem linken Arm zusammengefaltet hielt.

„Was gibt es denn, Philipp?" fragte sie sogleich mit jenem Instinct zarter Seelen, für die ein Blick eine hinreichende Offenbarung ist.

„Meine Schwester," sprach Philipp, „ich habe diesen Morgen Befehl erhalten, mich zu meinem Regimente zu begeben."

„Und Du wirst gehen?"

„Ich gehe."

„Oh!" rief Andrée, die in diesem schmerzlichen Schrei ihren ganzen Muth und einen Theil ihrer Kräfte aushauchte.

Und obgleich diese Abreise etwas ganz Natürliches war, worauf sie gefaßt sein mußte, fühlte sie sich doch so gelähmt durch die Mittheilung, daß sie sich an dem Arm ihres Bruders zu halten genöthigt war.

„Mein Gott," fragte Philipp erstaunt, „diese Abreise betrübt Dich also so sehr, Andrée? Du weißt doch, daß dies in dem Leben eines Soldaten eines der allergewöhnlichsten Ereignisse ist."

„Ja, ja, gewiß," murmelte das Mädchen; „und wohin gehst Du, mein Bruder?"

„Meine Garnison ist in Rheims; Du siehst, ich habe keine sehr weite Reise zu unternehmen. Freilich kehrt das Regiment von dort, aller Wahrscheinlichkeit nach, nach Straßburg zurück."

„Ach!" rief Andrée, „und wann reisest Du ab?"

„Der Befehl schärft mir ein, sogleich aufzubrechen."

„Du kommst also, um von mir Abschied zu nehmen?"

„Ja, meine Schwester."

„Abschied!"

„Hast Du mir etwas Besonderes zu sagen, Andrée?" fragte Philipp, beunruhigt durch diese übertriebene Traurigkeit, für welche sie keine andere Ursache hatte, als seinen Abgang.

Andrée verstand, daß mit diesen Worten Nicole gemeint war, welche die Scene mit einem Erstaunen betrachtete, dessen Beweggrund der außerordentliche Schmerz von Andrée sein mochte.

In der That, der Abgang von Philipp, nämlich der eines Officiers nach seiner Garnison, war keine Katastrophe, welche so viele Thränen verursachen mußte.

Andrée begriff zugleich das Gefühl von Philipp und das Erstaunen von Nicole; sie nahm ein Mantelet, warf es auf ihre Schulter, führte ihren Bruder gegen die Treppe und sagte zu ihm:

„Komm bis zum Gitter des Gartens, Philipp, ich werde Dich durch den bedeckten Gang zurückgeleiten. In der That, ich habe Dir sehr viel zu sagen, mein Bruder.“

Diese Worte waren für Nicole ein Befehl, abzugehen; sie schob sich längs der Wand hin und kehrte in das Zimmer ihrer Gebieterin zurück, während diese mit Philipp die Treppe hinabging.

Andrée stieg die Treppe hinab, welche sich an der Capelle vorbeizieht, und schritt durch den Ausgang, der noch heute in den Garten führt; doch obgleich beständig durch den unruhigen Blick von Philipp befragt, blieb sie lange an seinem Arm hängen, ließ sie ihren Kopf an seiner Schulter angelehnt, ohne ein Wort zu sprechen.

Dann überwältigte es plötzlich ihr Herz, ihr Antlitz bedeckte sich mit einer Todtenblässe, ein langes Schluchzen stieg zu ihren Lippen empor und Thränenwogen verdunkelten ihre Augen.

„Meine liebe Schwester, meine gute Andrée,“ rief Philipp, „in des Himmels Namen, was hast Du denn?“

„Mein Freund, mein einziger Freund,“ sprach Andrée, „Du gehst von hinnen, Du lässest mich allein in dieser Welt, in die ich gestern erst eingetreten bin, und Du fragst mich, warum ich weine. Ah! bedenke doch, Philipp, ich habe meine Mutter bei meiner Geburt verloren; es ist abscheulich, es zu sagen, doch ich habe nie

einen Vater gehabt. Allen kleinen Kummer, den mein Herz empfand, Alles, was mein Geist an kleinen Geheimnissen enthielt, habe ich Dir, Dir allein anvertraut. Wer lächelte mir zu? wer liebkoste mich? wer wiegte mich, als ich noch ein Kind war? Du. Wer beschützte mich, seitdem ich groß geworden bin? Du. Wer machte mich glauben, die Geschöpfe Gottes seien nicht allein in diese Welt geworfen worden, um zu leiden? Du, Philipp, abermals Du. Denn ich habe Nichts und Niemand geliebt, seitdem ich auf der Welt bin, Dich ausgenommen, und Niemand hat mich geliebt, als Du. Oh! Philipp! Philipp!“ fuhr Andrée schwermüthig fort, „Du wendest den Kopf ab, und ich lese in Deinen Gedanken. Du sagst, ich sei jung, ich sei schön, und habe Unrecht, nicht auf die Zukunft und die Liebe zu rechnen. Ach! Du siehst wohl, Philipp, es ist nicht hinreichend, schön und jung zu sein, da sich Niemand um mich bekümmert.

„Die Frau Dauphine ist gut, wirst Du sagen, mein Freund. Ganz gewiß; sie ist vollkommen, in meinen Augen wenigstens, und ich betrachte sie als eine Gottheit; aber hauptsächlich weil ich sie in diese übermenschliche Sphäre stelle, habe ich Achtung für sie und keine Zuneigung. Die Zuneigung aber, Philipp, ist das für mein Herz so nothwendige Gefühl, welches, stets in mein Herz zurückgedrängt, dieses bricht. . . . Mein Vater . . . Ei! mein Gott, mein Vater, ich lehre Dich nichts Neues, Philipp, mein Vater ist für mich nicht nur kein Beschützer oder Freund, sondern er macht mir sogar bange, wenn er mich anschaut. Ja, ja, ich habe bange, Philipp, bange vor ihm, besonders seitdem ich Dich abreisen sehe. Bange, wovor? ich weiß es nicht. Ei, mein Gott! haben die Vögel, welche vor den brüllenden Herden entfliehen, nicht auch bange vor dem Sturm, wenn dieser herannaht?

„Das ist Instinct, wirst Du sagen; doch warum solltest Du unserer unsterblichen Seele den Instinct des Unglücks verweigern! Alles gelingt seit einiger Zeit unserer

Familie; ich weiß es wohl . . . Du bist nun Kapitän; ich bin in dem Hause der Dauphine untergebracht und gehöre beinahe zu ihrer vertrauten Umgebung; mein Vater soll gestern Abend mit dem König allein gespeist haben. Nun, Philipp, ich wiederhole Dir, und müßte ich Dir auch wahnsinnig erscheinen, dies Alles erschreckt mich mehr, als unsere sanfte Armuth und unsere Dunkelheit in Taverney."

„Und dennoch warst Du dort auch allein, liebe Schwester," erwiederte Philipp traurig; „ich war auch nicht dort, um Dich zu trösten."

„Ja, aber ich war dort wenigstens allein, allein mit meinen Erinnerungen aus der Kindheit; es kam mir vor, als wäre mir dieses Haus, wo meine Mutter gelebt, geathmet hatte, wo sie gestorben war, den Schutz der Heimath schuldig, wenn ich mich so ausdrücken darf; Alles war mir dort süß, schmeichelnd, befreundet. Ich sah Dich mit Ruhe weggehen und mit Freude zurückkehren. Aber ob Du weggingst, ob Du zurückkamst, mein Herz war nicht ganz bei Dir, es hing an jenem theuren Haus, an meinem Garten, an meinen Blumen, an jener Gesammtheit, von der Du einst nur einen Theil bildetest; heute bist Du Alles, Philipp, und wenn Du mich verlässest, verläßt mich Alles."

„Und Du hast doch heute eine Protection, die viel mächtiger ist, als die meinige," sagte Philipp.

„Das ist wahr."

„Eine schöne Zukunft."

„Wer weiß . . ."

„Warum zweifelst Du daran?"

„Ich weiß es nicht."

„Es ist Undank gegen Gott."

„Oh! nein, der Himmel weiß, ich bin nicht undankbar gegen den Herrn, und ich danke ihm Morgens und Abends . . . Doch mir ist es, als ob, statt mein Dankgebet zu empfangen, jeden Abend, wenn ich die Kniee

beuge, eine Stimme von Oben mir zuriefe: „„Nimm Dich in Acht, Mädchen, nimm Dich in Acht!“

„Doch wovor sollst Du Dich denn in Acht nehmen? Ich will mit Dir voraussetzen, es bedrohe Dich ein Unglück. Hast Du eine Ahnung von diesem Unglück? Weißt Du, was zu thun ist, um ihm Trotz bietend entgegenzutreten, oder was zu thun ist, um es zu vermeiden?“

„Ich weiß nichts, Philipp, wenn nicht, daß mein Leben nur noch an einem Faden hängt, daß nichts mehr für mich glänzt jenseits des Augenblicks, der Deine Abreise bezeichnet. Mir scheint mit einem Wort, man hat mich während meines Schlafs auf einen Absturz gewälzt, der zu jäh ist, als daß ich mich erwachend aufhalten könnte; daß ich erwacht bin, daß ich den Abgrund sehe, daß ich dennoch fortgezogen werde, daß ich, da Du abwesend, da Du nicht mehr da bist, um mich zurückzuhalten, verschwinden und zerschellen werde.“

„Theure Schwester, gute Andrée,“ sprach Philipp, unwillkührlich bewegt durch diesen Ton voll so wahren Angst, „Du übertreibst Deine Zärtlichkeit, für die ich Dir danke. Ja, Du verlierst Deinen Freund, doch nur für den Augenblick: ich werde nicht so fern sein, daß Du mich nicht zurückrufen könntest, wenn es nothwendig wäre; bedenke überdies, daß Dich, mit Ausnahme Deiner Chimären, nichts bedroht.“

Andrée blieb vor ihrem Bruder stehen und sprach:

„Philipp, Du, der Du ein Mann bist, der Du mehr Kraft hast als ich, woher kommt es, daß Du in diesem Augenblick eben so traurig erscheinst, als ich es selbst bin? Laß hören, mein Bruder, wie erklärst Du das?“

„Das ist leicht zu erklären, theure Schwester,“ erwiederte Philipp, indem er Andrée aufhielt, welche schweigend weiter gegangen war. „Wir sind nicht nur Bruder und Schwester durch das Blut, wir sind es auch durch die Seele und durch die Gefühle; wir leben in einem Ein-

vernehmen, das für mich, besonders seit unserer Ankunft in Paris, eine süße Gewohnheit geworden ist. Ich breche diese Kette, theure Freundin, oder man bricht sie vielmehr, und der Schlag macht sich in meinem Herzen fühlbar. Ich bin daher traurig, doch nur für den Augenblick. Ich, Andrée, ich sehe über unsere Trennung hinaus; ich glaube nicht an ein Unglück, wenn nicht an das, daß wir uns einige Monate lang, ein Jahr vielleicht, nicht mehr sehen werden; ich füge mich darein, und sage Dir nicht Lebewohl, sondern auf Wiedersehen."

Trotz dieser tröstlichen Rede antwortete Andrée nur durch Schluchzen und Thränen.

„Theure Schwester," rief Philipp, als er den Ausdruck dieser Traurigkeit sah, die ihm unbegreiflich vorkam, „theure Schwester, Du hast mir nicht Alles gesagt, Du verbirgst mir Etwas; sprich, in's Himmels Namen, sprich!"

Und er nahm sie in seine Arme, zog sie ganz nahe zu sich heran, und drückte sie an seine Brust, um in ihren Augen zu lesen.

„Mein Gott," sagte sie, „nein, nein, Philipp, ich schwöre es Dir, Du weißt Alles und hast mein Herz in Deinen Händen."

„Wohl, Andrée, ich bitte Dich, fasse Muth, betrübe mich nicht so."

„Du hast Recht," sagte sie, „ich bin toll. Höre, ich habe nie einen sehr starken Geist gehabt, Du weißt das besser, als irgend Jemand, Philipp; ich habe immer befürchtet, immer geträumt, immer geseufzt; doch ich bin nicht berechtigt, mit meinen schmerzlichen Chimären einen so zärtlich geliebten Bruder zu verbinden, besonders da er mich beruhigt und mir beweist, ich habe Unrecht mit meiner Angst. Du hast Recht, Philipp, es ist wahr, es ist sehr wahr; Alles ist für mich hier vollkommen. Philipp, verzeihe mir; Du siehst, ich trockne meine Augen, ich weine nicht mehr, ich lächle. Philipp, ich sage Dir nicht mehr Lebewohl, ich sage auf Wiedersehen."

Und sie umarmte zärtlich ihren Bruder und suchte ihm eine letzte Thräne zu verbergen, die an ihrem Augenlid zitterte und wie eine Perle auf die goldene Nestel des jungen Officiers fiel.

Philipp schaute sie mit jener unendlichen Zärtlichkeit an, welche zugleich die des Bruders und des Vaters ist.

„Andrée," sagte er, „ich liebe Dich so. Sei muthig. Ich reise, doch der Courier wird Dir jede Woche einen Brief von mir bringen. Ich bitte Dich, mache, daß ich ebenfalls jede Woche einen von Dir erhalte."

„Ja, Philipp, ja, und das wird mein einziges Glück sein. Doch, nicht wahr, Du hast meinen Vater benachrichtigt?"

„Wovon?"

„Von Deiner Abreise."

„Liebe Schwester, der Baron hat im Gegentheil diesen Morgen mir selbst den Befehl des Ministers überbracht. Herr von Taverney ist nicht wie Du, Andrée; er wird mich leicht entbehren, wie es scheint: er kam mir über meine Abreise glücklich vor, und er hat im Ganzen Recht; hier kann ich nicht vorrücken, während sich im Gegentheil dort Gelegenheiten bieten werden."

„Mein Vater ist glücklich, Dich abreisen zu sehen?" murmelte Andrée. „Hast Du Dich nicht getäuscht, Philipp?"

„Er hat Dich," antwortete Philipp, die Frage umgehend, „und das ist ein Trost, meine Schwester."

„Glaubst Du, Philipp? Er sieht mich nie."

„Meine Schwester, er hat mich beauftragt, Dir zu sagen, daß er noch heute, sogleich nach meinem Abgang, nach Trianon kommen werde. Er liebt Dich, glaube mir, nur liebt er Dich auf seine Weise."

„Was hast Du denn, Philipp, Du scheinst verlegen?"

„Liebe Andrée, es hat so eben geschlagen. Wie viel Uhr ist es?"

„Drei Viertel auf ein Uhr."

„Meine liebe Schwester, was mich verlegen macht, ist, daß ich schon eine Stunde unter Weges sein sollte, und daß wir nun an dem Gitter sind, wo mein Pferd steht . . . also . . ."

Andrée nahm ein ruhiges Gesicht an, ergriff die Hand ihres Bruders und sprach mit einem Ton, der zu fest war, daß er nicht eine Bewältigung der Stimme verrathen hätte:

„Gott befohlen also, mein Bruder."

Philipp umarmte sie zum letzten Mal.

„Auf Wiedersehen!" sagte er, „erinnere Dich Deines Versprechens."

„Welches Versprechens?"

„Einen Brief wenigstens jede Woche."

„Oh! Du verlangst es."

Und sie sprach diese Worte mit einer äußersten Anstrengung: das arme Kind hatte keine Stimme mehr.

Philipp grüßte sie mit einer Geberde und entfernte sich.

Andrée folgte ihm mit den Augen und hielt ihren Athem an sich, um ihre Seufzer zurückzudrängen.

Philipp stieg zu Pferde, rief ihr von der andern Seite des Gitters noch ein Lebewohl zu und sprengte fort.

Andrée blieb unbeweglich stehen, so lange sie ihn sehen konnte.

Dann, als er verschwunden war, wandte sie sich ab, lief wie eine verwundete Hirschkuh bis in den Schatten, erblickte eine Bank und hatte nur noch die Kraft, diese zu erreichen und ohne Puls, ohne Leben, ohne Blick darauf zu sinken.

Dann entwand sich der Tiefe ihrer Brust ein langes, unendlich schmerzliches Schluchzen, und sie rief:

„Oh! mein Gott, mein Gott, warum lässest Du mich so allein auf der Erde?"

Und sie verbarg ihr Gesicht in ihren Händen und

ließ in ihre weißen Finger die schweren Thränen entströmen, die sie nicht mehr zurückzuhalten versuchte.

In diesem Augenblick ertönte ein leichtes Geräusch hinter den Hagebuchen; Andrée glaubte einen Seufzer gehört zu haben. Sie wandte sich erschrocken um, eine traurige Gestalt erhob sich vor ihr.

Es war Gilbert.

Ende des fünften Bandes.



Denkwürdigkeiten

eines

Arztes.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

21—24. Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1847.



CXVI.

Der Roman von Gilbert.

Es war Gilbert, haben wir gesagt, eben so bleich, eben so trostlos, eben so niedergeschlagen, als Andrée.

Bei dem Anblick eines Fremden, denn von Anfang erkannte sie ihn durch den Schleier der Thränen, der ihren Blick verdunkelte, nicht, trocknete Andrée rasch ihre Augen, als erröthete das stolze Mädchen darüber, daß es geweint hatte. Sie gab sich im Gegentheil eine feste Haltung und verlieh wieder die Unbeweglichkeit ihren bleichen Wangen, welche einen Augenblick zuvor noch der Schauer der Verzweiflung beben gemacht hatte.

Gilbert brauchte viel länger als sie, um wieder Ruhe zu gewinnen, und seine Züge behielten den schmerzlichen Ausdruck, den Fräulein von Taverney, so bald sie ihre Augen aufschlug, in seiner Haltung und in seinem Blick wahrnehmen konnte.

„Ah! es ist abermals Herr Gilbert,“ sagte Andrée mit dem leichten Ton, den sie jedes Mal annahm, so oft sie glaubte, der Zufall bringe sie in die Nähe des jungen Mannes.

Gilbert antwortete nichts; er war noch zu heftig bewegt.

Der Schmerz, der den Leib von Andrée schauern machte, hatte den seinigen geschüttelt.

Andrée fuhr also fort; sie wollte das letzte Wort dieser Erscheinung haben.

„Aber was haben Sie denn, Herr Gilbert?“ fragte sie; „was schauen Sie mich denn mit dieser so betrübten Miene an? Es muß Sie etwas traurig machen; sagen Sie, was macht Sie denn traurig?“

„Sie wünschen es zu wissen?“ fragte schwermüthig Gilbert, der die unter dieser scheinbaren Theilnahme verborgenen Ironie fühlte.

„Ja . . .“

„Nun! es macht mich traurig, Sie leiden zu sehen, mein Fräulein,“ erwiederte Gilbert.

„Und wer hat Ihnen gesagt, daß ich leide, mein Herr?“

„Ich sehe es.“

„Ich leide nicht, Sie täuschen sich, mein Herr,“ sagte Andrée und fuhr zum zweiten Mal mit ihrem Sacktuch über ihr Gesicht.

Gilbert fühlte, wie das Gewitter heranzog; er beschloß, es durch seine Demuth abzuwenden.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein,“ sprach er, „ich habe Ihre Klagen gehört.“

„Ah! Sie horchten . . . noch besser . . .“

„Mein Fräulein, es ist der Zufall,“ stammelte Gilbert, denn er fühlte, daß er log.

„Der Zufall! Ich bin in Verzweiflung, Herr Gilbert, daß Sie der Zufall in meine Nähe geführt hat; doch ich wiederhole, in welcher Hinsicht konnten Sie die Klagen, die Sie hörten, traurig machen, sagen Sie es mir, ich bitte Sie?“

„Es ist mir unmöglich, eine Frau weinen zu sehen,“ erwiederte Gilbert mit einem Ton, der Andrée ganz ungemein mißfiel.

„Sollte ich zufällig eine Frau für den Herrn Gilbert sein?“ entgegnete das hochmüthige Mädchen. „Ich bettle

um keines Menschen Theilnahme, doch um die von Herrn Gilbert vielleicht noch weniger, als um die von irgend Jemand."

„Mein Fräulein," sagte Gilbert den Kopf schüttelnd, „Sie haben Unrecht, daß Sie mich so hart behandeln; ich habe Sie traurig gesehen; ich habe mich darüber betrübt; ich habe Sie sagen hören, wenn Herr Philipp abgegangen, wären Sie allein auf der Welt: nein, nein, mein Fräulein, denn ich bin geblieben, und nie hat ein ergebeneres Herz für Sie geschlagen. Nein, ich wiederhole, nie wird Fräulein von Taverney allein in der Welt sein, so lange mein Kopf denken, so lange mein Herz schlagen, so lange mein Arm sich ausstrecken kann."

Gilbert war in der That schön an Stärke, Adel und Hingebung, während er diese Worte sprach, obgleich er es mit der ganzen Einfachheit that, welche die wahrste Ehrfurcht heischte.

Doch es war einmal abgemacht, daß Alles an diesem armen jungen Mann Andrée mißfallen, sie beleidigen und zu verwundenden Erwiederungen antreiben sollte, als wäre jede von seinen Kundgebungen der Ehrfurcht eine Verletzung, jede von seinen Bitten eine Herausforderung gewesen. Zuerst wollte sie aufstehen, um eine härtere Geberde mit einem freieren Wort zu finden; doch ein Nervenschauer hielt sie auf ihrer Bank zurück. Ueberdies bedachte sie, daß sie stehend in größerer Entfernung gesehen und zwar mit Gilbert sprechend gesehen werden könnte. Sie blieb also auf ihrer Bank, denn einmal für allemal wollte sie unter ihrem Fuß das Insekt zertreten, das überlästig wurde.

Andrée erwiederte daher:

„Ich glaubte Ihnen schon gesagt zu haben, Herr Gilbert, daß Sie mir ungemein mißfallen, daß Ihre Stimme mich ärgere, daß ihre philosophischen Manieren meinen Widerwillen erregen. Warum, da ich Ihnen dies gesagt habe, wollen Sie hartnäckig mit mir sprechen?"

„Mein Fräulein," erwiederte Gilbert bleich, aber an

sich haltend, „man ärgert eine redliche Frau nicht, wenn man Sympathie für sie an den Tag legt. Ein redlicher Mann kommt jedem menschlichen Geschöpf gleich, und ich, den Sie mit so viel Erbitterung mißhandeln, ich verdiene vielleicht mehr als irgend ein Anderer die Sympathie, welche Sie, wie ich sehe, zu meinem tiefen Bedauern nicht für mich empfinden."

Bei dem zweimal wiederholten Wort Sympathie riß Andrée die Augen weit auf und heftete sie auf eine verächtliche Weise auf Gilbert.

„Sympathie!" sagte sie, „Sympathie von Ihnen gegen mich! In der That, ich täuschte mich in Ihnen. Ich hielt Sie für einen Unverschämten, doch Sie sind weniger als dieses: Sie sind ein Narr."

„Ich bin weder unverschämt, noch ein Narr," entgegnete Gilbert mit einer scheinbaren Ruhe, welche den uns bekannten Stolz große Ueberwindung kosten mußte. „Nein, mein Fräulein, durch die Natur bin ich Ihres Gleichen und durch den Zufall sind Sie mir verpflichtet geworden."

„Abermals der Zufall?" versetzte Andrée spöttisch.

„Die Vorsehung, hätte ich vielleicht sagen sollen. Nie würde ich hievon gesprochen haben; aber Ihre Beleidigungen erwecken mein Gedächtniß."

„Ihnen verpflichtet? Ihnen verpflichtet, glaube ich? „Wie haben Sie das gesagt, Herr Gilbert?"

„Ich würde mich an Ihrer Stelle des Undanks schämen; und Gott, der Sie so schön gemacht, hat Ihnen, um Ihre Schönheit auszugleichen, so viele andere Fehler außer diesem gegeben."

Diesmal stand Andrée auf.

„Verzeihen Sie mir," sagte Gilbert, „zuweilen reizen Sie mich auch zu sehr, und dann vergesse ich alle Theilnahme, die Sie mir einflößen."

Andrée brach in ein schallendes Gelächter aus, um den Zorn von Gilbert bis zu seinem Paroxismus anzustacheln; doch zu ihrem großen Erstaunen flammte Gilbert

noch nicht auf. Er kreuzte die Arme über seiner Brust, behielt den feindseligen und hartnäckigen Ausdruck seines Feuerblickes und wartete geduldig das Ende dieses beleidigenden Gelächters ab.

„Mein Fräulein,“ sprach sodann Gilbert kalt zu Andrée, „wollen Sie eine einzige Frage beantworten. Achten Sie Ihren Vater?“

„Ich glaube in der That, Sie fragen mich, Herr Gilbert?“ rief das Mädchen mit dem äußersten Hochmuth.

„Ja, Sie achten Ihren Vater,“ fuhr Gilbert fort, „doch nicht wegen seiner guten Eigenschaften, wegen seiner Tugenden; nein, ganz einfach, weil er Ihnen das Leben gegeben hat. Ein Vater, leider müssen Sie das wissen, mein Fräulein, ist nicht unter einem einzigen Titel achtenswerth; doch dies ist am Ende ein Titel. Mehr noch: für diese einzige Wohlthat des Lebens (Gilbert belebte sich ebenfalls durch ein verächtliches Mitleid) für diese einzige Wohlthat sind Sie verbunden, den Wohlthäter zu lieben. Wohl, mein Fräulein, ist dies als Grundsatz festgestellt, warum beleidigen Sie mich? Warum stoßen Sie mich zurück? Warum hassen Sie mich, mich, der ich Ihnen allerdings das Leben nicht gegeben, aber gerettet habe?“

„Sie,“ rief Andrée, „Sie haben mir das Leben gerettet?“

„Ah! Sie haben nicht einmal daran gedacht, oder Sie haben es vielmehr vergessen; das ist sehr natürlich, denn es ist bald ein Jahr. Wohl, mein Fräulein, dann muß ich Sie davon unterrichten, oder Sie daran erinnern. Ja, ich habe Ihnen das Leben gerettet, indem ich das meinige preisgab.“

„Herr Gilbert,“ sprach Andrée sehr bleich, „Sie werden wenigstens die Güte haben, mir zu sagen, wo und wann?“

„An dem Tag, mein Fräulein, wo hunderttausend Personen einander erdrückten, als sie vor wildbrausenden Pferden, vor Säbeln, welche die Menge niedermähten,

flohen und den Boden des Platzes mit zahllosen Leichnamen und Verwundeten bestreut ließen."

„Ah! am 31. Mai."

„Ja, mein Fräulein."

Andrée erholte sich und nahm wieder ihr spöttisches Lächeln an.

„Und an diesem Tag, behaupten Sie, haben Sie Ihr Leben preisgegeben, um das meinige zu retten, Herr Gilbert?"

„Ich habe schon die Ehre gehabt, dies Ihnen zu sagen."

„Sie sind also der Herr Baron von Balsamo? Ich bitte Sie um Verzeihung, denn ich wußte es nicht."

„Nein, ich bin nicht der Herr Baron von Balsamo," erwiederte Gilbert die Augen entflammt und die Lippen bebend, „ich bin das arme Kind aus dem Volk, ich bin Gilbert, der so toll, so albern, so unglücklich ist, Sie zu lieben; der, weil er Sie wie ein Wahnsinniger, wie ein Wüthender liebte, Ihnen in der Menge gefolgt ist; ich bin Gilbert, der, einen Augenblick von Ihnen getrennt, Sie an dem gräßlichen Schrei wiedererkannte, als Sie den Boden verloren; Gilbert, der bei Ihnen niederfiel und Sie mit seinen Armen umschlang, bis zwanzigtausend Arme, auf die seinigen drückend, seine Kraft gebrochen hatten; Gilbert, der sich an den steinernen Pfeiler warf, wo Sie zerquetscht werden sollten, um Ihnen die weichere Stütze seines Leichnams zu bieten; Gilbert, der, als er in der Menge den seltsamen Mann erblickte, welcher den andern Menschen zu befehlen schien, und dessen Namen Sie ausgesprochen haben, alle seine Kräfte, all sein Blut, seine ganze Seele zusammenraffte und Sie in seinen sterbenden Armen aufhob, damit dieser Mann Sie erblickte, Sie faßte, Sie rettete; Gilbert endlich, der von Ihnen, die er einem glücklichern Retter abtrat, nur einen Fetzen Ihres Kleides behielt, den er an seine Lippen drückte, und es war Zeit, denn das Blut floß alsbald nach seinem Herzen, nach seinen Schläfen und nach seinem Gehirn; die rollende

Masse der Henker und der Opfer bedeckte ihn wie eine Woge und begrub ihn, während Sie, wie ein Engel der Auferstehung, aus seinem Abgrund zum Himmel aufstiegen."

Gilbert hatte sich ganz und gar geoffenbart, nämlich wild, naiv, erhaben in seiner Entschlossenheit, wie in seiner Liebe. Trotz ihrer Geringschätzung konnte auch Andrée nicht umhin, ihn mit Erstaunen anzuschauen. Einen Augenblick wähnte er, seine Erzählung sei unwiderstehlich gewesen, wie die Wahrheit, wie die Liebe. Doch der arme Gilbert rechnete ohne die Ungläubigkeit, dieses Mißtrauen des Hasses. Andrée aber, welche Gilbert haßte, hatte sich von keiner der siegreichen Beweisführungen dieses verachteten Liebhabers erschüttern lassen. Anfangs antwortete sie nichts; sie schaute Gilbert an, und etwas wie ein Kampf entspann sich in ihrem Innern.

Der junge Mann, dem es bei diesem eisigen Stillschweigen unwohl war, sah sich auch genöthigt, in Form eines Schlußes beizufügen:

„Mein Fräulein, hassen Sie mich nun nicht mehr so sehr, als Sie es gethan haben, denn das wäre nicht nur Ungerechtigkeit, sondern auch Undank, wie ich Ihnen vorhin gesagt habe, und wie ich Ihnen nun wiederhole."

Doch bei diesen Worten hob Andrée ihren stolzen Kopf in die Höhe und sprach mit dem Tone der grausamsten Gleichgültigkeit:

„Herr Gilbert, ich bitte, wie lange sind Sie bei Herrn Rousseau in der Lehre geblieben?"

„Mein Fräulein," erwiederte Gilbert naiv, „ich glaube, drei Monate, die Tage meiner Krankheit in Folge des Erstickens am 21. Mai nicht zu rechnen."

„Sie irren sich," entgegnete sie, „ich bitte Sie nicht, mir zu sagen, ob Sie in Folge von Erstickung krank gewesen oder nicht gewesen . . . das krönt vielleicht auf eine künstliche Weise Ihre Erzählung; doch mir ist wenig daran gelegen. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie, da Sie sich nur drei Monate bei dem berühmten Schrift-

steller aufhielten, die Zeit sehr gut benützt haben, und daß der Zögling mit dem ersten Schlage Romane macht, welche beinahe derer würdig sind, die sein Lehrer veröffentlicht."

Gilbert, der mit Ruhe zugehört hatte, weil er glaubte, Andrée würde auf die leidenschaftlichen Dinge, die er gesagt, ernste Dinge erwiedern, fiel von der ganzen Höhe seiner Treuherzigkeit unter dem Streiche dieser blutigen Ironie herab.

„Ein Roman," murmelte er entrüstet, „Sie behandeln als Roman, was ich Ihnen gesagt habe?"

„Ja, mein Herr," erwiederte Andrée, „ein Roman; nur haben Sie mich nicht genöthigt, ihn zu lesen, und dafür weiß ich Ihnen Dank; leider aber muß ich tief bedauern, nicht bezahlen zu können, was er werth ist, denn ich würde es vergebens versuchen, da Ihr Roman unbezahlbar ist."

„Das ist es also, was Sie mir antworten?" stammelte Gilbert, das Herz zusammengeschnürt, die Augen erloschen.

„Ich antworte Ihnen gar nicht, mein Herr," sagte Andrée, indem sie ihn zurückschob, um an ihm vorübergehen zu können.

In diesem Augenblick erschien Nicole am Ende der Allee und rief von hier aus ihrer Gebieterin, um nicht zu ungestüm das Gespräch zu unterbrechen, dessen einen Theil sie nicht erkannt hatte, weil sie Gilbert durch die Schatten nicht genau zu betrachten vermochte.

Als sie aber näher kam, sah sie den jungen Mann, erkannte ihn und war ganz erstaunt. Sie bereute es nun, daß sie nicht einen Umweg gemacht, um zu hören, was Gilbert Fräulein von Taverney zu sagen gehabt haben könnte.

Mit einer sanften Stimme, als wollte sie Gilbert den Stolz besser begreiflich machen, mit dem sie zu ihm gesprochen, wandte sich Andrée an Nicole und fragte diese:

„Was gibt es denn, mein Kind?"

„Der Herr Baron von Taverney und der Herr Herzog von Richelieu sind so eben eingetroffen, um das Fräulein zu besuchen."

„Wo sind sie?"

„In der Wohnung des Fräuleins.

„Komm."

Nicole folgte ihr, doch nicht ohne bei ihrem Abgang einen ironischen Blick auf Gilbert zu werfen, der, weniger bleich als leichenfarbig, weniger bewegt als wahnsinnig, weniger zornig als wüthend, die Faust in der Richtung der Allee, durch die sich seine Feindin entfernte, ausstreckte und er die Zähne fletschend murmelte:

„Oh! Geschöpf ohne Herz, Leib ohne Seele! ich habe Dir das Leben gerettet, ich habe meine Liebe zusammengedrängt, ich habe jedes Gefühl schweigen gemacht, welches das verletzen konnte, was ich Deine Unschuld nannte, denn für mich, in meinem Wahnsinn, warst Du eine heilige Jungfrau, wie es die Jungfrau im Himmel ist . . . Nun habe ich Dich von Nahem gesehen, Du bist nicht mehr als ein Weib, und ich bin ein Mann . . . Oh! früher oder später werde ich mich rächen, Andrée von Taverney; zweimal habe ich Dein Leben in meinen Händen gehalten und zweimal habe ich Dich geschont und geachtet; Andrée von Taverney, nimm Dich beim dritten Male in Acht! . . . Auf Wiedersehen, Andrée!"

Und er entfernte sich durch das Gebüsch springend, wie ein verwundeter junger Wolf, der sich immer wieder umdreht und seine scharfen Zähne und seinen blutigen Augenstern zeigt.

CXVII.

Der Vater und die Tochter.

Vom Ende der Allee erblickte Andrée wirklich den Marschall und ihren Vater, welche sie erwartend vor dem Vestibule auf und abgingen.

Die zwei Freunde schienen außerordentlich heiter zu sein; sie gingen Arm in Arm; man hatte bei Hofe Orestes und Pylades noch nicht so getreu dargestellt gesehen.

Beim Anblick von Andrée wurden die zwei Greise noch freundlicher und machten sich gegenseitig auf ihre, durch den Zorn und die Schnelligkeit des Ganges erhöhte, strahlende Schönheit aufmerksam.

Der Marschall verbeugte sich vor Andrée, wie er es nur vor der erklärten Frau von Pompadour hätte thun können. Diese Nuance entging Taverney nicht, der darüber entzückt war, aber sie setzte Andrée durch jene Mischung von Ehrfurcht und galanter Freiheit in Erstaunen, denn der gewandte Hofmann verstand es, so viele Einzelheiten in einen Gruß zu legen, als Covrelle französische Sätze in ein einziges türkisches Wort zu legen wußte.

Andrée machte eine Gegenverbeugung, welche eben so ceremoniös für ihren Vater, als für den Marschall war; dann lud sie Beide auf eine anmuthreiche Weise ein, in ihr Zimmer zu kommen.

Der Marschall bewunderte die elegante Reinlichkeit, den einzigen Luxus der Ausstattung und der Architektur dieses Winkels. Mit Blumen, mit ein wenig weißer Mousseline hatte Andrée aus ihrem traurigen Zimmer nicht einen Palast, wohl aber einen Tempel gemacht.

Er setzte sich auf ein großes, mit grünem Sitz überzogenes, Fauteuil unter ein chinesisches Horn, aus dem

in Traubenform duftende Acacien- und Ahornblüthen vermischt mit Iris und bengalischen Rosen herabfielen.

Taverney nahm ein ähnliches Fauteuil ein; Andrée setzte sich auf einen Feldstuhl und stützte ihren Ellenbogen auf das Clavier, das ebenfalls mit Blumen in einer sächsischen Vase geschmückt war.

„Mein Fräulein,“ sprach der Marschall, „ich habe Ihnen im Auftrag des Königs alle Komplimente zu sagen, welche gestern bei sämmtlichen Zuhörern der Probe durch Ihre bezaubernde Stimme und Ihr musikalisches Talent hervorgerufen worden sind. Seine Majestät befürchtete Eifersüchtige unter den Herren und Damen zu machen, wenn sie Ihr Lob zu laut aussprechen würde, und beauftragte deshalb mich, Ihnen auszudrücken, welch ein großes Vergnügen Sie ihm bereitet haben.“

Völlig erröthend war Andrée so schön, daß der Marschall fortfuhr, als spräche er für seine eigene Rechnung:

„Der König versicherte mich, er habe an seinem Hofe Niemand gesehen, der so die Gaben des Geistes und die des Aeußeren vereinige.“

„Sie vergessen die des Herzens,“ sagte Taverney ganz hingerissen: „Andrée ist das beste Mädchen.“

Der Marschall glaubte einen Augenblick, sein Freund wolle weinen. Voll Bewunderung für diesen Aufwand an väterlicher Empfindsamkeit, rief er:

„Das Herz! Sie allein vermögen die Zärtlichkeit zu beurtheilen, welche das Herz des Fräuleins in sich schließen kann. Warum bin ich nicht erst fünf und zwanzig Jahre, ich würde mein Leben und meine ganze Habe zu ihren Füßen legen.“

Andrée verstand es noch nicht, die Huldigung eines Höflings leicht aufzunehmen. Richelieu erhielt von ihr nur ein Gemurmel ohne Bedeutung.

„Mein Fräulein,“ sagte er, „der König wollte Sie bitten, ihm einen Beweis seiner Zufriedenheit zu gestatten,

und er hat den Herrn Baron, Ihren Vater, beauftragt, Ihnen denselben zu überreichen. Was soll ich nun Seiner Majestät von Ihnen antworten?"

„Mein Herr," erwiederte Andrée, die ihr Benehmen nur als eine Folge der jeder Unterthanin ihrem König schuldigen Achtung entwickelte, „wollen Sie die Güte haben, Seine Majestät meiner ganzen Dankbarkeit zu versichern. Sagen Sie Seiner Majestät, sie sei allzu gnädig, wenn sie sich mit mir beschäftige, und ich fühle mich sehr unwürdig der Aufmerksamkeit eines so mächtigen Monarchen."

Richelieu schien ganz begeistert von dieser Antwort, die das Mädchen mit fester Stimme und ohne Zögern sprach.

Er nahm ihre Hand, küßte sie ehrfurchtsvoll, verschlang sie mit seinen Blicken und sagte:

„Eine königliche Hand, ein Feenfuß . . . Der Geist, der Wille, die Unschuld ... Ah! Baron, welch ein Schatz!.. Es ist nicht eine Tochter, was Sie da haben, es ist eine Königin . . ."

Und nach diesem Wort nahm er Abschied, ließ Taverney bei Andrée, Taverney, der sich unmerklich vor Stolz und Hoffnung aufblähte.

Wer ihn gesehen hätte, diesen Philosophen der alten Theorie, diesen Skeptiker, diesen Verächter, wie er mit langen Zügen die Luft der Gunst aus ihrem am Mindesten athembaren Morast einschlürfte, würde sich gesagt haben, Gott habe aus demselben Schlamm den Geist und das Herz von Herrn von Taverney geknetet.

Taverney allein hätte über diese Veränderung Antwort geben können:

„Ich habe mich nicht verändert, sondern die Zeit."

Er blieb also bei Andrée sitzen . . . etwas verlegen, denn das Mädchen mit seiner unerschöpflichen Lauterkeit heftete auf ihn zwei Blicke so tief wie das Meer in seinem tiefsten Abgrund.

„Hat Herr von Richelieu nicht gesagt, Seine Majestät

habe Ihnen einen Beweis ihrer Zufriedenheit anvertraut? Ich bitte, was ist es?"

„Ah! sagte Taverney zu sich selbst, „sie ist interessirt . . . Das hätte ich nicht geglaubt. Desto besser, Satan, desto besser."

Langsam zog er aus seiner Tasche das Schmuckkästchen, das ihm am Tage zuvor Richelieu gegeben hatte, wie die guten Papas aus ihrem Sack Spielzeug oder Bonbons ziehen, welche die Augen des Kindes aus ihrer Tasche reißen, ehe die Hände sich bewegt haben.

„Hier," sprach er.

„Ah! Juwelen," sagte Andree.

„Sind sie nach Deinem Geschmack?"

Es war eine Garnitur von Perlen von bedeutendem Werth. Zwölf große Diamanten verbanden unter sich die Reihen dieser Perlen; ein Schloß von Diamanten, Ohrenringe und eine Reihe Diamanten für die Haare gaben diesem Geschenk einen Werth von wenigstens dreißig tausend Thalern.

„Mein Gott! mein Vater!" rief Andrée.

„Nun!"

„Das ist zu schön . . . der König hat sich geirrt . . . Ich würde mich schämen, wenn ich das trüge . . . Hätte ich die Toiletten, die sich mit dem Reichthum dieser Diamanten vergleichen ließen?"

„Ich bitte, beklage Dich doch," sagte Taverney spöttisch.

„Mein Herr, Sie verstehen mich nicht. Ich bedaure es, daß ich diese Juwelen nicht tragen kann, weil Sie zu schön sind."

„Der König, der Dir den Schmuck geschenkt hat, ist ein so huldvoller Herr, daß er Dir auch die Kleider schenken wird."

„Aber diese Güte des Königs . . ."

„Glaubst Du nicht, daß ich sie durch meine Dienste verdient habe?" sagte Taverney.

„Ah! verzeihen Sie, mein Herr, es ist wahr," erwie-

derte Andrée, den Kopf neigend, ohne jedoch völlig überzeugt zu sein.

Nachdem sie einen Augenblick nachgedacht hatte, schloß sie das Kästchen wieder und sagte:

„Ich werde diese Diamanten nicht tragen."

„Warum nicht?" rief Taverney voll Unruhe.

„Weil Sie, mein Vater, und mein Bruder, des Nothwendigen bedürfen, und weil dieser Ueberfluß meine Augen verletzt, seitdem ich an Ihre Beengung denke."

Taverney drückte ihr lächelnd die Hand und sprach:

„Oh! meine Tochter, kümmere Dich nichts um dieses. Der König hat mehr für mich gethan, als für Dich. Wir stehen in Gunst, liebes Kind. Es wäre weder die Sache einer ehrerbietigen Unterthanin, noch die einer dankbaren Frau, vor Seiner Majestät ohne den Schmuck zu erscheinen, den sie Dir zu schenken die Gnade gehabt hat."

„Ich werde gehorchen, mein Vater."

„Ja, aber Du mußt mit Vergnügen gehorchen ... Diese Juwelen scheinen nicht nach Deinem Geschmack zu sein."

„Ich verstehe mich nicht auf Diamanten."

„Wisse also, daß die Perlen allein fünfzig tausend Livres werth sind."

Andrée faltete die Hände.

„Mein Herr," sagte sie, „es ist sonderbar, daß mir der König ein solches Geschenk macht; bedenken Sie das wohl."

„Ich verstehe Sie nicht, mein Fräulein," versetzte Taverney mit trockenem Ton.

„Wenn ich diese Edelsteine trage, wird die Welt darüber staunen, das versichere ich Sie."

„Warum," sagte Taverney mit demselben Ton und mit einem gebieterischen kalten Blick, der den von Andrée sich senken machte.

„Ein Bedenken ..."

„Mein Fräulein, Sie werden mir zugeben, es ist noch viel seltsamer, daß ich Bedenklichkeiten da bei Ihnen

sehen muß, wo ich selbst keine sehe ... Sind die unschuldigen jungen Mädchen vorhanden, um das Uebel zu erkennen und wahrzunehmen, wenn es auch so gut verborgen ist, daß es Niemand wahrgenommen hätte? Soll ein naives Mädchen, soll eine Jungfrau die alten Grenadiere, wie ich bin, erröthen machen?"

Andrée verbarg ihre Verwirrung in ihren schönen, weißen Händen.

„Oh! mein Bruder," flüsterte sie ganz leise, „warum bist Du schon so ferne?"

Hörte Taverney dieses Wort, errieth er es mit seinem uns wohlbekannten wunderbaren Scharfsinn? wir vermöchten es nicht zu sagen; doch er veränderte sogleich den Ton, nahm die beiden Hände von Andrée und sagte:

„Laß hören, Kind, ist Dein Vater nicht ein wenig Dein Freund?"

Ein sanftes Lächeln ging durch die Schatten, von denen die schöne Stirne von Andrée bedeckt war, zu Tage aus.

„Bin ich nicht da, um Dich zu lieben, um Dir zu rathen? fühlst Du Dich nicht stolz, zu dem Glück Deines Bruders und zu dem meinigen beitragen zu können?"

„Oh! doch," erwiederte Andrée.

Der Baron heftete auf seine Tochter einen ganz von Liebkosungen glühenden Blick.

„Wohl!" sprach er, „Du wirst, wie so eben Herr von Richelieu sagte, die Königin von Taverney sein ... Der König hat Dich ausgezeichnet, die Dauphine auch," fügte er lebhaft bei; „im vertrauten Umgang mit diesen hohen Personen wirst Du unsere Zukunft bauen, indem Du ihr Leben glücklich machst ... Freundin der Dauphine, Freundin ... des Königs ... welche Herrlichkeit! ... Du hast ausgezeichnete Talente und eine Schönheit ohne Gleichen; Du hast einen gesunden, von Habgier und Ehrgeiz freien Geist ... Oh! mein Kind, welche Rolle kannst Du spielen ... Erinnerst Du Dich des kleinen Mädchens, das die letzten Augenblicke von Karl VI. versüßt hat? ...

Der Name dieses Mädchens wurde gesegnet in Frankreich. Erinnerst Du Dich der Agnes Sorel, welche die Ehre der Krone Frankreichs wiederherstellte? ... Alle guten Franzosen verehren ihr Andenken ... Andrée, Du wirst die Stütze und der Stab des Alters unseres glorreichen Monarchen sein ... Er wird Dich lieben wie seine Tochter, und Du wirst in Frankreich regieren durch das Recht der Schönheit, des Muthes und der Treue."

Andrée that ihre Augen vor Erstaunen ganz weit auf. Der Baron aber fuhr fort, ohne ihr Zeit zum Nachdenken zu lassen:

„Die verworfenen Frauen, die den Thron entehren, wirst Du mit einem einzigen Blick verjagen; Deine Gegenwart wird den Hof reinigen. Deinem hochherzigen Einfluß wird der Adel des Reiches die Wiederkehr der schönen Sitten, der Artigkeit, der reinen Galanterie zu verdanken haben. Meine Tochter, Du kannst, Du wirst ein wiedergebärendes Gestirn für dieses Land und eine Krone der Verherrlichung für unsern Namen sein."

„Aber was werde ich dann zu diesem Ende thun müssen?" fragte Andrée ganz verwirrt.

Der Baron träumte einige Augenblicke und erwiederte dann:

„Andrée, ich habe Dir oft gesagt, man muß in dieser Welt die Leute tugendhaft zu sein, dadurch zwingen, daß man sie die Tugend lieben macht. Verdrießlich, traurig, Sentenzen predigend, jagt die Tugend diejenigen in die Flucht, die am Sehnsüchtigsten sich ihr zu nähern wünschen. Verleihe der Deinigen alle Köder der Coquetterie, des Lasters sogar. Das ist leicht für ein geistreiches und starkes Mädchen, wie Du bist. Mache Dich so schön, daß der Hof nur von Dir spricht. Mache Dich so angenehm in den Augen des Königs, daß er Deiner nicht entbehren kann. Mache Dich so geheimnißvoll, so zurückhaltend gegen Alle, nur den König ausgenommen, daß man Dir schnell alle Gewalt beimißt, die Du unfehlbar erlangen mußt."

„Diesen letzten Rath verstehe ich nicht ganz, sagte Andrée.

„Laß mich Dich leiten und führe aus, ohne zu begreifen, was für ein weises und edles Geschöpf wie Du, besser ist . . . Ah! damit Du den ersten Punkt ausführen kannst, muß ich Deine Börse füllen . . . nimm diese hundert Louis d'or und setze Deine Toilette auf eine Weise in den Stand, die des Ranges würdig ist, zu dem Du berufen bist, seitdem Seine Majestät uns auszuzeichnen die Gnade gehabt hat."

Taverney gab seiner Tochter hundert Louis d'or, küßte ihr die Hand und ging hinaus.

Rasch schlug er wieder den Weg durch die Allee ein, durch welche er gekommen war, ohne zu bemerken, daß Nicole in der Tiefe des Gebüsches eine eifrige Unterredung mit einem vornehmen Herrn pflog, der ihr ins Ohr sprach.

CXVIII.

Was Althotas brauchte, um sein Elixir zu vollenden.

Am andern Tag nach dieser Unterredung, gegen vier Uhr Nachmittags las Balsamo in seinem Cabinet in der Rue Saint-Claude einen Brief, den ihm Fritz gebracht hatte.

Dieser Brief war ohne Unterschrift: er drehte ihn in seinen Händen hin und her.

„Ich kenne diese Handschrift," sagte er: „lang, unregelmäßig, ein wenig zitternd und mit vielen orthographischen Fehlern."

Und er las noch einmal:

„Herr Graf!

„Eine Person, die Sie einige Zeit vor dem Sturze des letzten Ministeriums um Rath gefragt hat, und die schon lange zuvor Ihren Rath in Anspruch genommen hatte, wird sich heute bei Ihnen einfinden, um eine neue Consultation zu erhalten. Werden Ihnen Ihre zahlreichen Geschäfte erlauben, dieser Person eine halbe Stunde zwischen vier und fünf Uhr Abends zu schenken?"

Als er zum zweiten oder dritten Mal bis zum Ende gelesen hatte, versank Balsamo wieder in sein Nachsuchen.

„Es ist nicht der Mühe werth, Lorenza über so Geringes um Rath zu fragen; weiß ich übrigens nicht selbst zu errathen? Die Handschrift ist lang, ein Zeichen der Aristokratie; unregelmäßig und zitternd, ein Zeichen des Alters; voll von Schreibfehlern: das ist von einem Hofmann.

„Ah! ich Dummkopf, der ich bin, es ist von dem Herrn Herzog von Richelieu. Gewiß werde ich eine halbe Stunde für Sie haben, Herr Herzog, eine Stunde, einen Tag. Nehmen Sie meine Zeit und machen Sie die Ihrige daraus. Sind Sie nicht, ohne es zu wissen, einer meiner geheimnißvollen Agenten, einer meiner vertrauten Dämone? Verfolgen wir nicht dasselbe Werk? Erschüttern wir nicht die Monarchie durch eine und dieselbe Anstrengung, Sie, indem Sie sich zu ihrer Seele, ich, indem ich mich zu ihrem Feinde mache?

„Kommen Sie, Herr Herzog, kommen Sie."

Und Balsamo zog seine Uhr, um zu sehen, wie lange er noch auf den Herzog zu warten hätte.

In diesem Augenblick erklang ein Glöckchen im Karnieß des Plafond.

„Was gibt es denn?" fragte Balsamo bebend; „Lorenza ruft mich. Sie will mich sehen. Sollte ihr etwas Unangenehmes widerfahren sein? Oder wäre es einer von jenen Umschlägen des Charakters, von denen ich schon so oft Zeuge und Opfer gewesen bin? Gestern war sie sehr

nachdenkend, sehr fügsam, sehr sanft; gestern war sie, wie ich sie gern sehe. Armes Kind!"

Dann schloß er sein gesticktes Hemd, schob sein Spitzenjabot unter seinen Schlafrock, warf einen letzten Blick in den Spiegel, um zu sehen, ob seine Frisur nicht zu sehr in Unordnung sei, und ging nach der Treppe, nachdem er durch ein ähnliches Läuten das Verlangen von Lorenza erwiedert hatte.

Doch seiner Gewohnheit gemäß, blieb Balsamo in dem Zimmer stehen, das vor dem der jungen Frau kam, wandte sich mit gekreuzten Armen nach der Seite, wo er vermuthete, daß sie sein möchte, und befahl ihr mit jener Willensstärke, welche kein Hinderniß kennt, zu entschlummern.

Dann schaute er durch einen beinahe unmerklichen Spalt des Täfelwerks, als ob er an sich selbst gezweifelt, oder als ob er seine Vorsichtsmaßregeln verdoppeln zu müssen geglaubt hätte.

Lorenza war auf einem Canapé eingeschlafen, wo sie ohne Zweifel, schwankend unter dem Willen ihres Beherrschers, eine Stütze gesucht hatte. Ein Maler hätte keine poetischere Haltung für sie finden können. Gepreßt und keuchend unter der Last des raschen Fluidums, das ihr Balsamo zugesandt hatte, glich Lorenza einer von jenen schönen Arianen von Vanloo, deren Brust angeschwollen, deren Rumpf voll Wogungen und Erschütterungen, deren Kopf ganz die Beute der Verzweiflung oder der Müdigkeit ist.

Balsamo trat auf seinem gewöhnlichen Wege ein und blieb vor ihr stehen, um sie zu betrachten, doch sogleich weckte er sie auf: sie war zu gefährlich so.

Kaum hatte sie die Augen geöffnet, als sie einen Blitz aus ihren Augensternen springen ließ; dann, als wollte sie ihre noch fluthenden Gedanken feststellen, glättete sie mit ihren flachen Händen ihre Haare, trocknete ihre von Liebe feuchten Lippen, wühlte in der Tiefe

ihres Gedächtnisses und sammelte ihre zerstreuten Erinnerungen.

Balsamo schaute sie mit einer Art von Angst an. Seit langer Zeit war er an den ungestümen Uebergang von der Sanftmuth der Liebenden zu einer Aufwallung des Zorns, des Hasses gewöhnt. Die Reflexion dieses Tages, an die er nicht gewöhnt war, die Kaltblütigkeit, mit der ihn Lorenza empfing, statt wie sonst in Aeußerungen des Hasses auszubrechen, verkündigten ihm, daß es sich diesmal um etwas handelte, was vielleicht ernster war, als Alles, was er bis dahin gesehen hatte.

Lorenza richtete sich auf, schüttelte den Kopf, heftete einen langen Blick auf Balsamo und sprach:

„Ich bitte, wollen Sie sich zu mir setzen.“

Balsamo bebte bei dieser Stimme voll ungewohnter Sanftheit.

„Mich setzen?“ sagte er; „Du weißt wohl, daß ich keinen andern Wunsch habe, als mein Leben zu Deinen Füßen zuzubringen.“

„Mein Herr,“ erwiederte Lorenza mit demselben Ton, „ich bitte Sie, sich zu setzen, obschon ich nicht lange mit Ihnen zu reden habe; doch mir scheint, ich werde besser mit Ihnen sprechen, wenn Sie sitzen.“

„Heute wie immer, meine geliebte Lorenza, werde ich nach Deinen Wünschen thun.“

Und er setzte sich auf ein Fauteuil neben Lorenza, welche auf einem Sopha saß.

„Mein Herr,“ sagte sie, auf Balsamo Augen von einem engelischen Ausdruck heftend, „ich habe Sie gerufen, um mir eine Gnade von Ihnen zu erbitten.“

„Oh! meine Lorenza,“ rief Balsamo immer mehr entzückt, „Alles, was Du willst, sprich nur, Alles.“

„Nur Eines, doch ich sage Ihnen zum Voraus, daß ich es glühend wünsche.“

„Sprich, Lorenza, sprich, und sollte es mich mein ganzes Vermögen, sollte es mich die Hälfte meines Lebens kosten.“

„Es wird Sie nichts kosten, mein Herr, als eine Minute von Ihrer Zeit," erwiederte die junge Frau.

Bezaubert durch die ruhige Wendung, welche das Gespräch nahm, machte sich Balsamo schon mit seiner thätigen Einbildungskraft einen Entwurf von den Wünschen, welche Lorenza gebildet haben konnte, und besonders von denjenigen, welche er zu erfüllen vermöchte.

„Sie wird mich," sagte er, „um eine Dienerin, oder um eine Gesellschafterin bitten. Dieses Opfer, das ein ungeheures ist, da es mein Geheimniß und meine Freunde gefährdet, werde ich ihr bringen, denn das arme Kind ist in seiner Einsamkeit sehr unglücklich."

„Sprich geschwinde," sagte er laut und mit einem Seufzer voll Liebe.

„Mein Herr," sprach sie, „Sie wissen, daß ich vor Traurigkeit und Langweile sterbe."

Balsamo neigte den Kopf und seufzte abermals, doch diesmal um seine Beistimmung zu bezeichnen.

„Meine Jugend," fuhr Lorenza fort, „verzehrt sich; meine Tage sind ein langes Schluchzen, meine Nächte eine beständige Angst. Ich werde alt in der Einsamkeit und im Leiden."

„Dieses Leben," erwiederte Balsamo, „ist das, welches Du Dir selbst gemacht hast, und es hängt nicht von mir ab, daß dieses Leben, das durch Deine Schuld so trübselig geworden, nicht den Neid einer Königin erregt."

„Es mag sein. Sie sehen auch, daß ich zu Ihnen zurückkehre."

„Ich danke, Lorenza."

„Sie sind ein guter Christ, wie Sie mir zuweilen gesagt haben, obgleich . . ."

„Obgleich Sie mich für eine verlorene Seele halten... wollten Sie sagen. Ich vollende Ihren Gedanken, Lorenza."

„Halten Sie sich nur an das, was ich sage, mein Herr, und setzen Sie nichts Anderes voraus, ich bitte Sie."

„Fahren Sie fort."

„Wohl! statt mich in den Abgrund des Zornes und

der Verzweiflung versinken zu lassen, bewilligen Sie mir, da ich Ihnen zu nichts nütze bin . . ."

Sie hielt inne, um Balsamo anzuschauen, aber schon hatte er seine Selbstbeherrschung wieder erlangt, und sie begegnete nur einem kalten Blick und einer gefalteten Stirne.

Sie belebte sich unter diesem beinahe drohenden Auge und fuhr fort:

„Bewilligen Sie mir, nicht die Freiheit, ich weiß, daß mich ein Geheimniß Gottes, oder vielmehr Ihr Wille, der mir allmächtig erscheint, zur Gefangenschaft für mein ganzes Leben verurtheilt, bewilligen Sie mir, daß ich menschliche Gesichter sehen, daß ich den Ton einer andern Stimme als der Ihrigen hören darf; bewilligen Sie mir endlich auszugehen, mein Dasein zu beurkunden."

„Ich sah diesen Wunsch vorher, Lorenza," sagte Balsamo, indem er sie bei der Hand nahm, „und Du weißt, dieser Wunsch ist seit langer Zeit auch der meinige."

„Also!" rief Lorenza.

„Aber," fuhr Balsamo fort, „Du hast mich selbst gewarnt. Wie ein Wahnsinniger — jeder Mensch, der liebt, ist wahnsinnig, — habe ich Dich einen Theil meiner Geheimnisse in der Wissenschaft und in der Politik ergründen lassen. Du weißt, daß Althotas den Stein der Weisen gefunden hat, und das Lebenselixir sucht: dies in Betreff der Wissenschaft. Du weißt, daß ich und meine Freunde gegen die Monarchien der Welt conspiriren; dies in Betreff der Politik. Das eine von diesen Geheimnissen kann bewirken, daß ich wie ein Zauberer verbrannt werde, das andere kann machen, daß man mich wie einen des Hochverraths Schuldigen rädert. Du aber hast mich bedroht, Lorenza, Du hast mir gesagt, Du würdest Alles in der Welt versuchen, um Deine Freiheit wieder zu erlangen, und sobald Du diese Freiheit wieder erlangt, wäre der erste Gebrauch, den Du davon machen würdest, der, daß Du mich Herrn von Sartines anzeigtest. Hast Du das gesagt?"

„Was willst Du! zuweilen gerathe ich in Verzweiflung, und dann . . . nun! dann werde ich toll."

„Bist Du zu dieser Stunde ruhig, bist Du vernünftig, Lorenza? Können wir mit einander reden?"

„Ich hoffe es."

„Wenn ich Dir diese Freiheit gebe, die Du von mir verlangst, werde ich in Dir eine ergebene, unterwürfige Frau, ein beständiges und sanftes Gemüth finden? Du weißt, daß dies mein glühendster Wunsch ist, Lorenza?

Die junge Frau schwieg.

„Wirst Du mich lieben?" vollendete Balsamo mit einem Seufzer.

„Ich will nur das versprechen, was ich halten kann," antwortete Lorenza; „weder die Liebe noch der Haß hängen von uns ab. Ich hoffe, Gott wird zur Belohnung des guten Benehmens von Ihrer Seite gestatten, daß der Haß verschwinde, und daß die Liebe komme."

„Leider ist es nicht genug mit einem solchen Versprechen, Lorenza, daß ich Dir vertraue. Ich muß einen unbeschränkten, heiligen Schwur haben, dessen Bruch ein Verbrechen gegen Gott ist, einen Schwur, der Dich in dieser und in jener Welt bindet, der Deinen Tod in dieser und Deine Verdammniß in jener nach sich zieht.

Lorenza schwieg.

„Willst Du diesen Schwur leisten?"

Lorenza ließ ihren Kopf in ihre beiden Hände fallen und ihr Busen schwoll an, unter dem Druck entgegengesetzter Gefühle.

„Leiste mir diesen Eid, Lorenza, so wie ich ihn Dir vorspreche, mit der Feierlichkeit, mit der ich Dich umgeben werde, und Du bist frei."

„Was soll ich schwören, mein Herr?"

„Schwöre, daß nie, unter keinem Vorwand, etwas von dem, was Du über die Wissenschaft von Althotas erlernt hast, über Deine Lippen kommen wird."

„Ja, ich werde das schwören."

„Schwöre, daß nichts von dem, was Du in Be-

ziehung auf unsere politischen Versammlungen wahrgenommen hast, je ausgesagt werden wird."

„Ich werde es abermals schwören."

„Mit dem Eid und in der Form, die ich angeben werde?"

„Ja; ist das Alles?"

„Nein, schwöre mir, und das ist die Hauptsache, Lorenza, denn mit den andern Eiden ist nur mein Leben verknüpft, von diesem aber hängt mein Glück ab . . . Schwöre mir, daß Du Dich nie, sei es unter dem Antrieb eines fremden Willens, sei es unter dem Antrieb Deines eigenen Willens, Dich von mir trennen wirst, Lorenza . . . Schwöre, und Du bist frei."

Die junge Frau bebte, als ob ein eiskalter Stahl in ihr Herz eingedrungen wäre."

„Und unter welcher Form soll dieser Eid geleistet werden?"

„Wir gehen mit einander in eine Kirche, Lorenza; wir nehmen das Abendmahl mit derselben Hostie. Auf diese ganze Hostie schwörst Du, nie etwas in Beziehung auf Althatos, nie etwas in Beziehung auf meine Freunde zu enthüllen. Du schwörst, Dich nie von mir zu trennen. Wir brechen die Hostie entzwei, nehmen jedes die Hälfte davon und schwören beim Herrn, Du, daß Du mich nie verrathen wirst, ich, daß ich Dich stets glücklich machen werde."

„Nein," sagte Lorenza, „ein solcher Schwur ist ein Verbrechen gegen Gott."

„Ein Schwur ist nie ein Verbrechen gegen Gott, Lorenza," erwiederte Balsamo traurig, „nie, wenn er nicht mit der Absicht, ihn nicht zu halten, geleistet wird."

„Ich werde diesen Schwur nicht leisten," sprach Lorenza, „ich hätte zu sehr bange, meine Seele dem Verderben zu überantworten."

„Ich wiederhole Dir, nicht indem Du ihn leistest, sondern indem Du zur Verrätherin daran wirst, überantwortest Du Deine Seele dem Verderben."

„Ich werde es nicht thun."

„Dann fasse Geduld, Lorenza," sprach Balsamo ohne Zorn, aber mit einer tiefen Traurigkeit.

Die Stirne von Lorenza verdüsterte sich, wie ein mit Blumen bedeckter Wiesgrund sich verdunkelt, wenn zwischen ihm und dem Himmel eine Wolke hinzieht.

„Du weisest mich also zurück," sagte sie.

„Nein, Lorenza, Du thust dies im Gegentheil."

Eine nervige Bewegung deutete an, welche Ungeduld die junge Frau bei diesen Worten unterdrückte.

„Höre, Lorenza," sprach Balsamo, „höre, was ich für Dich thun kann, und das ist viel, glaube mir."

„Sprechen Sie," erwiederte die junge Frau mit einem bittern Lächeln. „Wir wollen sehen, wie weit sich diese Großmuth erstreckt, der Sie einen so großen Werth bei-legen."

„Gott, der Zufall, oder das Verhängniß, wie Du willst, Lorenza, haben uns mit unauflöslichen Banden mit einander verknüpft; suchen wir sie also nicht in diesem Leben zu brechen, da sie der Tod allein brechen kann."

„Ich weiß das," sprach Lorenza voll Ungeduld.

„Wohl, in acht Tagen, Lorenza, obgleich es mich viel Ueberwindung kostet, und was ich auch dabei wage, indem ich thue, was ich thue, in acht Tagen sollst Du eine Gesellschafterin haben."

„Wo dies?"

„Hier."

„Hier!" rief sie, „hinter diesen Gittern, hinter diesen unerbittlichen Thüren, hinter diesen ehernen Pforten, eine Kerkergefährtin! Oh! Sie denken nicht daran, mein Herr, das ist es nicht, was ich von Ihnen verlange."

„Lorenza, es ist Alles, was ich bewilligen kann."

Die junge Frau machte eine noch schärfere Geberde der Ungeduld.

„Meine Freundin! meine Freundin!" sagte Balsamo voll Sanftmuth, „zu zwei werdet Ihr leichter die Last dieses nothwendigen Unglücks tragen."

„Sie täuschen sich, mein Herr, ich habe bis jetzt nur unter meinem eigenen Schmerz und nicht unter dem eines Andern gelitten. Diese Prüfung fehlt mir und ich begreife, daß Sie mich dieselbe ausstehen lassen wollen. Ja, Sie wollen zu mir ein Opfer, wie ich, bringen, das ich abmagern, bleich werden vor Schmerz, wie ich, verscheiden sehen werde, das ich, wie ich es gethan habe, an diese Wand, an diese Thüre schlagen sehen werde, an diese verhaßte Thüre, die ich tausendmal des Tags befrage, wie sie sich öffne, wenn sie Ihnen Durchgang gewährt; und wenn das Opfer, meine Gefährtin, ihre Nägel am Marmor und am Holz, um es zu sprengen, oder eine Spalte zu bereiten, abgestumpft haben wird, wenn sie, wie ich, ihre Augenlider mit ihren Thränen abgenutzt haben wird; wenn sie todt sein wird, wie ich todt bin und Sie zwei Leichname statt eines haben, so werden Sie in Ihrer höllischen Güte sagen: „„Diese zwei Kinder belustigen sich; sie leisten sich Gesellschaft; sie sind glücklich."" Oh! nein, nein, tausendmal nein!"

Und sie stampfte heftig mit dem Fuß auf den Boden.

Balsamo suchte sie abermals zu beschwichtigen.

„Sanft, ruhig," sagte er; „ich bitte, laß uns vernünftig sein."

„Er verlangt Ruhe, er verlangt Vernunft von mir; der Henker verlangt Sanftmuth von dem armen Sünder, den er peinigt, Ruhe von dem Unschuldigen, den er martert."

„Ja, ich verlange Ruhe und Sanftmuth von Dir, denn Dein Zorn, Lorenza, ändert nichts an unserem Schicksal, es macht dasselbe nur noch schmerzhafter. Nimm an, was ich Dir biete, Lorenza, ich gebe Dir ein Landgut, das die Sclaverei lieben wird, weil ihm diese Sclaverei Deine Freundschaft gegeben hat. Du sollst nicht ein trauriges, klägliches Gesicht sehen, wie Du es befürchtest, sondern im Gegentheil ein Lächeln und eine Heiterkeit, die Deine Stirne entrunzeln werden. Auf, meine gute Lorenza,

nimm an, was ich Dir biete, denn ich schwöre Dir, ich kann Dir nicht mehr bieten."

„Das heißt, Sie werden eine Lohndienerin in meine Nähe bringen und ihr sagen, es sei hier eine Wahnsinnige, eine kranke, arme, zum Sterben verurtheilte Frau; Sie werden die Krankheit erfinden, und der Lohndienerin sagen: Schließt Euch mit dieser Wahnsinnigen ein, pflegt sie und ich werde Euch für Eure Warte bezahlen, sobald die Wahnsinnige todt ist."

„Oh! Lorenza, Lorenza," flüsterte Balsamo.

„Nein, das ist es nicht, und ich täusche mich, nicht wahr?" fuhr Lorenza höhnisch fort; „ich errathe schlecht; was wollen Sie, ich bin so unwissend; ich kenne die Welt und das Herz der Welt so schlecht. Nein, Sie werden zu dieser Frau sagen: „„Wacht, die Wahnsinnige ist gefährlich; benachrichtigt mich von allen ihren Handlungen, von allen ihren Gedanken; wacht über ihrem Leben, über ihrem Schlaf;"" und Sie werden ihr Gold geben, so viel sie will, denn das Gold kostet Sie nichts, Sie machen es selbst."

„Lorenza, Du redest irre: in des Himmels Namen, Lorenza, lies besser in meinem Herzen. Dir eine Gesellschafterin geben, meine Freundin, heißt so große Interessen gefährden, daß Du darüber zittern würdest, wenn Du mich nicht haßtest . . . Dir eine Gesellschafterin geben, heißt, wie ich Dir schon gesagt habe, meine Sicherheit, meine Freiheit, mein Leben wagen, und dennoch wage ich dies Alles, um Dir einen Verdruß zu ersparen."

„Verdruß!" rief Lorenza, auf jene wilde furchtbare Weise lachend, welche Balsamo schauern machte . . . „er nennt das Verdruß."

„Nun wohl, ja, Schmerzen, Du hast Recht, Lorenza, es sind brennende Schmerzen. Ja, Lorenza, ich wiederhole es Dir, habe Geduld, und es wird ein Tag kommen, wo alle diese Schmerzen ihr Ende nehmen, ein Tag, wo Du frei, ein Tag, wo Du glücklich sein wirst."

„Wollen Sie mir erlauben, mich in ein Kloster zurückzuziehen," sagte sie, „ich werde das Gelübde ablegen."

„In ein Kloster?"

„Ich werde beten, für Sie zuerst, und für mich hernach. Ich werde wohl eingeschlossen sein, das ist wahr, doch ich habe am Ende einen Garten, Luft, Raum, einen Kirchhof, um unter den Gräbern spazieren zu gehen und zum Voraus den Platz für das meinige zu suchen. Ich werde Gefährtinnen haben, die durch ihr eigenes Unglück und nicht durch das meinige unglücklich sind. Erlauben Sie mir, daß ich mich in ein Kloster zurückziehe und ich leiste Ihnen alle Eide, die Sie haben wollen. Ein Kloster, Balsamo, ein Kloster, mit gefalteten Händen bitte ich Sie darum."

„Lorenza! Lorenza! wir können uns nicht trennen. Wir sind gebunden, hörst Du wohl, gebunden, für diese Welt, verlange nichts von mir, was die Grenzen dieses Hauses überschreitet."

Balsamo sprach diese Worte mit so entschiedenem und bei seiner Entschiedenheit doch so zurückhaltendem Tone, daß Lorenza nicht weiter in ihn drang.

„Sie wollen also nicht?" sagte sie niedergeschlagen.

„Ich kann nicht."

„Das ist unwiderruflich?"

„Unwiderruflich, Lorenza."

„Wohl, etwas Anderes," sagte sie mit einem Lächeln.

„Oh! meine gute Lorenza, lächle abermals; abermals so und mit einem solchen Lächeln wirst Du machen, daß ich thue, was Du haben willst."

„Ja, nicht wahr, ich werde machen, daß Sie thun, was ich haben will, vorausgesetzt, ich thue, was Ihnen beliebt. Gut . . . ich werde so viel als möglich vernünftig sein."

„Sprich, Lorenza, sprich."

„So eben sagten Sie zu mir: „„Lorenza, Du wirst eines Tags nicht mehr leiden, Du wirst frei, Du wirst glücklich sein.""

„Oh! ich habe das gesagt und ich schwöre beim Himmel, daß ich diesen Tag mit derselben Ungeduld erwarte, wie Du."

„Wohl! dieser Tag kann sogleich kommen, Balsamo," sagte die junge Frau mit einem liebkosenden Ausdruck, den ihr Gatte während ihres Schlafs nie bei ihr gesehen hatte. „Ich bin müde, sehen Sie, oh! sehr müde; Sie begreifen das, noch so jung, habe ich so viel gelitten! Wohl! mein Freund, denn Sie sagen, Sie seien mein Freund, hören Sie mich, diesen glücklichen Tag, geben Sie mir ihn sogleich."

„Ich höre," sagte Balsamo mit einer unaussprechlichen Unruhe.

„Ich beendige meine Rede mit der Bitte, die ich von Anfang an Sie hätte richten sollen, Acharat."

Die junge Frau schauerte.

„Sprich, meine Freundin."

„Oft habe ich bemerkt, wenn Sie Versuche an unglücklichen Thieren machten, und mir sagten, diese Versuche seien nothwendig für die Menschheit, daß Sie das Geheimniß des Todes hätten, sei es durch einen Tropfen Gift, sei es durch eine geöffnete Ader, und daß dieser Tod sanft war, daß dieser Tod die Schnelligkeit des Blitzes hatte, daß diese unglücklichen, unschuldigen, wie ich zum Leiden der Gefangenschaft verurtheilten Geschöpfe, plötzlich durch den Tod die erste Wohlthat, die sie seit ihrer Geburt empfangen hatten, befreit waren. Nun! . . ."

Sie hielt erbleichend inne.

„Nun! Lorenza?" wiederholte Balsamo.

„Was Sie zuweilen im Interesse der Wissenschaft unglücklichen Thieren gegenüber thun, thun Sie es mir gegenüber, um den Gesetzen der Menschheit zu gehorchen; thun Sie es für eine Freundin, welche Sie mit ihrer ganzen Seele segnen wird, für eine Freundin, welche Ihre Hände mit unendlicher Dankbarkeit küssen wird, wenn Sie ihr bewilligen, was sie verlangt. Thun Sie es, Balsamo, für mich, die ich vor Ihnen auf den Knieen liege, für mich, die ich Ihnen bei meinem letzten Seufzer mehr Liebe

und Freude verspreche, als Sie in mir während meines ganzen Lebens erblühen gemacht haben, für mich, die ich Ihnen ein offenes, strahlendes Lächeln in dem Augenblick zusage, wo ich die Erde verlasse. Balsamo, bei der Seele Ihrer Mutter, bei dem Blut unseres Gottes, bei Allem, was es Süßes, Feierliches, Heiliges in der Welt der Lebendigen und der Todten gibt, beschwöre ich Sie, tödten Sie mich!"

„Lorenza!" rief Balsamo, die junge Frau, welche bei diesen letzten Worten aufgestanden war, in seine Arme schließend, „Lorenza, Du sprichst im Fieberwahn; ich Dich tödten? Dich, meine Liebe, mein Leben!"

Lorenza machte sich durch eine gewaltige Anstrengung aus den Armen von Balsamo los und fiel auf die Kniee.

„Ich werde nicht eher aufstehen, als bis Du mir meine Bitte bewilligt hast. Tödte mich ohne Erschütterung, ohne Schmerz, ohne Todeskampf; gewähre mir, da Du sagst, Du liebest mich, die Gnade, mich einzuschläfern, wie Du mich oft eingeschläfert hast; nur nimm mir das Erwachen, denn das ist die Verzweiflung."

„Lorenza, meine Freundin, mein Gott! siehst Du nicht, daß Du mir das Herz durchbohrst. Wie! Du bist in diesem Grad unglücklich? Auf, Lorenza, erhole Dich, überlaß Dich nicht der Verzweiflung. Ach! Du hassest mich also sehr?"

„Ich hasse die Sklaverei, den Zwang, die Einsamkeit; und da Sie mich zur Sklaverei, zum Unglück und zur Einsamkeit verurtheilen, so hasse ich Sie!"

„Aber ich, ich liebe Dich zu sehr, um Dich sterben zu sehen, Lorenza; Du wirst also nicht sterben, und ich werde die schwierigste von allen Kuren machen, die ich je gemacht habe, meine Lorenza; ich werde machen, daß Du das Leben liebst."

„Nein, nein, unmöglich, Sie haben gemacht, daß ich den Tod liebe."

„Lorenza, habe Mitleid, meine Lorenza; ich verspreche Dir, daß binnen Kurzem . . ."

„Den Tod oder das Leben!“ rief die junge Frau, die sich stufenweise in ihrem Zorn berauschte. „Heute ist der äußerste Tag; willst Du mir das Leben, das heißt, die Freiheit, willst Du mir den Tod, das heißt, die Ruhe geben?“

„Das Leben, meine Lorenza, das Leben.“

„Die Freiheit also.“

Balsamo schwieg.

„Den Tod, den süßen Tod, den Tod durch einen Liebestrank, durch einen Nadelstich, den Tod während des Schlafes; die Ruhe! die Ruhe! die Ruhe!“

„Das Leben und die Geduld, Lorenza.“

Lorenza brach in ein gräßliches Gelächter aus, machte einen Sprung rückwärts und zog aus ihrer Brust ein Messer, mit scharfer spitziger Klinge, das wie ein Blitz in ihrer Hand funkelte.

Balsamo stieß einen Schrei aus; doch es war zu spät: als er auf sie losstürzte, als er die Hand erreichte, hatte die Waffe schon ihren Zug gemacht und war auf die Brust von Lorenza zurückgefallen. Balsamo war von dem Blitz erschreckt worden, der Anblick des Blutes blendete ihn.

„Er stieß einen furchtbaren Schrei aus, faßte Lorenza um den Leib, suchte mitten in ihrem Laufe die Waffe, welche zum zweiten Mal zurückzufallen im Begriffe war und faßte sie mit der vollen Hand.

Lorenza zog das Messer mit einer heftigen Anstrengung zurück und die schneidende Klinge glitt zwischen den Fingern von Balsamo durch.

Das Blut sprang aus seiner verstümmelten Hand.

Statt den Kampf fortzusetzen, streckte Balsamo diese blutige Hand über der jungen Frau aus und sprach mit einer unwiderstehlichen Stimme:

„Schlafe, Lorenza, schlafe, ich will es haben.“

[illegible]ch diesmal war die Aufreizung so groß, daß der Ge[illegible]m minder schnell erfolgte, als gewöhnlich.

„Nein, nein,“ murmelte Lorenza schwankend, während

sie sich noch einmal zu treffen suchte. „Nein, ich werde nicht schlafen.“

„Schlafe, sage ich Dir,“ wiederholte Balsamo, indem er einen Schritt gegen sie machte, „schlafe, ich befehle es Dir.“

Nun war die Willenskraft von Balsamo so gewaltig, daß jede Gegenwirkung besiegt wurde; Lorenza stieß einen Seufzer aus, das Messer entschlüpfte ihr, sie wankte und sank auf den Sopha.

Die Augen allein blieben offen, aber das düstere Feuer dieser Augen erbleichte allmählig und sie schloßen sich. Der krampfhaft zusammengezogene Hals spannte sich ab, der Kopf neigte sich auf die Schulter, wie es der Kopf eines verwundeten Vogels thut; ein Nervenschauer durchlief ihren ganzen Leib. Lorenza war entschlummert.

Nun erst konnte Balsamo die Kleider von Lorenza öffnen. Er untersuchte ihre Wunde und sie kam ihm leicht vor. Das Blut entströmte indessen reichlich.

Balsamo drückte auf das Auge des Löwen; die Feder spielte, die Platte öffnete sich; er löste das Gegengewicht, das die Falle von Althotas herabsinken machte, stellte sich auf diese Falle und stieg in das Laboratorium des Greises hinauf.

„Ah! Du bist es, Acharat,“ sagte dieser, der immer in seinem Lehnstuhl saß, „Du weißt, daß ich in acht Tagen hundert Jahre alt bin. Du weißt, daß ich bis dahin das Blut eines Kindes oder einer Jungfrau brauche.“

Aber Balsamo hörte ihn nicht; er lief nach dem Schrank, wo sich die magischen Balsame befanden, ergriff eine von diesen Phiolen, deren Wirksamkeit er so oft erprobt hatte, stellte sich wieder auf die Falle, stieß mit dem Fuß darauf, und sank hinab.

Althotas ließ seinen Lehnstuhl bis zur Oeffnung der Falle rollen, in der Absicht, ihn bei den Kleidern zu ergreifen.

„Du hörst, Unglücklicher,“ sagte er, „wenn [illegible] in

acht Tagen nicht ein Kind, oder eine Jungfrau habe, um mein Elixir zu vollenden, so bin ich todt."

Balsamo wandte sich um; die Augen des Greises schienen mitten in seinem Gesicht mit den unbeweglichen Muskeln zu flammen; man hätte glauben sollen, die Augen allein leben.

„Ja, ja," antwortete Balsamo, „ja, man wird Dir geben, was Du verlangst."

Dann ließ er die Feder los, und die Falle stieg wieder hinauf, und paßte sich, wie eine Zierrath an den Plafond an.

Sobald dies geschehen, eilte er in das Zimmer von Lorenza, in welches er kaum eingetreten war, als das Glöckchen von Fritz wieder erklang.

„Herr von Richelieu," murmelte Balsamo; „oh! meiner Treue, obgleich er Herzog und Pair ist, muß er doch warten."

CXIX.

Die zwei Wassertropfen des Herrn Herzogs von Richelieu.

Der Herzog von Richelieu verließ um halb fünf Uhr das Haus der Rue Saint-Claude.

Was er bei Balsamo gemacht hatte, erklärt sich ganz natürlich aus dem, was man lesen wird.

Herr von Taverney speiste bei seiner Tochter zu Mittag: die Frau Dauphine hatte an diesem Tag Andrée ganz Urlaub gegeben, damit sie ihren Vater bei sich empfangen könnte.

Man war beim Nachtisch, als Herr von Richelieu eintrat. Stets der Ueberbinger guter Nachrichten, theilte er seinem Freund mit, der König habe am Morgen erklärt,

daß er Philipp nicht mehr eine Compagnie, sondern ein Regiment zu schenken gedenke.

Taverney äußerte seine Freude auf eine geräuschvolle Weise und Andrée dankte dem Marschall mit einem innigen Erguß.

Das Gespräch war ganz das, was es nach dem, was vorgefallen, sein mußte. Richelieu sprach beständig vom König, Andrée beständig von ihrem Bruder, Taverney beständig von Andrée.

Diese bemerkte im Verlauf der Unterhaltung, sie sei ganz vom Dienst bei der Frau Dauphine frei: Ihre Königliche Hoheit empfange zwei deutsche Prinzen von ihrer Familie und um ohne allen Zwang einige Stunden hinzubringen, die sie an den Hof von Wien erinnern würden, habe Marie Antoinette gar keinen Dienst bei sich haben wollen, nicht einmal den ihrer Ehrendamen, wodurch ein solcher Schauer bei Frau von Noailles erregt worden sei, daß diese sich dem König zu Füßen geworfen habe.

Taverney war, wie er sagte, entzückt über diese Freiheit von Andrée, um mit ihr über so viele, ihr Glück und ihren Ruf betreffende Dinge plaudern zu können. Auf diese Bemerkung erklärte Richelieu, er werde sich entfernen, um dem Vater und der Tochter eine größere Vertraulichkeit zu gestatten, was Fräulein von Taverney nicht annehmen wollte. Richelieu blieb also.

Richelieu war gerade zu einer moralischen Abhandlung gestimmt: er schilderte sehr beredt das Unglück, in das der Adel von Frankreich dadurch versunken sei, daß er sich habe dem schmählichen Joche der Zufallsfavoritinnen, der Contrebandeköniginnen unterwerfen müssen, statt den Favoritinnen früherer Zeiten huldigen zu dürfen, welche, beinahe eben so adelig als ihre erhabenen Liebhaber, den Fürsten durch ihre Schönheit und ihre Liebe, und die Unterthanen durch ihre Geburt, durch ihren Geist und durch ihren reinen Patriotismus beherrschten.

Andrée war erstaunt, so viele Aehnlichkeit zwischen

den Worten von Richelieu und denen zu finden, welche sie der Baron von Taverney seit einigen Tagen hören ließ.

Richelieu warf sich dann in eine Theorie der Tugend, eine so geistreiche, so heidnische, so französische Theorie, daß Fräulein von Taverney zuzugestehen genöthigt war, sie sei ganz und gar nicht tugendhaft nach den Theorien von Herrn von Richelieu und die wahre Tugend, wie sie der Marschall verstehe, sei die von Frau von Chateauroux, von Fräulein de la Vallière und von Fräulein von Fosseuse.

Von Folgerungen zu Folgerungen, von Beweisen zu Beweisen, wurde Richelieu so klar, daß Andrée am Ende gar nichts mehr verstand.

Das Gespräch wurde auf diesem Fuß ungefähr bis um sieben Uhr Abends fortgesetzt.

Um sieben Uhr stand der Marschall auf; er war, wie er sagte, genöthigt, dem König in Versailles den Hof zu machen.

Als er im Zimmer hin und herging, um seinen Hut zu holen, traf er Nicole, welche immer da, wo sich Herr von Richelieu befand, etwas zu thun hatte.

„Kleine," sagte er zu ihr, indem er ihr auf die Schulter klopfte, „Du wirst mich zurückbegleiten; Du sollst mir einen Strauß tragen, den Frau von Noailles in ihren Blumenbeeten hat pflücken lassen und der Frau Gräfin von Egmonte schickt.

Nicole machte einen Knix, wie die Bauernmädchen in den komischen Opern von Herrn Rousseau.

Wonach der Marschall vom Vater und der Tochter Abschied nahm, mit Taverney einen bezeichnenden Blick wechselte, sich vor Andrée wie ein Jüngling verbeugte und wegging.

Wenn es uns der Leser gütigst erlaubt, lassen wir den Baron und Andrée über die Philipp bewilligte neue Gunst plaudern und folgen dem Marschall. Dies wird für uns ein Mittel sein, zu erfahren, was er in der Rue

Saint=Claude machte, wo er, wie man sich erinnert, in einem so furchtbaren Augenblick eingetroffen war.

Auch überbot die Moral des Barons noch die seines Freundes des Marschalls und könnte wohl Ohren erschrecken, welche, minder rein als die von Andrée etwas davon verstehen würden.

Richelieu stieg also, sich auf die Schulter von Nicole stützend, die Treppe hinab und sagte, sobald er mit ihr bei dem Blumenbeet war, indem er ihr fest ins Gesicht schaute:

„Ah! wir haben also einen Liebhaber?"

„Ich, Herr Marschall?" rief Nicole, welche ganz erröthend einen Schitt rückwärts machte.

„Wie!" sagte Herr von Richelieu, „bist Du nicht zufällig Nicole Legay?".

„Doch, Herr Marschall."

„Nun wohl! Nicole Legay hat einen Liebhaber."

„Oh! was sagen Sie da!"

„Meiner Treue, ja, einen gewissen, ziemlich gut gedrechselten Burschen, den sie in der Rue Coq=Héron empfing, und der ihr in die Gegend von Versailles gefolgt ist."

„Herr Herzog, ich schwöre Ihnen . . ."

„Eine Art von Gefreiten, Namens ... Soll ich Dir sagen, wie der Liebhaber von Mademoiselle Nicole Legay heißt?"

Die letzte Hoffnung von Nicole war, daß der Marschall den Namen dieses glücklichen Sterblichen nicht wisse.

„Sagen Sie es immerhin, Herr Marschall, da Sie einmal im Zuge sind," erwiederte sie.

„Er heißt Herr von Beausire und straft seinen Namen nicht zu sehr Lügen," sprach der Marschall.

Nicole faltete die Hände mit einer geheuchelten Prüderei, welche nicht den geringsten Eindruck auf den alten Marschall hervorbrachte.

„Es scheint, wir geben ihm Rendez=vous in Trianon," sagte er. „Teufel! in einem königlichen Schloß, das ist

ernst; man wird für solche leichtsinnige Streiche weggejagt, mein schönes Kind, und Herr von Sartines schickt alle aus den königlichen Schlössern weggejagte Mädchen in die Salpetrière."

Nicole fing an, unruhig zu werden.

„Gnädigster Herr," sagte sie, „ich schwöre Ihnen, wenn sich Herr von Beausire rühmt, er sei mein Geliebter, so ist er ein erbärmlicher Geck, denn in der That, ich bin sehr unschuldig."

„Ich leugne das nicht; doch sprich, ja oder nein, hast Du Rendez-vous gegeben?"

„Herr Herzog, ein Rendez-vous ist kein Beweis."

„Hast Du Rendez-vous gegeben, ja oder nein? antworte."

„Gnädigster Herr . . ."

„Du hast gegeben, gut; ich table Dich deshalb nicht, mein theures Kind; ich liebe die hübschen Mädchen, die ihre Schönheit circuliren lassen und habe die Circulation stets nach Kräften unterstützt; nur warne ich Dich theilnehmend als Dein Freund, als Dein Beschützer."

„Man hat mich also gesehen?" fragte Nicole.

„Offenbar, da ich es weiß."

„Gnädigster Herr," sprach Nicole mit entschlossenem Tone, „es ist nicht möglich, man hat mich nicht gesehen."

„Ich weiß es nicht, doch das Gerücht ist im Umlauf, und das ist für Deine Gebieterin nachtheilig, und Du begreifst, da ich noch mehr der Freund der Familie Taverney, als der Familie Legay bin, so ist es meine Pflicht, von dem, was vorgeht, dem Baron ein paar Worte zu sagen."

„Ah! gnädigster Herr," rief Nicole, erschrocken über die Wendung, die das Gespräch nahm, „Sie richten mich zu Grunde, selbst da ich unschuldig bin, wird man mich auf den bloßen Verdacht hin fortjagen."

„Nun! armes Kind, dann jagt man Dich fort, denn irgend ein böser Geist, der etwas gegen diese ganz unschuldigen Rendez-vous einzuwenden fand, hat zu dieser Stunde schon Frau von Noailles in Kenntniß gesetzt."

„Großer Gott! Frau von Noailles!“

„Ja, Du siehst, daß die Sache dringend wird.“

Nicole schlug in Verzweiflung ihre Hände an einander.

„Das ist ein Unglück, ich weiß es wohl,“ sagte Richelieu; „doch was willst Du machen?“

„Und Sie, der Sie sich so eben meinen Beschützer nannten, Sie, der Sie mir bewiesen haben, daß Sie es waren, können Sie mich nicht mehr beschützen?“ fragte Nicole mit der einschmeichelnden Schlauheit einer dreißigjährigen Frau.

„Bei Gott! das kann ich wohl.“

„Nun, gnädigster Herr? . . .“

„Ja, aber ich will nicht.“

„Oh! Herr Herzog.“

„Ja, Du bist hübsch, ich weiß es wohl, und Deine schönen Augen sagen mir alle möglichen Dinge; aber ich werde ein wenig blind, meine arme Nicole, und ich verstehe die Sprache der schönen Augen nicht mehr. Früher hätte ich Dir eine Zufluchtstätte in dem Pavillon de Hanovre vorgeschlagen, doch wozu sollte das heute nützen, man würde nicht einmal mehr darüber schwatzen.“

„Sie haben mich aber doch schon in den Pavillon de Hanovre mitgenommen,“ sagte Nicole ärgerlich.

„Ah! es ist undankbar von Dir, Nicole, mir zum Vorwurf zu machen, daß ich Dich in mein Haus mitgenommen habe, während dies von mir doch nur geschah, um Dir einen Dienst zu leisten; denn gestehe, ohne das Wasser von Herrn Rafté, der eine reizende Brünette aus Dir gemacht hat, wärest Du nicht nach Trianon hineingekommen, was doch vielleicht besser war, als hinausgejagt zu werden; aber warum des Teufels gibst Du auch Herrn von Beausire nur so Rendez-vous und zwar vollends am Gitter der Stallungen?“

„Sie wissen also auch noch das!“ rief Nicole, welche wohl sah, daß sie ihre Taktik verändern und sich dem Marschall auf Gnade und Ungnade ergeben mußte.

„Bei Gott! Du siehst wohl, daß ich es weiß, und Frau von Noailles weiß es auch. Du sollst sogar heute Abend Rendez-vous haben . . ."

„Das ist richtig, Herr Herzog, doch so wahr ich Nicole heiße, ich komme nicht."

„Gewiß, denn Du bist gewarnt; doch Herr von Beausire wird kommen, er, der nicht gewarnt ist, und man wird ihn fassen. Dann, da er natürlich nicht für einen Dieb, den man henkt, oder für einen Spion, den man prügelt, gelten will, so wird er lieber sagen, um so mehr, als die Sache nicht unangenehm zu gestehen ist, er wird sagen: Ich bin der Geliebte von der kleinen Nicole."

„Herr Herzog, ich will ihn warnen lassen."

„Unmöglich, armes Kind; ich frage Dich, durch wen? Etwa durch den, welcher Dich angezeigt hat?"

„Ach! das ist wahr," versetzte Nicole, die nun die Verzweifelte spielte.

„Wie schön ist doch die Reue!" rief der Herzog.

Nicole verbarg ihr Gesicht in ihren beiden Händen, wobei sie jedoch darauf bedacht war, zwischen ihren Fingern Raum genug zu lassen, um nicht eine Geberde, nicht einen Blick von Richelieu zu verlieren.

„Du bist in der That anbetungswürdig," sagte der Herzog, dem keines von diesen kleinen weiblichen Spielen entging; „warum zähle ich nicht fünfzig Jahre weniger! Doch gleichviel, bei Gott! Nicole, ich werde Dich aus der Verlegenheit ziehen."

„Oh! Herr Herzog, wenn Sie thun, was Sie sagen, so soll meine Dankbarkeit . . ."

„Ich will diese nicht, Nicole. Ich leiste Dir im Gegentheil einen Dienst ohne Interesse."

„Ah! Das ist sehr schön von Ihnen, Herr Herzog, und ich danke Ihnen aus dem Grunde meiner Seele."

„Danke mir noch nicht . . . Du weißt noch nichts . . . was Teufels, warte erst, bis Du weißt."

„Oh! mir ist Alles recht lieb, wenn mich nur Fräulein Andrée nicht fortjagt."

„Ah; es ist Dir also ungeheuer viel daran gelegen, in Trianon bleiben zu dürfen?"

„Ueber Alles, Herr Herzog."

„Wohl! Nicole, mein hübsches Mädchen, streiche diesen ersten Punkt von Deiner Schreibtafel."

„Aber wenn ich nicht entdeckt bin, Herr Herzog?"

„Entdeckt oder nicht entdeckt, Du wirst nichtsdestoweniger gehen."

„Oh! warum dies?"

„Ich will es Dir sagen: weil es, wenn Du von Frau von Noailles entdeckt bist, kein Ansehen mehr gibt, selbst nicht einmal das des Königs, das Dich retten kann."

„Ah! wenn ich den König sehen könnte!"

„Kleine, in der That, das würde nur noch fehlen! Sodann weil, wenn Du nicht entdeckt bist, ich Dich wegbringen werde."

„Sie?"

„Auf der Stelle."

„Wahrlich, Herr Herzog, ich verstehe das nicht."

„Es ist, wie ich Dir zu sagen das Vergnügen habe."

„Und das ist Ihre Protection?"

„Wenn Du sie nicht haben willst, so ist es immer noch Zeit; sprich ein Wort, Nicole."

„Oh! doch, Herr Herzog, im Gegentheil, ich will sie haben."

„Ich bewillige sie Dir."

„Nun?"

„Höre also, was ich thun werde."

„Sprechen Sie, gnädigster Herr."

„Statt Dich fortjagen und einsperren zu lassen, mache ich Dich frei und reich."

„Frei und reich?"

„Ja."

„Und was muß ich thun, um frei und reich zu werden? sagen Sie es geschwinde, Herr Marschall."

„Beinahe nichts."

„Aber Herr Herzog . . ."

„Was ich Dir vorschreiben werde."

„Ist es sehr schwierig?"

„Eine Kinderarbeit."

„Es ist also etwas zu thun?"

„Ah! bei Gott ... Du kennst den Wahlspruch dieser Welt: nichts umsonst."

„Und was zu thun ist, ist für mich oder für Sie?"

Der Herzog schaute Nicole an.

„Teufel!" sagte er, „was das Lärvchen verschmitzt ist."

„Vollenden Sie, Herr Herzog."

„Wohl! es ist für Dich," antwortete er muthig.

„Ah! ah!" sagte Nicole, welche, da sie begriff, daß der Marschall ihrer bedurfte, diesen schon nicht mehr fürchtete, und deren scharfer Geist thätig arbeitete, um die Wahrheit mitten unter den Umschweifen zu entdecken, mit denen sie der Herzog aus Gewohnheit umhüllte; „was werde ich also für mich thun, gnädiger Herr?"

„Höre: Herr von Beausire kommt um halb acht Uhr?"

„Ja, Herr Marschall, das ist seine Stunde."

„Es ist sieben Uhr und zehn Minuten."

„Das ist abermals wahr."

„Wenn ich will, so wird er gepackt."

„Ja, aber Sie wollen nicht?"

„Nein: Du suchst ihn auf und sagst zu ihm ..."

„Ich sage ihm? ..."

„Aber vor Allem ... liebst Du diesen Jungen, Nicole?"

„Da ich ihm Rendez-vous gebe ..."

„Das ist kein Grund! Du kannst ihn heirathen wollen: die Weiber haben so seltsame Launen."

Nicole schlug ein Gelächter auf.

„Ich, heirathen!" rief sie ... „ha! ha! ha!"

Richelieu war ganz erstaunt! er hatte selbst bei Hofe nicht viele Frauen von dieser Stärke gefunden.

„Nun, es sei, Du willst nicht heirathen; doch Du liebst ihn also: desto besser."

„Gut. Nehmen wir an, ich liebe Herrn von Beausire, Herr Herzog, und gehen wir weiter."

„Teufel, welche Springerin!"

„Ganz gewiß. Sie begreifen, was mich interessirt?"

„Nun?"

„Zu wissen, was ich noch zu thun habe."

„Da Du ihn liebst, so wirst Du wohl mit ihm fliehen."

„Wenn Sie es durchaus wollen, so wird es sein müssen."

„Oh! oh! ich will nichts; warte einen Augenblick, Kleine."

Nicole sah ein, daß sie zu schnell zu Werke ging und daß sie weder das Geheimniß noch das Geld ihres gewaltigen Gegners in den Händen hatte.

Sie bog sich also, entschlossen, sich später wieder zu erheben.

„Gnädigster Herr, ich erwarte Ihre Befehle," sagte sie.

„Gut! Du suchst Herrn von Beausire auf und sagst zu ihm: „„Wir sind entdeckt; doch ich habe einen Beschützer, der uns rettet, Dich von Saint-Lazare, mich von der Salpetrière. Laß uns gehen.""

Nicole schaute Richelieu an.

„Laß uns gehen?" wiederholte sie.

„Richelieu begriff den so freien und ausdrucksvollen Blick.

„Bei Gott!" sagte er, „es versteht sich, daß ich für die Reisekosten sorge."

Nicole verlangte keine andere Aufklärung; sie mußte wohl Alles wissen, da man sie bezahlte.

Der Marschall fühlte den Schritt, den Nicole vorwärts gethan hatte, und beeilte sich seinerseits, Alles zu sagen, was er zu sagen hatte, wie man sich beeilt zu bezahlen, wenn man verloren hat, um später der Unannehmlichkeit des Bezahlens überhoben zu sein.

„Weißt Du, an was Du denkst, Nicole?" sagte er.

„Meiner Treue, nein," antwortete das Mädchen; „doch

Sie, der Sie so viele Dinge wissen, Herr Marschall, ich wette, Sie haben es errathen?"

„Nicole;" sagte er, „Du denkst, wenn Du fliehst, könnte Dich Deine Gebieterin, sollte sie zufällig Deiner bedürfen, in der Nacht rufen, und da sie Dich nicht fände, Lärm machen, was Dich der Gefahr, wieder erwischt zu werden, aussetzen würde."

„Nein, erwiederte Nicole, „daran dachte ich nicht, weil ich, Alles wohl erwogen, Herr Herzog, lieber hier bleiben will."

„Aber wenn man Herrn von Beausire faßt?"

„Nun, so wird man ihn fassen."

„Aber wenn er gesteht?"

„So wird er gestehen."

„Ah!" sagte Herr von Richelieu, der unruhig zu werden anfing, „dann bist Du verloren."

„Nein, denn Fräulein Andrée ist gut, und da sie mich im Grunde liebt, so wird sie mit dem König über mich sprechen; und wenn man Herrn von Beausire etwas thut, so wird man doch mir nichts thun."

Der Marschall biß sich auf die Lippen.

„Und ich, Nicole, erwiederte er, „ich sage Dir, daß Du einfältig bist; daß Fräulein Andrée mit dem König nicht gut steht, und daß ich Dich auf der Stelle wegführen lasse, wenn Du mich nicht hörst, wie Du mich nach meinem Willen hören sollst; verstehst Du, kleine Schlange?"

„Oh! oh! gnädigster Herr, ich habe weder einen glatten, noch einen eckigen Kopf; ich höre, doch ich mache mir meinen Vorbehalt."

„Gut. Du gehst also auf der Stelle und verabredest mit Herrn von Beausire einen Plan zu Deiner Flucht."

„Aber Herr Marschall, wie soll ich fliehen, da Sie mir selbst sagen, das Fräulein könne erwachen, nach mir verlangen, mich rufen, was weiß ich? lauter Dinge, an

die ich Anfangs nicht dachte, die Sie aber vorhergesehen haben, gnädigster Herr, Sie, der Sie ein Mann von Erfahrung sind."

Richelieu biß sich zum zweiten Mal auf die Lippen, doch diesmal stärker, als das erste Mal.

„Wenn ich daran gedacht habe, Du närrisches Mädchen," sagte er, „so habe ich auch daran gedacht, wie man einem solchen Fall begegnen könnte."

„Und wie wollen Sie es verhindern, daß Fräulein Andrée mich ruft?"

„Dadurch, daß ich sie aufzuwachen verhindere."

„Bah! sie wacht in jeder Nacht zehnmal auf; unmöglich."

„Sie hat also dieselbe Krankheit wie ich?" sagte Richelieu ganz ruhig.

„Wie Sie?" wiederholte Nicole lachend.

„Allerdings, ich wache auch zehnmal auf; nur gebrauche ich ein Mittel gegen diese Schlaflosigkeit. Sie wird es machen, wie ich, und wenn sie es nicht so macht, nun, so wirst Du es für sie machen."

„Wie dies, ich bitte, lassen Sie hören, gnädigster Herr?"

„Was nimmt Deine Gebieterin jeden Abend vor Schlafengehen zu sich?"

„Was sie zu sich nimmt?"

„Ja, es ist heut zu Tage Mode, so dem Durst zuvorzukommen; die Einen nehmen Orangenade oder Limonade, Andere Melissenwasser, wieder Andere..."

„Das Fräulein trinkt am Abend vor Schlafengehen ein Glas reines Wasser, zuweilen wohl auch Zuckerwasser mit Orangenblüthe, wenn ihre Nerven krank sind."

„Oh! vortrefflich," sagte Richelieu, gerade wie ich; nun, mein Mittel wird ihr vollkommen zusagen."

„Wie so?"

„Gewiß, ich gieße einen gewissen Tropfen von einem gewissen Saft in meinen Trank und schlafe die ganze Nacht."

Nicole suchte und träumte, worauf diese Diplomatie des Marschalls hinauslaufen dürfte.

„Du antwortest nicht?“ sagte er.

„Ich denke, das Fräulein hat nicht von Ihrem Wasser.“

„Ich werde Dir davon geben.“

„Ah! ah!“ dachte Nicole, welche endlich Licht in dieser Nacht erschaute.

„Du gießest zwei Tropfen in das Glas Deiner Gebieterin, zwei Tropfen, hörst Du, nicht mehr, nicht weniger, und sie wird schlafen; sie wird Dich so nicht rufen und Du hast Zeit zu Deiner Flucht.“

„Oh! wenn nur das zu thun ist, das ist nicht schwierig.“

„Du wirst also diese zwei Tropfen in das Glas gießen?“

„Gewiß.“

„Du versprichst es mir?“

„Mir scheint, es liegt in meinem Interesse, dies zu thun, und dann werde ich das Fräulein so gut einschließen ...“

„Nein,“ entgegnete Richelieu hastig. „Das mußt Du gerade nicht thun, Du wirst im Gegentheil die Thüre ihres Zimmers offen lassen.“

„Oh!“ machte Nicole gleichsam mit einem inneren Ausbruch.

„Sie hatte begriffen; Richelieu fühlte es wohl.“

„Ist das Alles?“ fragte sie.

„Durchaus Alles. Du kannst nun gehen und Deinem Gefreiten sagen, daß er Anstalten zum Aufbruch trifft.“

„Leider, gnädigster Herr, werde ich nicht nöthig haben, ihm zu sagen, er soll seine Börse mitnehmen.“

„Du weißt wohl, daß dies meine Sache ist.“

„Ja, ich erinnere mich, daß der Herzog die Güte hatte ...“

„Wie viel brauchst Du, Nicole?“

„Wozu?“

„Um diese zwei Tropfen Wasser einzugießen."

„Um diese zwei Tropfen Wasser einzugießen, nichts, gnädiger Herr, da Sie mich versichern, es geschehe in meinem Interesse; es wäre nicht billig, daß Sie mein Interesse bezahlen würden. Doch um die Thüre des Fräuleins offen zu lassen, Herr Herzog ... ah! ich sage Ihnen zum Voraus, dazu brauche ich eine runde Summe."

„Mach' ein Ende, nenn Deine Zahl."

„Ich brauche zwanzigtausend Franken, gnädigster Herr."

Richelieu bebte.

„Nicole, Du wirst weit kommen," seufzte er.

„Ich muß wohl, Herr Herzog, denn ich fange an, wie Sie glauben, daß man mir nachsetzen wird. Doch mit Ihren zwanzigtausend Franken wird es rasch gehen."

„Benachrichtige Herrn von Beausire, Nicole, und ich werde Dir sodann Dein Geld bezahlen."

„Herr Herzog, Beausire ist sehr ungläubig, und er wird mir das, was ich ihm sage, nicht glauben wollen, wenn ich ihm nicht Beweise gebe."

Richelieu zog aus seiner Tasche eine Handvoll Kassenbillets und sagte:

„Nimm dies auf Abschlag, und in dieser Börse sind hundert Doppellouis d'or."

Der Herr Herzog wird seine Rechnung machen und mir zustellen, was er mir noch schuldig ist, wenn ich mit Herrn von Beausire gesprochen habe."

„Nein, bei Gott! ich will es sogleich abmachen. Du bist ein sparsames Mädchen, Nicole, und das wird Dir Glück bringen."

Wonach Richelieu die versprochene Summe sowohl in Kassenbillets als in ganzen und in halben Louis d'or voll machte.

„Hier, ist es so?" sagte er.

„Ich glaube wohl. Nun fehlt mir noch die Hauptsache, gnädigster Herr."

„Der Saft?"

„Ja, der Herr Herzog hat ohne Zweifel ein . . . Flacon?“

„Ja, ich habe den meinigen, den ich immer bei mir trage.“

Nicole lächelte.

„Und dann,“ sagte sie, „dann schließt man Trianon jeden Abend und ich habe keinen Schlüssel.“

„Aber ich, ich habe einen, als erster Cavalier.“

„Ah! wahrhaftig.“

„Hier ist er.“

„Wie sich das Alles glücklich macht,“ sagte Nicole; man sollte glauben, es wäre eine Reihenfolge von Wundern. Nun Gott befohlen, Herr Herzog.“

„Wie, Gott befohlen?“

„Gewiß, ich werde den Herrn Herzog nicht mehr sehen, da ich während des ersten Schlafes von Fräulein Andrée aufbreche.“

„Das ist richtig. Gott befohlen, Nicole.“

Und ins Fäustchen lachend, verschwand Nicole in der Dunkelheit, welche immer dichter zu werden anfing.

„Es gelingt mir abermals,“ sprach Richelieu, „doch in der That, es ist, als fände mich das Glück allmälig zu alt, und als diente es mir wider seinen Willen. Ich bin von dieser Kleinen geschlagen worden; aber gleichviel, wenn ich nur die Schläge zurückgebe.“

CXX.

Die Flucht.

Nicole war ein gewissenhaftes Mädchen. Sie hatte das Geld von Herrn von Richelieu empfangen, sie hatte es zum Voraus empfangen, man mußte dieses Vertrauen dadurch erwiedern, daß man es verdiente.

Sie lief geraden Wegs nach dem Gitter, wo sie zwanzig Minuten vor acht Uhr, statt um halb acht Uhr ankam.

An die militairische Disciplin gewöhnt, war Herr von Beausire ein pünktlicher Mann: er wartete seit zehn Minuten.

Seit zehn Minuten hatte auch ungefähr Herr von Taverney seine Tochter verlassen, und sobald Herr von Taverney weggegangen, war Andrée allein geblieben. Diese aber hatte, sobald sie allein, ihre Vorhänge geschlossen.

Gilbert betrachtete, oder verschlang vielmehr von seiner Mansarde aus Andrée. Nur wäre es schwierig gewesen, zu sagen, ob die Blicke, die er auf das Mädchen heftete, von Liebe, oder von Haß funkelten.

Als die Vorhänge zugezogen waren, hatte Gilbert nichts mehr zu sehen. Dem zu Folge schaute er auf eine andere Seite.

Als er auf eine andere Seite schaute, erblickte er die Hutfeder von Herrn von Beausire, und erkannte den Gefreiten, der, um die Langweile des Wartens zu vertreiben, ein Liedchen pfeifend auf und abging.

Nach Verlauf von zehn Minuten, nämlich um sieben Uhr vierzig Minuten, erschien Nicole: sie sprach ein paar Worte mit Herrn von Beausire, dieser machte eine Kopfbewegung zum Zeichen, daß er verstehe, und entfernte sich

in der Richtung der tiefen Allee, welche nach Klein-Trianon führte.

„Ah! ah!" machte Gilbert, „der Herr Gefreite und die Kammerfrau haben etwas zu sagen oder zu thun, wobei sie Zeugen befürchten: gut!"

Gilbert war nicht neugierig in Beziehung auf Nicole, nur suchte er, da er eine natürliche Feindin in ihr fühlte, gegen ihre Sittlichkeit eine Menge von Beweisen zu sammeln, mit denen er siegreich den Angriff zurückschlagen könnte, wenn ihn Nicole angreifen würde.

Gilbert zweifelte nicht daran, der Feldzug müßte sich jeden Augenblick eröffnen, und als vorsichtiger Soldat häufte er Munition für den Krieg auf.

Ein Rendez-vous von Nicole mit einem Mann in Trianon selbst war eine von den Waffen, welche Nicole aufzuheben nicht versäumen konnte, besonders wenn man, wie es Nicole that, die Unklugheit hatte, sie zu seinen Füßen fallen zu lassen. Gilbert wollte folglich den Beweis mit seinen Augen sammeln, um ihn dem der Ohren beizufügen, und im Flug einen compromittirenden Satz auffassen, den er siegreich im Augenblick des Kampfes gegen das Mädchen richten könnte.

Er ging also rasch von seiner Mansarde herab, schlug den Weg durch den Gang der Küchen ein, und erreichte den Garten auf der kleinen Treppe der Capelle; sobald Gilbert im Garten war, hatte er nichts mehr zu befürchten; er kannte alle Winkel desselben, wie ein Fuchs seinen Bau kennt.

Er schlüpfte also unter die Linden, dann längs dem Spalier hin und erreichte ein Gebüsch, das sich zwanzig Schritt von dem Ort erhob, wo er Nicole zu finden hoffte.

Nicole war wirklich da.

Kaum hatte sich Gilbert in seinem Gebüsch eingenistet, als ein seltsames Geräusch an sein Ohr drang: es war das Geräusch des Goldes auf dem Stein, es war

der metallische Klang, von dem nichts, wenn nicht die Wirklichkeit einen richtigen Begriff zu geben vermag.

Gilbert schlüpfte wie eine Schlange bis an die terassenförmige Mauer, die von einer Reihe von Fliederbüschen überragt wurde, welche im Monat Mai ihren Wohlgeruch verbreiteten und ihre Blühten auf die Vorübergehenden herabschüttelten, wenn diese an der Mauer der tiefen Allee, die das große Trianon von dem kleinen trennt, hingingen.

Als Gilbert bei diesem Punkte angelangt war, sahen seine, an die Finsterniß gewöhnten Blicke, Nicole, welche auf einen Stein, der sich diesseits des Gitters, und kluger Weise außer dem Bereiche der Hand von Herrn von Beausire befand, die Börse leerte, die ihr Herr von Richelieü gegeben hatte.

Die Louis d'or rieselten springend und glänzend daraus, während Herr von Beausire, das Auge entzündet, und die Hand zitternd, aufmerksam Nicole und die Goldstücke anschaute, ohne zu begreifen, wie die eine die andern besaß.

Nicole sprach:

„Mehr als einmal," sagte sie, „haben Sie mir den Vorschlag gemacht, mich zu entführen, mein lieber Herr von Beausire."

„Und sogar Sie zu heirathen," rief der Gefreite ganz begeistert.

„Oh! was den letzteren Punkt betrifft, mein lieber Herr," sagte das Mädchen, „so wollen wir ihn später verhandeln; für den Augenblick ist fliehen die Hauptsache, können wir in zwei Stunden fliehen?"

„In zehn Minuten, wenn Sie wollen."

„Nein: ich habe zuvor noch etwas zu thun, und was ich zu thun habe, erfordert zwei Stunden."

„In zwei Stunden, wie in zehn Minuten bin ich zu Ihren Befehlen, theure Seele."

„Gut; nehmen Sie fünfzig Louis d'or (das Mädchen zählte fünfzig Louis d'or und reichte sie durch das Gitter Herrn von Beausire, der die Goldstücke ohne sie zu zäh-

len, in seine Westentasche schob); und in anderthalb Stunden sind Sie mit einem Wagen hier."

„Aber ... entgegnete Beausire.

„Oh! wenn Sie nicht wollen, nehmen wir an, es sei nichts zwischen uns verabredet worden, und geben Sie mir meine fünfzig Louis d'or wieder."

„Ich weiche nicht zurück, theure Nicole; ich befürchte nur die Zukunft."

„Für wen?"

„Für Sie."

„Für mich?"

„Ja. Sind die fünfzig Louis d'or verschwunden, und am Ende verschwinden sie doch wohl, so werden Sie zu beklagen sein, Sie werden es bereuen, Trianon verlassen zu haben, Sie ..."

„Oh! wie zartfühlend sind Sie; haben Sie nicht bange, ich gehöre nicht zu den Frauen, die man unglücklich macht, lassen Sie jedes Bedenken; wenn die fünfzig Louis d'or ausgegeben sind, werden wir übrigens sehen."

Und Nicole ließ andere fünfzig in der Börse klingen.

Die Augen von Beausire phosphorescirten.

„Für Sie würde ich mich in einen feurigen Ofen stürzen," sagte er.

„Gut! gut! man verlangt nicht so viel von Ihnen, Herr von Beausire; es ist also abgemacht in anderthalb Stunden den Wagen, in zwei Stunden die Flucht."

„Es ist abgemacht," rief Beausire, indem er die Hand von Nicole ergriff und an sich zog, um sie durch das Gitter zu küssen.

„Stille doch!" sagte Nicole, „sind Sie verrückt ..."

„Nein, ich bin verliebt."

„Hm!" machte Nicole.

„Sie glauben mir nicht, theures Herz?"

„Doch, ich glaube Ihnen; sorgen Sie hauptsächlich für gute Pferde."

„Oh! ja."

Sie trennten sich.

Doch nach Verlauf einer Secunde drehte sich Beausire ganz geschäftig um.

„Bst! bst!" machte er.

„Was denn?" fragte Nicole, welche schon ziemlich fern war, und die Hand vor dem Mund hielt, um ihre Stimme ohne Lärmen zu dem gewünschten Punkte gelangen zu lassen.

„Und das Gitter," fragte Beausire, „Sie werden also durch das Gitter gehen?"

„Wie dumm ist er!" murmelte Nicole, welche in diesem Augenblick nur zehn Schritte von Gilbert entfernt war.

Dann sagte sie laut:

„Ich habe den Schlüssel."

Beausire ließ ein Ah! der Bewunderung vernehmen, und entfloh in aller Eile.

Nicole kam mit gesenktem Kopf und mit flinken Beinen zu ihrer Gebieterin zurück.

Gilbert, der nun allein war, stellte sich folgende vier Fragen:

„Warum entflieht Nicole mit Beausire, den sie nicht liebt?

„Warum besitzt Nicole eine so bedeutende Geldsumme?

„Warum hat Nicole den Schlüssel vom Gitter?

„Warum kehrt Nicole, welche sogleich fliehen könnte, zu ihrer Herrin zurück?"

Wohl fand Gilbert eine Antwort auf die Frage: „Warum hat Nicole Geld?" Aber auf die andern fand er keine.

Bei dieser Verneinung seines Scharfsinns wurde auch seine natürliche Neugierde, oder das Mißtrauen, das sich bei ihm gebildet hatte, so mächtig erregt, daß er die Nacht, so kalt sie auch war, in freier Luft unter den feuchten Bäumen zuzubringen beschloß, um die Entwickelung dieser Scene abzuwarten, deren Anfang er gesehen hatte.

Andrée hatte ihren Vater bis an die Schranken von

Groß-Trianon geleitet. Sie kam allein und nachdenkend zurück, als Nicole in aller Eile aus der Allee hervortrat, welche zu dem Gitter führte, wo sie alle Maßregeln mit Herrn von Beausire verabredet hatte.

Nicole blieb stehen, sobald sie ihre Gebieterin erblickte, stieg dann auf ein Zeichen, das ihr Andrée machte, hinter dieser die Treppe hinauf, und folgte ihr in ihr Zimmer.

Es mochte in diesem Augenblick halb neun Uhr Abends sein. Die Nacht war rascher und dichter als gewöhnlich gekommen, weil eine große, schwarze Wolke, von Süden nach Norden laufend, den Himmel überzogen hatte, so daß man jenseits Versailles über den großen Waldungen, so weit das Auge reichte, das finstere Tuch allmälig, alle kurz zuvor noch auf ihrer azurnen Kuppel funkelnden Sterne verhüllen sehen konnte.

Ein niedrig streichender Wind fegte den Boden und sandte glühende Stöße den durstigen Blumen zu, welche ihr Haupt neigten, als wollten sie vom Himmel das Almosen des Regens oder des Thaus erflehen.

Diese Drohung der Atmosphäre hatte den Gang von Andrée durchaus nicht beschleunigt — im Gegentheil, traurig und tiefträumerisch setzte sie wie mit Bedauern den Fuß auf jede Stufe der Treppe, welche nach ihrem Zimmer führte, und sie blieb bei jedem Fenster stehen, um zu schauen, ob der Himmel mit ihrer Traurigkeit harmonire und um die Rückkehr in ihre kleine Wohnung zu verzögern.

Ungeduldig, ärgerlich, befürchtend, eine Laune ihrer Gebieterin könnte sie über die Stunde aufhalten, brummte Nicole ganz leise eine jener Verwünschungen, mit denen die Dienstboten nie ihre Gebieter verschonen, welche so unklug sind, sich die Befriedigung einer Laune auf Kosten der Launen ihrer Diener zu erlauben.

Andrée stieß die Thüre ihres Zimmers auf, sank auf ein Fauteuil und befahl Nicole, das Fenster, das nach dem Hof ging, halb zu öffnen.

Nicole gehorchte.

Dann kehrte sie mit der Miene der Theilnahme, der sich die Schmeichlerin so gut zu bedienen wußte, zu ihrer Gebieterin zurück und sagte:

„Ich befürchte, das Fräulein ist diesen Abend ein wenig krank; das Fräulein hat rothe, geschwollene, nichts desto weniger aber glänzende Augen. Ich glaube, das Fräulein bedarf sehr der Ruhe."

„Du glaubst?" fragte Andrée, welche nicht gehört hatte.

Und sie streckte nachläßig ihre Füße auf ein gesticktes Kissen aus.

Nicole betrachtete diese Stellung als einen Befehl ihrer Gebieterin, sie zu entkleiden, und fing an, die Bänder und Blumen ihres Kopfputzes zu lösen, — eine Art von Gebäude, das die geschickteste Zerstörerin vor einer guten Viertelstunde nicht herunter brachte.

Andrée sprach während dieser ganzen Arbeit nicht ein Sterbenswörtchen. Ihrer Willkühr überlassen, machte Nicole ihr Geschäft mit der größten Eile ab und zerrte Andrée, ohne diese schreien zu machen, so sehr war sie in ihre Gedanken vertieft, nach Gefallen an ihren Haaren.

Als die Nachttoilette beendigt war, gab Andrée ihre Befehle für den andern Tag. Man mußte am Morgen nach Versailles gehen, um einige Bücher zu holen, welche Philipp für seine Schwester dahin hatte bringen lassen; man sollte den Stimmer benachrichtigen, er habe sich nach Trianon zu begeben, um das Clavier in Stand zu setzen.

Nicole antwortete ruhig, wenn man sie in der Nacht nicht weckte, so würde sie frühzeitig aufstehen, und vor dem Erwachen des Fräuleins würden alle Aufträge besorgt sein.

„Morgen werde ich auch schreiben," fuhr Andrée mit sich selbst sprechend fort; „ja, ich werde Philipp schreiben, das wird mich ein wenig erleichtern."

„In jedem Fall," dachte Nicole, „in jedem Fall besorge ich den Brief nicht."

Und bei dieser Betrachtung dachte auch Nicole, die noch nicht völlig verdorben war, mit einem traurigen Gefühle daran, daß sie zum ersten Male ihre vortreffliche Gebieterin, in deren Nähe ihr Geist und ihr Herz erweckt worden waren, verlassen wollte. Die Erinnerung an Andrée war bei ihr mit so vielen Erinnerungen verknüpft, daß jene berühren, die ganze Kette, welche von diesem Tag bis zu den ersten Tagen ihrer Kindheit hinaufging, schütteln hieß.

Während diese dem Character und der Lebenslage nach so sehr verschiedenen Kinder neben einander dachten, ohne daß ihre Ideen in irgend einem Zusammenhange standen, entfloh die Zeit und die Uhr von Klein-Trianon, welche immer der von Groß-Trianon vorging, schlug die neunte Stunde.

Beausire mußte beim Rendez-vous sein, und Nicole hatte nur noch eine halbe Stunde, um sich zu ihrem Liebhaber zu begeben.

Sie kleidete ihre Gebieterin so rasch, als sie konnte, vollends aus, nicht ohne einige Seufzer entschlüpfen zu lassen, denen Andrée keine Aufmerksamkeit schenkte. Sie reichte ihr ein langes Nachtgewand, und als Andrée, immer noch in Gedanken versunken, unbeweglich und die Augen am Plafond umherirrend blieb, zog Nicole aus ihrer Brust den Flacon von Richelieu, warf zwei Stücke Zucker in ein Glas mit dem nöthigen Wasser, um ihn schmelzen zu machen, und goß dann, ohne zu zögern und mit der in diesem so jungen Herzen schon so starken Willenskraft zwei Tropfen Saft aus dem Flacon in dieses Wasser, das sich sogleich trübte und eine leichte Opalfärbung annahm, die sich allmälig wieder verlor.

„Mein Fräulein,“ sagte Nicole, „das Glas Wasser ist bereit, die Kleider sind zusammengelegt, die Nachtlampe ist angezündet, Sie wissen, daß ich früh aufstehen muß; darf ich mich nun schlafen legen?“

„Ja,“ antwortete Andrée zerstreut.

Nicole verbeugte sich, stieß einen letzten Seufzer aus,

der wie die andern verloren ging, und zog die Thüre, die nach dem kleinen Vorzimmer führte, hinter sich zu. Doch statt zu sich in die Zelle zu gehen, welche, wie man weiß, an den Corridor stieß und durch das Vorzimmer von Andrée erhellt war, entfloh sie leicht und ließ die Thüre des Corridor am Simswerk angelehnt, so daß die Instructionen von Richelieu vollständig befolgt waren.

Sodann stieg sie, um die Aufmerksamkeit der Nachbarn nicht zu erregen, die Treppe, welche in den Garten führte, auf den Fußspitzen hinab, sprang über die Freitreppe und lief zu Herrn Beausire an das Gitter.

Gilbert hatte seinen Beobachtungsposten nicht verlassen. Er hatte Nicole sagen hören, sie würde in zwei Stunden zurückkommen; er wartete. Da jedoch die Stunde seit zehn Minuten vorüber war, so fing er an zu befürchten, sie würde nicht kommen.

Plötzlich sah er sie herbeilaufen, als ob sie verfolgt würde.

Sie näherte sich dem Gitter und reichte durch die Stangen Beausire den Schlüssel; Beausire öffnete die Thüre, Nicole eilte hinaus und das Gittter schloß sich wieder mit einem schweren Knarren.

Dann wurde der Schlüssel in das Gras im Graben geworfen, gerade unterhalb der Stelle, wo sich Gilbert befand; der junge Mann hörte ihn mit einem matten Ton fallen und bemerkte die Stelle, wohin er gefallen war.

Nicole und Beausire gewannen während dieser Zeit Raum; Gilbert hörte, wie sie sich entfernten, und vernahm, nicht das Geräusch eines Wagens, wie ihn Nicole verlangt hatte, sondern das Stampfen eines Pferdes, das nach einigen Augenblicken, die ohne Zweifel unter den Vorwürfen von Nicole hingingen, welche gern wie eine Herzogin in einer Carrosse weggefahren wäre, die Erde mit seinen vier Hufen schlug, welche bald auf dem Pflaster der Landstraße schollen.

Gilbert athmete.

Gilbert war frei; Gilbert war von Nicole, von seiner

Feindin befreit. Andrée blieb allein; vielleicht hatte Nicole bei ihrem Abgang den Schlüssel in der Thüre stecken lassen.

Dieser Gedanke machte den brausenden jungen Mann mit aller Wuth der Furcht und der Ungewißheit, der Neugierde und des Verlangens aufspringen.

Und in umgekehrter Richtung dem Weg folgend, auf dem Nicole gekommen war, lief er nach dem Pavillon der Communes.

CXXI.

Das doppelte Gesicht.

Als Andrée allein war, erwachte sie allmälig aus der moralischen Betäubung, welche sie befallen hatte; und während Nicole auf dem Kreuz hinter Herrn von Beausire floh, kniete sie nieder und verrichtete ein inbrünstiges Gebet für Philipp, das einzige Wesen auf der Welt, das sie mit einer wahren und tiefen Zuneigung liebte.

Sie betete in ihrem innigen Vertrauen auf Gott.

Die Gebete von Andrée bestanden gewöhnlich nicht aus einer Reihenfolge mit einander verknüpfter Worte; es war eine Art von göttlicher Extase, in der sich die Seele bis zum Herrn erhob und in ihm sich vermischte.

In diesem leidenschaftlichen Flehen des von der Materie entbundenen Geistes war keine Beimischung von Egoismus. Andrée gab sich gewissermaßen selbst auf, dem Schiffbrüchigen gleich, der die Hoffnung verloren hat und nicht mehr für sich, sondern nur noch für seine Frau und seine Kinder, welche Waisen werden sollen, betet.

Dieser innige Schmerz war bei Andrée seit der Abreise ihres Bruders entstanden; und dennoch war er nicht

ohne eine Mischung: wie ihr Gebet, bestand er aus zwei verschiedenen Elementen, von denen das eine für Andrée nicht sehr verständlich war.

Es war wie eine Ahnung, wie das fühlbare Herannahen eines bevorstehenden Unglücks. Es war eine Empfindung, den Stichen einer vernarbten Wunde ähnlich. Der anhaltende Schmerz ist verschwunden, aber die Erinnerung daran überlebt ihn lange, und macht auf die Gegenwart des Uebels aufmerksam, wie es einst die Wunde selbst that.

Andrée suchte sich nicht einmal Rechenschaft von dem zu geben, was sie fühlte; ganz nur mit dem Andenken an Philipp beschäftigt, führte sie auf diesen geliebten Bruder die Gesammtheit der Eindrücke zurück, die sie bewegten.

Dann stand sie auf, wählte ein Buch aus ihrer bescheidenen Bibliothek, stellte das Licht in die Nähe ihrer Hand und legte sich zu Bette.

Das Buch, das sie gewählt, oder vielmehr auf den Zufall genommen hatte, war nicht geeignet, ihre Aufmerksamkeit rege zu erhalten, es schläferte sie im Gegentheil ein. Bald breitete sich eine Anfangs durchsichtige, aber immer dichter werdende Wolke über ihrem Gesichte aus. Sie kämpfte einen Augenblick gegen den Schlaf, faßte zwei oder dreimal ihren flüchtigen Gedanken wieder auf, der ihr dann abermals entging, rückte mit dem Kopf vor, um das Licht auszublasen, erblickte das von Nicole bereitete Glas Wasser, streckte den Arm aus, nahm es mit einer Hand, rührte mit der andern den halb geschmolzenen Zucker mit einem Löffelchen um, und näherte, schon unter dem Druck des Schlafes, das Glas ihrem Mund.

Plötzlich und als ihre Lippen bereits den Trank berührten, machte eine seltsame Erschütterung ihre Hand zittern; eine zugleich feuchte und brennende Last fiel auf ihr Gehirn und Andrée erkannte mit Schrecken an den Wogungen des Fluidums, das über ihre Nerven hinlief, den übernatürlichen Einbruch unbekannter Empfindungen,

der schon mehrere Male ihre Kräfte besiegt und ihre Vernunft gelähmt hatte.

Sie hatte nur noch Zeit, das Glas auf den Teller zu stellen und beinahe in demselben Augenblick verlor sie, ohne eine andere Klage als einen Seufzer, der ihrem leicht geöffneten Mund entschlüpfte, den Gebrauch der Stimme, des Gesichtes, des Verstandes und fiel, wie vom Blitz getroffen, von einer tödtlichen Schlafsucht heimgesucht, auf ihr Bett.

Doch diese Vernichtung war nur der augenblickliche Uebergang von einem Dasein zum andern.

Von todt, wie sie war, mit ihren Augen, welche für immer geschlossen zu sein schienen, erhob sie sich plötzlich wieder, öffnete die Augen mit einer furchtbaren Starrheit und stieg wie eine Marmorstatue, die aus ihrem Grabe steigen würde, von ihrem Bett herab.

Es unterlag keinem Zweifel, Andrée schlief jenen wunderbaren Schlaf, der schon mehrere Male ihr Leben unterbrochen hatte.

Sie durchschritt das Zimmer, öffnete die Glasthüre und ging in den Corridor mit der strengen, festen Haltung eines belebten Marmors.

Die Treppe lag vor ihr, Stufe für Stufe, ohne zu zählen und ohne Hast, stieg Andrée hinab und erschien auf der Freitreppe.

Als Andrée den Fuß auf die oberste Stufe setzte, um hinabzusteigen, setzte Gilbert den Fuß auf die unterste, um hinaufzusteigen.

Gilbert sah also diese weiße, feierliche Frau einherschreiten, als ob sie auf ihn zukäme.

Er wich von ihr zurück und gelangte zurückweichend in eine Gruppe von Hagebuchen.

Er erinnerte sich, Andrée schon so im Schlosse Taverney gesehen zu haben.

Andrée ging an Gilbert vorüber, streifte ihn beinahe und sah ihn nicht.

Verwirrt, gelähmt, sank der junge Mann auf sein unter ihm gebogenes Bein nieder: er hatte bange.

Da er nicht wußte, welchem Umstand er diesen seltsamen Ausgang von Andrée zuschreiben sollte, so folgte er ihr mit den Augen; aber seine Vernunft war verrückt, sein Blut peitschte stürmisch seine Schläfe, er war dem Wahnsinn näher als dem kalten Verstand, den der Beobachter braucht.

Er blieb daher auf dem Gras, mitten unter Blätterwerk gekauert, und lauerte, wie er es that, seitdem diese unselige Liebe in sein Herz eingedrungen war.

Plötzlich war ihm das Geheimniß dieses Ausgangs erklärt. Andrée war nicht toll, nicht irre. Andrée ging mit diesem kalten leichenartigen Schritte zu einem Rendezvous.

Ein Blitz durchfurchte den Himmel.

Gilbert gewahrte bei dem bläulichen Schimmer dieses Blitzes einen unter der dunklen Lindenallee verborgenen Mann und so rasch auch die Gewitterflamme gewesen war, so hatte er doch sein bleiches Gesicht und seine in Unordnung gebrachten Kleider von dem schwarzen Hintergrunde sich abheben sehen.

Andrée ging auf diesen Mann zu, der einen Arm gegen sie ausgestreckt hielt, als wollte er sie zu sich heranziehen.

Es war, als ob ein glühendes Eisen durch das Herz von Gilbert führe und ihn emporzöge, damit er besser sehen könne.

In diesem Augenblick zuckte ein anderer Blitz am Himmel hin.

Gilbert erkannte Balsamo, mit Schweiß und Staub bedeckt, Balsamo, der mit Hülfe eines geheimen Einverständnisses in Trianon eingedrungen war, Balsamo endlich, der Andrée so unüberwindlich, so unselig an sich zog, wie die Schlange den Vogel anzieht.

Zwei Schritte von ihm blieb Andrée stehen.

Er nahm ihre Hand. Andrée bebte am ganzen Leib.

„Sehen Sie?“ sagte er.

„Ja,“ antwortete Andrée, „doch indem Sie sich mir so näherten, hätten Sie mich beinahe getödtet.“

„Verzeihen Sie,“ erwiederte Balsamo; „aber ich habe den Kopf verloren, ich gehöre nicht mehr mir an, ich werde wahnsinnig, ich sterbe.“

„Sie leiden in der That,“ sagte Andrée, von dem Leiden von Balsamo durch die Berührung seiner Hand unterrichtet.“

„Ja, ja, ich leide, und ich komme, um Trost bei Ihnen zu suchen. Sie allein können mich retten.“

„Fragen Sie mich.“

„Ich frage Sie zum zweiten Male, sehen Sie?“

„Oh! vollkommen.“

„Wollen Sie mir nach Hause folgen, können Sie es?“

„Ich kann es, wenn Sie mich durch den Geist führen wollen.“

„Kommen Sie.“

„Ah!“ sprach Andrée, „wir gelangen nach Paris, wir folgen dem Boulevard, wir vertiefen uns in eine Straße, welche nur durch eine einzige Laterne beleuchtet ist.“

„So ist es: lassen Sie uns eintreten.“

„Wir sind in einem Vorzimmer. Es ist eine Treppe rechts; doch Sie ziehen mich nach der Wand fort: die Wand öffnet sich; es bieten sich Stufen . . .“

„Steigen Sie hinauf,“ rief Balsamo, „das ist unser Weg.“

„Ah!“ nun sind wir in einem Zimmer: es sind hier Löwenhäute, Waffen. Ah! die Kaminplatte öffnet sich.“

„Gehen wir durch; wo sind Sie?“

„In einem seltsamen Zimmer, in einem Zimmer ohne Ausgänge, dessen Fenster vergittert sind; oh! wie Alles in diesem Zimmer in Unordnung ist!“

„Aber leer, leer, nicht wahr?“

„Leer.“

„Können Sie die Person sehen, die es bewohnte?“

„Ja, wenn man mir einen Gegenstand gibt, den sie berührt hat, der von ihr kommt, oder ihr gehört."

„Kommen Sie, hier sind von ihren Haaren."

Andrée nahm die Haare und näherte sich ihrer Person.

„Oh! ich erkenne sie," sprach sie; „ich habe diese Frau schon gesehen; sie floh nach Paris."

„So ist es, so ist es; können Sie mir sagen, was sie seit zwei Stunden gemacht hat, und wie sie geflohen ist?"

„Warten Sie, ja: sie liegt auf einem Sopha; sie hat die Brust halb entblößt und unterhalb dem Busen ist eine Wunde."

„Sehen Sie, Andrée, sehen Sie, verlassen Sie sie nicht."

„Sie ist eingeschlafen; sie erwacht, sie sucht um sich her; sie zieht ein Sacktuch hervor; sie steigt auf einen Stuhl; sie befestigt das Sacktuch an den Gitterstangen ihres Fensters. Oh! mein Gott!"

„Sie will also wirklich sterben?"

„Oh! ja, sie ist entschlossen. Doch dieser furchtbare Tod! sie läßt das Sacktuch an die Stangen angebunden... Steige herab, arme Frau!"

„Was?"

„Oh! wie sie weint, wie sie leidet, wie sie die Hände ringt; sie sucht eine Mauerecke, um sich den Schädel zu zerschmettern."

„Oh! mein Gott! mein Gott! murmelte Balsamo.

„Oh! sie stürzt gegen den Kamin! der Kamin stellt zwei marmorne Löwen dar; sie wird sich die Hirnschaale an dem Löwenkopf zerschmettern!"

„Hernach... hernach... sehen Sie, Andrée, ich will es."

„Sie bleibt stehen."

Balsamo athmete.

„Sie schaut."

„Was schaut sie?" fragte Balsamo.

„Sie hat Blut an dem Löwenauge wahrgenommen."

„Mein Gott, mein Gott!“ murmelte Balsamo.

„Ja, Blut, und dennoch hat sie sich nicht gestoßen. Oh! das ist seltsam, dieses Blut ist nicht das der Frau, es ist das Ihrige.“

„Dieses Blut ist das meinige?“ rief Balsamo ganz außer sich.

„Ja, das Ihrige, das Ihrige. Sie haben sich mit einem Messer, mit einem Dolch in die Finger geschnitten, und Ihren blutigen Finger auf das Löwenauge gedrückt. Ich sehe Sie.“

„Es ist wahr, es ist wahr. Aber wie flieht sie?“

„Warten Sie, warten Sie, ich sehe sie das Blut betrachten, nachdenken und dann ihren Finger auf die Stelle drücken, auf die Sie den Ihrigen gedrückt hatten. Ah! das Auge des Löwen gibt nach, eine Feder spielt. Die Kaminplatte öffnet sich.“

„Ich Unvorsichtiger!“ rief Balsamo, „ich unselig Unvorsichtiger, ich unglücklicher Narr, der ich bin. Ich habe mich selbst verrathen.“

Andrée schwieg.

„Und sie geht hinaus,“ fuhr Balsamo fort, „sie flieht?“

„Oh! man muß der armen Frau verzeihen, sie war so unglücklich.“

„Wo ist sie, wohin geht sie, folgen Sie ihr, Andrée, ich will es.“

„Warten Sie, sie bleibt einen Augenblick in dem Zimmer mit den Waffen und Pelzen stehen; ein Schrank ist offen, eine gewöhnlich in diesem Schranke eingeschlossene Cassette steht auf einem Tisch. Sie erkennt die Cassette und nimmt sie.“

„Was enthält diese Cassette?“

„Ihre Papiere, glaube ich.“

„Wie sieht sie aus?“

„Sie ist mit blauem Sammet überzogen, hat silberne Nägel, silberne Beschläge und ein silbernes Schloß.“

„Oh!“ rief Balsamo voll Zorn, mit dem Fuße stampfend, „sie hat also diese Cassette genommen?“

„Ja, ja, sie. Sie wählt die Treppe, welche in's Vorzimmer führt, sie öffnet die Thüre, sie zieht die Kette, mit der man die Hausthüre öffnet und geht hinaus.“

„Ist es schon spät?“

„Es muß spät sein, denn es ist Nacht.“

„Desto besser, dann ist sie wohl kurz vor meiner Rückkehr weggegangen und ich werde vielleicht Zeit haben, sie wieder einzuholen; folgen Sie ihr, Andrée.“

„Sobald sie aus dem Hause ist, läuft sie wie toll, wie toll erreicht sie das Boulevard ... Sie läuft ... sie läuft, ohne anzuhalten ...“

„In welcher Richtung?“

„Gegen die Bastille.“

„Sie sehen sie immer noch?“

„Ja, sie ist wie eine Wahnsinnige, sie stößt sich an den Vorübergehenden. Endlich bleibt sie stehen, sie sucht zu erfahren, wo sie ist ... sie fragt.“

„Was sagt Sie? Hören Sie, Andrée, hören Sie und verlieren Sie in des Himmels Namen nicht eines von ihren Worten. Sie haben gesagt, sie frage?“

„Ja, einen schwarz gekleideten Mann.“

„Was fragt sie ihn?“

„Sie fragt ihn nach der Adresse des Polizeilieutenant.“

„Oh! es war also keine leere Drohung. Nennt er sie ihr?“

„Ja.“

„Was macht sie?“

„Sie kehrt um und schlägt den Weg durch eine Straße ein, welche schräg geht; sie schreitet über einen großen Platz.“

„Place Royal, das ist der Weg. Lesen Sie in ihrer Absicht?“

„Eilen Sie, eilen Sie; sie will Sie anzeigen. Wenn sie vor Ihnen an Ort und Stelle kommt, wenn sie Herr von Sartines sieht, sind Sie verloren.“

Balsamo stieß einen furchtbaren Schrei aus, stürzte in das Gebüsch, eilte durch eine kleine Thüre, welche ihm eine Art von Schatten öffnete und wieder schloß, und schwang sich auf sein Pferd Dscherid, das vor der Thüre die Erde stampfte.

Zugleich durch die Stimme und die Sporen gestachelt, schoß das Thier wie ein Pfeil in der Richtung von Paris fort und man hörte nur noch seinen Hufschlag auf dem Pflaster, auf dem es hinflog.

Andrée war kalt, stumm, bleich stehen geblieben. Aber als hätte Balsamo ihr Leben mit fortgenommen, sank sie bald zusammen und fiel auf den Boden.

In seinem Eifer nur darauf bedacht, Lorenza zu verfolgen, hatte Balsamo wirklich Andrée zu wecken vergessen.

CXXII.

Starrkrampf.

Andrée sank nicht, wie wir gesagt haben, auf einmal, sondern in Abstufungen nieder, die wir zu beschreiben versuchen wollen.

Allein, verlassen, von der inneren Kälte erfaßt, welche auf alle wüthende Erschütterungen des Nervensystems folgt, fing Andrée bald an zu wanken und zu beben, wie bei dem Beginnen eines epileptischen Anfalls.

Gilbert war immer noch da, steif, unbeweglich, vorwärts geneigt und den Blick starr auf sie geheftet. Aber für Gilbert, der in den magnetischen Erscheinungen völlig unwissend war, gab es weder Schlaf noch Gewaltthat. Er hatte nichts, oder beinahe nichts von dem Gespräch mit Balsamo gehört. Andrée schien nur zum zweiten Mal in Trianon wie in Taverney dem Rufe dieses Man-

nes zu gehorchen, der einen so furchtbaren und so seltsamen Einfluß über sie gewonnen hatte; für Gilbert faßte sich Alles in den Worten zusammen: Fräulein Andrée hat, wenn nicht einen Liebhaber, doch wenigstens einen Mann, den sie liebt, und mit dem sie Zusammenkünfte hält.

Das Gespräch zwischen Andrée und Balsamo hatte, obgleich es mit leiser Stimme stattgefunden, allen Anschein eines Streites gehabt. Fliehend, verwirrt, wahnsinnig, schien Balsamo ein in Verzweiflung gerathener Liebender zu sein; allein geblieben, unbeweglich, stumm, hatte Andrée das Aussehen einer verlassenen Geliebten.

In diesem Augenblick geschah es, daß er sie wanken, die Hände ringen und sich um sich selbst drehen sah; dann stieß sie einigemale ein dumpfes Geröchel aus, das ihre gepreßte Brust zerriß; sie strengte sich an, oder vielmehr die Natur strengte sich an, nach Außen die schlecht abgewogene Masse von Fluidum zu werfen, die ihr während des magnetischen Schlafes das doppelte Gesicht gegeben hatte, dessen Erscheinungen wir in dem vorhergehenden Kapitel sich offenbaren sahen.

Aber die Natur wurde besiegt; es gelang Andrée nicht, diesen Ueberrest von Balsamo bei ihr vergessenen Willens abzuschütteln. Sie konnte die geheimnißvollen, unentwirrbaren Bande nicht lösen, die sie ganz und gar gefesselt hatten, und durch den Kampf gerieth sie in jene Convulsionen, von welchen einst die Pythien auf dem Dreifuß vor dem Volk religiöser Frager, das im Säulengang des Tempels summte und umherschwärmte, befallen wurde.

Andrée verlor das Gleichgewicht und fiel, einen schmerzlichen Seufzer ausstoßend, auf den Sand nieder, als ob sie von dem Blitz getroffen worden wäre, der in diesem Augenblick das Himmelsgewölbe zerriß.

Doch noch hatte sie den Boden nicht berührt, als Gilbert mit der Behendigkeit und der Stärke des Tigers auf sie zustürzte, sie in seine Arme nahm, und, ohne zu bemerken, daß er eine Last zu halten hatte, in das Zim-

mer trug, das sie kaum zuvor verlassen, um dem Ruf von Balsamo zu gehorchen, und wo noch die Kerze bei dem aus einander gemachten Bett brannte.

Gilbert fand alle Thüren offen, wie sie Andrée gelassen hatte.

Als er eintrat, stieß er sich am Sopha und legte natürlich das kalte, leblose Mädchen darauf.

Alles war in ihm Fieber bei der Berührung dieses leblosen Körpers geworden, seine Nerven bebten, sein Blut kochte.

Sein erster Gedanke war indessen keusch und rein: man mußte vor Allem diese schöne Natur zum Leben zurückrufen; er suchte mit den Augen die Flasche, um Andrée ein paar Tropfen Wasser ins Gesicht zu spritzen.

Doch in diesem Augenblick, und als sich seine zitternde Hand nach dem schlanken Hals der krystallenen Karaffe ausstreckte, kam es ihm vor, als ob ein zugleich fester als leichter Tritt, die von Holz und Backstein gebaute Treppe, welche in das Zimmer von Andrée führte, krachen machte.

Es war nicht Nicole, da Nicole mit Herrn von Beausire die Flucht ergriffen hatte; es war nicht Balsamo, da Balsamo im Galopp auf Dscherid weggesprengt war.

Es konnte nur ein Fremder sein.

Ertappte man Gilbert, so wurde er weggejagt. Andrée war für ihn wie die Königinnen von Spanien, die ein Unterthan nicht einmal berühren darf, um ihnen das Leben zu retten.

Alle diese Gedanken stürzten wie ein scharfer Hagelschauer auf den Geist von Gilbert in weniger Zeit herab, als dieser unselige Schritt brauchte, um sich auf eine andere Stufe zu stellen.

Die Entfernung dieses Schrittes, der immer näher kam, konnte Gilbert nicht genau berechnen, einen solchen Lärmen machte in diesem Augenblick der Sturm am Himmel; aber mit großer Kaltblütigkeit und einer wunderbaren Klugheit ausgerüstet, begriff der junge Mann, daß

sein Platz nicht hier und daß es vor Allem für ihn wichtig war, nicht gesehen zu werden.

Er blies rasch die Kerze aus, welche das Zimmer von Andrée beleuchtete, und warf sich in das Cabinet, das Nicole bewohnt hatte. So gestellt, sah er durch die Glasthüre dieses Cabinets zugleich in das Zimmer von Andrée und in das Vorzimmer.

In diesem Vorzimmer brannte eine Nachtlampe auf einem kleinen Nachttisch. Gilbert hatte Anfangs den Gedanken, sie wie die Kerze auszublasen, aber es blieb ihm nicht Zeit dazu; der Schritt krachte auf dem Boden des Corridor, ein etwas gepreßtes Athemholen machte sich bemerkbar, die Gestalt eines Mannes erschien auf der Schwelle, schlüpfte schüchtern in das Vorzimmer, stieß die Thüre wieder zu und schloß sie mit dem Riegel.

Gilbert hatte nur Zeit, sich in das Cabinet von Nicole zu werfen und die Glasthüre an sich zu ziehen.

Gilbert hielt seinen Athem an sich und horchte mit allen seinen Ohren.

Der Sturm brauste feierlich in den Wolken, schwere Regentropfen peitschten die Glasscheiben von Andrée und die des Corridors, wo auch ein offengelassenes Fenster auf seinen Angeln ächzte und von Zeit zu Zeit vom Wind zurückgestoßen, der sich im Corridor fing, mit großem Lärmen an seinen Rahmen schlug.

Aber der Aufruhr der Natur und der äußere Lärmen, so furchtbar sie auch sein mochten, waren nichts für Gilbert; alle seine Gedanken, sein ganzes Leben, seine ganze Seele drängte sich in seinem Blick zusammen, und sein Blick war an diesem Mann festgenietet.

Dieser Mann ging durch das Vorzimmer, kam auf zwei Schritte an Gilbert vorbei und trat ohne Zögern in das Zimmer ein.

Gilbert sah ihn tappend auf das Bett von Andrée zugehen, eine Geberde des Erstaunens machen, als er das Bett verlassen fand, und beinahe in demselben Augenblick

mit dem Arm an das auf dem Tisch stehende Licht stoßen.

Das Licht fiel, und Gilbert hörte wie die krystallene Tille auf dem Marmor des Tisches zerbrach.

Dann rief der Mann zweimal mit dumpfer Stimme: „Nicole! Nicole!“

„Wie, Nicole!“ fragte sich Gilbert aus seinem Versteck. „Warum ruft dieser Mensch Nicole, da er Andrée rufen müßte?“

Als aber keine Stimme auf die seinige antwortete, hob der Unbekannte das Licht vom Boden auf, ging auf den Fußspitzen in das Vorzimmer und zündete es an der Nachtlampe an.

Da concentrirte Gilbert seine ganze Aufmerksamkeit auf diesen seltsamen, nächtlichen Besuch; seine Augen wandten eine so mächtige Willenskraft auf, daß sie eine Mauer durchdrungen hätten.

Plötzlich schauerte Gilbert und machte, so gut er auch verborgen war, einen Schritt rückwärts.

Bei dem Scheine der zwei sich verbindenden Flammen hatte Gilbert bebend und halb todt vor Bestürzung in dem Mann, der das Licht in der Hand hielt, den König erkannt.

Nun war ihm Alles erklärlich. Die Flucht von Nicole, das zwischen ihr und Beausire getheilte Geld und die offen gelassene Thüre, und Richelieu und Taverney, und die ganze geheimnißvolle, unselige Intrigue, deren Mittelpunkt das Mädchen war.

Gilbert begriff, warum der König Nicole gerufen hatte, Nicole, die Vermittlerin dieses Verbrechens, welche, wie Judas mit aller Gefälligkeit ihre Gebieterin verkauft und preisgegeben hatte.

Doch bei dem Gedanken an das, was der König in diesem Zimmer wollte, bei dem Gedanken an das, was vor ihm vorgehen sollte, stieg Gilbert das Blut in die Augen und blendete ihn.

Er hatte Lust zu schreien; doch die Furcht, dieses

unüberlegte, seltsame, unwiderstehliche Gefühl, die Furcht, die er noch vor dem Mann voll Blendwerk hegte, den man den König von Frankreich nannte, fesselte die Zunge von Gilbert in seinem Hals.

Ludwig XV. war indessen, die Kerze in der Hand, in das Zimmer zurückgekehrt.

Kaum befand er sich hier, als er Andrée in einem Nachtgewand von weißer Mousseline erblickte, Andrée, mehr entblößt als verhüllt, Andrée, deren Kopf auf die Lehne des Sophas zurückgesunken war, während ein Bein auf dem Kissen ruhte und das Andere steif und ohne Bekleidung auf den Teppich herabfiel.

Der König lächelte bei diesem Anblick. Die Kerze beleuchtete dieses Lächeln, aber alsbald trat ein Lächeln, beinahe so unheilschwanger als das königliche auf dem Gesichte von Andrée hervor.

Ludwig XV. murmelte ein paar Worte, welche Gilbert als Liebesworte deutete; dann stellte der König sein Licht auf den Tisch, warf, sich umwendend, einen Blick nach dem entflammten Himmel, kniete vor dem Mädchen nieder und küßte seine Hand.

Gilbert wischte den über seine Stirne rieselnden Schweiß ab. Andrée rührte sich nicht.

Als der König fühlte, wie eiskalt diese Hand war, nahm er sie in die seinige, um sie wieder zu erwärmen; er umschlang mit seinem andern Arm diesen so schönen und so zarten Leib und neigte sich, um in das Ohr von Andrée eine von den Liebesschmeicheleien zu flüstern, wie man sie in das Ohr von entschlummerten jungen Mädchen zu flüstern pflegt.

In diesem Augenblick näherte sich sein Gesicht Andrée dergestalt, daß es das des jungen Mädchens streifte.

Gilbert betastete sich und athmete, als er in der Tasche seiner Jacke das Heft eines langen Messers fühlte, das ihm zum Ausputzen der Hagenbuchen diente.

Das Gesicht war eisig wie die Hand.

Der König erhob sich; seine Augen wandten sich dem

nackten Fuß von Andrée zu, diesem Fuß, welcher so weiß und klein war, wie der von Aschenbrödel. Der König nahm ihn zwischen seine beiden Hände und schauerte: dieser Fuß war kalt wie der einer Marmorstatue.

Gilbert, vor dem so viele Schönheiten entblößt waren, Gilbert, den die königliche Lüsternheit gleichsam mit einem Diebstahl an ihm selbst bedrohte, Gilbert knirschte mit den Zähnen und öffnete das Messer, das er bis dahin festgehalten hatte.

Doch schon hatte der König den Fuß von Andrée wieder losgelassen, wie er es mit ihrer Hand, wie er es mit ihrem Gesicht gethan, und erstaunt über den Schlaf des Mädchens, den er Anfangs einer gefallsüchtigen Pruderie zuschrieb, suchte er sich von dieser tödtlichen Kälte, die sich der äußeren Theile dieses schönen Körpers bemächtigt, Rechenschaft zu geben, und er fragte sich, ob wirklich das Herz noch schlage, da Hand, Fuß und Gesicht so eiskalt seien.

Er schob das Nachtgewand von Andrée auf die Seite, entblößte ihre jungfräuliche Brust, und befragte mit seiner zugleich furchtsamen und cynischen Hand das Herz, das er stumm fand unter diesem Fleisch, welches eiskalt war wie der Alabaster, dessen Weiße und runde Form es hatte.

Gilbert schlüpfte halb aus der Thüre, sein Messer in der Hand, das Auge funkelnd, die Zähne an einander gepreßt, entschlossen, wenn der König seine Unternehmungen fortsetzen würde, ihn zu erdolchen, und sich selbst zu erdolchen.

Plötzlich machte ein furchtbarer Donnerschlag alles Geräthe des Zimmers und sogar den Sopha erzittern, vor dem Ludwig XV. kniete; ein neuer, violetter, schwefliger Blitz warf auf das Gesicht von Andrée eine so bläuliche und lebhafte Flamme, daß Ludwig XV., erschrocken über diese Bläße, über diese Unbeweglichkeit und dieses Stillschweigen zurückweichend murmelte:

„In der That, dieses Mädchen ist todt.“

In demselben Augenblick durchlief bei dem Gedanken, er habe einen Leichnam umarmt, ein Schauer die Adern des Königs. Er nahm die Kerze, kehrte zu Andrée zurück und schaute sie bei dem Scheine der zitternden Flamme an. Als er diese violetten Lippen, diese schwarz umkreisten Augen, diese zerstreuten Haare, diesen Hals sah, den kein Athem aufhob, stieß er einen Schrei aus, ließ sein Licht fallen, wankte und stolperte durch das Vorzimmer, an dessen Scheidewand er sich in seinem Schrecken stieß.

Sogleich hörte man seine hastigen Schritte auf der Treppe und dann auf dem Sand des Gartens; bald aber trug der Wind, der im Raume wirbelte und die einzelnen Bäume drehte, Geräusch und Tritte in seinem stürmischen, mächtigen Athem fort.

Nun trat Gilbert, das Messer in der Hand, stumm und düster aus seinem Versteck hervor. Er ging bis auf die Schwelle des Zimmers von Andrée und betrachtete einige Secunden lang das schöne, immer noch in seinen tiefen Schlaf versunkene Mädchen.

Während dieser Zeit brannte die auf den Boden geworfene Kerze auf dem Teppich fort, und beleuchtete den so zarten Fuß und das so reine Bein dieses anbetungswürdigen Leichnams.

Gilbert schloß langsam sein Messer, während sein Gesicht unmerklich den Charakter einer unerbittlichen Entschlossenheit annahm, wonach er an der Thüre horchte, durch welche der König weggegangen war.

Er horchte über eine volle Minute.

Dann schloß er, wie es der König gethan hatte, die Thüre, und stieß den Riegel vor.

Dann blies er die Nachtlampe im Vorzimmer aus.

Dann endlich kehrte er mit derselben Langsamkeit, mit demselben düsteren Feuer in den Augen in das Zimmer von Andrée zurück und setzte den Fuß auf die Kerze, deren Flamme über den Boden hinwogte.

Eine plötzliche Dunkelheit löschte das unselige Lächeln aus, das auf seinen Lippen erschienen war.

„Andrée! Andrée!“ murmelte er, „ich habe Dir gelobt, daß Du mir, wenn Du das dritte Mal in meine Hände fallest, nicht entkommen würdest, wie die zwei ersten Male. Andrée! Andrée! Du hast mich beschuldigt, ich nahm einen Roman, wohl, dieser furchtbare Roman braucht einen furchtbaren Schluß.“

Und die Arme ausgestreckt, ging er gerade auf den Sopha zu, auf dem Andrée, immer noch kalt, unbeweglich und jedes Gefühls beraubt, lag.

CXXIII.

Der Wille.

Wir haben Balsamo wegeilen sehen.

Dscherid trug ihn mit der Geschwindigkeit des Blitzes fort. Bleich vor Ungeduld und Angst, auf der flatternden Mähne liegend, athmete der Reiter durch seine halb geöffneten Lippen die Luft ein, die Luft, die sich vor der Brust des Renners theilte, wie sich das Wasser unter dem raschen Vordertheil des Schiffes spaltet.

Hinter ihm verschwanden, wie phantastische Erscheinungen die Bäume und die Häuser. Kaum erblickte er im Vorbeijagen den auf seiner Achse ächzenden, schweren Wagen, dessen gewichtige fünf Pferde scheu wurden, als sich ihnen dieses lebendige Meteor näherte, von dem sie nicht begreifen konnten, daß es zu derselben Race gehören sollte wie sie.

Balsamo machte auf diese Art ungefähr eine Meile, mit einem so sehr entflammten Gehirn, mit so funkelnden Augen, mit so glühendem, geräuschvollem Athem, daß ihn die Dichter unserer Zeit mit jenen furchtbaren, von Feuer und Dampf schwangern Geistern, welche die schweren, rauchenden Maschinen beleben und auf einer Eisenbahn

hinfliegen machen, verglichen hätten. Roß und Reiter jagten in einigen Secunden durch Versailles; die wenigen, auf den Straßen umherirrenden Einwohner hatten nur einen Streifen von Funken vorüberziehen sehen.

Balsamo ritt noch eine Meile mit derselben Hast fort; Dscherid hatte nicht eine Viertelstunde gebraucht, um diese zwei Meilen zurückzulegen, und diese Viertelstunde war ein Jahrhundert gewesen.

Plötzlich durchzuckte ein Gedanke seinen Geist.

Er hielt auf seinen nervigen Häcksen den Renner mit den stählernen Muskeln kurz an.

Dscherid bog sich, während er hielt, auf den Hinterbeinen und drückte die Vorderfüße in den Sand ein.

Roß und Reiter athmeten einen Augenblick.

Während Balsamo athmete, erhob er den Kopf.

Dann fuhr er mit dem Sacktuch über seine von Schweiß triefenden Schläfe und, die Nasenlöcher erweitert im Hauche des Windes, ließ er in die Nacht folgende Worte fallen:

„Oh! armer Wahnsinniger, der Du bist, weder der Lauf Deines Pferdes, noch Dein glühendes Verlangen werden je die Geschwindigkeit des Blitzes oder die Schnelligkeit des elektrischen Funkens erlangen und dennoch ist es das, was Du brauchst, um das über Deinem Haupte schwebende Unglück zu beschwören; Du brauchst die rasche Wirkung, den unmittelbaren Schlag, den allmächtigen Stoß, der die Bäume lähmt, deren Thätigkeit Du fürchtest, der die Zunge bindet, vor deren Lauf Du bange hast; Du brauchst in der Entfernung den besiegenden Schlaf, der Dir wieder den Besitz der Sklavin verleiht, die ihre Fesseln gebrochen hat. Oh! wenn sie je wieder in meine Gewalt kommt . . .“

Und mit den Zähnen knirschend machte Balsamo eine verzweifelte Geberde.

„Oh! Du magst immerhin wollen, Balsamo, Du magst immerhin rennen,“ rief er, „Lorenza ist schon an Ort und Stelle; sie ist im Begriff zu sprechen, sie hat

vielleicht gesprochen. Oh! elende Frau! oh! alle Strafen werden noch zu sanft sein, um Dich zu züchtigen."

„Laß einmal sehen," fuhr Balsamo, die Stirne gerunzelt, die Augen starr, das Kinn in seiner flachen Hand, fort, „laß einmal sehen: die Wissenschaft ist ein Wort, oder sie ist eine Thatsache; die Wissenschaft vermag oder vermag nicht; ich, ich will! . . . Versuchen wir es . . . Lorenza, Lorenza! ich will, daß Du schläfst; Lorenza, an welchem Ort Du auch sein magst, schlafe, schlafe; ich will es, ich rechne darauf!"

„Oh! nein, nein," murmelte er entmuthigt, „nein, ich lüge; nein, ich glaube nicht daran; nein, ich wage es nicht, darauf zu rechnen, und der Wille ist doch Alles. Oh! ich will doch sehr fest, ich will mit aller Macht meines Wesens. Durchschneide die Lüfte nach meinem höchsten Willen, durchziehe alle diese antipathischen oder gleichgültigen Willensströmungen; durchdringe die Mauern, die Du wie eine Kugel durchbohren mußt; verfolge sie überall, wo sie sein mag; gehe, schlage, vernichte, Lorenza, ich will, daß Du schläfst! Lorenza, ich will, daß Du stumm bist."

Und er streckte einige Augenblicke seinen Gedanken nach diesem Ziele aus, er drückte ihn in sein Gehirn, als wollte er ihm mehr Schwung geben, wenn er gegen Paris springen würde; und nach dieser geheimnißvollen Operation, zu der ohne Zweifel alle göttlichen und von Gott, dem Herrn und Meister aller Dinge belebten Atome beitrugen, ließ Balsamo, die Zähne noch an einander geschlossen, die Fäuste noch geballt, Dscherid wieder die Zügel, doch diesmal ohne ihn das Knie oder den Sporn fühlen zu lassen.

Es war, als wollte sich Balsamo selbst überzeugen.

Da marschirte der edle Renner friedlich, nach der stillschweigenden Erlaubniß, die ihm sein Herr gab, und setzte mit der seiner Race eigenthümlichen Zartheit, einen

beinahe schweigenden Fuß, so leicht war er, auf das Pflaster der Landstraße auf.

Während dieser ganzen Zeit, welche oberflächlichen Blicken verloren vorgekommen wäre, entwarf Balsamo einen ganzen Vertheidigungsplan; er war damit in dem Augenblick zu Ende, wo Dscherid das Pflaster von Sèvres berührte.

Sobald er vor das Gitter des Parkes kam, hielt er an und schaute umher, als ob er Jemand erwartete.

„Es trat in der That ein Mensch unter einem Thorweg hervor und ging auf ihn zu.

„Bist Du es, Fritz?“ fragte Balsamo.

„Ja, Meister.“

„Hast Du Dich erkundigt?“

„Ja.“

„Ist Madame Dubarry in Paris oder in Luciennes?“

„Sie ist in Paris.“

Balsamo schlug einen triumphirenden Blick zum Himmel auf.

„Wie bist Du hierhergekommen?“

„Mit Sultan.“

„Wo ist er?“

„Im Hof dieses Wirthshauses.“

„Gesattelt?“

„Gesattelt.“

„Es ist gut, halte Dich bereit.“

Fritz band Sultan los. Dies war eines von jenen braven deutschen Pferden von gutem Charakter, welche wohl nie wenig bei forcirten Märschen murren, aber nichts desto weniger gehen, so lang sie noch Athem in ihren Flanken haben, und ihrem Herrn der Sporn am Absatz bleibt.

Fritz kam zu Balsamo zurück.

Dieser schrieb unter der Laterne, welche die Herren Beamten der Klauensteuer die ganze Nacht hindurch für ihre fiscalischen Operationen angezündet hielten.

„Reite nach Paris zurück,“ sagte Balsamo zu Fritz,

„übergib, wo sie auch sein mag, dieses Billet Madame Dubarry in Person; Du hast hiezu eine halbe Stunde, wonach Du in die Rue Saint-Claude zurückkehrst, wo Du die Signora Lorenza zu erwarten hast, welche unfehlbar nach Hause kommt; Du läßt sie vorbei, ohne ihr etwas zu sagen, und ohne ihr das geringste Hinderniß entgegenzusetzen: gehe, und erinnere Dich hauptsächlich, daß Dein Auftrag in einer halben Stunde besorgt sein muß."

„Es ist gut, er wird besorgt sein," sagte Fritz.

Und während er Balsamo diese beruhigende Antwort gab, griff er zugleich mit dem Sporn und der Peitsche Sultan an, der, erstaunt über diesen ungewohnten Angriff, ein schmerzliches Gewieher ausstoßend, abging.

Balsamo aber, welcher sich allmälig wieder erholte, schlug den Weg nach Paris ein, wo er drei Viertelstunden hernach mit beinahe frischem Gesicht und ruhigem, oder vielmehr nachdenklichem Auge ankam.

Dies war so, weil Balsamo Recht hatte: so rasch auch Dscherid, dieser wiehernde Sohn der Wüste sein mochte, so war doch Dscherid im Vorzug, und sein Wille allein konnte so rasch gehen, als die ihrem Gefängniß entsprungene Lorenza.

Von der Rue Saint-Claude war sie nach dem Boulevard gegangen, wo sie bald, indem sie sich rechts wandte, die Wälle der Bastille erblickte; aber stets eingeschlossen, kannte Lorenza Paris nicht: überdies war ihr Hauptzweck, das verfluchte Haus zu fliehen, in welchem sie nur einen Kerker erblickte, ihre Rache kam erst in zweiter Linie.

Sie gelangte so ganz unruhig, ganz bedrückt, in den Faubourg Saint-Antoine, als ein junger Mann auf sie zutrat, der ihr seit einigen Minuten voll Erstaunen gefolgt war.

Lorenza, eine Italienerin aus der Gegend von Rom, welche beinahe immer ein ausnahmsweises Leben, außerhalb aller Gewohnheiten der Mode, aller Trachten und aller Gebräuche der Zeit gelebt hatte, Lorenza kleidete sich

mehr wie eine Frau aus dem Orient, als wie eine Europäerin, nämlich stets weit, stets kostbar, wodurch sie sehr wenig den reizenden, wie die Wespen in einen langen Leib geschnürten und ganz von Seide und Mousseline rauschenden Puppen glich, unter denen man vergebens einen Körper suchte, so groß war ihr Bestreben, immateriell zu erscheinen.

Lorenza hatte also von der Tracht der damaligen Französinnen nichts beibehalten oder vielmehr angenommen, als die Schuhe mit zwei Zoll hohen Absätzen, diese unmögliche Chaussure, welche dem Fuß eine Biegung verlieh, die Zartheit der Knöchel hervorhob und in diesem nur sehr wenig mythologischen Jahrhundert, die Flucht der von den Alpheen verfolgten Arethusen unmöglich machte.

Der Alpheus, der unsere Arethusa verfolgte, holte sie also leicht ein; er hatte diese göttlichen Beine unter ihren Röcken von Atlaß und Spitzen, er hatte diese Haare ohne Puder und diese von einem seltsamen Feuer glänzenden Augen unter einem um den Kopf und den Hals gewickelten Mantelet gesehen; er glaubte in Lorenza eine für irgend eine Maskerade, oder für ein Liebesrendez-vous verkleidete Frau zu erblicken, die sich, in Ermangelung eines Fiacre zu Fuß in ein kleines Haus der Vorstadt begebe.

Er näherte sich also, trat, den Hut in der Hand, an die Seite von Lorenza und sagte:

„Mein Gott! Madame, mit dieser Fußbekleidung, welche Sie im Marschiren hindert, werden Sie nicht weit gehen können; wollen Sie meinen Arm annehmen, bis wir einen Wagen finden, so werde ich die Ehre haben, Sie zu begleiten, wohin Sie gehen.“

Lorenza blieb stehen, wandte ungestüm den Kopf um, schaute mit ihrem schwarzen tiefen Auge denjenigen an, welcher ihr ein Anerbieten machte, das viele Frauen für eine Unverschämtheit gehalten hätten und sagte:

„Ja, das will ich wohl.“

Der junge Mann reichte ihr artig den Arm.

„Wohin gehen wir, Madame?“ fragte er.

„In das Hotel des Polizeilieutenant.“

Der junge Mann bebte.

„Zu Herrn von Sartines?“ fragte er.

„Ich weiß nicht, ob er Herr von Sartines heißt, aber ich will mit demjenigen sprechen, welcher Polizeilieutenant ist.“

Der junge Mann fing an, nachzudenken.

Diese junge und schöne Frau, welche in einer seltsamen Tracht um acht Uhr Abends, eine Cassette unter dem Arm haltend, in den Straßen von Paris umherlief und nach dem Hotel des Polizeilieutenant fragte, dem sie den Rücken zuwandte, kam ihm verdächtig vor.

„Ah! Teufel!“ sagte er, „das Hotel des Herrn Polizeilieutenant ist nicht hier.“

„Wo ist es denn?“

„Im Faubourg Saint-Germain.“

„Und welchen Weg hat man nach dem Faubourg Saint-Germain zu nehmen?“

„Dorthin, Madame,“ antwortete der junge Mann ruhig und immer artig; „und wenn Sie wollen, so werden wir beim ersten Wagen, den wir treffen . . .“

„Ja, das ist es, einen Wagen, Sie haben Recht.“

Der junge Mann führte Lorenza nach dem Boulevard zurück und rief einen Fiacre, sobald er einen solchen erblickte.

Der Kutscher folgte dem Ruf.

„Wohin soll ich Madame führen?“ fragte er.

„In das Hotel von Herrn von Sartines?“ sagte der junge Mann.

Und mit einem Reste von Höflichkeit, oder vielmehr Erstaunen, öffnete er den Schlag, verbeugte er sich vor Lorenza und schaute ihr, nachdem er ihr hatte einsteigen helfen, nach, als sie sich entfernte, wie man es im Traum bei einer Erscheinung thut.

Voll Ehrerbietung, als er den furchtbaren Namen

hörte, peitschte der Kutscher seine Pferde und fuhr in der angegebenen Richtung fort.

Da kam Lorenza über die Place-Royale, da geschah es, daß Andrée in ihrem magnetischen Schlaf sie sah und hörte, und Balsamo angab, was sie sah.

In zwanzig Minuten war Lorenza vor der Thüre des Hotels.

„Soll ich warten, meine schöne Dame?“ fragte der Kutscher.

„Ja,“ antwortete Lorenza maschinenmäßig.

Und mit leichten Schritten trat sie unter das Portal des prachtvollen Gebäudes.

CXXIV.

Das Hotel von Herrn von Sartines.

Sobald Lorenza in den Hof kam, sah sie sich umgeben von einer Welt von Gefreiten und Soldaten.

Sie wandte sich an den französischen Garde, der am nächsten bei ihr stand und bat ihn, sie zum Polizeilieutenant zu führen; dieser Garde verwies sie an den Schweizer, der, als er die so schöne fremdartige, so reich gekleidete Frau erblickte, welche eine prachtvolle Cassette unter ihrem Arm hielt, sogleich einsah, es dürfte dies kein müßiger Besuch sein, und Lorenza auf einer großen Treppe bis in ein Vorzimmer führte, wo jeder, der kam, nach einer scharfsinnigen Befragung durch diesen Schweizer zu jeder Stunde des Tags und der Nacht eine Aufklärung, eine Anzeige oder ein Verlangen bei Herrn von Sartines anbringen konnte.

Es versteht sich von selbst, daß die zwei ersten Classen von Besuchen günstiger aufgenommen wurden als die letzte.

Von einem Huissier befragt, antwortete Lorenza nur die Worte:

„Sind Sie Herr von Sartines?"

Der Huissier war sehr erstaunt, daß man seinen schwarzen Rock und seine stählerne Kette mit dem gestickten Frack und der Wolkenperücke des Polizeilieutenants verwechseln konnte; da aber ein Lieutenant sich nie ärgert, wenn man ihn Hauptmann nennt, da er einen fremdartigen Accent in den Worten dieser Frau erkannte, da ihr festes und sicheres Auge nichts von dem einer Wahnsinnigen hatte, so war er überzeugt, die Unbekannte bringe etwas Wichtiges in dem Kistchen, das sie so sorgfältig unter ihrem Arm gedrückt hielt.

Doch da Herr von Sartines ein kluger und argwöhnischer Mann war, da man ihm Fallen mit Reizen gestellt hatte, welche nicht minder zu fürchten waren, als die der schönen Italienerin, so hielt man gut Wache um ihn.

Lorenza hatte daher die Ausforschung, die Verhöre und ängstlichen Fragen eines halben Duzends von Schreibern und Bedienten auszuhalten.

Das Resultat von allen diesen Fragen und Antworten war, Herr von Sartines sei noch nicht zurückgekehrt und Lorenza müsse warten.

Da verschloß sich die junge Frau in ein düsteres Stillschweigen und ließ ihre Augen an den kahlen Wänden des geräumigen Vorzimmers umherirren.

Endlich vernahm man den Klang eines Glöckchens: ein Wagen rollte in den Hof und ein zweiter Huissier verkündigte Lorenza, Herr von Sartines erwarte sie.

Lorenza stand auf und durchschritt zwei Säle voll von Menschen mit verdächtigen Gesichtern und in Trachten, welche noch viel seltsamer waren als die ihrige; dann wurde sie in ein großes, achteckiges durch eine Anzahl von Kerzen erleuchtetes Cabinet eingeführt.

Ein Mann von fünfzig bis fünf und fünfzig Jahren, in einem Schlafrock, eine ungeheure, von Puder und Frisur

ganz wollreiche Perücke auf dem Kopf, saß arbeitend vor einem Meuble von hoher Form, dessen oberer Theil, einem Schranke ähnlich, durch zwei Füllungen mit Spiegelgläsern geschlossen war, in denen der Arbeiter, ohne sich stören zu lassen, diejenigen, welche in sein Cabinet kamen, sah, und ihr Gesicht studiren konnte, ehe sie Zeit gehabt hatten, es nach dem seinigen zu componiren.

Der untere Theil dieses Meuble bildete einen Secretär; eine Anzahl Schubladen von Rosenholz waren in der Mitte angebracht; jede von diesen Schubladen enthielt Buchstaben des Alphabets und Herr von Sartines schloß darin die Papiere und Geheimschriften ein, die Niemand zu seinen Lebzeiten lesen konnte, denn das Meuble öffnete sich nur für ihn allein, und die Niemand nach seinem Tode hätte entziffern können, würde er nicht in einer Schublade, die noch geheimer war als die andern, den Schlüssel der Geheimschrift gefunden haben.

Dieser Schrank enthielt unter den Spiegeln seines obern Theiles zwölf gleichmäßig durch einen unsichtbaren Mechanismus geschlossene Schubladen: ausdrücklich vom Regenten erbaut zu Aufbewahrung von chemischen oder politischen Geheimnissen, war dieses Meuble vom Prinzen Dubois geschenkt, und von Dubois, dem Polizeilieutenant, Herrn Dombreval, hinterlassen worden; von dem letzteren hatte Herr von Sartines das Meuble und das Geheimniß erhalten; Herr von Sartines bediente sich desselben jedoch erst nach dem Tode des Schenkers und zwar, nachdem er zuvor die ganze Einrichtung des Schloßes hatte verändern lassen.

Dieses Meuble hatte einigen Ruf in der Welt, und schloß zu gut, wie man sagte, als daß Herr von Sartines nur seine Perücken hätte darin aufbewahren sollen.

Die Mißvergnügten, und es gab solche in jener Zeit in großer Anzahl, behaupteten, wenn man durch die Füllungen dieses Meuble hätte lesen können, so würde man sicherlich in einem von seinen Schubladen, die berüchtigten Verträge gefunden haben, kraft welcher Seine Majestät

König Ludwig XV., durch die Vermittlung seines getreuen Agenten, des Herrn von Sartines, mit Getreide wucherte.

Der Herr Polizeilieutenant sah also in dem Spiegel das bleiche ernste Gesicht von Lorenza, welche, ihr Kistchen unter dem Arm, auf ihn zuschritt.

Mitten im Cabinet blieb die junge Frau stehen.

Diese Tracht, dieses Gesicht, dieser Gang, fielen ihm auf.

„Wer sind Sie?" fragte er, ohne sich umzuwenden, während er jedoch in den Spiegel schaute; „was wollen Sie von mir?"

„Bin ich vor Herrn von Sartines, dem Polizeilieutenant?"

„Ja," antwortete dieser mit kurzem Tone.

„Wer gibt mir die Gewißheit?"

Herr von Sartines wandte sich um.

„Wird es für Sie ein Beweis sein, daß ich der Mann bin, den Sie suchen, wenn ich Sie ins Gefängniß schicke?"

Lorenza antwortete nicht.

Sie schaute nur mit jener unbeschreiblichen Würde der Frauen ihres Landes umher, um den Stuhl zu suchen, den ihr Herr von Sartines nicht anbot.

Er sah sich durch diesen einzigen Blick besiegt, denn er war ein gut erzogener Mann, der Herr Graf d'Alby von Sartines.

„Setzen Sie sich," sagte er ungestüm.

Lorenza setzte sich in ein Fauteuil.

„Sprechen Sie rasch," sagte der Beamte, „lassen Sie hören, was wollen Sie?"

„Mein Herr," erwiederte die junge Frau, „ich komme um mich unter Ihren Schutz zu stellen."

Herr von Sartines schaute sie mit dem ihm eigenthümlichen hinterhältischen Blick an.

„Ah! ah!" machte er.

„Mein Herr," fuhr Lorenza fort, „ich bin meiner Familie entführt und durch eine lügnerische Heirath einer

Mann unterjocht worden, der mich seit drei Jahren bedrückt und vor Schmerz sterben läßt."

Herr von Sartines schaute das edle Gesicht an und fühlte sich bewegt durch diese Stimme von einem Ausdruck, der so sanft war, daß man ihn hätte für Musik halten sollen.

„Aus welchem Lande sind Sie?" fragte er.

„Ich bin eine Römerin."

„Wie heißen Sie?"

„Lorenza."

„Lorenza . . . und?"

„Lorenza Jeliciani."

„Ich kenne diese Familie nicht. Sind Sie Demoiselle?"

Demoiselle bedeutete in jener Zeit ein Mädchen von vornehmem Stand. In unseren Tagen fühlt sich eine Frau adelig genug, sobald sie sich verheirathet, und sie will nicht mehr anders genannt werden, als Madame.

„Ich bin Demoiselle," antwortete Lorenza.

„Und hernach? was verlangen Sie?"

„Ich verlange Gerechtigkeit von dem Mane, der mich eingesperrt, von aller Welt abgesondert hat."

„Das geht mich nichts an," erwiederte der Polizeilieutenant; „Sie sind seine Frau?"

„Er sagt es wenigstens."

„Wie, er sagt es?"

„Ja, doch ich erinnere mich dessen nicht, da die Heirath während meines Schlafes vollzogen worden ist."

„Pest! Sie haben einen harten Schlaf."

„Wie beliebt?"

„Ich sage, das gehe mich nichts an; wenden Sie sich an einen Anwalt, und führen Sie Prozeß; ich mische mich nicht gern in eheliche Angelegenheiten."

Wonach Herr von Sartines eine Geberde machte, welche bedeutete: gehen Sie.

Lorenza rührte sich nicht.

„Nun?" fragte Herr von Sartines ganz erstaunt.

„Ich bin noch nicht zu Ende," sagte sie, „und wenn

ich hierherkomme, so müssen Sie begreifen, daß ich dies nicht thue, um mich über einen unbedeutenden Gegenstand zu beklagen; ich thue es, um mich zu rächen. Ich habe Ihnen mein Vaterland genannt; die Frauen meines Landes rächen sich und klagen nicht."

„Das ist etwas Anderes," sagte Herr von Sartines, „doch beeilen Sie sich, schöne Dame, meine Zeit ist mir kostbar."

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich komme, um Sie um Ihren Schutz zu bitten; werde ich ihn haben?"

„Schutz, gegen wen?"

„Gegen den Mann, an dem ich mich rächen will."

„Er ist also mächtig?"

„Mächtiger als ein König."

„Erklären wir uns, meine liebe Dame... Warum sollte ich Ihnen meinen Schutz gegen einen Mann bewilligen, der Ihrer Ansicht nach mächtiger ist, als der König, und zwar für eine Handlung, welche vielleicht ein Verbrechen ist. Haben Sie sich an diesem Mann zu rächen, so rächen Sie sich an ihm... Das ist mir gleichgültig, nur lasse ich Sie, wenn Sie ein Verbrechen begehen, verhaften, wonach wir weiter sehen werden... Das ist der Handel."

„Nein, mein Herr," entgegnete Lorenza, „nein, Sie werden mich nicht verhaften lassen, denn meine Rache ist von großem Nutzen für Sie, für den König, für Frankreich. Ich räche mich dadurch, daß ich die Geheimnisse dieses Mannes enthülle."

„Ah! ah! dieser Mann hat Geheimnisse," sagte Herr von Sartines, unwillkührlich interessirt.

„Große Geheimnisse, mein Herr."

„Welcher Art?"

„Politische."

„Sprechen Sie."

„Sagen Sie zuvor, werden Sie mich beschützen?"

„Welchen Schutz verlangen Sie von mir?" fragte

der Beamte mit einem kalten Lächeln: „Geld oder Gewogenheit?“

„Mein Herr, ich verlange in ein Kloster einzutreten, und in diesem unbekannt, verborgen zu leben. Ich verlange, daß dieses Kloster mein Grab werde; daß aber mein Grab von Niemand in der Welt verletzt werden könne.“

„Ah!“ rief der Beamte, „das ist keine sehr große Forderung. Sie sollen das Kloster haben, sprechen Sie.“

„Sie geben mir also Ihr Wort, mein Herr?“

„Mir scheint, ich habe es Ihnen schon gegeben.“

„Dann nehmen Sie dieses Kistchen,“ sprach Lorenza, „es enthält Geheimnisse, die Sie für die Sicherheit des Königs und des Reiches zittern machen werden.“

„Sie kennen diese Geheimnisse?“

„Oberflächlich; doch ich weiß, daß sie bestehen.“

„Und daß sie wichtig sind?“

„Daß Sie furchtbar sind.“

„Politische Geheimnisse, sagen Sie?“

„Haben Sie nie gehört, es bestehe eine geheime Gesellschaft?“

„Ah! die Maurer?“

„Die der Unsichtbaren.“

„Ja, aber ich glaube nicht daran.“

„Wenn Sie dieses Kistchen geöffnet haben, werden Sie daran glauben.“

„Ah! wir wollen sehen,“ rief Herr von Sartines lebhaft.

Und er nahm das Kistchen aus den Händen von Lorenza.

Doch plötzlich, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, stellte er es wieder auf den Schreibtisch.

„Nein,“ sagte er mißtrauisch, „öffnen Sie das Kistchen selbst.“

„Ich habe den Schlüssel nicht.“

„Wie, Sie haben den Schlüssel nicht? Sie bringen mir ein Kistchen, das die Ruhe eines Königreichs enthält, und vergessen den Schlüssel!“

„Ist es denn schwer, ein Schloß zu öffnen?"

„Nein, wenn man es kennt."

Dann nach einem Augenblick fuhr er fort:

„Wir haben Schlüssel für alle Schlösser; man wird Ihnen einen Bund geben, und Sie werden selbst öffnen," fügte er bei, indem er sie fest anschaute.

„Geben Sie," sagte Lorenza ganz einfach.

Herr von Sartines reichte der jungen Frau einen Bund kleiner Schlüssel von allen möglichen Formen.

Sie nahm ihn.

Herr von Sartines berührte ihre Hand, sie war kalt wie eine Marmorhand.

„Aber warum haben Sie den Schlüssel vom Kistchen nicht mitgebracht?" sagte er.

„Weil der Herr des Kistchens sich nie von ihm trennt."

„Und der Herr dieses Kistchens, der Mann, der mächtiger ist, als ein König, wer ist es?"

„Was er ist, vermag Niemand zu sagen; die Zeit, die er gelebt hat, weiß nur die Ewigkeit; die Thaten, die er vollbringt, sieht nur Gott allein."

„Aber sein Name, sein Name?"

„Ich habe ihn seinen Namen zehnmal verändern sehen."

„Doch wie heißt der, unter welchem Sie ihn kennen?"

„Acharat."

„Und er wohnt?"

„In der Rue Saint ..."

Plötzlich bebte, schauerte Lorenza und ließ das Kistchen, das sie in einer Hand, und die Schlüssel, die sie in der andern hielt, fallen; sie strengte sich an, um zu antworten, ihr Mund verdrehte sich in einer schmerzhaften Convulsion; sie fuhr mit ihren beiden Händen an ihren Hals, als ob die Worte, welche eben aus ihrer Kehle hervorzugehen im Begriff waren, sie ersticken wollten; dann hob sie ihre zitternden Arme zum Himmel empor und fiel, ohne daß sie einen Laut zu artikuliren vermochte, in ihrer ganzen Höhe auf den Boden des Cabinets.

„Arme Kleine," murmelte Herr von Sartines, „was Teufels widerfährt ihr denn? Sie ist wahrhaftig sehr hübsch."

„Ah! unter dieser Rache steckt wohl eifersüchtige Liebe."

Er läutete sogleich, und hob selbst die junge Frau auf, welche mit ihren starren Augen und ihren unbeweglichen Lippen todt und schon von diesem Leben geschieden zu sein schien.

Zwei Bedienten traten ein.

„Nehmt diese junge Frau und tragt sie in das nächste Zimmer," sagte er. „Seid bemüht, daß sie wieder zum Bewußtsein kommt, wendet aber durchaus keine Gewalt an. Geht."

Gehorsam trugen die Bedienten Lorenza weg.

CXXV.

Das Kistchen.

Als Herr von Sartines allein war, nahm er das Kistchen und drehte es hin und her wie ein Mensch, der den Werth einer Entdeckung zu schätzen weiß.

Dann streckte er die Hand aus und hob den Schlüsselbund auf, welcher den Händen von Lorenza entfallen war.

Er probirte alle Schlüssel, keiner paßte.

Er zog drei oder vier andere ähnliche Bunde aus einer Schublade.

Diese Bunde enthielten Schlüssel von allen Größen: wohl verstanden Schlüssel von Schränken und Kistchen; man kann wohl sagen, daß Herr von Sartines vom ganz gewöhnlichen, bis zum mikroskopischen Schlüssel, ein Muster von allen bekannten Schlüsseln, besaß.

Er probirte zwanzig, fünfzig, hundert, keiner ließ sich nur umdrehen. Der Beamte errieth, daß das Schloß

nur ein Anschein von einem Schloß, und daß folglich seine Schlüssel nur Trugbilder von Schlüsseln waren.

Dann nahm er aus derselben Schublade einen kleinen Meißel, einen kleinen Hammer und sprengte mit seiner weißen, unter einer großen Mechler-Spitze steckenden Hand, das Schloß, den getreuen Hüter des Kistchens.

Sogleich erschien vor seinen Blicken ein Bündel Papiere, statt der niederschmetternden Maschine, die er darin zu finden befürchtete, oder statt der Gifte, deren Aroma sich tödtlich ausströmen, und Frankreich seines wichtigsten Beamten berauben sollte.

Das erste, was dem Polizeilieutenant in die Augen sprang, waren folgende, von einer sichtbar verstellten Hand geschriebenen Worte:

„Meister, es ist Zeit, den Namen Balsamo aufzugeben."

Es war keine Unterschrift dabei, sondern es fanden sich nur die drei Buchstaben: *L. P. D.*

„Ah! ah!" sagte Herr von Sartines, die Locken seiner Perücke umdrehend, „wenn ich die Handschrift nicht kenne, so kenne ich doch wie ich glaube, den Namen Balsamo, suchen wir beim B."

Er öffnete nun eine von seinen vier und zwanzig Schubladen und zog ein kleines Register daraus hervor, in welchem in alphabetischer Ordnung mit einer feinen Schrift voll Abkürzungen drei bis vierhundert Namen eingeschrieben standen, denen sehr auffallende Federstriche vorangesetzt oder angehängt waren.

„Oh! oh!" murmelte er, „das über Balsamo ist lang."

Und er las das ganze Blatt mit unzweideutigen Zeichen der Unzufriedenheit.

Dann legte er das kleine Register wieder in seine Schublade, um die Untersuchung des Kistchens fortzusetzen.

Er kam nicht weit, ohne von einem tiefen Eindruck ergriffen zu werden. Bald fand er eine Note voll von Namen und geheimen Ziffern.

Die Note kam ihm wichtig vor; sie war an den Rändern sehr abgenutzt und ganz mit Zeichen überladen, die man mit dem Bleistift gemacht hatte. Herr von Sartines läutete:

„Der Gehülfe der Kanzlei, sogleich," sagte er. „Lassen Sie ihn von den Bureaux durch meine Wohnung gehen, um Zeit zu ersparen."

Der Bediente entfernte sich wieder.

Zehn Minuten nachher erschien ein Schreiber, die Feder in der Hand, den Hut unter dem Arm, ein dickes Register unter dem andern, Aermel von schwarzer Sarsche über den Aermeln seines Rockes, auf der Schwelle des Cabinets.

Herr von Sartines erblickte ihn in seinem Spiegelschrank, reichte ihm das Papier über seine Schulter und sagte:

„Entziffern Sie mir das."

„Sehr wohl, gnädigster Herr," antwortete der Schreiber.

Dieser Räthsellöser war ein kleiner, hagerer Mann mit dünnen Lippen, durch das Forschen und Suchen zusammengezogenen Augenbraunen, mit bleichen, oben und unten spitzigem Kopf, scharfem Kinn, zurücklaufender Stirne, vorspringenden Backenknochen und eingefallenen trüben Augen, die sich nur zuweilen belebten.

Herr von Sartines nannte ihn la Fouine.

„Setzen Sie sich," sagte der Beamte, als er sah, daß er mit seinem Wörterbuch, mit seinem Zifferncoder, seiner Note und seiner Feder, in Verlegenheit war.

La Fouine setzte sich bescheiden auf ein Tabouret, drückte seine Füße an einander, und fing an auf seinem Schooß zu schreiben, wobei er in seinem Wörterbuch und in seinem Gedächtniß mit einer unempfindlichen Physiognomie blätterte und suchte.

Nach fünf Minuten hatte er geschrieben.

§

„Befehl, drei tausend Brüder in Paris zu versammeln.

§

„Befehl, drei Kreise und sechs Logen zu bilden.

§

„Befehl, eine Leibwache für den Großkophta zu bilden und ihm vier Wohnsitze auszuwirken, wovon einer in einem königlichen Hause.

§

„Befehl, fünfmalhundert tausend Franken für eine Polizei zu seiner Verfügung zu stellen.

§

„Befehl, in den ersten der Pariser-Kreise die ganze Blüthe der Literatur und der Philosophie einzureihen.

§

„Befehl, die Magistratur zu gewinnen, oder in Sold zu nehmen und sich besonders des Polizeilieutenants, durch Bestechung, durch Gewalt, oder durch List zu versichern."

La Fouine hielt einen Augenblick inne, nicht als ob der arme Mensch nachgedacht hätte, davor hütete er sich wohl, denn das wäre ein Verbrechen gewesen, sondern, weil seine Seite voll, und die Tinte noch frisch war, weshalb er, ehe er fort fuhr ein wenig warten mußte.

Voll Ungeduld riß Herr von Sartines das Blatt aus seinen Händen und las.

Bei dem letzten Paragraphen trat ein solcher Aus-

druck von Schrecken in seinen Zügen hervor, daß er erbleichte, sich im Spiegel seines Schrankes erbleichen zu sehen.

Er gab das Blatt dem Schreiber nicht zurück, sondern reichte ihm ein ganz weißes.

Der Commis fing wieder an zu schreiben und zu entziffern, was er übrigens mit einer für die Ziffermacher furchtbaren Leichtigkeit ausführte.

Diesmal las Herr von Sartines über seine Schulter, Er las wie folgt:

§

„In Paris den Namen Balsamo, der zu sehr bekannt zu werden anfängt, ablegen, und dafür den eines Grafen von Fö ... annehmen."

Der Rest des Namens war unter einem Tintenkleck begraben.

In dem Augenblick wo Herr von Sartines die fehlenden Sylben suchte, welche das Wort bilden sollten, erscholl außen die Klingel und ein Bedienter trat ein und meldete:

„Der Herr Graf von Fönix."

Herr von Sartines stieß einen Schrei aus, faltete auf die Gefahr, das hormonische Gebäude seiner Perücke zu zerstören, die Hände über dem Kopf und entließ eiligst seinen Schreiber durch eine Geheimthüre.

Dann nahm er seinen Platz vor seinem Schreibtisch wieder ein und hieß den Bedienten den Gemeldeten einführen.

Einige Secunden nachher erblickte Herr von Sartines in seinem Spiegel das strenge Profil des Grafen, den er schon einmal flüchtig bei Hofe am Tage der Vorstellung von Madame Dubarry gesehen hatte.

Balsamo trat ohne irgend ein Zögern ein.

Herr von Sartines stand auf, machte dem Grafen

eine kalte Verbeugung, kreuzte ein Bein über das andere und lehnte sich auf eine ceremoniöse Weise an seinem Fauteuil an.

Mit dem ersten Blick hatte der Beamte die Ursache und den Zweck dieses Besuches durchschaut.

Mit dem ersten Blick hatte auch Balsamo die offene und zur Hälfte auf den Schreibtisch vor Herrn von Sartines ausgeleerte Cassette wahrgenommen.

Sein Blick, so flüchtig er auch über dem Kistchen hinstreifte, entging doch dem Polizeilieutenant nicht.

„Welchem Zufall verdanke ich die Ehre Ihrer Gegenwart, Herr Graf?“ fragte Sartines.

„Mein Herr,“ antwortete Balsamo mit einem äußerst freundlichen Lächeln, „ich habe die Ehre gehabt allen Souverains von Europa, allen Ministern, allen Gesandten vorgestellt zu werden, doch ich habe Niemand gefunden, der mich bei Ihnen vorgestellt hätte, und stelle mich daher selbst vor.“

„Wahrhaftig, mein Herr,“ sagte der Polizeilieutenant, „Sie erscheinen äußerst erwünscht, denn ich glaube, wenn Sie nicht selbst gekommen wären, würde ich die Ehre gehabt haben, Sie hierher rufen zu lassen.“

„Ah! sehen Sie, wie sich das gut trifft,“ sagte Balsamo.

Herr von Sartines verbeugte sich mit einem spöttischen Lächeln.

„Mein Herr,“ fuhr Balsamo fort, „wäre ich vielleicht so glücklich, Ihnen nützlich sein zu können?“

Diese Worte wurden ausgesprochen, ohne daß ein Schatten einer Unruhe oder Gemüthsbewegung sein lächelndes Gesicht verdüsterte.

„Sie sind viel gereist, Herr Graf?“ fragte der Polizeilieutenant.

„Sehr viel, mein Herr.“

„Ah!“

„Sie wünschen vielleicht irgend eine geographische Auskunft? Ein Mann von Ihrem Geiste beschäftigt sich

nicht allein mit Frankreich, er umfaßt ganz Europa, die Welt . . ."

„Geographisch ist nicht das Wort, Herr Graf, moralisch wäre richtiger."

„Ich bitte, thun Sie sich weder wegen des einen, noch wegen des andern Zwang an, mein Herr; ich bin ganz zu Ihren Diensten."

„Nun wohl! Herr Graf, denken Sie sich, ich suche einen sehr gefährlichen Menschen, meiner Treue, einen Menschen, der zugleich Atheist . . ."

„Oh!"

„Verschwörer."

„Oh!"

„Fälscher."

„Oh!"

„Der Ehebrecher, Falschmünzer, Empyriker, Charlatan, Chef einer Secte ist, einen Menschen, dessen Geschichte ich in meinen Registern und in der Cassette, die Sie hier sehen, überall habe."

„Oh! ja, ich begreife, Sie haben die Geschichte, aber Sie haben den Mann nicht . . ."

„Nein."

„Teufel! das wäre wichtiger, wie mir scheint."

„Allerdings; doch Sie werden sehen, daß wir ihn demnächst bekommen. Proteus hat nicht mehr Gestalten, als dieser Mann; Jupiter hat nicht mehr Namen als dieser geheimnißvolle Reisende. Acharat in Egypten, Balsamo in Italien, Somini in Sardinien, Marquis Anna in Malta, Marquis Pellegrini in Corsica; endlich Graf von . . ."

„Graf von?" fragte Balsamo.

„Diesen letzten Namen, mein Herr, konnte ich nicht lesen, aber ich bin überzeugt, Sie werden mir helfen, denn es ist nicht möglich, daß Sie diesen Mann nicht auf Ihren Reisen, in einem von den Ländern, die ich Ihnen so eben anführte, kennen gelernt haben."

„Wollen Sie mich ein wenig belehren," sagte Balsamo vollkommen ruhig.

„Ah! ich verstehe, Sie wünschen eine Art von Signalement, nicht wahr, Herr Graf?"

„Ja, mein Herr, wenn es Ihnen gefällig wäre."

„Wohl!" sprach Herr von Sartines, ein forschendes Auge auf Balsamo heftend, „es ist ein Mann von Ihrem Alter, von Ihrem Wuchs, von Ihrer Haltung, bald vornehmer Herr, Gold ausstreuend, bald Charlatan, die natürlichen Geheimnisse suchend, bald dunkles Mitglied einer mysteriösen Brüderschaft, welche in der Finsterniß den Königen den Tod und den Thronen den Einsturz schwört."

„Oh! das ist sehr unbestimmt," sagte Balsamo.

„Wie, sehr unbestimmt?"

„Wenn Sie wüßten, wie viele Menschen ich gefunden habe, die diesem Portrait gleichen!"

„Wahrhaftig?"

„Ganz gewiß; Sie würden wohl daran thun, etwas schärfer zu bezeichnen, wenn ich Ihnen helfen soll. Wissen Sie vor Allem, welches Land er vorzugsweise bewohnt?"

„Er bewohnt alle."

„Aber, zum Beispiel, in diesem Augenblick?"

„In diesem Augenblick ist er in Frankreich."

„Und was macht er in Frankreich?"

„Er leitet eine ungeheure Verschwörung."

„Ah! das ist eine Auskunft, so ist es gut! und wenn Sie wissen, welche Verschwörung er leitet, so haben Sie einen Faden, an dessen Ende Sie aller Wahrscheinlichkeit nach Ihren Mann finden werden."

„Ich glaube das wie Sie."

„Nun, wenn Sie das glauben, warum verlangen Sie einen Rath von mir? das ist unnöthig."

„Ah! ich frage Sie noch weiter um Rath."

„Worüber?"

„Werde ich ihn verhaften lassen, ja oder nein?"

„Ja oder nein?"

„Ja oder nein."

„Ich begreife das nein nicht, Herr Polizeilieutenant, denn wenn er conspirirt . . ."

„Ja; aber wenn er durch einen Namen, durch einen Titel ein wenig geschützt ist . . ."

„Ah! ich verstehe. Aber durch welchen Namen, durch welchen Titel? Sie müßten mir das sagen, damit ich Sie in Ihren Nachforschungen unterstützen könnte, mein Herr."

„Ei! Herr Graf, ich habe Ihnen schon gesagt, ich weiß den Namen, unter dem er sich verbirgt, aber . . ."

„Aber Sie wissen denjenigen nicht, unter welchem er sich zeigt, nicht wahr?"

„Ganz richtig, sonst . . ."

„Sonst würden Sie ihn verhaften lassen?"

„Auf der Stelle."

„Wohl, mein lieber Herr von Sartines, es trifft sich glücklich, wie Sie mir vorhin sagten, daß ich gerade in diesem Augenblick komme, denn ich kann Ihnen den Dienst leisten, den Sie von mir verlangen."

„Sie?"

„Ja."

„Sie werden mir seinen Namen sagen?"

„Ja."

„Den Namen unter dem er sich zeigt?"

„Ja."

„Sie kennen ihn also."

„Genau."

„Und wie heißt dieser Name?" fragte Herr von Sartines in Erwartung einer Lüge.

„Graf von Fönix."

„Wie! der Name, unter dem Sie sich haben melden lassen?"

„Ja, der Name, unter dem ich mich habe melden lassen."

„Ihr Name?"

„Mein Name."

„Dieser Acharat, dieser Somini, dieser Marquis von Anna, dieser Marquis von Pellegrini sind Sie also?"

„Ja," antwortete Balsamo ganz einfach, „ich selbst."

Herr von Sartines brauchte eine Minute, um sich von der Blendung zu erholen, die ihm diese freche Offenherzigkeit verursachte.

„Sie sehen, ich hatte es errathen," sagte er. „Ich kannte Sie, ich wußte, daß Balsamo und der Graf von Fönix nur eine Person sind."

„Ah! ich gestehe, Sie sind ein großer Minister," sprach Balsamo.

„Und Sie ein großer Unvorsichtiger," erwiederte Herr von Sartines, indem er sich nach seinem Glöckchen wandte.

„Unvorsichtiger, warum?"

„Weil ich Sie verhaften lasse."

„Gehen Sie doch," versetzte Balsamo, zwischen das Glöckchen und den Polizeilieutenant tretend. „Verhaftet man mich?"

„Bei Gott! ich frage Sie, was wollen Sie machen, um mich daran zu verhindern?"

„Sie fragen mich das?"

„Ja."

„Mein lieber Polizeilieutenant, ich zerschmettere Ihnen die Hirnschale."

Und Balsamo zog aus seiner Tasche eine reizende, in Vermeil gefaßte Pistole, die man für eine Arbeit von Benvenuto Cellini hätte halten können, so kunstreich war sie ciselirt; diese Pistole richtete er ruhig nach dem Gesicht von Herrn von Sartines, der erbleichend in einen Lehnstuhl sank.

„Gut," sagte Balsamo, indem er einen andern Stuhl zu dem des Polizeilieutenants zog und sich setzte, „gut, nun, da wir sitzen, können wir ein wenig plaudern."

CXXVI.

Plauderei.

Herr von Sartines brauchte einen Augenblick, um nach einer solchen Bestürzung wieder Fassung zu gewinnen. Er hatte, als hätte er hineinschauen wollen, den drohenden Schlund der Pistole gesehen; er hatte sogar auf seiner Stirne die Kälte ihres eisernen Ringes gefühlt.

Endlich erholte er sich.

„Mein Herr," sagte er, „ich habe einen Vortheil vor Ihnen; da ich wußte, mit wem ich sprach, so nahm ich die Vorsichtsmaßregeln nicht, die man gegen gewöhnliche Missethäter nimmt."

„Oh! mein Herr," erwiederte Balsamo, „nun erzürnen Sie nicht, und die schweren Worte überströmen; Sie bemerken also nicht, wie ungerecht Sie sind: ich komme, um Ihnen einen Dienst zu leisten."

Herr von Sartines machte eine Bewegung.

„Einen Dienst, ja, mein Herr," fuhr Balsamo fort, „und Sie täuschen sich ganz und gar in meinen Absichten; Sie sprechen mir von Verschwörern gerade in dem Augenblick, wo ich komme, um Ihnen eine Verschwörung anzuzeigen."

Aber Balsamo mochte sagen, was er wollte, Herr von Sartines schenkte den Worten dieses gefährlichen Besuches keine große Aufmerksamkeit; so daß er bei dem Worte Verschwörung, das ihn in gewöhnlichen Zeiten urplötzlich aufgeweckt hätte, kaum die Ohren spitzte.

„Sie begreifen, mein Herr, da Sie so gut wissen, wer ich bin, Sie begreifen, sage ich, meinen Auftrag in Frankreich. Von Seiner Majestät dem großen Friedrich abgesandt, nämlich mehr oder minder geheimer Botschafter Seiner preußischen Majestät, bin ich neugierig — denn

wer Botschafter sagt, sagt neugierig — mir, dem Neugierigen aber sind die Dinge, welche vorfallen, nicht unbekannt, und eines von diesen Dingen, die ich am besten kenne, ist der Kornwucher."

So einfach Balsamo diese Worte gesprochen hatte, so wirkten sie doch gewaltiger auf den Polizeilieutenant, als alle andern, denn sie machten Herrn von Sartines aufmerksam.

Er hob langsam den Kopf in die Höhe.

„Was meinen Sie mit der Kornangelegenheit?" fragte er, eben so viel Sicherheit heuchelnd, als Balsamo am Anfang dieser Unterredung entwickelt hatte; „wollen Sie mich nun ebenfalls belehren, mein Herr?"

„Sehr gern. Hören Sie also."

„Ich höre."

„Oh! Sie brauchen es mir nicht zu sagen. Sehr geschickte Speculanten haben Seine Majestät den König von Frankreich überredet, er müßte Speicher zu Aufbewahrung des Getreides seiner Völker für den Fall einer Hungersnoth bauen lassen. Man baute also Speicher; während man in der Arbeit begriffen war, sagte man sich, es wäre besser, sie groß zu machen; man sparte nichts daran, weder die Steine, noch den Mörtel und machte sie sehr groß."

„Hernach?"

„Hernach mußte man sie füllen, leere Speicher waren unnütz; man füllte sie also."

„Nun, mein Herr?" fragte Herr von Sartines, der noch nicht klar einsah, worauf Balsamo abzielte.

„Sie errathen, daß man, um sehr große Speicher zu füllen, ein sehr großes Quantum Getreide einlegen mußte. Ist das nicht wahrscheinlich?"

„Gewiß."

„Ich fahre fort; viel Korn der Circulation entzogen, ist ein Mittel, das Volk auszuhungern; denn bemerken Sie wohl, jeder der Circulation entzogene Werth kommt einem Mangel der Production gleich. Tausend Säcke

Korn auf dem Speicher sind tausend Säcke weniger auf dem Platz. Multipliciren Sie diese tausend Säcke nur mit zehn, so steigt das Getreide sogleich im Preis."

Herr von Sartines wurde von einem Reiz zum Husten befallen.

Balsamo hielt inne und wartete ruhig, bis der Husten vorüber war. Sobald ihm aber der Polizeilieutenant Muße ließ, fuhr er fort:

„Der Speculant auf dem Speicher bereichert sich also durch den Zuwachs des Werthes; ist das klar?"

„Vollkommen klar; doch, wie ich sehe, hätten Sie die Absicht, mir eine Verschwörung oder ein Verbrechen anzuzeigen, dessen Urheber Seine Majestät wäre?"

„Ganz richtig . . . Sie begreifen . . ."

„Das ist keck, mein Herr, und ich bin wahrlich neugierig, zu erfahren, wie der König Ihre Anklage aufnehmen wird; ich befürchte, das Resultat wird nicht ganz das sein, welches ich im Auge hatte, als ich vor Ihrer Ankunft in den Papieren dieser Cassette blätterte; nehmen Sie sich in Acht, mein Herr, das dürfte immerhin für Sie auf die Bastille hinauslaufen."

„Ah! das verstehen Sie abermals nicht."

„Wie so?"

„Mein Gott! wie schlecht beurtheilen Sie mich, und wie Unrecht thun Sie mir, daß Sie mich für einen Dummkopf halten. Wie, Sie bilden sich ein, ich, ein Botschafter, ein Neugieriger, wolle den König angreifen . . . was Sie da sagen, wäre das Werk eines Einfaltspinsels. Ich bitte, hören Sie mich also bis zum Ende."

Herr von Sartines machte eine Bewegung mit dem Kopf.

„Diejenigen, welche diese Verschwörung gegen das französische Volk entdeckt haben . . . (verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen von Ihrer kostbaren Zeit nehme, mein Herr, doch Sie werden sogleich sehen, daß dies keine verlorene Zeit ist), Diejenigen, welche diese Verschwörung gegen das französische Volk entdeckt haben, sind Oekonomen, sehr

fleißige, sehr gewissenhafte Leute, welche ihre Loupe forschend auf diesen schmutzigen Handel richteten und dabei bemerkten, der König spiele nicht allein. Sie wissen wohl, daß Seine Majestät ein genaues Register von den Kornpreisen auf den verschiedenen Märkten hält; Sie wissen wohl, daß sich Seine Majestät die Hände reibt, wenn ihm das Steigen acht bis zehn tausend Thaler eingebracht hat; Sie wissen aber auch, daß an der Seite Seiner Majestät ein Mensch ist, dessen Stellung den Handel erleichtert, ein Mensch, der ganz natürlich in Folge gewisser Dienstverrichtungen, — Sie begreifen, es ist ein Beamter, — die Einkäufe, die Ankunft des Getreides, die Einkassierungen überwacht, ein Mensch endlich, der als Mittelsperson für den König dient; die Oekonomen aber, die Leute mit der Loupe, wie ich sie nenne, halten sich, in Betracht, daß es keine Dummköpfe sind, nicht an den König, sondern an den erwähnten Menschen, mein lieber Herr, an den Beamten, an den Agenten, der für Seine Majestät wuchert."

Herr von Sartines suchte seiner Perücke wieder das Gleichgewicht zu geben, doch das war vergebens.

„Ich komme nun zur Sache," fuhr Balsamo fort. „Eben so, wie Sie, der Sie eine Polizei haben, wußten, daß ich der Herr Graf von Fönix bin, weiß ich, daß Sie Herr von Sartines sind."

„Nun, und was hernach?" erwiederte der Polizeilieutenant verlegen; „ja, ich bin Herr von Sartines, das ist leicht zu wissen."

„Wohl! aber begreifen Sie doch, dieser Herr von Sartines ist gerade der Mann mit den Einkaufbüchern, mit den Wuchergeschäften, mit den Einkassierungen, derjenige, welcher, weiß es nun der König nicht, oder hat er Kenntniß davon, mit den Magen von sieben und zwanzig Millionen Franzosen, die ihm seine Functionen unter den bestmöglichen Bedingungen zu ernähren vorschreiben, Handel treibt. Stellen Sie sich nun ein wenig die Wirkung einer solchen Entdeckung vor! Sie sind wenig beliebt beim Volk;

der König ist kein Mann von sehr zarter Natur; sobald das Geschrei der Ausgehungerten Ihren Kopf fordert, wird Seine Majestät, um jeden Verdacht einer Connivenz mit Ihnen, wenn eine solche stattfindet, zu entfernen, oder um Gerechtigkeit zu üben, wenn keine Genossenschaft obwaltet, wird Seine Majestät, sage ich, sich beeilen, Sie an einen Galgen hängen zu lassen, dem von Enguerrand von Marigny ähnlich, Sie erinnern sich?"

„Nicht genau," erwiederte Herr von Sartines sehr bleich, „und Sie beweisen, wie mir scheint, einen schlechten Geschmack, mein Herr, daß Sie vom Galgen mit einem Mann von meiner Stellung sprechen."

„Oh! wenn ich davon spreche, mein lieber Herr," sagte Balsamo, „so geschieht es, weil es mir vorkommt, als ob ich ihn noch sähe, diesen armen Enguerrand. Ich schwöre Ihnen, es war ein vollkommener Edelmann aus der Normandie, von einem sehr alten und sehr adeligen Hause. Er war Kammerherr von Frankreich, Kapitän des Louvre, Intendant der Finanzen und der Gebäude; er war Graf von Longueville, was eine bedeutendere Grafschaft ist, als Ihre Grafschaft Alby. Nun, mein Herr, ich habe ihn an dem Galgen von Montfaucon hängen sehen, den er hatte erbauen lassen, und das war, Gott sei Dank! nicht mein Fehler, denn oft wiederholte ich ihm: „„Enguerrand, mein lieber Enguerrand, nehmt Euch in Acht, Ihr schneidet so breit in die Finanzen ein, daß Euch Karl von Valois nicht verzeihen wird."" Er hörte nicht auf mich, und starb elendiglich. Ach! wenn Sie wüßten, wie viele Polizeipräfecten ich gesehen habe, von Pontius Pilatus, der Jesus Christus verurtheilte, bis auf Herrn Bertin von Bellile, Grafen von Bourdeilhes, Herrn von Brantome, Ihren Vorgänger, der die Laternen eingeführt und die Sträuße verboten hat."

Herr von Sartines stand auf; vergebens suchte er die Aufregung zu verbergen, der er preisgegeben war.

„Nun, so klagen Sie mich an, wenn Sie wollen,"

sagte er; „was liegt mir an der Aussage eines Menschen, wie Sie sind, der an nichts hängt."

„Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr," entgegnete Balsamo, „diejenigen, welche das Aussehen haben, als hingen sie an nichts, hängen gerade oft an Allem, und wenn ich mit allen ihren Einzelnheiten die Geschichte dieses Kornwucherers meinen Correspondenten oder Friedrich schreibe, der, wie Sie wissen, ein Philosoph ist; wenn Friedrich eiligst die Sache mit Bemerkungen von seiner Hand Herrn Arouet von Voltaire schreibt; wenn dieser mit seiner Feder, die Sie hoffentlich wenigstens dem Rufe nach kennen, ein drolliges Mährchen in der Art des Mannes mit den vierzig Thalern gemacht hat; wenn Herr d'Alembert, dieser vortreffliche Arithmetiker, berechnet hat, daß man mit dem durch Sie dem öffentlichen Unterhalt entzogenen Getreide hundert Millionen Menschen drei bis vier Jahre lang hätte nähren können; wenn Helvetius herausgestellt hat, daß der Preis dieses Getreides, in Sechs-Livres-Thaler verwandelt und in Stößen aufgehäuft, bis zum Mond reichen, oder in Kassenbillets neben einander gelegt, sich bis St. Petersburg ausdehnen könnte; wenn diese Berechnung Herrn de la Harpe ein schlechtes Drama, Diderot ein Gespräch von einem Familienvater und Jean Jacques Rousseau von Genf, der nicht schlecht beißt, wenn er anfängt, eine furchtbare Auslegung dieses Gesprächs mit Commentaren, Herrn Caron von Beaumarchais — Gott behüte Sie, daß Sie diesem auf die Füße treten, — eine Denkschrift, Herrn Grimm einen kleinen Brief, Herrn von Holbach einen langen Ausfall, Herrn von Marmontel, der Sie tödten wird, indem er Sie schlecht vertheidigt, ein liebenswürdiges moralisches Mährchen eingegeben hat; wenn man hievon im Café de la Régence, im Palais Royale, bei Audinot, bei den großen Tänzern des Königs spricht, welche, wie Sie wissen, von Herrn Nicolet unterhalten werden; ah! Herr Graf von Alby, dann werden Sie ein noch ganz anders kranker Polizeilieutenant sein, als es der arme Enguerrand von Marigny, an seinem Galgen hän-

gend, war, denn er nannte sich unschuldig, und dies mit einer so innigen Ueberzeugung seines Gewissens, daß ich ihm bei meinem Ehrenwort glaubte, als er es mir sagte."

Ohne den Anstand länger zu berücksichtigen, nahm Herr von Sartines bei diesen Worten seine Perücke vom Kopf, und wischte sich seinen, ganz von Schweiß überströmten Schädel ab.

„Wohl, es mag sein," sagte er. „Doch dies Alles wird mich von nichts abhalten. Richten Sie mich zu Grunde, wenn Sie können. Sie haben Ihre Beweise, ich habe die meinigen. Behalten Sie Ihr Geheimniß, ich behalte die Cassette."

„Ei! mein Herr," erwiederte Balsamo, „das ist abermals ein tiefer Irrthum, in den ich zu meinem großen Erstaunen einen Mann von Ihrer Stärke verfallen sehe; diese Cassette . . ."

„Nun, diese Cassette?"

„Werden Sie nicht behalten."

„Oh!" rief Herr von Sartines mit einem spöttischen Gelächter, „es ist wahr, ich vergaß, daß der Herr Graf von Fönix ein Stegreifritter ist, der die Leute mit gewaffneter Hand ausplündert. Ich sah Ihre Pistole nicht mehr, weil Sie sie wieder in die Tasche gesteckt hatten. Entschuldigen Sie mich, Herr Botschafter."

„Ei, mein Gott! es handelt sich hier nicht um Pistolen, Herr von Sartines; Sie glauben sicherlich nicht, ich wolle Ihnen mit Gewalt dieses Kistchen entreißen, daß ich, sobald ich auf der Treppe wäre, Ihre Klingel ertönen und Sie selbst: Diebe! schreien hören würde. Nein! wenn ich sage, Sie werden das Kistchen nicht behalten, so meine ich damit, Sie werden es mir ganz freiwillig selbst zurückgeben."

„Ich!" rief der Polizeilieutenant, indem er seine Faust mit solcher Gewalt auf den streitigen Gegenstand drückte, daß er ihn beinahe zerbrochen hätte.

„Ja, Sie."

„Spotten Sie immerhin, mein Herr; doch was das

Kistchen betrifft, so sage ich Ihnen, daß Sie es nur mit meinem Leben bekommen sollen. Und habe ich dieses Leben nicht tausendmal gewagt? Bin ich es nicht bis zum letzten Blutstropfen dem Dienste Seiner Majestät schuldig? Tödten Sie mich, das steht in Ihrer Macht; doch der Lärmen würde Rächer herbeiziehen und ich hätte noch genug Stimme, um Sie aller Ihrer Verbrechen zu überweisen. Ah! ich soll Ihnen dieses Kistchen zurückgeben," fügte er mit einem bitteren Gelächter bei, „und wenn es die Hölle forderte, gäbe ich es nicht zurück."

„Ich werde mich auch nicht der Vermittlung höllischer Mächte bedienen; die Vermittlung der Person, welche in diesem Augenblick an Ihr Hofthor klopfen läßt, wird mir genügen."

Es erschollen in der That drei Schläge.

„Die Vermittlung der Person, deren Wagen, wie Sie hören, in diesem Augenblick in Ihren Hof fährt," fuhr Balsamo fort.

„Es ist, wie es scheint, ein Freund von Ihnen, der mir die Ehre seines Besuches gönnt?"

„Wie Sie sagen, ein Freund von mir."

Der Polizeilieutenant hatte eine Geberde erhabener Verachtung noch nicht vollendet, als ein Diener voll Eifer die Thüre öffnend meldete, die Frau Gräfin Dubarry bitte Monseigneur um eine Audienz.

Herr von Sartines bebte und schaute verblüfft Balsamo an, der seine ganze Selbstbeherrschung zu Hülfe rief, um dem ehrenwerthen Staatsbeamten nicht in's Gesicht zu lachen.

In diesem Augenblick trat hinter dem Diener eine Frau, welche keiner Erlaubniß zu bedürfen glaubte, ganz rasch und duftend ein; es war die schöne Gräfin, deren wogende Röcke mit einem sanften Rauschen an der Thüre des Cabinets anstreiften.

„Sie, gnädige Frau, Sie!" murmelte Herr von Sartines, der mit einem Reste von Schrecken das noch

offene Käſtchen in ſeine Hände genommen hatte und an ſeine Bruſt gedrückt hielt.

„Guten Morgen, Sartines,“ ſagte die Gräfin mit ihrem heiteren Lächeln; dann ſich an Balſamo wendend, fügte ſie bei: „Guten Morgen, lieber Graf.“

Und ſie reichte dem letztern ihre Hand; Balſamo neigte ſich vertraulich auf dieſe weiße Hand, und drückte ſeine Lippen dahin, wo ſo oft die königlichen Lippen geruht hatten.

Bei dieſer Bewegung fand Balſamo Zeit, der Gräfin drei bis vier Worte zuzuflüſtern, welche Herr von Sartines nicht hören konnte.

„Ah! gut, da iſt mein Kiſtchen!“ rief die Gräfin.

„Ihr Kiſtchen!“ ſtammelte Herr von Sartines.

„Allerdings mein Kiſtchen. Sieh da, Sie haben es geöffnet, Sie thun ſich wenig Zwang an.“

„Aber Frau Gräfin ...“

„Oh! das iſt reizend ... ich dachte es mir doch. Man ſtahl mir mein Kiſtchen, da ſagte ich zu mir ſelbſt: ich muß zu Herrn von Sartines gehen, er wird es mir wieder finden. Sie warteten meine Forderung nicht ab, und haben es vorher ſchon gefunden; ich danke.“

„Und der Herr hat es, wie Sie ſehen, ſogar geöffnet,“ ſagte Balſamo.

„Ja, wahrhaftig! ... hat man dergleichen je erlebt? Das iſt abſcheulich, Sartines.“

„Gnädige Frau, unbeſchadet der vollen Achtung, die ich für Sie habe, muß ich befürchten, daß Sie ſich imponiren laſſen,“ ſprach der Polizeilieutenant.

„Imponiren laſſen, mein Herr,“ fragte Balſamo, „ſagen Sie dieſes Wort zufällig in Beziehung auf mich?“

„Ich weiß, was ich weiß,“ erwiedetre Herr von Sartines.

„Und ich weiß nichts,“ ſagte Madame Dubarry ganz leiſe zu Balſamo; „laſſen Sie hören, was gibt es, lieber Graf? Sie haben ſich auf mein Verſprechen, Ihnen die erſte Bitte zu bewilligen, die Sie an mich richten würden,

berufen. Ich halte mein Wort wie ein Mann, und hier bin ich."

„Frau Gräfin," antwortete Balsamo laut, „Sie haben mir vor wenigen Tagen diese Cassette und Alles, was sie enthält, anvertraut."

„Ganz gewiß," sprach Madame Dubarry, mit ihrem Blick den Blick des Grafen erwiedernd.

„Ganz gewiß!" rief Herr von Sartines, „Sie sagen ganz gewiß, gnädige Frau?"

„Ja wohl, und die Frau Gräfin hat diese Worte laut genug ausgesprochen, daß Sie dieselben hören konnten."

„Eine Cassette, welche vielleicht zehn Verschwörungen enthält!"

„Ah! Herr von Sartines, Sie wissen wohl, daß Sie mit diesem Wort kein Glück haben, wiederholen Sie es also nicht. Die Frau Gräfin verlangt ihr Kistchen von Ihnen, geben Sie es ihr einfach zurück."

„Sie verlangen es zurück, gnädige Frau?" sagte Herr von Sartines, vor Zorn zitternd.

„Ja, lieber Polizeilieutenant."

„Aber erfahren Sie wenigstens ..."

Balsamo schaute die Gräfin an.

„Ich habe nichts zu erfahren, was ich nicht schon wüßte," entgegnete Madame Dubarry; „geben Sie mir das Kistchen zurück; ich habe mich nicht umsonst hieher bemüht, verstehen Sie?"

„Im Namen des lebendigen Gottes, im Namen der Interessen Seiner Majestät, Madame!"

Balsamo machte eine Geberde der Ungeduld.

„Dieses Kistchen, mein Herr!" sagte die Gräfin mit kurzem Tone, „dieses Kistchen, ja oder nein! Bedenken Sie es wohl, ehe Sie nein sagen."

„Wie es Ihnen beliebt, gnädige Frau," antwortete Herr von Sartines demuthsvoll.

Und er reichte der Gräfin das Kistchen, in das Bal=

samo schon wieder alle die auf dem Schreibtisch zerstreuten Papiere hineingeschoben hatte.

Madame Dubarry wandte sich mit einem reizenden Lächeln gegen den letzteren und sagte zu ihm:

„Graf, wollen Sie mir dieses Kistchen bis zu meinem Wagen tragen, und mir Ihre Hand geben, daß ich nicht allein durch alle diese mit so gemeinen Gesichtern meublirten Vorzimmer gehen muß. Ich danke, Sartines."

Und Balsamo wandte sich schon mit seiner Beschützerin nach der Thüre, als er Herrn von Sartines sich nach der Klingel wenden sah.

„Frau Gräfin," sprach Balsamo, seinen Feind mit dem Blick zurückhaltend, „haben Sie die Güte, Herrn von Sartines, der mir ungeheuer darüber böse ist, daß ich Ihr Kistchen von ihm zurückverlangt habe, haben Sie die Güte, ihm zu sagen, wie sehr Sie in Verzweiflung wären, wenn mir ein Unglück durch das Benehmen des Herrn Polizeilieutenants widerführe, und wie Sie ihm sehr schlechten Dank dafür wüßten."

Die Gräfin lächelte Balsamo zu und sprach:

„Sie hören, was der Herr Graf sagt, Herr von Sartines, es ist die reine Wahrheit; der Herr Graf ist ein vortrefflicher Freund von mir, und ich würde Sie tödtlich hassen, wenn Sie ihm in irgend einer Hinsicht mißfällig wären. Adieu, Sartines!"

Und ihre Hand in der von Balsamo, welcher das Kistchen trug, verließ Madame Dubarry das Cabinet des Polizeilieutenants.

Herr von Sartines ließ sie Beide weggehen, ohne die Wuth zu offenbaren, welche Balsamo bei ihm ausbrechen zu sehen erwartete.

„Gehe!" murmelte der besiegte Staatsbeamte, „gehe, Du hast das Kistchen, aber ich habe die Frau!"

Und um sich zu entschädigen, läutete er, daß alle Glocken hätten zerspringen müssen.

CXXVII.

Worin Herr von Sartines zu glauben anfängt, Balsamo sei ein Zauberer.

Bei dem hastigen Klingeln der Glocke von Herrn von Sartines lief ein Huissier herbei.

„Nun!“ fragte der Polizeilieutenant, „diese Frau?“

„Welche Frau, Monseigneur?“

„Die Frau, welche hier ohnmächtig geworden ist, und die ich Euch anvertraut habe.“

„Monseigneur, sie befindet sich sehr wohl,“ erwiederte der Huissier.

„Gut; bringt sie mir.“

„Wo soll ich sie suchen, Monseigneur?“

„Wie? in diesem Zimmer.“

„Sie ist nicht mehr da, Monseigneur.“

„Sie ist nicht mehr da! wo ist sie denn?“

„Ich weiß es nicht.“

„Ist sie weggegangen?“

„Ja.“

„Ganz allein?“

„Ja.“

„Aber sie konnte sich nicht aufrecht halten.“

„Monseigneur, es ist wahr, sie blieb einige Augenblicke ohnmächtig; doch fünf Minuten nachdem Herr von Fönix in das Cabinet von Monseigneur eingeführt war, erwachte sie aus dieser seltsamen Ohnmacht, gegen die weder Essenzen, noch Riechsalze irgend etwas vermochten. Da öffnete sie die Augen, stand mitten unter uns auf und athmete mit einer zufriedenen Miene.“

„Hernach?“

„Hernach wandte sie sich gegen die Thüre, und da

Monseigneur nicht sie zurückzuhalten befohlen hatte, so ging sie weg."

„Sie ist weggegangen!" rief Herr von Sartines, „Ah! Ihr Unglückliche, die Ihr alle seid, ich lasse Euch insgesammt in Bicêtre verfaulen! Geschwinde, geschwinde, man schicke mir meinen ersten Agenten."

Der Huissier ging rasch hinaus, um diesem Befehl zu gehorchen.

„Der Elende ist ein Zauberer," murmelte der unglückliche Staatsbeamte. „Ich bin Polizeilieutenant des Königs, er ist Polizeilieutenant des Teufels."

Der Leser hat ohne Zweifel schon begriffen, was sich Herr von Sartines nicht erklären konnte. Sogleich nach der Scene mit der Pistole und während der Polizeilieutenant sich wieder zu erholen suchte, hatte sich Balsamo, diesen Augenblick der Unterbrechung benützend, orientirt und, indem er sich nach und nach gegen die vier Himmelsgegenden, sicher, in einer derselben Lorenza zu treffen, gewendet, der jungen Frau aufzustehen, hinauszugehen und auf demselben Weg, den sie schon gewählt hatte, nämlich durch die Rue Saint-Claude, zurückzukehren befohlen.

Sobald dieser Wille sich im Geiste von Balsamo festgestellt hatte, entstand eine magnetische Strömung zwischen ihm und der jungen Frau, welche dem Befehl gehorchend, den sie durch anschauende Erkenntniß erhielt, aufstand und sich entfernte, ohne daß Jemand sich ihrem Abgang zu widersetzen wagte.

Herr von Sartines legte sich noch an demselben Abend zu Bette und ließ sich zur Ader: der Aufruhr war zu stark gewesen, als daß er ihn ungestraft ertragen konnte, und hätte die Sache noch eine Viertelstunde länger gedauert, so wäre er, wie der Arzt versicherte, einem Schlagflusse unterlegen.

Während dieser Zeit hatte Balsamo die Gräfin an ihren Wagen zurückgeführt und es versucht, sich von ihr zu verabschieden; doch sie war nicht die Frau, die ihn so hätte weggehen lassen, ohne wo möglich Aufklärung von

ihm über das seltsame Ereigniß, das vor ihren Augen vorgefallen war, zu erlangen.

Sie bat also den Grafen, zu ihr einzusteigen; der Graf gehorchte und ein Reitknecht führte Dscherid an der Hand nach.

„Sie sehen, Graf, ob ich redlich bin," sprach sie, „und ob ich, wenn ich Jemand Freund nannte, das Wort mit dem Mund oder mit dem Herzen gesagt habe. Ich wollte nach Luciennes zurückkehren, wo mich der König, wie er mir sagte, morgen früh besuchen sollte; doch da kam Ihr Brief, und ich ließ Ihnen zu Liebe Alles im Stich. Viele wären über die Worte Verschwörungen und Verschwörer, die uns Herr von Sartines in's Gesicht warf, erschrocken; doch ich schaute Sie an, ehe ich handelte, und entsprach Ihren Wünschen."

„Madame," erwiederte Balsamo, „Sie haben mich reichlich für den kleinen Dienst bezahlt, den ich Ihnen zu leisten im Stande war; doch bei mir geht nichts verloren; ich weiß dankbar zu sein, und das sollen Sie erfahren. Glauben Sie indessen nicht, daß ich ein Strafbarer, ein Verschwörer bin, wie Herr von Sartines sagt. Dieser theure Staatsbeamte hat aus den Händen von irgend Jemand, der mich verräth, dieses Kistchen bekommen, das voll von meinen chemischen und hermetischen Geheimnissen ist, von Geheimnissen, Frau Gräfin, die ich Ihnen mittheilen will, damit sie diese unsterbliche, diese glänzende Schönheit, diese blendende Jugend behalten ... Als nun der theure Herr von Sartines die Ziffern meiner Formeln sah, rief er die Kanzlei zu Hülfe, welche, um sich nicht auf einem Mangel an Kenntnissen ertappen zu lassen, meine Ziffern auf ihre Weise auslegte. Ich glaube Ihnen schon einmal gesagt zu haben, Madame: das Handwerk ist noch nicht frei von allen Gefahren, die es im Mittelalter umgeben haben; nur aufgeklärte und junge Geister, wie der Ihrige, sind ihm günstig. Kurz, Frau Gräfin, Sie haben mich aus einer Verlegenheit gerettet; ich be-

zeuge Ihnen dies und werde Ihnen meine Dankbarkeit beweisen."

„Aber was hätte er Ihnen denn gethan, wenn ich Ihnen nicht zu Hülfe gekommen wäre?"

„Er hätte mich, um dem König Friedrich, den Seine Majestät haßt, einen Streich zu spielen, in Vincennes oder in der Bastille eingesperrt. Ich weiß wohl, ich wäre wieder herausgekommen durch das Verfahren, das ich anwende, um den Stein unter dem Hauch zu schmelzen; doch ich hätte dabei mein Kistchen verloren, das, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre gehabt habe, viele seltsame und unbezahlbare Formeln enthält, welche durch einen glücklichen Zufall von der Wissenschaft der ewigen Finsterniß entrissen worden sind."

„Ah! Graf, Sie beruhigen mich und entzücken mich zugleich, Sie versprechen mir also einen Verjüngungstrank?"

„Ja."

„Und wann werden Sie ihn mir geben?"

„Oh! wir haben keine Eile. Sie werden ihn in zwanzig Jahren von mir verlangen, schöne Gräfin. Ich denke, Sie haben jetzt keine Lust, wieder ein Kind zu werden."

„Sie sind in der That ein bezaubernder Mann; doch noch eine letzte Frage, und ich lasse Sie, denn sie scheinen mir große Eile zu haben."

„Sprechen Sie, Gräfin."

„Sie sagten mir, es habe Sie Jemand verrathen: ist es ein Mann oder eine Frau?"

„Eine Frau."

„Ah! ah! Liebe!"

„Ach! ja, verdoppelt durch eine Eifersucht, welche bis zur Wuth geht und die schönen Wirkungen hervorbringt, die Sie gesehen haben. Es ist eine Frau, welche mich, da sie es nicht wagte, mir einen Dolchstoß zu geben, weil sie weiß, daß man mich nicht tödten kann, in einem Gefängniß begraben oder zu Grunde richten wollte."

„Wie, zu Grunde richten?"

„Sie glaubte es wenigstens."

„Graf, ich lasse halten," sagte die Gräfin lachend. „Ist es denn das Quecksilber, das in Ihren Adern läuft, was Ihnen die Unsterblichkeit verleiht, welche macht, daß man Sie anzeigt, statt Sie zu tödten?.. Wollen Sie hier aussteigen, oder soll ich Sie nach Hause führen, wählen Sie?"

„Nein, Madame, es wäre zu viel Güte von Ihnen, wenn Sie mir zu Liebe von Ihrem Wege abgingen. Ich habe hier mein Pferd Dscherid."

„Ah! das wunderbare Thier, das dem Wind an Schnelligkeit zuvorkommen soll."

„Ich sehe, daß es Ihnen gefällt, Frau Gräfin."

„Es ist in der That ein herrlicher Renner."

„Erlauben Sie mir, Ihnen denselben unter der Bedingung anzubieten, daß Sie ihn allein reiten."

„Oh! nein, ich danke; ich reite nicht, oder reite wenigstens nur sehr furchtsam. Ihre Absicht hat für mich einen eben so großen Werth, als das Geschenk selbst. Leben Sie wohl, lieber Graf, vergessen Sie in zehn Jahren nicht meinen Verjüngungstrank."

„Ich habe zwanzig Jahre gesagt."

„Graf, Sie kennen das Sprüchwort: besser ich habe, als ich hätte. Sie können mir ihn sogar in fünf Jahren geben . . . man weiß nicht, was geschieht."

„Wann es Ihnen beliebt, Gräfin, Sie wissen, daß ich ganz der Ihrige bin."

„Ein letztes Wort, Graf."

„Ich höre, Madame."

„Ich muß ein großes Zutrauen zu Ihnen haben, daß ich es an Sie richte."

Balsamo, der schon ausgestiegen war, überwand seine Ungeduld und näherte sich wieder der Gräfin.

„Man sagt überall," fuhr Madame Dubarry fort, „der König habe eine Neigung für die kleine Taverney?"

„Ah! Frau Gräfin, das ist möglich!"

„Eine sehr lebhafte Neigung, wie man behauptet,

Graf, Sie müssen mir das sagen, wenn es wahr ist. Schonen Sie mich nicht, Graf, behandeln Sie mich als Freundin, ich beschwöre Sie; Graf, sagen Sie mir die Wahrheit."

„Madame, ich werde mehr thun," erwiederte Balsamo, „ich stehe Ihnen dafür, daß Fräulein Andrée nie die Geliebte des Königs wird."

„Und warum dies?" rief Madame Dubarry.

„Weil ich es nicht will," antwortete Balsamo.

„Oh!" machte Madame Dubarry ungläubig.

„Sie zweifeln daran?"

„Ist das nicht erlaubt?"

„Zweifeln Sie nie an der Wissenschaft, Madame. Sie haben mir geglaubt, als ich Ja sagte, glauben Sie mir auch, wenn ich Nein sage."

„Sie haben also Mittel ..."

Lächelnd hielt sie inne.

„Vollenden Sie."

„Mittel, welche im Stande sind, den Willen des Königs zu nichte zu machen oder seine Laune zu bekämpfen?"

Balsamo lächelte.

„Ich schaffe Sympathien," sagte er.

„Ja, ich weiß das."

„Sie glauben auch daran."

„Ich glaube daran."

„Wohl, ich werde sogar Widerwillen und im Fall der Noth Unmöglichkeiten schaffen. Seien Sie also unbesorgt, Gräfin, ich wache."

Balsamo breitete alle diese Fetzen von Phrasen mit einer Zerstreutheit aus, welche Madame Dubarry nicht, wie sie es that, für Divination gehalten haben würde, hätte sie den ganzen fieberhaften Durst gekannt, mit dem Balsamo so schnell als möglich Lorenza wieder zu finden trachtete.

„Ah! Graf," sprach sie, „Sie sind offenbar nicht nur mein Glücksprophet, sondern auch mein Schutzengel.

Graf, merken Sie wohl auf: ich werde Sie vertheidigen, vertheidigen Sie mich. Lassen Sie uns ein Bündniß schließen."

„Es sei," sagte Balsamo.

Und er küßte der Gräfin abermals die Hand.

Dann schloß er den Schlag des Wagens, den die Gräfin in den Champs=Elysées hatte halten lassen, bestieg sein Pferd, das vor Freude wieherte, und verschwand bald im Schatten der Nacht.

„Nach Luciennes!" rief Madame Dubarry getröstet.

Balsamo ließ diesmal ein schwaches Pfeifen hören, preßte leicht die Kniee an, und Dscherid sprengte im Galopp fort.

Fünf Minuten nachher war er im Vorhause in der Rue Saint=Claude und schaute Fritz an.

„Nun?" fragte er voll Angst.

„Ja, Herr," antwortete der Diener, der in seinem Blick zu lesen gewohnt war.

„Ist sie zurückgekehrt?"

„Sie ist oben."

„In welchem Zimmer?"

„In dem Zimmer mit den Pelzen."

„In welchem Zustand?"

„Oh! sehr müde; sie lief so rasch, daß ich, der ich sie kommen sah, weil ich auf sie lauerte, nicht einmal Zeit hatte, ihr entgegen zu gehen."

„In der That!"

„Oh! ich war ganz erschrocken darüber; sie kam hierher wie ein Sturmwind, stieg die Treppe hinauf, ohne Athem zu schöpfen, und fiel plötzlich, als sie ins Zimmer eintrat, auf die große, schwarze Löwenhaut. Dort werden Sie sie finden."

Balsamo ging hastig hinauf und fand in der That Lorenza, welche sich kraftlos gegen die ersten Convulsionen einer Nervenkrise sträubte. Schon zu lange lastete das Fluidum auf ihr, und es nöthigte sie zu gewaltsamen Acten. Sie litt, sie seufzte; es war, als ob ein Berg auf ihrer

Brust läge, und als ob sie ihn mit beiden Händen wegzuschieben versuchte.

Balsamo schaute sie einen Augenblick mit einem vor Zorn funkelnden Auge an, nahm sie in seine Arme und trug sie in ihr Zimmer, dessen geheimnißvolle Thüre sich hinter ihm schloß.

CXXVIII.

Das Lebenselixir.

Man weiß, in welcher Stimmung Balsamo in das Zimmer von Lorenza zurückgekehrt war. Er schickte sich an, sie aufzuwecken, um ihr die Vorwürfe zu machen, die sein dumpfer Zorn ausbrütete, und er war entschlossen, sie nach dem Rathe dieses Zornes zu bestrafen, als eine dreifache Erschütterung des Plafond ihm verkündigte, Althotas habe seine Rückkehr wahrgenommen und wolle ihn sprechen.

Er wartete indessen noch, denn er hoffte, er habe sich entweder getäuscht, oder das Signal sei nur ein zufälliges gewesen, als der ungeduldige Greis seine Aufforderung Schlag auf Schlag wiederholte, so daß Balsamo, befürchtete er nun, Althotas könnte, wie dies schon einige Male geschehen war, herabkommen, oder Lorenza dürfte, durch einen dem seinigen entgegengesetzten Einfluß aufgeweckt, von einem neuen Umstand Kenntniß bekommen, welcher für ihn nicht minder gefährlich wäre, als seine politischen Geheimnisse, so daß Balsamo, sagen wir, nachdem er, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, Lorenza mit einer abermaligen Ladung von Fluidum belastet hatte, wegging, um sich zu Althotas zu begeben.

Es war Zeit, daß er kam, die Fallthüre war schon auf halbem Weg vom Plafond, Althotas hatte seinen rol-

lenden Stuhl verlassen und zeigte sich, auf den beweglichen Theil des Bodens gekauert, der sich erhob und hinabsank.

Er sah Balsamo aus dem Zimmer von Lorenza kommen.

In dieser Stellung war der Greis zugleich furchtbar und häßlich anzuschauen.

Sein weißes Gesicht, das noch lebendig zu sein schien, hatte an einigen Stellen purpurne Flecken vom Feuer des Zorns; seine mageren, knochigen, skelettartigen Hände zitterten und klapperten; seine tiefliegenden Augen schienen in ihren Höhlen umherzuschweifen, und er stieß in einer, selbst seinem Zögling, unbekannten Sprache die heftigsten Schmähungen gegen diesen aus.

Als er von seinem Lehnstuhl aufgestanden war, um die Feder spielen zu lassen, schien er nur mit Hülfe seiner zwei langen, magern, spinnenartigen Arme zu leben und sich zu bewegen; er ging, wie gesagt, aus seinem für Alle, mit Ausnahme von Balsamo, unzugänglichen Zimmer und war im Begriff, sich in das untere Zimmer zu begeben.

Daß dieser schwache, sonst so träge Greis seinen Lehnstuhl, eine verständige Maschine, die ihm jede Anstrengung ersparte, verließ, daß er sich entschloß, einen der Acte des gewöhnlichen Lebens auszuführen, daß er sich der Sorge und Anstrengung unterzog, eine solche Veränderung in seinen Gewohnheiten zu bewerkstelligen, dazu bedurfte es einer ganz außerordentlichen Aufregung, die ihn seinem beschaulichen Leben entreißen und in das wirkliche Leben zurückzukehren zwingen mußte.

Gleichsam auf der That ertappt, zeigte sich Balsamo zuerst erstaunt, dann unruhig.

„Ah!“ rief Althotas, „Du bist hier, Taugenichts; Du bist hier, Undankbarer; Du bist hier, Treuloser, der Du Deinen Meister verläßest.“

Balsamo raffte gemäß seiner Gewohnheit, wenn er mit dem Greise sprach, seine ganze Geduld zusammen.

„Mir scheint, mein Freund, Ihr habt so eben erst gerufen," erwiederte er mit sanftem Tone.

„Dein Freund!" rief Althotas, „Dein Freund! gemeines, menschliches Geschöpf! Ich glaube, Du sprichst mit mir in der Stellung von Deines Gleichen. Ein Freund für Dich, ich glaube wohl. Mehr als Freund, Vater; Vater, der Dich ernährt, der Dich erzogen, der Dich unterrichtet, der Dich bereichert hat. Aber Freund für mich, oh, nein! denn Du hast mich verlassen, denn Du hungerst mich aus, denn Du ermordest mich."

„Ruhig, Meister, Ihr bringt Eure Galle in Aufruhr, Ihr verderbt Euer Blut und macht Euch krank."

„Krank! Hohn! Bin ich je krank gewesen, wenn nicht, da Du mich wider meinen Willen an einigen von den Erbärmlichkeiten der schmutzigen menschlichen Lebensverhältnisse Theil nehmen machtest? Krank! hast Du vergessen, daß ich die Anderen heile?"

„Nun, ich bin hier, Meister," entgegnete Balsamo mit kaltem Tone, „verlieren wir nicht die Zeit umsonst."

„Ja, ich rathe Dir, mich hieran zu erinnern; die Zeit, die Zeit, die Du mich zu sparen nöthigst, mich, für den dieser jedem andern Geschöpf zugemessene Stoff weder ein Ende, noch eine Gränze haben sollte; ja, meine Zeit geht vorüber; ja, meine Zeit verliert sich; ja, meine Zeit fällt, wie die Zeit der Andern, Minute für Minute in die Ewigkeit, während m e i n e Zeit die Ewigkeit selbst sein müßte."

„Sprecht, Meister," sagte Balsamo mit unstörbarer Geduld, während er die Fallthüre bis auf den Boden niederließ, während er sich zu ihm setzte und an der Feder drückte, wodurch er wieder auf sein Zimmer beschränkt war; „sprecht, was wollt Ihr haben? Ihr sagt, ich hungere Euch aus; aber seid Ihr nicht mehr in Eurer Quarantaine völliger Enthaltsamkeit?"

„Ja, ja, allerdings, das Werk der Wiedergeburt hat seit zwei und dreißig Tagen begonnen."

„Dann sagt mir, worüber Ihr Euch beklagt? Ich

sehe hier zwei Flaschen Regenwasser, und das ist das einzige, das Ihr trinkt."

„Allerdings; doch bildest Du Dir ein, ich sei ein Seidenwurm, um allein das große Werk der Verjüngung und Verwandlung zu vollführen? Bildest Du Dir ein, ich, der ich keine Kräfte mehr habe, werde allein mein Lebenselixir zu Stande bringen können? Bildest Du Dir ein, auf der Seite liegend, erschlafft durch die erfrischenden Getränke, welche meine einzige Nahrung sind, werde ich, wenn Du mir nicht hilfst, genug Geistesgegenwart haben, um, meinen Mitteln und Quellen allein überlassen, die ängstliche Arbeit meiner Wiedergeburt zum Ziele zu führen, bei der ich, wie Du wohl weißt, Unglücklicher, von einem Freund unterstützt werden muß?"

„Ich bin da, Meister, ich bin da; auf, antwortet," sagte Balsamo, während er beinahe wider seinen Willen den Greis in einen Lehnstuhl setzte, wie er es mit einem unartigen Kinde hätte thun können; „auf, antwortet; es hat Euch nicht an destillirtem Wasser gefehlt, da ich, wie ich vorhin sagte, zwei bis drei volle Flaschen hier sehe; dieses Wasser ist, wie Ihr wißt, im Mai gesammelt worden; hier sind auch Eure Zwiebacke von Gerste und Sesam, ich habe Euch selbst die weißen Tropfen gegeben, die Ihr verordnet habt."

„Ja, aber das Elixir! das Elixir ist noch nicht fertig; Du erinnerst Dich dessen nicht, Du warst nicht dabei: es war Dein Vater, der treuer als Du gewesen ist; doch bei meinem letzten Fünfzigsten machte ich das Elixir einen Monat vorher. Ich hatte mich auf den Berg Ararat zurückgezogen. Ein Jude lieferte mir für sein Gewicht in Silber ein Christenkind, das noch an seiner Mutter saugte; ich ließ ihm nach der Vorschrift zur Ader, nahm die drei letzten Tropfen von seinem Arterienblut, und in einer Stunde war mein Elixir, dem nur noch diese Beimischung fehlte, fertig; meine Fünfziger-Wiedergeburt ging auch vortrefflich vor sich; meine Haare und meine Zähne fielen aus, während der Convulsionen, welche auf

die Einsaugung dieses herrlichen Elixirs folgten, aber sie kamen wieder, die Zähne, ich weiß es wohl, ziemlich schlecht, weil ich die Vorsichtsmaßregel, das Elixir in meinen Schlund durch eine goldene Röhre laufen zu lassen, vernachläßigte. Doch meine Haare und meine Nägel wuchsen wieder in dieser zweiten Jugend, und ich fing an wieder aufzuleben, als ob ich erst vierzehn Jahr alt wäre. Nun aber bin ich abermals alt geworden, nun stehe ich dem letzten Ziele nahe, und wenn das Elixir nicht bei der Hand, wenn es nicht in dieser Flasche eingeschlossen ist, wenn ich nicht alle Sorgfalt auf dieses Werk verwende, wird die Wissenschaft eines Jahrhunderts mit mir vernichtet und dieses wunderbare, erhabene Geheimniß, das ich besitze, wird für den Menschen, der in mir und durch mich die Gottheit berührt, verloren sein. Oh! wenn ich meinen Zweck verfehle, oh! wenn ich mich täusche, Acharat, so bist Du, Du allein Schuld, und mein Zorn, nimm Dich in Acht, wird furchtbar sein."

Nachdem er diese letzten Worte gesprochen, welche etwas wie einen bläulichen Funken aus seinem sterbenden Augenstern hervorspringen machten, wurde der Greis von einem Krampf geschüttelt, auf den ein heftiger Hustenanfall folgte.

Balsamo war sogleich auf das Eifrigste um ihn bemüht.

„Der Greis kam wieder zu sich; seine Bläße war Leichenfarbe geworden. Dieser unbedeutende Anfall hatte seine Kräfte dergestallt erschöpft, daß man hätte glauben sollen, er müße sterben.

„Laßt hören, Meister," sagte Balsamo zu ihm, „sprecht aus, was Ihr wollt."

„Was ich will . . ." erwiederte er, Balsamo starr anschauend.

„Ja . . ."

„Vernimm, was ich will."

„Sprecht, ich höre Euch und gehorche, wenn das, was Ihr wünscht, möglich ist."

„Möglich . . . möglich . . .“ murmelte der Greis m
verächtlichem Ton. „Alles ist möglich, Du weißt es wohl.

„Ja, gewiß, mit der Zeit und der Wissenschaft.“

„Die Wissenschaft habe ich, die Zeit, ich bin au
dem Punkt, sie zu besiegen; meine Kräfte sind beinah
gänzlich verschwunden; die weißen Tropfen haben d
Austreibung eines Theils der Ueberreste der gealterte
Natur bewirkt. Jenem Saft der Bäume im Mona
Mai ähnlich, steigt die Jugend unter der früheren Rind
empor und treibt, so zu sagen, das alte Holz ab. D
wirst bemerken, Acharat, daß die Symptome vortreffli
sind; meine Stimme ist geschwächt, mein Gesicht hat u
drei Viertel nachgelassen; ich fühle, daß sich meine Ver
nunft in Zwischenräumen verwirrt; der Uebergang vo
der Kälte zur Wärme ist für mich unbemerkbar geworden
es ist also dringend, daß ich mein Elixir vollende, dami
ich am Tage meines zweiten Fünfzigsten ohne Verzug vo
hundert Jahren zu zwanzig übergehe; meine Ingredienze
für dieses Elixir sind bereitet, die Röhre ist verfertigt
es fehlen nur noch die drei letzten Blutstropfen, wie ich e
Dir gesagt habe.“

Balsamo machte eine Bewegung des Widerwillens.

„Es ist gut,“ sagte Althotas, „verzichten wir au
das Kind, da dies so schwierig ist, und da Du Dich liebe
mit Deiner Geliebten einschließen, als es mir suche
willst.“

„Ihr wißt wohl, Meister, daß Lorenza nicht mein
Geliebte ist,“ erwiederte Balsamo.

„Oh! oh! oh!“ rief Althotas, „Du denkst, Du könn
test mir imponiren, wie der Menge; Du willst mich a
das unbefleckte Geschöpf glauben machen, und bist ei
Mensch!“

„Ich schwöre Euch, Meister, daß Lorenza so keusc
ist, als die heilige Mutter Gottes; ich schwöre Euch, da
ich Liebe, Begierden, irdische Wollust, Alles meiner Seel
geopfert habe, denn auch ich habe mein Werk der Wie

dergeburt, nur soll es, statt sich auf mich allein anzuwenden, auf die ganze Welt angewendet werden."

„Narr, armer Narr!" rief Althotas; „ich glaube, er spricht wieder von wimmelnden Milben, von Ameisenrevolutionen, während ich vom ewigen Leben, von der ewigen Jugend spreche."

„Die sich nur um den Preis eines furchtbaren Verbrechens erlangen läßt, und auch dann . . ."

„Du zweifelst, ich glaube, Du zweifelst, Unglücklicher."

„Nein, Meister; doch da Ihr auf Euer Kind Verzicht leistet, so sagt, was Ihr wollt."

„Ich muß das erste unschuldige Geschöpf haben, das Dir unter die Hand fällt: männlich oder weiblich, gleichviel, doch weiblich wäre besser: ich habe das wegen der Verwandtschaft der Geschlechter entdeckt; finde es mir und beeile Dich, denn es bleiben mir nicht mehr als acht Tage."

„Es ist gut, Meister," sprach Balsamo; „ich werde sehen, ich werde suchen."

Ein neuer Blitz, furchtbarer als der erste zuckte aus den Augen des Greises.

„Du wirst sehen, Du wirst suchen," rief er; „oh! das ist also Deine Antwort. Ich war darauf gefaßt und weiß nicht, warum ich mich darüber wundere. Und seit wann, Du erbärmlicher Wurm, spricht das Geschöpf so zu seinem Schöpfer? Ah! Du siehst, daß ich ohne Kräfte bin. Ah! Du siehst, daß ich liege, Du siehst, daß ich flehe, und bist albern genug, zu glauben, ich sei Deiner Willkühr anheimgegeben? Ja, oder nein, Acharat, und zeige in Deinen Augen weder Verlegenheit, noch Lüge; denn ich sehe Dich und lese in Deinem Herzen; denn ich richte Dich und werde Dich verfolgen."

„Meister," erwiederte Balsamo, „nehmt Euch in Acht, Euer Zorn wird Euch schaden."

„Antworte! antworte!"

„Ich vermag meinem Meister nur das zu sagen, was wahr ist; ich werde sehen, ob ich Euch das, was

Ihr zu haben wünscht, verschaffen kann, ohne uns zu schaden, ja, ohne uns zu Grund zu richten. Ich werde einen Menschen suchen, der das Geschöpf an uns verkauft, dessen wir bedürfen; doch ich will das Verbrechen nicht auf mich nehmen. Das ist Alles, was ich Euch sagen kann."

„Das ist äußerst zart!" rief Althotas mit einem bitteren Gelächter.

„Es ist so, Meister," sprach Balsamo.

Althotas strengte sich so mächtig an, daß er sich mit Hülfe seiner beiden Arme, die er auf die seines Lehnstuhles stützte, völlig aufrichtete.

„Ja oder nein?" fragte er.

„Meister, ja, wenn ich finde, nein, wenn ich nicht finde."

„Du wirst mich also dem Tod preisgeben, Elender, Du wirst drei Tropfen Blut von einem erbärmlichen, nichtswürdigen Thier, wie das Geschöpf ist, das ich brauche, sparen, um in den ewigen Abgrund das vollkommene Geschöpf, das ich bin, fallen zu lassen. Höre, Acharat, ich verlange nichts mehr von Dir," sagte der Greis mit einem gräßlich anzuschauenden Lächeln, „nein, ich verlange durchaus nichts mehr, ich werde warten; doch wenn Du mir nicht gehorchst, so bediene ich mich selbst; wenn Du mich verläßest, so helfe ich mir selbst. Du hast mich gehört, nicht wahr? Gehe nun."

Ohne etwas auf diese Drohung zu antworten, bereitete Balsamo um den Greis, was dieser nothwendig brauchte; er stellte in seine Nähe den Trank und die Speise und entledigte sich jeder Sorge, die ein wachsamer Diener für seinen Herrn, ein ergebener Sohn für seinen Vater gehabt hätte; dann aber von einem andern Gedanken in Anspruch genommen, als von dem, welcher Althotas marterte, ließ er die Fallthüre nieder, um hinabzusteigen, ohne zu bemerken, daß ihm das spöttische

Auge des Greises beinahe so weit folgte, als sein Geist und sein Herz gingen.

Althotas lächelte noch wie ein böser Geist, als Balsamo schon der immer noch schlafenden Lorenza gegenüberstand.

CXXIX.

Kampf.

Hier blieb Balsamo stehen, das Herz von schmerzlichen Gefühlen angeschwollen.

Wir sagen schmerzlich und nicht mehr heftig.

Die Scene, welche zwischen ihm und Althotas stattgefunden, hatte vielleicht, indem sie ihn die Nichtigkeit aller menschlichen Dinge ins Auge fassen ließ, jeden Zorn aus ihm verjagt. Er erinnerte sich des Verfahrens des griechischen Philosophen, der das ganze Alphabet hersagte, ehe er auf die Stimme der schwarzen Gottheit, der Rathgeberin des Achilles, hörte.

Nachdem er einen Augenblick in kalter, stummer Betrachtung vor dem Canapé gestanden hatte, auf dem Lorenza lag, sagte er:

„Hier bin ich, traurig, aber entschloßen und meine Lage klar durchschauend; Lorenza haßt mich; Lorenza drohte mir, mich zu verrathen, und hat mich verrathen; mein Geheimniß gehört nicht mehr mir; ich habe es in den Händen dieser Frau gelassen, die es in den Wind streut; ich gleiche dem Fuchs, der aus der Falle mit den stählernen Zähnen nur den Knochen seines Beines gezogen, aber Fleisch und Haut darin gelassen hat, so daß der Jäger am andern Tag sagen kann:

„„Der Fuchs ist hier gefangen worden, ich werde ihn todt oder lebendig erkennen.““

„Und dieses unerhörte Unglück, dieses Unglück, das selbst Althotas nicht begreifen kann, weshalb ich es ihm nicht einmal erzählt habe, dieses Unglück, das alle meine Hoffnungen auf Glück in diesem Lande, und folglich auf dieser Welt, deren Seele Frankreich ist, zertrümmert, diesem hier eingeschlafenen Geschöpf, dieser schönen Statue mit dem süßen Lächeln habe ich es zu verdanken. Diesem finsteren Engel verdanke ich die Schmach und den Ruin, bis ich ihm auch vollends die Gefangenschaft, die Verbannung und den Tod zu verdanken habe.

„Es ist also,“ fuhr er sich belebend fort, „es ist also die Summe des Guten durch die des Bösen überschritten worden, und Lorenza ist mir schädlich.

„O Schlange mit den anmuthigen Windungen, die aber ersticken, mit dem goldenen Mund, der aber voll von Gift ist, schlafe, denn ich werde genöthigt sein, Dich zu tödten, wenn Du erwachst.“

Und mit einem düsteren Lächeln näherte sich Balsamo der jungen Frau, deren Augen, von Mattigkeit belastet, sich in demselben Maß gegen ihn erhoben, in dem er sich ihr näherte, wie sich die Sonnenblumen bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne öffnen.

„Oh!“ sagte Balsamo, „ich werde doch auf immer diese Augen schließen müßen, die mich zu dieser Stunde so zärtlich anschauen, diese schönen Augen voll von Blitzen, sobald sie nicht mehr voll Liebe sind.“

Lorenza lächelte sanft, und während sie lächelte, zeigte sie die so süße, so reine Reihe ihrer Perlzähne.

Und sein Herz füllte sich mit einem tiefen Kummer, dem sich seltsamer Weise ein unbestimmtes Verlangen beimischte.

„Nein,“ murmelte er, „nein, ich habe umsonst geschworen. Ich habe umsonst gedroht; nein, ich werde nie den Muth haben, sie zu tödten; nein, sie wird leben, aber sie wird leben, ohne je mehr wach zu sein; sie soll die-

ses scheinbare Leben leben, das für sie das Glück sein wird, während das andere die Verzweiflung ist. Könnte ich sie glücklich machen! Was liegt am Uebrigen; sie wird nur ein Dasein haben, das, welches ich ihr gebe, das, in dem sie mich liebt, das von welchem sie in diesem Augenblick lebt."

Und er erwiederte mit einem zärtlicher Blick den verliebten Blick von Lorenza, während er langsam seine Hand auf ihren Kopf senkte.

Lorenza, welche in dem Geiste von Balsamo wie in einem offenen Buche zu lesen schien, gab in diesem Augenblick einen langen Seufzer von sich, erhob sich sachte und mit jenem anmuthigen Zögern des Schlafes und legte ihre weißen, weichen Arme um die Schultern von Balsamo, der ihren duftenden Hauch auf zwei Finger von seinen Lippen fühlte.

„Oh! nein, nein," rief Balsamo, indem er mit seiner Hand über seine glühende Stirne und seine geblendeten Augen fuhr; „nein, dieses berauschende Leben würde zum Wahnsinn führen; nein, ich vermöchte nicht immer zu widerstehen, und mit ihr, mit diesem versuchenden Dämon, mit dieser Sirene würden mir der Ruhm, die Macht, die Unsterblichkeit entgehen. Nein, nein, sie wird erwachen, ich will es, es muß sein."

Verwirrt, außer sich, hatte Balsamo nur noch die Kraft, Lorenza zurückzuschieben, die sich von ihm losmachte und wie ein schwebender Schleier, wie ein Schatten, wie eine Schneeflocke auf den Sopha fiel.

Die verschmitzteste Coquette hätte, um sich den Blicken ihres Geliebten darzubieten, keine berauschendere Stellung wählen können.

Verwirrt, außer sich, hatte Balsamo die Kraft, sich einige Schritte zu entfernen; doch wie Orpheus wandte er sich um; wie Orpheus war er verloren!

„Oh!" dachte er, „wenn ich sie aufwecke, beginnt der Kampf wieder; wenn ich sie aufwecke, wird sie sich

tödten oder mich tödten, oder mich zwingen, sie zu tödten. Abgrund! Abgrund!"

„Ja, das Geschick dieser Frau steht geschrieben, es ist mir, als läse ich es in feurigen Charakteren! Tod, Liebe . . . Lorenza! Lorenza! es ist Deine Vorherbestimmung, zu lieben und zu sterben. Lorenza! Lorenza! ich halte Dein Leben und Deine Liebe in meinen Händen."

Statt jeder Antwort stand die Zauberin auf, ging gerade auf Balsamo zu, fiel zu seinen Füßen nieder und schaute ihn mit ihren in Schlaf und Wollust gebadeten Augen an; sie nahm eine von seinen Händen und drückte sie an ihr Herz.

„Tod!" sagte sie ganz leise, mit ihren Lippen so feucht und glänzend als die Koralle, wenn sie aus dem Meer hervortritt, „Tod aber Liebe!"

Balsamo machte, den Kopf zurückgeworfen, die Hand auf seinen Augen, zwei Schritte rückwärts.

Keuchend folgte ihm Lorenza auf den Knieen.

„Tod!" wiederholte sie mit ihrer berauschenden Stimme, „aber Liebe! Liebe! Liebe!"

Balsamo vermochte nicht länger zu widerstehen; eine Flammenwolke umhüllte ihn.

„Oh!" sagte er, „das ist zu viel; so lange ein menschliches Wesen kämpfen kann, habe ich es gethan. Teufel oder Engel der Zukunft, wer Du auch sein magst, Du sollst befriedigt werden: lange genug habe ich der Eigenliebe und dem Hochmuth alle edle Leidenschaften, die in mir brausen, geopfert. Oh! nein, nein, ich habe nicht das Recht, mich so gegen das einzige menschliche Gefühl zu empören, das im Grunde meines Herzens gährt. Ich liebe diese Frau; ich liebe sie; und diese leidenschaftliche Liebe thut mehr gegen sie, als der furchtbarste Haß thun würde. Diese Liebe gibt ihr den Tod; oh! ich Feiger, ich Wahnsinniger, der ich bin, ich weiß mich nicht einmal mit meinen Wünschen einen Vergleich zu treffen. Wie! wenn ich den letzten Seufzer von mir gebe, wenn ich vor Gottes Thron zu erscheinen mich anschicken

werde . . . ich, der Betrüger, ich, der falsche Prophet, wenn ich meinen Mantel des künstlichen Scheins und der Heuchelei vor dem obersten Richter abstreife, werde ich mir nicht eine einzige edle Handlung, nicht ein Glück zuzugestehen haben, das mich durch die Erinnerung unter ewigen Leiden zu trösten vermöchte.

„Oh! nein, nein, Lorenza, ich weiß wohl, daß ich Dich liebend die Zukunft verliere. Ich weiß wohl, daß mein Offenbarungsengel zum Himmel hinaufsteigen wird, sobald die Frau in meine Arme herabsteigt.

„Aber Du willst es, Lorenza, Du willst es."

„Mein Vielgeliebter!" seufzte sie.

„Du nimmst also dieses scheinbare Leben statt des wirklichen Lebens an?"

„Auf den Knieen bitte ich Dich darum, flehe ich Dich darum an; dieses Leben ist die Liebe, ist das Glück."

„Und es wird Dir genügen, sobald Du einmal meine Frau bist, denn siehe, ich liebe Dich glühend."

„Oh! ich weiß es wohl, da ich in Deinem Herzen lese."

„Und nie wirst Du mich, weder vor Gott, noch vor den Menschen anklagen, ich habe Deinen Willen überrumpelt, ich habe Dein Herz getäuscht."

„Nie, nie; oh! vor den Menschen, vor Gott werde ich Dir im Gegentheil danken, daß Du mir die Liebe, das einzige Gut, die einzige Perle, den einzigen Demant dieses Lebens gegeben hast."

„Nie wirst Du den Verlust Deiner Flügel beklagen, arme Taube; denn wisse, Du wirst fortan nicht mehr in den glänzenden Räumen, bei Jehovah, den Strahl des Lichtes suchen, den er einst auf die Stirne seiner Propheten setzte. Ach! ach! werde ich die Zukunft wissen, den Menschen befehlen wollen, so wird mir Deine Stimme nicht mehr antworten; ich hatte in Dir zugleich die geliebte Frau und den Hülfe leistenden Genius, ich werde fortan nur noch Eines von Beiden haben und dabei . . ."

„Ah! Du zweifelst, Du zweifelst," rief Lorenza;

„ich sehe den Zweifel wie einen schwarzen Flecken auf Deinem Herzen."

„Du wirst mich immer lieben, Lorenza?"

„Immer, immer!"

Balsamo fuhr mit seiner Hand über seine Stirne.

„Wohl! es sei," sagte er. „Uebrigens . . ."

Er blieb einen Augenblick in seinen Gedanken versunken.

„Bedarf ich übrigens durchaus Dieser?" fuhr er fort. „Ist sie allein auf der Welt? Nein, nein; während Diese mich glücklich macht, wird die Andere fortfahren, mich reich und mächtig zu machen. Andrée, Andrée ist auch prädestinirt, auch erleuchtet, auch sehend wie Du. Andrée ist jung, rein, keusch, und ich liebe Andrée nicht, und dennoch ist mir Andrée während ihres Schlafes unterworfen wie Du; ich habe in Andrée ein Opfer, um Dich zu ersetzen, und für mich ist Andrée die niedrige Seele des Arztes, welche zu Experimenten dienen kann; sie fliegt ebenso weit, noch weiter vielleicht als Du, in die Schatten des Unbekannten. Andrée! Andrée! ich nehme Dich für mein Königthum. Lorenza, komm in meine Arme: ich behalte Dich als meine Geliebte. Mit Andrée bin ich mächtig, mit Lorenza bin ich glücklich. Erst von dieser Stunde an ist mein Leben vollständig; und, abgesehen von der Unsterblichkeit, habe ich den Traum von Althotas verwirklicht; abgesehen von der Unsterblichkeit, bin ich den Göttern gleich!"

Und er hob Lorenza auf und öffnete seine keuchende Brust, an die sich Lorenza so eng anschmiegte, als der Epheu an die Eiche.

CXXX.

Liebe.

Ein anderes Leben hatte für Balsamo begonnen, ein bis dahin dieser thätigen, unruhigen, vielseitigen Existenz unbekanntes Leben. Seit drei Tagen gab es für ihn keinen Zorn, keine Befürchtungen, keine Eifersucht mehr; seit drei Tagen hatte er nicht mehr von Politik, von Verschwörungen, von Verschwörern sprechen hören. Bei Lorenza, die er nicht einen Augenblick verließ, vergaß er die ganze Welt. Diese seltsame, unerhörte Liebe, welche gleichsam über der Menschheit schwebte, diese Liebe voll Trunkenheit und Geheimniß, diese gespenstische Liebe, denn er konnte sich nicht verbergen, daß er mit einem Wort seine sanfte Geliebte in eine unversöhnliche Feindin verwandeln würde, diese Liebe, durch eine unerklärliche Laune der Wissenschaft dem Haß entrissen, versetzte Balsamo in eine Glückseligkeit, welche ebenso sehr der Verwunderung, als dem Delirium entsproßte.

Mehr als einmal, wenn er in diesen drei Tagen aus der Schlaftrunkenheit der Liebe erwachte, schaute Balsamo seine stets lächelnde, stets extatische Gefährtin an, denn in dem Dasein, das er ihr geschaffen hatte, ließ er sie von ihrem scheinbaren Leben durch die Extase, einen ebenfalls lügnerischen Schlaf, ausruhen, und wenn er sie dann ruhig, sanft, glücklich sah, wenn sie ihn mit den zärtlichsten Namen rief und ganz laut von ihrer geheimnißvollen Wollust träumte, fragte er sich, ob Gott nicht gegen den modernen Titanen, der ihm seine Geheimnisse zu rauben versucht habe, ärgerlich geworden sei, ob er nicht Lorenza den Gedanken, ihn durch eine Lüge zu täuschen, zugeschickt habe, um seine Wachsamkeit einzuschläfern wenn diese Wachsamkeit eingeschläfert wäre, zu entfliehen

und nur der rächenden Eumenide ähnlich wiederzuerscheinen.

In diesen Augenblicken zweifelte Balsamo an der durch die Ueberlieferung aus dem Alterthum erhaltenen Wissenschaft, für die er als Beweis nur Beispiele hatte.

Aber diese beständige Flamme, dieser Durst nach Liebkosungen beruhigten ihn wieder.

„Wenn sich Lorenza verstellt hätte, wenn sie mich zu fliehen beabsichtigte, so würde sie Gelegenheiten, mich zu entfernen, auffinden, Beweggründe zur Einsamkeit suchen; doch hievon weit entfernt, sind es stets ihre Arme, die mich wie mit einer unauflöslichen Kette umschließen; es ist stets ihr brennender Blick, der zu mir sagt: Gehe nicht; es ist stets ihre sanfte Stimme, die zu mir spricht: Bleibe."

Dann gewann Balsamo wieder sein Vertrauen zu sich selbst und zur Wissenschaft.

Warum sollte in der That das magische Geheimniß, dem er seine ganze Macht zu verdanken hatte, plötzlich, ohne Uebergang, eine Chimäre, gut in den Wind hinzugeben wie eine verschwundene Erinnerung, wie den Rauch eines erloschenen Feuers, geworden sein? Nie war Lorenza in Beziehung auf ihn klarer, hellsehender gewesen; alle Gedanken, die sich in seinem Geiste bildeten, alle Eindrücke, die sein Herz beben machten, brachte Lorenza auf der Stelle wieder hervor.

Es war indessen noch nicht entschieden, ob diese Hellsichtigkeit nicht auf Sympathie beruhte, ob außer ihm und der jungen Frau, jenseits des von ihrer Liebe gezogenen Kreises, des Kreises, den ihre Liebe mit Licht übergoß, diese vor der neuen Aera so klar schauenden Augen noch die Finsterniß durchdringen konnten.

Balsamo wagte es nicht, eine entscheidende Probe zu machen; er hoffte immer, und die Hoffnung bildete einen Sternenkranz für sein Glück.

Zuweilen sagte Lorenza mit sanfter Schwermuth zu ihm:

„Acharat, Du denkst an eine andere Frau, als an mich, an eine Frau aus dem Norden, mit blonden Haaren und blauen Augen; Acharat, Acharat, diese Frau geht stets neben mir in Deinem Geist."

Dann schaute Balsamo Lorenza zärtlich an und fragte:

„Du siehst das in mir?"

„Oh! ja, so klar, als ich in einem Spiegel sehen würde."

„Dann weißt Du, ob ich aus Liebe an diese Frau denke," erwiederte Balsamo; „lies, lies in meinem Herzen, theure Lorenza."

„Nein," sprach sie den Kopf schüttelnd; „nein, ich weiß es wohl, doch Du theilst Deinen Geist zwischen uns Beiden, wie zur Zeit, wo Lorenza Feliciani Dich quälte, die böse Lorenza, welche schläft, und die Du nicht wecken willst."

„Nein, meine Liebe, nein," rief Balsamo, „ich denke nur an Dich, mit dem Herzen wenigstens; sieh ein wenig, ob ich nicht seit unserem Glück Alles vergessen, Alles vernachläßigt habe: Studien, Politik, Arbeiten."

„Und Du hast Unrecht, denn in diesen Arbeiten kann ich Dich unterstützen," entgegnete Lorenza.

„Wie?"

„Ja, hast Du Dich nicht früher ganze Stunden in Deinem Laboratorium eingeschlossen?"

„Gewiß, doch ich verzichte auf alle diese leeren Versuche; das wären eben so viele Stunden von meinem Dasein abgeschnitten, denn während dieser Zeit würde ich Dich nicht sehen."

„Und warum sollte ich Dir nicht bei Deinen Arbeiten wie bei Deiner Liebe folgen? Warum sollte ich Dich nicht mächtig machen, wie ich Dich glücklich gemacht habe?"

„Weil meine Lorenza wahrhaftig schön ist, weil aber meine Lorenza nicht studirt hat ... Gott verleiht Schön-

heit und Liebe, aber das Studium verleiht nur die Wissenschaft allein."

„Die Seele weiß Alles."

„Du siehst also wirklich mit den Augen der Seele?"

„Ja."

„Und Du kannst mich, sagst Du, bei dieser großen Forschung nach dem Steine der Weisen leiten?"

„Ich glaube es."

„Komm also."

Und Balsamo umschlang mit seinem Arm den Leib der jungen Frau und führte sie in sein Laboratorium.

Der riesige Ofen, den seit vier Tagen Niemand unterhalten hatte, war erloschen.

Die Tiegel waren auf ihren Gluthpfannen erkaltet.

Lorenza schaute alle diese seltsamen Werkzeuge, die letzten Combinationen der verschiedenden Alchemie ohne Erstaunen an; sie schien die Bestimmung von jedem derselben zu kennen.

„Du suchst Gold zu machen?" sagte sie lächelnd.

„Ja."

„Alle diese Tiegel enthalten Präparate von verschiedenen Graden."

„Alle eingestellt, alle verloren; doch ich bedaure es nicht."

„Und Du hast Recht, denn Dein Gold wird stets nur gefärbter Mercur sein; Du wirst es vielleicht solid machen, aber nicht verwandeln."

„Aber man kann doch Gold machen?"

„Nein."

„Und Daniel von Siebenbürgen hat doch um zwanzig tausend Dukaten an Cosmus I. das Recept für die Verwandlung der Metalle verkauft?"

„Daniel von Siebenbürgen hat Cosmus I. betrogen."

„Doch der Sachse Payken, der von Karl II. zum Tod verurtheilt wurde, hat sein Leben dadurch erkauft, daß er ein Stück Blei in eine Goldstange verwandelte, aus der man vierzig Dukaten machte, während man dabei noch

von dieser Goldstange so viel nahm, als man zu einer Medaille brauchte, welche zur Verherrlichung des geschickten Alchemisten geschlagen wurde."

„Der geschickte Alchemist war ein geschickter Escamoteur. Er vertauschte nur die Goldstange mit dem Blei. Die sicherste Manier, Gold zu machen, Acharat, besteht für Dich darin, daß Du, wie Du es thust, die Reichthümer, die Dir Deine Sklaven von allen vier Welttheilen bringen, zu Goldstangen schmilzst."

Balsamo blieb nachdenkend.

„Die Verwandlung der Metalle ist also unmöglich?" fragte er.

„Unmöglich."

„Aber der Diamant zum Beispiel?"

„Ah! der Diamant, das ist etwas Anderes," sagte Lorenza.

„Man kann also Diamant machen?"

„Ja, denn Diamant machen heißt nicht die Verwandlung eines Körpers in einen andern bewerkstelligen; Diamant machen heißt die einfache Veränderung eines bekannten Elements versuchen."

„Aber Du kennst also das Element, aus dem sich der Diamant bildet?"

„Allerdings, der Diamant ist die Krystallisirung der reinen Kohle."

Balsamo blieb betäubt; ein scharfes, unerwartetes, unerhörtes Licht sprang in seine Augen; er bedeckte sie mit seinen beiden Händen, als ob er von dieser Flamme geblendet worden wäre.

„Oh mein Gott!" sprach er, „mein Gott, Du thust zu viel für mich. Irgend eine Gefahr bedroht mich. Mein Gott! was ist der kostbare Ring, den ich in das Meer werfen kann, um Deine Eifersucht zu besiegen? Genug, genug für heute, Lorenza, genug."

„Gehöre ich nicht Dir? Befiehl, gebiete."

„Ja, Du gehörest mir, komm, komm."

Und Balsamo zog Lorenza aus dem Laboratorium, durchschritt das Zimmer der Pelze und kehrte, ohne auf

ein leichtes Krachen zu merken, das er über seinem Haupte vernahm, mit Lorenza in die vergitterte Stube zurück.

„Du bist also mit Deiner Lorenza zufrieden, mein vielgeliebter Balsamo?“ fragte die junge Frau.

„Oh! rief Balsamo.

„Was befürchtest Du denn? Sprich.

Balsamo faltete die Hände und schaute Lorenza mit einem Ausdruck von Angst an, den sich ein Zuschauer, der nicht in seiner Seele zu lesen im Stande gewesen wäre, nicht wohl hätte erklären können.

„Oh!“ murmelte er, „und ich hätte diesen Engel beinahe getödtet, und ich wäre beinahe vor Verzweiflung gestorben, ehe ich das Problem, glücklich und zugleich mächtig zu sein, gelöst; und ich vergaß, daß die Grenzen des Möglichen beinahe immer den, von den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft gezogenen Horizont überschreiten, daß die meisten Wahrheiten, welche Thatsachen geworden sind, damit anfingen, daß man sie als Visionen betrachtete ... Und ich glaubte Alles zu wissen und wußte nichts.“

Die junge Frau lächelte göttlich.

„Lorenza! Lorenza!“ fuhr Balsamo fort, „es ist also der geheimnißvolle Plan des Schöpfers verwirklicht, der die Frau aus dem Fleisch des Mannes entstehen läßt und ihnen sagt, sie haben Beide zusammen nur ein Herz. Eva ist für mich wiedererweckt; Eva, welche nicht ohne mich denken wird, und deren Leben an dem Faden hängt, den ich in der Hand halte; das ist zu viel, mein Gott, für ein einziges Geschöpf, und ich erliege der Last Deiner Wohlthat.“

Und er fiel auf die Kniee und umfaßte anbetend diese süße Schönheit, die ihm zulächelte, wie man nicht auf Erden lächelt.

„Nein,“ sagte er, „nein, Du wirst mich nicht verlassen; unter Deinem Blick, der die Finsterniß durchdringt, werde ich in voller Sicherheit leben; Du wirst mich in den mühsamen Forschungen unterstützen, die Du allein,

wie Du sagtest, vervollständigen konntest, und die ein Wort von Dir leicht und fruchtbar machen wird; Du wirst mir sagen, ob ich nicht Gold machen kann, weil das Gold ein homogener Stoff, ein Urelement ist; Du wirst mir sagen, in welchem Theilchen seiner Schöpfung Gott es verborgen hat; Du wirst mir sagen, wo die tausendjährigen Schätze in den ungeheuren Tiefen des Oceans vergraben liegen. Ich werde mit Deinen Augen die Perle in der schimmernden Muschel sich runden und den Gedanken des Menschen unter den kothigen Lagen seines Fleisches sich ausdehnen und größer werden sehen. Ich werde mit Deinen Ohren das dumpfe Graben des Wurmes, der den Boden unterhöhlt, und die Tritte meines Feindes, der sich mir nähert, hören. Ich werde groß sein wie Gott und glücklicher als Gott, denn Gott hat im Himmel nicht seines Gleichen und keine Gefährtin, denn Gott ist allmächtig, aber er ist allein in seiner göttlichen Majestät und theilt mit keinem andern Wesen, das göttlich wie er wäre, diese Allmacht, durch die er Gott ist."

Lorenza lächelte fortwährend, und indeß sie lächelte, erwiederte sie die Worte durch glühende Liebkosungen.

„Und dennoch," flüsterte sie, als ob sie im Schädel ihres Geliebten jeden Gedanken gesehen hätte, der die Fibern dieses unruhigen Gehirnes bewegte, „und dennoch zweifelst Du, Acharat. Du zweifelst, wie Du gesagt hast, ob ich den Kreis unserer Liebe überschreiten, Du zweifelst, ob ich in der Entfernung sehen könne; doch Du tröstest Dich, indem Du Dir sagst, daß, wenn ich nicht sehe, sie sehen werde."

„Wer, sie?"

„Die blonde Frau; soll ich Dir ihren Namen sagen?"

„Ja."

„Warte . . . Andrée."

„Oh! das ist es. Ja, Du liesest in meinem Geiste; ja, eine letzte Furcht beunruhigt mich. Siehst Du immer

durch den Raum, und wäre der Raum auch von materiellen Hindernissen durchschnitten?"

„Versuche es."

„Gib mir die Hand, Lorenza."

Die junge Frau ergriff leidenschaftlich die Hand von Balsamo.

„Kannst Du mir folgen?"

„Ueberallhin."

„Komm."

Und durch den Geist von Lorenza die Rue Saint-Claude verlassend, zog Balsamo den Geist von Lorenza mit sich fort.

„Wo sind wir?" fragte er Lorenza.

„Wir sind auf einem Berg," antwortete die junge Frau.

„Ja, so ist es," sprach Balsamo, bebend vor Freude; „doch was siehst Du?"

„Vor mir? links oder rechts?"

„Vor Dir."

„Ich sehe ein weites Thal, mit einem Wald auf einer, einer Stadt auf der andern Seite und einem Fluß, der sie trennt und sich am Horizont verliert, nachdem er sich längs der Mauer eines großen Schloßes hingezogen hat."

„So ist es, Lorenza. Dieser Wald ist der des Vésinet; diese Stadt ist Saint-Germain, dieses Schloß ist das Schloß Maisons. Laß uns in den Pavillon eintreten, der hinter uns ist."

„Treten wir ein."

„Was siehst Du?"

„Ah! vor Allem einen kleinen seltsam gekleideten Neger, der Zuckerwerk nascht."

„Zamore, so ist es. Gehen wir weiter."

„Ich sehe einen leeren Salon mit glänzender Ausstattung, über den Thüren Gemälde, Göttinnen und Amoretten vorstellend."

„Der Salon ist leer?"

„Ja."

„Gehen wir weiter."

„Ah! wir sind in einem bewunderungswürdigen Boudoir von blauem Atlaß mit Blumen in natürlichen Farben brochirt."

„Ist es auch leer?"

„Nein, eine Frau liegt auf einem Sopha."

„Wer ist diese Frau."

„Warte."

„Kommt es Dir nicht vor, als hättest Du sie schon gesehen?"

„Ja, hier. Es ist die Frau Gräfin Dubarry."

„So ist es, Lorenza, so ist es; Du wirst mich närrisch machen. Was thut diese Frau?"

„Sie denkt an Dich, Balsamo."

„An mich?"

„Ja."

„Du kannst also in ihrem Geiste lesen?"

„Ja, denn ich wiederhole Dir, sie denkt an Dich."

„Und in welcher Hinsicht?"

„Du hast Ihr ein Versprechen geleistet."

„Ja, welches?"

„Du hast ihr das Schönheitswasser versprochen, das Venus, um sich an Sappho zu rächen, dem Phaon schenkte."

„So ist es, so ist es. Und was thut sie, während sie denkt?"

„Sie faßt einen Entschluß."

„Welchen?"

„Warte; sie streckt ihre Hand nach ihrer Glocke aus; sie läutet, eine andere junge Frau tritt ein."

„Braun? blond?"

„Braun."

„Groß? klein?"

„Klein."

„Das ist ihre Schwester. Höre, was sie sagt."

„Sie will, daß man ihre Pferde anspanne."

„Um wohin zu fahren?"

„Hierher."

„Bist Du dessen sicher?"

„Sie gibt den Befehl dazu. Ah! man gehorcht; ich sehe die Pferde, den Wagen; in zwei Stunden wird sie hier sein."

Balsamo fiel auf die Kniee.

„Oh!" rief er, „wenn sie in zwei Stunden wirklich hier ist, so habe ich Dich um nichts mehr zu bitten, mein Gott, als Du mögest meinem Glück Dein Mitleid angedeihen lassen."

„Armer Freund," sprach Lorenza, „Du befürchtetest also?"

„Ja, ja."

„Und was konntest Du befürchten? Die Liebe, die das körperliche Dasein vervollständigt, vervollständigt auch das moralische Dasein. Wie jede edle Leidenschaft, bringt die Liebe der Gottheit näher, und von Gott geht alles Licht aus."

„Lorenza, Lorenza, Du wirst mich vor Freude wahnsinnig machen," sprach Balsamo und ließ seinen Kopf auf den Schooß der jungen Frau fallen.

Balsamo wartete auf einen neuen Beweis, um vollkommen glücklich zu sein.

Dieser Beweis war die Ankunft von Madame Dubarry.

Die zwei Stunden des Wartens waren kurz; das Zeitmaß war für Balsamo völlig verschwunden.

Plötzlich bebte die junge Frau, sie hielt die Hand von Balsamo.

„Du zweifelst noch," sagte sie, „und Du möchtest gern wissen, wo sie in diesem Augenblick ist?"

„Ja, das ist wahr," antwortete Balsamo.

„Sie folgt dem Boulevard in scharfem Lauf der Pferde, sie naht, sie fährt in die Rue Saint-Claude, sie hält vor dem Hofthor, sie klopft."

Das Zimmer, in welchem sich Beide befanden, war

so abgelegen, daß der Lärmen des messingenen Klopfers nicht bis zur Thüre drang.

Doch auf ein Knie erhoben, horchte Balsamo nichtsdestoweniger.

Zwei Glockenschläge von Fritz machten ihn beben; zwei Schläge waren, wie man sich erinnert, das Signal eines wichtigen Besuches.

„Oh!" sagte er, „es ist also wahr."

„Versichere Dich, Balsamo, aber komm rasch zurück."

Balsamo eilte nach dem Kamin.

„Laß mich Dich bis zur Treppenthüre begleiten," sagte Lorenza.

„Komm."

Beide gingen wieder durch das Zimmer mit den Pelzen.

„Du wirst dieses Zimmer nicht verlassen?" fragte Balsamo.

„Nein, da ich Dich erwarte. Oh! sei unbesorgt, die Lorenza, die Dich liebt, ist, Du weißt es wohl, nicht die Lorenza, die Du fürchtest. Uebrigens . . ."

Lächelnd hielt sie inne.

„Was?" fragte Balsamo.

„Siehst Du denn nicht in meiner Seele, wie ich in der Deinigen sehe?"

„Ach! nein."

„Uebrigens befiehl mir, zu schlafen bis zu Deiner Rückkehr; befiehl mir, unbeweglich auf diesem Sopha zu bleiben, und ich werde schlafen und unbeweglich bleiben."

„Es sei, meine geliebte Lorenza, schlafe und erwarte mich."

Schon gegen den Schlaf kämpfend, drückte Lorenza in einem letzten Kuß ihre Lippen auf die Lippen von Balsamo, sank dann wankend auf den Sopha zurück und flüsterte:

„Auf baldiges Wiedersehen, mein Balsamo, nicht wahr?"

Balsamo grüßte sie mit der Hand; Lorenza schlief schon.

Aber so schön, so rein mit ihren langen aufgelösten Haaren, mit ihrem leicht geöffneten Mund, mit der fieberhaften Röthe ihrer Wangen und ihren schwimmenden Augen, — so weit entfernt, einem Weibe zu gleichen, daß Balsamo zu ihr zurückkehrte, sie bei der Hand nahm, ihre Arme und ihren Hals küßte, ihre Lippen jedoch nicht zu küssen wagte.

Abermals erschollen zwei Schläge; die Dame wurde ungeduldig oder Fritz befürchtete, sein Herr habe ihn nicht gehört.

Balsamo eilte nach der Thüre.

Als er sie hinter sich schloß, glaubte er ein zweites Krachen, dem, welches er schon gehört, ähnlich zu vernehmen; er öffnete die Thüre wieder, schaute umher und sah nichts.

Nichts, als Lorenza ausgestreckt und keuchend unter der Last ihrer Liebe.

Balsamo schloß die Thüre und lief nach dem Salon, — ohne Unruhe, ohne Furcht, ohne Vorgefühl, das Paradies im Herzen mit sich tragend.

Balsamo täuschte sich, es war nicht allein die Liebe, was die Brust von Lorenza bedrückte und ihren Athem keuchend machte.

Es war eine Art von Traum, der aus der Lethargie, in die sie versunken war, hervorzugehen schien, eine dem Tode benachbarte Lethargie.

Lorenza träumte, und es kam ihr vor, als sähe sie in dem häßlichen Spiegel der finsteren Träume mitten in der Dunkelheit, welche Alles zu verdüstern begann, den eichenen Plafond sich kreisförmig öffnen und etwas wie eine große Einsetzrose sich losmachen und mit einer langsamen, abgemessenen, gleichmäßigen, von einem unheimlichen Pfeifen begleiteten Bewegung herabsinken; es kam ihr vor, als fehlte es ihr allmälig an Luft, als wäre sie unter dem Drucke dieses beweglichen Kreises dem Ersticken nahe.

Es kam ihr endlich vor, als rührte sich auf dieser beweglichen Fallthüre ein ungestaltetes Ding wie der Caliban des Sturmes, ein Ungeheuer mit menschlichem Gesicht, — ein Greis, dessen Augen und Arme allein lebten, und der sie mit seinen Schrecken einjagenden Augen anschaute und seine fleischlosen Arme nach ihr ausstreckte.

Und sie, sie, die Arme krümmte sich und rang vergebens, ohne fliehen zu können, ohne die Gefahr zu errathen, die sie bedrohte, ohne etwas zu fühlen, wenn nicht den Druck zweier lebenden Klammern, die mit ihrem Ende ihr weißes Kleid packten, sie von ihrem Sopha aufnahmen und auf die Fallthüre legten, die sich langsam, langsam zum Plafond erhob, mit dem peinlichen Knirschen des Eisens, das sich am Eisen reibt, und mit einem häßlichen, scharfen Gelächter, das aus dem schauderhaften Munde dieses Ungeheuers mit dem menschlichen Gesicht, das sie ohne Erschütterung und ohne Schmerz zum Himmel emportrug, zu kommen schien.

CXXXI.

Der Liebestrank.

Es war, wie es Lorenza vorhergesagt, Madame Dubarry, welche an die Thüre geklopft hatte.

Die schöne Courtisane war in den Salon eingeführt worden. Sie blätterte in Erwartung von Balsamo in jenem merkwürdigen Buch vom Tod, das in Mainz gestochen worden ist, und dessen mit wunderbarer Kunst gezeichnete Blätter den Tod allen Handlungen des menschlichen Lebens beiwohnend zeigen, wie er an der Thüre des Ballsaales wartet, wo der Mann die Hand der Frau gedrückt hat, die er liebt, wie er ihn in die Tiefe des Wassers,

in dem er sich badet, hinabzieht oder sich in dem Lauf der Flinte verbirgt, die er auf die Jagd mitnimmt.

Madame Dubarry war an dem Blatt, das eine schöne Frau darstellt, die sich schmückt und im Spiegel beschaut, als Balsamo rasch die Thüre öffnete und sie mit dem Lächeln des Glückes, das auf seinem Gesichte verbreitet war, begrüßte.

„Verzeihen Sie, Madame, daß ich Sie habe warten lassen, aber ich hatte die Entfernung schlecht berechnet, oder ich kannte schlecht die Geschwindigkeit Ihrer Pferde und glaubte sie noch auf der Place Louis XV."

„Wie," fragte die Gräfin, „Sie wußten also, ich werde kommen?"

„Ja, Madame, vor ungefähr zwei Stunden habe ich gesehen, daß Sie in Ihrem Boudoir von blauem Atlaß Befehl zum Anspannen gaben."

„Und Sie sagen, ich sei in meinem Boudoir von blauem Atlaß gewesen?"

„Mit Blumen in natürlichen Farben brochirt. Ja, Gräfin, Sie lagen auf einem Sopha. Ein glücklicher Gedanke ging durch Ihren Kopf; Sie sagten sich, wir wollen den Grafen von Fönix besuchen; dann läuteten Sie."

„Und wer kam herein?"

„Ihre Schwester, Gräfin. Ist es so? Sie baten sie, Ihre Befehle zu besorgen, welche auch sogleich vollzogen wurden."

„In der That, Graf, Sie sind ein Zauberer. Schauen Sie so jeden Augenblick des Tags in mein Boudoir? Davon müßten Sie mich in Kenntniß setzen."

„Oh! seien Sie unbesorgt, Gräfin, ich schaue nur durch die offenen Thüren."

„Und indem Sie durch die offenen Thüren schauten, sahen Sie, daß ich an Sie dachte?"

„Gewiß, und zwar in guter Absicht."

„Ah! Sie haben Recht, lieber Graf: ich hege für

Sie die besten Absichten der Welt; doch gestehen Sie, daß Sie mehr verdienen als Absichten, Sie, der Sie so gut, so nützlich sind, Sie, der Sie bestimmt scheinen, in meinem Leben die Rolle des Vormunds zu spielen, und das ist die schwierigste, die ich kenne."

„In der That, Madame, Sie machen mich sehr glücklich; ich konnte Ihnen also von einigem Nutzen sein?"

„Wie! ... Sie sind Wahrsager und errathen nicht?"

„Lassen Sie mir wenigstens das Verdienst der Bescheidenheit."

„Es sei, mein lieber Graf; ich will folglich zuerst mit Ihnen von dem sprechen, was ich für Sie gethan habe."

„Das werde ich nicht dulden, Madame; ich bitte, sprechen wir im Gegentheil von Ihnen."

„Wohl, mein lieber Graf; fangen Sie vor Allem damit an, daß Sie mir den Stein leihen, der unsichtbar macht; denn ich glaubte auf meiner Fahrt, so rasch sie auch war, einen von den geheimen Bedienten von Herrn von Richelieu zu erkennen."

„Und dieser Bediente, Madame?"

„Folgte meinem Wagen mit einem Läufer."

„Was denken Sie hievon? In welcher Absicht ließ Ihnen der Herzog wohl folgen?"

„In der Absicht, mir irgend einen boshaften Streich seiner Art zu spielen. So bescheiden Sie auch sind, Herr Graf von Fönix, so sehen Sie doch, daß Ihnen Gott hinreichend persönliche Vorzüge geschenkt hat, um einen König eifersüchtig ... auf meine Besuche bei Ihnen und auf Ihre Besuche bei mir zu machen."

„Herr von Richelieu, Madame, kann bei keinem Zusammentreffen gefährlich für Sie sein."

„Aber er war es, lieber Graf, er war es doch vor dem Ereigniß."

Balsamo begriff, daß hier ein Geheimniß obwaltete, welches ihm Lorenza noch nicht geoffenbart hatte. Er

wagte sich dem zu Folge nicht auf den Boden des Unbekannten und beschränkte sich darauf, daß er mit einem Lächeln antwortete.

„Er war es," wiederholte die Gräfin, „und ich wäre beinahe das Opfer des gut angesponnenen Complottes geworden, bei dem Sie auch betheiligt waren, Graf."

„Ich! bei einem Complott gegen Sie? Nie, Madame!"

„Hatten denn nicht Sie Herrn von Richelieu den Zaubertrank gegeben?"

„Welchen Zaubertrank?"

„Einen Trank, der rasend verliebt macht."

„Nein, Madame, diese Liebestränke bereitet Herr von Richelieu selbst, denn seit langer Zeit kennt er das Recept; ich habe ihm nur ein einfaches narkotisches Mittel gegeben."

„Ah! wahrhaftig?"

„Auf Ehre."

„Und der Herr Herzog, warten Sie doch . . . An welchem Tag hat Sie der Herr Herzog um dieses narkotische Mittel gebeten? Erinnern Sie sich des Datums, mein Herr, es ist von Wichtigkeit."

„Madame, es war vorigen Sonnabend, einen Tag, ehe ich die Ehre hatte, durch Fritz an Sie das kleine Billet zu überschicken, in welchem ich Sie mich bei Herrn von Sartines aufzusuchen bat."

„Am Vorabend dieses Tages?" rief die Gräfin, „am Vorabend des Tages, wo man den König zu der kleinen Taverney gehen sah! Oh! nun ist mir Alles erklärt."

„Wenn Ihnen Alles erklärt ist, so müßten Sie sehen, daß ich nur an dem narkotischen Mittel Theil habe."

„Ja, es ist das narkotische Mittel, was uns gerettet hat."

Balsamo wartete diesmal, er wußte von nichts.

„Madame," erwiederte er, „ich fühle mich glücklich, daß ich Ihnen, selbst ohne Absicht, zu etwas dienlich bin."

„Oh! Sie sind immer vortrefflich gegen meine Person. Doch Sie vermögen noch mehr für mich, als Sie bis jetzt gethan haben. Oh! Doctor, ich bin sehr krank gewesen, um poetisch zu sprechen, und zu dieser Stunde glaube ich kaum an meine Wiedergenesung."

„Madame," sprach Balsamo, „der Doctor, da es sich hier um einen Doctor handelt, verlangt immer die einzelnen Umstände der Krankheit zu wissen, die er zu behandeln hat. Wollen Sie mir also die Umstände bei dem, was Sie erfahren haben, auf das Genauste angeben, und wenn es Ihnen möglich ist, kein Symptom vergessen."

„Nichts kann einfacher sein, lieber Doctor, oder lieber Zauberer, wie Sie wollen. Am Vorabend des Tages, wo dieses narkotische Mittel angewendet wurde, schlug es Seine Majestät aus, mich nach Luciennes zu begleiten. Sie blieb unter dem Vorwand der Müdigkeit in Trianon, diese lügnerische Majestät, und zwar, wie ich seitdem erfahren habe, um mit dem Herzog von Richelieu und dem Baron von Taverney allein zu Nacht zu speisen."

„Ah! ah!"

„Sie begreifen nun ebenfalls. Während dieses Abendbrodes wurde der Liebestrank dem König eingegeben. Er hatte schon eine Neigung für Fräulein Andrée; man wußte, daß er mich am andern Tag nicht besuchen würde. In Beziehung auf diese Kleine sollte also der Trank wirken."

„Nun?"

„Er wirkte auch."

„Was geschah sodann?"

„Das ist schwer genau zu wissen. Wohlunterrichtete Leute sahen Seine Majestät sich nach den Communs, das heißt nach der Wohnung von Fräulein Andrée wenden."

„Ich weiß, wo sie wohnt; doch hernach?"

„Ah! hernach; Teufel! wie rasch Sie fragen, Graf. Man folgt nicht ohne Gefahr einem König, der sich verbirgt."

„Doch endlich?"

„Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß Seine Majestät in einer abscheulich stürmischen Nacht, bleich, zitternd und mit einem Fieber, das ans Delirium grenzte, nach Trianon zurückkam."

„Und Sie glauben, es sei nicht allein der Sturm gewesen, was dem König bange gemacht?" fragte Balsamo lächelnd.

„Nein, denn der Kammerdiener hörte ihn mehrere Male ausrufen: „„Todt! todt! todt!""

„Oh! oh!"

„Das war das narkotische Mittel," fuhr Madame Dubarry fort; „nichts macht dem König so sehr bange, als die Todten, und nach den Todten das Bild des Todes. Er fand Fräulein von Taverney in einen seltsamen Schlaf versunken und wird sie für todt gehalten haben."

„Ja, ja, in der That todt," sprach Balsamo, der sich nun erinnerte, daß er, ohne Lorenza wieder aufzuwecken, entflohen war, „todt, oder wenigstens allen Anschein des Todes darbietend. So ist es! so ist es! Hernach, Madame, hernach?"

„Niemand erfuhr also, was in dieser Nacht, oder vielmehr am Anfang dieser Nacht vorfiel. Als der König in seine Gemächer zurückkehrte, wurde er von einem heftigen Fieber und von einem Nervenzittern befallen, was erst am andern Tag vorüberging, als es der Frau Dauphine einfiel, beim König öffnen zu lassen und Seiner Majestät eine schöne, lachende Gestalten beleuchtende Sonne zu zeigen. Da verschwanden alle die unbekannten Visionen mit der Nacht, die sie erzeugt hatte.

„Um Mittag ging es beim König besser, er nahm etwas Fleischbrühe zu sich und aß ein Flügelchen von einem Rebhuhn, und am Abend . . ."

„Und am Abend?“ wiederholte Balsamo.

„Nun, am Abend kam Seine Majestät, welche ohne Zweifel nach dem Schrecken des vorhergehenden Tages nicht in Trianon bleiben wollte, am Abend kam Seine Majestät zu mir nach Luciennes, wo ich, mein lieber Graf, meiner Treue wahrnahm, daß Herr von Richelieu beinahe ein ebenso großer Zauberer ist, als Sie.“

Das triumphirende Gesicht der Gräfin, ihre Geberde voll Anmuth und Schelmerei vollendeten ihren Gedanken und beruhigten völlig Balsamo in Beziehung auf die Macht, welche die Favoritin immer noch über den König ausübte.

„Sie sind also zufrieden mit mir, Madame?“ sagte er.

„Begeistert von Ihnen, das schwöre ich, Graf; Sie haben mir, als Sie von den Unmöglichkeiten sprachen, die Sie geschaffen, streng die Wahrheit gesagt.“

Und sie reichte ihm als Beweis ihres Dankes die so weiße, so zarte, so duftende Hand, die nicht so frisch war, wie die von Andrée, deren Wärme aber auch ihre Beredtsamkeit besaß.

„Und nun zu Ihnen, Graf,“ sprach sie.

Balsamo verbeugte sich wie ein Mensch, der zu hören bereit ist.

„Haben Sie mich vor einer großen Gefahr bewahrt,“ fuhr Madame Dubarry fort, „so glaube ich Sie vor einer nicht geringeren Gefahr beschützt zu haben.“

„Ich,“ erwiederte Balsamo, seine Unruhe verbergend, „ich bedarf dessen nicht, um Ihnen dankbar zu sein; wollen Sie mir jedoch sagen? . . .“

„Ja, das fragliche Kistchen.“

„Nun, Madame?“

„Es enthielt Geheimschriften, welche Herr von Sartines von allen seinen Schreibern übersetzen ließ; alle unterzeichneten ihre abgesondert gemachte Uebersetzung und alle Uebersetzungen gaben dasselbe Resultat. Und so ist Herr von Sartines diesen Morgen, während ich gerade dort war, nach Versailles gekommen und hat alle diese

Uebersetzungen nebst dem Wörterbuch der diplomatischen Geheimschriften mitgebracht."

„Ah! ah! Und was hat der König gesagt?"

„Der König schien Anfangs erstaunt, dann erschrocken. Man findet leicht Gehör bei Seiner Majestät, wenn man ihr von Gefahren spricht. Seit dem Federmesserstich von Damiens gibt es ein Wort, mit welchem Jedermann bei Ludwig XV. durchdringt: „„Nehmen Sie sich in Acht!""

„Herr von Sartines hat mich also der Complottirung beschuldigt?"

„Herr von Sartines versuchte es Anfangs, mich weggehen zu machen; doch ich weigerte mich und erklärte, da Niemand dem König anhänglicher sei, als ich, so habe Niemand das Recht, mich zu entfernen, wenn man ihm von einer Gefahr sage. Herr von Sartines drang dennoch auf meine Entfernung; doch ich widerstand, und der König sagte lächelnd, indem er mich auf eine gewisse Art anschaute, die ich gar wohl verstehe:

„„Lassen Sie die Gräfin hier, Sartines, ich kann ihr heute nichts verweigern.""

„Sie begreifen, Graf, da ich da war, befürchtete Herr von Sartines, der sich wohl unseres so scharf ausgesprochenen Abschieds erinnerte, er befürchtete, sage ich, mir zu mißfallen, wenn er Sie anklagen würde. Er stützte sich auf die schlimme Gesinnung des Königs von Preußen gegen Frankreich, auf die Neigungen der Geister, sich des Uebernatürlichen zu bedienen, um den Gang ihrer Rebellion zu erleichtern. Er klagte mit einem Wort viele Leute an und bewies, immer seine Zifferschriften in der Hand, diese Leute seien schuldig."

„Schuldig, welches Verbrechens?"

„Welches Verbrechens? . . . Graf, soll ich das Staatsgeheimniß sagen?"

„Das unser Geheimniß ist, Madame. Oh! Sie wagen nichts dabei! Ich habe, wie mir scheint, ein Interesse, nicht zu sprechen."

„Ja, Graf, ich weiß es, ein großes Interesse. Herr von Sartines wollte also beweisen, eine zahlreiche, mächtige, von muthigen, gewandten, entschlossenen Adepten gebildete Secte untergrabe auf eine dumpfe Weise die Seiner königlichen Majestät schuldige Ehrfurcht, indem sie gewisse Gerüchte über den König verbreite."

„Welche Gerüchte?"

„Sie sage zum Beispiel, Seine Majestät hungere sein Volk aus."

„Was antwortete der König darauf?"

„Der König antwortete, wie er immer antwortet, durch einen Scherz."

Balsamo athmete.

„Und was für ein Scherz war das?" fragte er.

„„Da man mich beschuldigt, ich hungere mein Volk aus,"" sagte er, „„so habe ich nur eine Antwort auf diese Anschuldigung zu geben: Nähren wir es.""

„„Wie dies, Sire?"" fragte Herr von Sartines.

„„Ich übernehme für meine Rechnung die Verköstigung aller derjenigen, welche dieses Gerücht verbreiten, und biete Ihnen überdies freie Wohnung in der Bastille an.""

Balsamo fühlte einen leichten Schauer seine Adern durchlaufen, doch er blieb lächelnd:

„Hernach?" sagte er.

„Hernach schien mich der König durch ein Lächeln um Rath zu fragen. „„Sire,"" sprach ich sodann, „„man wird mich nie glauben machen, alle diese kleinen schwarzen Ziffern, welche Ihnen Herr von Sartines überbringt, wollen besagen, Sie seien ein schlechter König.""

„Da schrie der Polizeilieutenant laut auf.

„„Ebensowenig, als Sie mir je beweisen werden, die Schreiber Ihrer Kanzlei verstehen zu lesen,"" fügte ich bei.

„Und was sagte der König, Gräfin?" fragte Balsamo.

„Ich könnte Recht haben, aber Herr von Sartines hätte nicht Unrecht."

„Und sodann?"

„Sodann fertigte man viele geheime Verhaftsbefehle aus, unter denen Herr von Sartines, wie ich deutlich sah, einen gegen Sie einschieben wollte. Doch ich gab nicht weich und hielt ihn mit einem einzigen Wort zurück."

„„Mein Herr,"" sagte ich ganz laut und in Gegenwart des Königs, „„verhaften Sie ganz Paris, wenn es Ihnen gutdünkt, das ist Ihres Amtes; aber man lasse es sich nicht einfallen, einen einzigen von meinen Freunden zu berühren . . . oder!""

„„Hoho!"" rief der König, „„sie wird ärgerlich; hüten Sie sich, Sartines.""

„„Aber, Sire, das Interesse des Königreichs . . .""

„„Oh! Sie sind kein Sully,"" erwiederte ich, roth vor Zorn, „„und ich bin keine Gabriele.""

„„Madame, man will den König ermorden, wie man Heinrich IV. ermordet hat.""

„Diesmal erbleichte der König, zitterte er, fuhr er mit der Hand über seine Stirne.

„Ich hielt mich für besiegt."

„„Sire,"" sagte ich, „„man muß den Herrn fortfahren lassen, denn seine Commis haben ohne Zweifel auch in allen diesen Ziffern gelesen, ich conspirire gegen Sie.""

„Und ich ging hinaus.

„Teufel! das war am andern Tag nach dem Liebestrank, Graf. Der König zog meine Gegenwart der von Herrn Sartines vor und lief mir nach.

„„Ah! ich bitte, Gräfin, ärgern Sie sich nicht,"" sagte er.

„„Dann jagen Sie diesen gemeinen Menschen fort, Sire; er riecht nach dem Gefängniß.""

„„Gehen Sie, Sartines, gehen Sie,"" sagte der König die Achseln zuckend.

„„Und ich verbiete Ihnen in Zukunft nicht nur, bei mir zu erscheinen, sondern auch, mich zu grüßen,"" fügte ich bei.

„Da verlor unser Polizeilieutenant den Kopf; er kam auf mich zu und küßte mir demüthig die Hand.

„„Wohl, es sei,““ sagte er, „„sprechen wir nicht mehr davon, schöne Dame; doch Sie richten den Staat zu Grund. Ihr Schützling, da Sie es durchaus so wollen, soll von meinen Agenten verschont werden.““

Balsamo schien in eine tiefe Träumerei versunken.

„Wie!“ sagte die Gräfin, „Sie danken mir nicht einmal, daß ich Ihnen die Bekanntschaft mit der Bastille erspart habe, was vielleicht ungerecht, aber darum nicht minder unangenehm gewesen wäre?“

Balsamo antwortete nicht; er zog nur aus seiner Tasche ein Fläschchen, das einen blutrothen Saft enthielt.

„Nehmen Sie, Madame,“ sagte er; „für die Freiheit, die Sie mir schenken, schenke ich Ihnen zwanzig Jahre Jugend mehr.“

Die Gräfin schob das Fläschchen in ihren Schnürleib und entfernte sich freudig und triumphirend.

Balsamo blieb träumerisch.

„Sie waren vielleicht ohne die Coquetterie eines Weibes gerettet,“ sagte er nach einiger Zeit. „Der kleine Fuß dieser Courtisane stürzt sie in die tiefste Tiefe des Abgrunds.

„Gott ist entschieden mit uns!“

CXXXII.

Das Blut.

Madame Dubarry hatte noch nicht die Thüre des Hauses hinter sich schließen sehen, als Balsamo wieder die Geheimtreppe hinaufstieg und in das Zimmer mit den Pelzen zurückkehrte.

Die Unterredung mit der Gräfin hatte lange gedauert und sein Eifer rührte von zwei Ursachen her.

Die erste war das sehnsüchtige Verlangen, Lorenza

zu sehen; die zweite war die Furcht, die junge Frau dürfte ermüdet sein; denn in dem neuen Leben, das er ihr gemacht hatte, konnte es keinen Platz für die Langweile geben; ermüdet dadurch, daß sie, wie ihr dies zuweilen begegnete, vom magnetischen Schlaf zur Extase übergehen konnte.

Auf die Extase folgten beinahe immer Nervenkrisen, wenn der Dazwischentritt des wiederherstellenden Fluidums nicht ein befriedigendes Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Functionen des Organismus herbeiführte.

Nachdem Balsamo die Thüre geschlossen, warf er rasch seine Blicke auf den Sopha, auf dem er Lorenza gelassen hatte.

Sie war nicht mehr da.

Nur die feine Mante von Kaschemir, worauf goldene Blumen gestickt, welche sie gewöhnlich wie eine Schärpe umhüllte, war allein auf den Polstern als ein Zeugniß für ihre Anwesenheit in diesem Zimmer und für ihr Ruhen auf diesem Sopha zurückgeblieben.

Balsamo heftete, unbeweglich, die starren Augen auf den leeren Sopha. Vielleicht hatte sich Lorenza durch einen seltsamen Geruch, der sich in dem Zimmer, aus dem sie weggegangen, verbreitet zu haben schien, belästigt gefühlt; vielleicht hatte sie sich mit einer maschinenmäßigen Bewegung die Gewohnheiten des wirklichen Lebens zugeeignet und instinctartig ihren Platz verändert.

Balsamo dachte zuerst, Lorenza wäre in das Laboratorium zurückgekehrt, wohin er sie einen Augenblick zuvor begleitet hatte.

Er trat in das Laboratorium ein. Beim ersten Anblick schien es leer; doch im Schatten des riesigen Ofens, hinter den Vorhängen mit Personen aus dem Orient, konnte sich eine Frau leicht verbergen.

Er hob also die Vorhänge auf, er ging rings um den Ofen; doch nirgends konnte er eine Spur der Anwesenheit von Lorenza finden.

Es blieb das Zimmer der jungen Frau, wohin sie ohne Zweifel zurückgekehrt war.

Dieses Zimmer war für sie in ihrem wachen Zustand nur ein Gefängniß.

Er lief dahin und fand die Platte geschlossen.

Doch dies diente durchaus nicht zum Beweis, daß sich Lorenza nicht in ihr Zimmer begeben. In der That, es widersetzte sich nichts dem, daß Lorenza in ihrem hellsehenden Schlaf sich des Mechanismus erinnert und, sich desselben erinnernd, den Erscheinungen eines in ihrem Geiste schlecht verwischten Traumes gehorcht hatte.

Balsamo drückte an der Feder.

Das Zimmer war leer wie das Laboratorium: Lorenza schien nicht einmal hineingekommen zu sein.

Ein schmerzlicher Gedanke, ein Gedanke, der, wie man sich erinnert, schon einmal sein Herz gefoltert hatte, verjagte nun alle Vermuthungen, alle Hoffnungen des durch die Liebe Beglückten.

Lorenza habe eine Rolle gespielt; sie habe sich gestellt, als schliefe sie; sie habe so jedes Mißtrauen, jede Wachsamkeit, jede Unruhe im Geiste ihres Gatten beseitigt, und bei der ersten Freiheit, die sich ihr geboten, sei sie abermals entflohen, — durch eine erste, oder vielmehr durch eine zweite Erfahrung sicher über das, was sie thun sollte.

Balsamo fuhr bei diesem Gedanken auf und läutete Fritz.

Dann, als ob dieser für seine Ungeduld zu sehr zögerte, stürzte er ihm entgegen und rief, sobald er ihn auf der Geheimtreppe traf:

„Die Signora?"

„Was ist es, Meister?" fragte Fritz, der an dem Beben von Balsamo wahrnahm, daß etwas Außerordentliches vorging.

„Hast Du sie gesehen?"

„Nein, Meister."

„Sie ist nicht weggegangen?"

„Von wo?"

„Vom Haus?"

„Es ist Niemand weggegangen, als die Gräfin, hinter der ich die Thüre geschlossen habe."

Balsamo stieg wie ein Wahnsinniger wieder die Treppe hinauf. Er bildete sich ein, die tolle junge Frau, welche in ihrem Schlafe so sehr von dem verschieden war, was sie im Wachen that, habe einen ihrer Augenblicke kindischen Muthwillens, sie lese aus irgend einem Winkel, wo sie verborgen, die Angst in seinem Herzen und belustige sich damit, daß sie ihn erschrecken wolle, um ihn nachher wieder zu beruhigen.

Dann begann eine sorgfältige Untersuchung.

Nicht ein Winkel wurde verschont, nicht ein Schrank vergessen, nicht ein Windschirm am Platz gelassen. Es war in dieser Nachforschung von Balsamo etwas vom Menschen, der durch die Leidenschaft verblendet ist, vom Narren, der nicht mehr sieht, vom Trunkenen, der wankt. Er hatte nur noch die Kraft, die Arme zu öffnen und auszurufen: „Lorenza! Lorenza!" in der Hoffnung, das angebetete Geschöpf würde sich plötzlich mit einem Freudenschrei darein stürzen.

Doch nur ein Stillschweigen allein, ein finsteres, hartnäckiges Stillschweigen antwortete seinem ausschweifenden Gedanken und seinem wahnsinnigen Ruf.

Laufen, alles Geräthe umkehren, zu den Mauern sprechen, Lorenza rufen, schauen, ohne zu sehen, horchen, ohne zu hören, beben, ohne zu leben, schauern, ohne zu denken, dies war der Zustand, in welchem Balsamo drei Minuten, das heißt drei Jahrhunderte im Todeskampf hinbrachte.

Aus diesem wirren Treiben ging er halb verrückt hervor; er tauchte seine Hand in ein Gefäß mit eiskaltem Wasser, befeuchtete sich damit die Schläfe, drückte eine von seinen Händen mit der andern zusammen, als wollte er sich zur Unbeweglichkeit zwingen, und vertrieb durch

den Willen das lästige Geräusch jenes Schlagens vom Blut gegen den Schädel, ein unseliges, unablässiges, monotones Geräusch, das, wenn es Bewegung und Stille ist, das Leben anzeigt, wenn es aber stürmisch und bemerkbar wird, den Tod oder den Wahnsinn bezeichnet.

„Wir wollen vernünftig urtheilen," sagte er; „Lorenza ist nicht mehr da; keine falsche Vorspiegelungen gegen mich selbst; Lorenza ist nicht mehr da, folglich ist sie weggegangen, ja, sie ist weggegangen."

Und er schaute noch einmal umher und rief noch einmal:

„Weggegangen!" wiederholte er. „Vergebens behauptet Fritz, er habe sie nicht gesehen. Sie ist weggegangen, sicherlich weggegangen.

„Zwei Fälle bieten sich dar:

„Entweder hat er wirklich nichts gesehen, was im Ganzen wohl möglich ist, denn der Mensch kann sich irren; oder er hat gesehen und ist von Lorenza bestochen worden.

„Bestochen! Fritz!

„Warum nicht! Vergebens spricht seine frühere Treue gegen diese Annahme. Wenn Lorenza, wenn die Liebe, wenn die Wissenschaft in diesem Grad täuschen und lügen konnten, warum sollte die so gebrechliche, so fehlbare Natur eines menschlichen Geschöpfes nicht ebenfalls täuschen?

„Oh! ich werde Alles, Alles erfahren! Bleibt mir nicht Fräulein von Taverney? Ja, durch Andrée werde ich den Verrath von Fritz, durch Andrée werde ich den Verrath von Lorenza erfahren . . . Oh! diesmal, da die Liebe lügenhaft gewesen, da die Wissenschaft ein Irrthum, da die Treue eine Falle gewesen sein wird ... oh! diesmal wird Balsamo ohne Mitleid, ohne Rückhalt strafen, wie ein mächtiger Mensch, der sich rächt, nachdem er die Barmherzigkeit verjagt und den Stolz bewahrt hat.

„Es ist nun nichts mehr Anderes zu thun, als so

schnell als möglich wegzugehen, Fritz nichts ahnen zu lassen und nach Trianon zu laufen."

Und Balsamo nahm seinen Hut, der zu Boden gefallen war, und stürzte nach der Thüre.

Doch plötzlich blieb er stehen . . .

„Oh!" sagte er... „mein Gott! der arme Greis... ich hatte ihn vergessen . . . vor Allem muß ich Althotas sehen; während dieses Anfalls von Fieberwahn, so lange dieser ungeheuerliche Liebeskrampf dauerte, habe ich den unglücklichen Greis sich selbst überlassen. Ich bin undankbar, ich bin unmenschlich gewesen."

Und mit jenem Fieber, das zu dieser Stunde alle seine Bewegungen belebte, näherte sich Balsamo der Feder, welche den Plafond spielen machte. Das bewegliche Gerüste kam sogleich und rasch herab.

Balsamo stellte sich darauf und fing an mit Hülfe des Gegengewichts hinaufzusteigen; doch ganz und gar von der Unruhe seines Geistes und Herzens erfüllt und ohne an etwas Anderes, als an Lorenza, zu denken.

Kaum berührte er das Niveau des Zimmers von Althotas, als die Stimme des Greises an sein Ohr traf und ihn seiner schmerzlichen Träumerei entzog.

Doch zum großen Erstaunen von Balsamo waren seine ersten Worte kein Vorwurf, wie er erwartete: es war ein Ausbruch natürlicher und einfacher Heiterkeit, was ihn empfing.

Der Schüler schaute mit erstauntem Blick zum Meister empor.

Der Greis war in seinen Stuhl mit den Federn zurückgelehnt; er athmete geräuschvoll und mit Wonne, als ob jeder Zug einen Lebenstag gewänne; seine Augen, voll von einem düsteren Feuer, dessen Ausdruck sich jedoch durch ein um seine Lippen schwebendes Lächeln milderte, seine Augen hefteten sich auf eine bedrückende Weise auf seinen Besuch.

Balsamo raffte seine Kräfte zusammen und sammelte seine Gedanken, um den Meister, der gegen die Schwä-

chen der Menschheit so wenig nachsichtig war, seine Unruhe nicht wahrnehmen zu lassen.

Während dieser Minute, in der er sich zu fassen suchte, fühlte Balsamo einen seltsamen Druck auf seiner Brust lasten. Die Luft war ohne Zweifel verdorben durch eine zu beständige Einathmung, durch einen schweren faden, lauen, üblen Geruch; derselbe Geruch, den er schon unten gespürt hatte, obgleich in einem schwächeren Grad, schwamm in der Luft und hatte, ähnlich jenen Dünsten, welche aus den Seen und Sümpfen im Herbst bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang aufsteigen, einen Körper angenommen und die Scheiben getrübt.

In dieser dichten, herben Atmosphäre wurde es Balsamo übel, sein Kopf gerieth in Verwirrung, ein Schwindel ergriff ihn, und er fühlte, der Athem und die Kräfte würden ihn zugleich verlassen.

„Meister," sprach er, während er einen festen Stützpunkt suchte und seine Brust zu erweitern bemüht war, „Meister, Ihr könnt nicht hier leben, man athmet hier nicht mehr."

„Findest Du?"

„Oh!"

„Ich athme doch hier sehr gut, und ich lebe hier, wie Du siehst," erwiederte Althotas mit freudigem Ton.

„Meister! Meister!" sprach Balsamo, immer mehr betäubt, „merkt wohl auf und laßt mich ein Fenster öffnen, es steigt von diesem Boden wie ein Blutdampf auf."

„Blut! Ah! Du findest? . . . Blut?" rief Althotas, in ein Gelächter ausbrechend.

„Oh! ja, ja, ich fühle die Miasmen, welche sich aus einem frisch getödteten Körper ausdünsten . . . ich könnte sie wägen, so schwer sind sie für mein Gehirn und für mein Herz."

„Das ist so," sagte der Greis mit seinem höhnischen Lachen, „das ist so, ich habe es schon bemerkt; Du hast

ein zartes Herz und ein sehr schwächliches Gehirn, Acharat."

„Meister," sprach Balsamo, den Finger gegen den Greis ausstreckend, „Meister, Ihr habt Blut an Euren Händen; Meister, es ist Blut auf diesem Tisch; Meister, es ist überall Blut, sogar in Euren Augen, die wie zwei Flammen glänzen; Meister, dieser Geruch, den man hier einathmet, dieser Geruch, der mir den Schwindel bereitet, dieser Geruch, der mich erstickt, ist Blutgeruch."

„Nun, und was dann?" versetzte Althotas ruhig; „spürst Du zum ersten Mal diesen Geruch?"

„Nein."

„Hast Du mich nie meine Experimente machen sehen? Hast Du nie selbst solche gemacht?"

„Aber menschliches Blut!" rief Balsamo, indem er mit der Hand über seine von Schweiß triefende Stirne fuhr.

„Ah! Du hast einen feinen Geruch," sagte Althotas. „Ich hätte nicht geglaubt, man könnte das Blut eines Menschen von dem Blut irgend eines Thieres unterscheiden."

„Das Blut eines Menschen!" murmelte Balsamo.

Und als er ganz schwankend, um sich daran zu halten, den Vorsprung irgend eines Geräthes suchte, erblickte er schauernd ein weites kupfernes Becken, dessen glänzende Wände die purpurne Farbe von frisch vergossenem Blut wiederstrahlten.

Das ungeheure Gefäß war halb voll.

Balsamo wich erschrocken zurück.

„Oh! dieses Blut, woher kommt es?" rief er.

Althotas antwortete nicht; doch sein Blick verlor nichts von den Schwankungen, von der Verwirrung, vom Schrecken von Balsamo. Plötzlich stieß dieser ein wildes Gebrülle aus.

Dann sich bückend, als ob er eine Beute fassen wollte, stürzte er auf einen Punkt des Zimmers zu und hob vom

Boden ein seidenes, mit Silber brochirtes Band auf, an welchem eine lange schwarze Haarflechte hing.

Nach diesem schmerzlichen Geschrei trat ein tödtliches Stillschweigen in dem Zimmer des Greises ein.

Balsamo hob langsam das Band auf, betrachtete schauernd die Haare, deren Ende eine goldene Nadel auf einer Seite an das Band befestigt hielt, während sie auf der andern, scharf abgeschnitten, eine Franse zu sein schienen, welche an ihren äußersten Theilen eine Blutwoge gestreift hätte, denn die rothen, schäumenden Tropfen perlten am Ende dieser Franse.

Je mehr Balsamo seine Hand aufhob, desto mehr zitterte diese Hand.

Je fester Balsamo seinen Blick auf das befleckte Band heftete, desto leichenfarbiger wurden seine Wangen.

„Oh! woher kommt dies?“ murmelte er, doch laut genug, daß sein Wort eine Frage für einen Andern, als für ihn selbst, wurde.

„Dies?“ sagte Althotas.

„Ja, dies.“

„Es ist ein um Haare gewickeltes seidenes Band.“

„Aber diese Haare, diese Haare, in was sind sie getaucht worden?“

„Du siehst es wohl, in Blut.“

„In welches Blut?“

„Ei! in das Blut, das ich für mein Elixir brauchte, in das Blut, das Du mir verweigertest und das ich mir wegen Deiner Weigerung selbst verschaffen mußte.“

„Aber diese Haare, diese Flechte, dieses Band, woher habt Ihr sie? das ist nicht der Kopfputz eines Kindes.“

„Wer sagt Dir denn, ich habe ein Kind erwürgt?“ fragte ruhig Althotas.

„Braucht Ihr nicht für Euer Elixir das Blut eines Kindes?“ rief Balsamo. „Habt Ihr mir das nicht gesagt?“

„Oder einer Jungfrau, Acharat, oder einer Jungfrau.“

Und Althotas streckte seine abgemagerte Hand über den Arm des Lehnstuhles aus und nahm eine Phiole, an deren Inhalt er voll Wonne nippte.

Dann sprach er mit dem allernatürlichsten Ton und mit seinem liebevollsten Ausdruck:

„Das ist gut von Dir, Acharat; Du bist weise und vorsichtig gewesen, daß Du diese Frau unter meinen Boden, beinahe in den Bereich meiner Hand brachtest; die Menschheit hat sich nicht darüber zu beklagen, das Gesetz hat nichts einzuwenden. Ei! ei! Du hast mir nicht die Jungfrau geliefert, ohne die ich gestorben wäre; nein, ich habe sie genommen. Ich danke Dir, mein lieber Zögling, ich danke Dir, mein kleiner Acharat."

Und er setzte abermals die Phiole an seine Lippen.

Balsamo ließ die Haarflechte fallen, die er in der Hand hielt; ein gräßliches Licht hatte seine Augen geblendet.

Vor ihm stand der Tisch des Greises, dieser ungeheure Tisch, stets voll von Kräutern, Büchern und Phiolen, dieser Tisch war bedeckt mit einem langen Tuch von weißem Damast mit dunkeln Blumen, auf das die Lampe von Althotas ihren röthlichen Schimmer so ergoß, daß sich düstere Formen hervorhoben, welche Balsamo Anfangs nicht bemerkt hatte.

Balsamo nahm eines von den Enden des Tuches und zog es heftig an sich.

Doch da sträubten sich seine Haare, sein offener Mund konnte nicht mehr den gräßlichen Schrei von sich geben, der in der Tiefe seiner Kehle erstickte.

Er hatte unter diesem Tuche den Leichnam von Lorenza erblickt, von Lorenza, welche auf dem Tisch ausgestreckt lag . . . den Kopf leichenbleich, aber dennoch lächelnd, und zurückhängend, als würde er durch das Gewicht seiner langen Haare hinabgezogen.

Eine breite Wunde öffnete sich klaffend über dem Schlüsselbein, ohne daß mehr ein Tropfen Blutes daraus hervorfloß.

Die Hände waren starr und die Augen unter violetten Lidern geschlossen.

„Ja, Blut, jungfräuliches Blut, die drei letzten Tropfen Arterienblut von einer Jungfrau; das ist es, was ich brauchte," sprach der Greis, indem er sich zum dritten Mal seiner Phiole bediente.

„Elender!" rief Balsamo, dessen Verzweiflungsgeschrei sich durch jede seiner Poren ausströmte; „stirb also, denn seit vier Tagen war sie meine Geliebte, meine Frau! Du hast sie umsonst gemordet . . ."

„Sie war keine Jungfrau mehr! . . ."

Die Augen von Althotas zitterten, als ob sie eine elektrische Erschütterung in ihre Höhlen zurückspringen gemacht hätte; seine Augensterne erweiterten sich furchtbar; sein Zahnfleisch knirschte in Ermanglung der Zähne; es entschlüpfte seiner Hand die Phiole, fiel auf den Boden und zersprang in tausend Stücke, während er ganz bestürzt, vernichtet, zugleich im Herzen und im Gehirn getroffen, in seinen Lehnstuhl zurücksank.

Balsamo aber neigte sich schluchzend über den Leib von Lorenza, küßte ihre blutigen Haare und fiel ohnmächtig nieder.

CXXXIII.

Der Mensch und Gott.

Die Stunden, diese seltsamen Schwestern, die sich bei der Hand halten und mit einem so langsamen Flug für den unglücklichen, mit einem so raschen für den glücklichen Menschen vorübergehen, sanken stillschweigend, ihre schweren Flügel zusammenziehend, auf dieses Zimmer voll von Schluchzen und Seufzern herab.

Auf der einen Seite der Tod, auf der andern der Todeskampf.

In der Mitte die Verzweiflung, schmerzlich wie der Todeskampf, tief wie der Tod.

Balsamo hatte kein Wort mehr von sich gegeben, seit dem gräßlichen Schrei, der seine Kehle zerrissen.

Seit dieser niederschmetternden Offenbarung, welche die wilde Freude von Althotas durchschnitten, hatte Balsamo sich nicht bewegt.

Der häßliche Greis, der so gewaltsam in das Leben zurückgeworfen wurde, wie es Gott den Menschen gemacht hat, schien eben so sehr aus seiner Sphäre herausgeschleudert, in diesem für ihn neuen Element, als es der Vogel ist, der, von einem Bleikorn getroffen, aus einer Wolke herab auf einen See fällt, auf dessen Oberfläche er sich sträubt, ohne daß es ihm seine Flügel aufzuschwellen gelingt.

Die Bestürzung dieses leichenbleichen, verstörten Gesichtes offenbarte den unermeßlichen Umfang seiner Enttäuschung.

Althotas nahm sich in der That nicht mehr die Mühe, zu denken, seitdem seine Gedanken das Ziel, nach dem sie sich wandten, ein Ziel, von dem sie glaubten, es wäre fest und unerschütterlich wie der Felsen, wie Rauch hatten verschwinden sehen.

Seine düstere, stille Verzweiflung hatte etwas vom Stumpfsinn. Für einen Geist, der nicht gewohnt, den seinigen zu messen, wäre dieses Stillschweigen vielleicht ein Anzeichen der Forschung gewesen; für Balsamo, der ihn übrigens nicht einmal anschaute, war es der Todeskampf der Macht, der Vernunft, des Lebens.

Althotas trennte sich mit seinem Blick nicht von dieser zerbrochenen Phiole, dem Bilde der Nichtigkeit seiner Hoffnungen; es war, als zählte er diese tausend Trümmer die, sich zerstreuend, sein Leben um ebenso viele Tage vermindert hätten; es war, als hätte er mit dem Blick diesen auf dem Boden ausgebreiteten kostbaren Trank einsaugen wollen, und als hätte er einen Augenblick an die Unsterblichkeit geglaubt.

Zuweilen auch, wenn der Schmerz dieser Enttäu-

schung zu lebhaft war, schlug der Greis sein trübes Auge zu Balsamo auf; von Balsamo ging dann sein Blick zu Lorenza über.

Dann glich er jenen in der Falle gefangenen Thieren, welche der Jäger am Morgen am Beine festgepackt findet, die er lange mit dem Fuß, ohne daß sie den Kopf umdrehen, plagt, welche aber, wenn er sie mit seinem Jagdmesser sticht, schief ihr blutiges, ganz mit Haß, Rache, Vorwurf und Erstaunen beladenes Auge erheben.

„Ist es möglich," sagte dieser noch in seiner Stumpfheit so ausdrucksvolle Blick, „ist es glaublich, daß mir so viel Unglück, so viele Niederlagen von Seiten eines Wesens zukommen, das so geringfügig ist, wie der Mensch, den ich vier Schritte von mir zu den Füßen eines Gegenstandes von so gewöhnlicher Art, wie dieses todte Weib, niedergekniet sehe? ist es nicht eine Verkehrung der Natur, ein Umsturz der Wissenschaft, eine Entkräftung der Vernunft, daß der so plumpe Zögling den so erhabenen Meister getäuscht hat? ist es nicht ungeheuerlich, daß das Staubkörnchen das Rad des stolzen, raschen Wagens in seinem allmächtigen, unsterblichen Lauf aufgehalten hat?"

Bei Balsamo, der gelähmt, vernichtet, ohne Stimme, ohne Bewegung, beinahe ohne Leben war, hatte noch kein menschlicher Gedanke die blutigen Dünste seines Gehirns durchbrochen.

Lorenza, seine Lorenza! Lorenza, seine Frau, sein Idol, dieses für ihn als Engel und als Geliebte doppelt kostbare Geschöpf, Lorenza, das heißt das Vergnügen und der Ruhm, die Gegenwart und die Zukunft, die Kraft und der Glaube, Lorenza, das heißt Alles, was er liebte, was er wünschte, Alles, was er in der Welt erstrebte, Lorenza war auf immer für ihn verloren!

Er weinte nicht mehr, er schrie nicht mehr, er seufzte nicht einmal mehr. Er hatte kaum Zeit, sich darüber zu wundern, daß ein so furchtbares Unglück über sein Haupt hereingebrochen war. Er glich jenen Unglücklichen, welche die Ueberschwemmung in ihrem Bett mitten in der Fin-

sterniß packt, welche träumen, das Wasser habe sie erreicht, welche aufwachend und eine tosende Woge über ihrem Kopfe gewahrend nicht einmal mehr die Zeit haben, einen Schrei auszustoßen, wenn sie vom Leben zum Tod übergehen.

Drei Stunden lang glaubte sich Balsamo in die tiefsten Abgründe des Todes versenkt; durch seinen ungeheuren Schmerz hielt er das, was ihm begegnete, für einen von jenen finstern Träumen, welche die Hingeschiedenen in der ewigen, schweigsamen Nacht der Grüfte heimsuchen.

Für ihn gab es keinen Althotas mehr, das heißt keinen Haß, keine Rache mehr.

Für ihn gab es keine Lorenza, das heißt kein Leben, keine Liebe mehr.

Nur Schlaf, Nacht und Vernichtung!

So verging die Zeit düster, schweigsam, endlos in diesem Gemache, wo das Blut erkaltete, nachdem es seinen Befruchtungstheil den Atomen, die ihn fordern, zugesandt hatte.

Plötzlich, mitten in der stillen Nacht, erscholl dreimal ein Glöckchen.

Ohne Zweifel wußte Fritz, daß sich sein Herr bei Althotas befand, denn es ertönte ein Glöckchen im Zimmer selbst.

Aber es mochte immerhin dreimal mit einem seltsam starken Geräusch erklingen, der Ton verlor sich im Raum.

Balsamo hob nicht einmal den Kopf in die Höhe.

Nach einigen Augenblicken erscholl dasselbe scharfe Klingeln zum zweiten Mal, doch ohne Balsamo mehr, als das erste Mal, seiner Betäubung zu entreißen.

Dann nach einem abgemessenen Zwischenraum, der jedoch minder entfernt war, als der, welcher das erste Klingeln vom zweiten getrennt hatte, ließ die gereizte Glocke ein drittes Mal einen vielfachen Lärmen von kreischenden und ungeduldigen Tönen in das Zimmer springen.

Balsamo hob, ohne zu beben, langsam seine Stirne empor und befragte den Raum mit der kalten Feierlichkeit eines Todten, der aus seinem Grabe ersteht.

So mußte Lazarus umherschauen, als ihn die Stimme Christi dreimal rief.

Die Glocke hörte nicht auf zu klingeln.

Seine immer mehr zunehmende Energie erweckte endlich den Verstand bei dem Geliebten von Lorenza.

Er machte seine Hand von der Hand des Leichnams los.

Alle Wärme hatte seinen Körper verlassen, ohne in den von Lorenza überzugehen.

„Eine große Neuigkeit oder eine große Gefahr," sagte Balsamo zu sich selbst.

„Wenn es nur eine große Gefahr ist!"

Und er erhob sich vollends gänzlich.

„Doch warum sollte ich diesem Ruf entsprechen?" fuhr er fort, ohne die unheimliche Wirkung seiner Worte, unter diesem düsteren Gewölbe, in diesem Leichenzimmer wahrzunehmen; „kann mich noch etwas auf dieser Welt interessiren oder erschrecken?"

Als wollte sie ihm antworten, schlug nun die Glocke so heftig mit ihrem ehernen Schlägel an ihre bronzenen Flanken, daß der Schlägel sich losmachte und auf eine gläserne Retorte fiel, welche, mit einem metallischen Geräusch zerbrechend, den Boden mit ihren Trümmern bestreute.

Balsamo widerstand nicht länger: es war überdies wichtig, daß Niemand, selbst nicht einmal Fritz, ihn da aufsuchte, wo er war.

Er ging also mit ruhigem Schritt auf die Feder zu, drückte daran und stellte sich auf die Fallthüre, welche langsam hinabsank und ihn mitten im Zimmer der Pelze absetzte.

Als er am Sopha vorüberkam, streifte er an der Mante, welche von den Schultern von Lorenza gefallen war, als sie der unbarmherzige Greis, unempfindlich wie der Tod, in seinen Armen aufhob.

Es bereitete diese Berührung Balsamo einen schmerzlichen Schauer.

Er nahm die Mante und küßte sie, während er sein Geschrei mit dem Stoffe derselben erstickte.

Dann öffnete er die Treppenthüre.

Auf den obersten Stufen wartete Fritz ganz bleich, ganz keuchend, Fritz, der in einer Hand ein Licht hielt und mit der andern in seiner Angst und in seiner Ungeduld fortwährend krampfhaft an der Klingelschnur zog.

Beim Anblick seines Herrn stieß er einen Schrei der Zufriedenheit, und dann einen zweiten Schrei des Erstaunens und Schreckens aus.

Doch Balsamo, der die Ursache dieses doppelten Schreis nicht kannte, antwortete nur durch eine stumme Frage.

Fritz sagte nichts, doch er, der gewöhnlich so ehrfurchtsvoll war, wagte es, seinen Herrn bei der Hand zu nehmen und vor den großen venetianischen Spiegel zu führen, der über dem Kamin angebracht war, durch den man in das Zimmer von Lorenza ging.

„Oh! sehen Sie, Excellenz," sagte er, indem er ihm sein eigenes Bild in dem Krystall zeigte.

Balsamo bebte.

Dann zog ein Lächeln, jenes Lächeln, das der Sohn eines unaussprechlichen, unheilbaren Schmerzes ist, über seine Lippen hin.

Er hatte in der That Fritz begriffen.

Balsamo war in einer Stunde um zwanzig Jahre älter geworden; kein Glanz mehr in den Augen, kein Blut mehr unter der Haut, ein Ausdruck von Betäubung und Stumpfsinn über allen seinen Zügen ausgebreitet, ein blutiger Schaum seine Lippen befransend, ein großer Blutflecken auf dem so feinen Batist seines Hemdes.

Balsamo schaute sich selbst einen Augenblick an, ohne daß er sich zu erkennen vermochte, dann tauchte er entschlossen seine Augen in die Augen des seltsamen Menschen, den der Spiegel zurückwarf.

„Ja, Fritz, ja," sagte er, „ja, Du hast Recht."

Als er aber die unruhige Miene des treuen Dieners bemerkte, fragte er:

„Doch warum hast Du mich gerufen?“

„Oh! Meister, für sie.“

„Sie?“

„Ja.“

„Sie! wer dies?“

„Excellenz,“ flüsterte Fritz, seinen Mund dem Ohr von Balsamo nähernd, „sie, die fünf Meister.“

Balsamo bebte..

„Alle?“ fragte er.

„Ja, alle.“

„Und sie sind da?“

„Da.“

„Allein?“

„Nein; jeder mit einem bewaffneten Bedienten, der im Hof wartet.“

„Und sie sind mit einander gekommen?“

„Mit einander, ja, Meister; und sie werden ungeduldig, deshalb habe ich so oft und so stark geklingelt.“

Ohne nur unter einer Falte seines Spitzenjabot den Blutflecken zu verbergen, ohne daß er die Unordnung in seinem Anzug ein wenig zu verbessern suchte, fing Balsamo an die Treppe hinabzusteigen, nachdem er Fritz gefragt hatte, ob seine Gäste in den Salon oder in das große Cabinet eingeführt worden seien.

„In den Salon,“ antwortete Fritz seinem Herrn folgend.

Unten an der Treppe aber wagte er es, seinen Herrn aufzuhalten, und fragte:

„Hat mir Eure Excellenz Befehle zu geben?“

„Ich habe keinen Befehl für Dich, Fritz.“

„Eure Excellenz . . .“ fuhr Fritz stammelnd fort.

„Nun?“ fragte Balsamo mit unendlicher Sanftmuth.

„Begibt sich Eure Excellenz unbewaffnet zu ihnen?“

„Unbewaffnet, ja.“

„Selbst ohne ihren Degen?“

„Warum sollte ich denn meinen Degen nehmen?“

„Ich weiß es nicht," antwortete der treue Diener, die Augen niederschlagend, „aber ich dachte, ich glaubte, ich befürchtete . . ."

„Es ist gut, gehe, Fritz."

Fritz machte einige Schritte, um zu gehorchen, doch er kehrte wieder zurück.

„Hast Du nicht gehört?" fragte Balsamo.

„Excellenz, ich wollte Ihnen nur sagen, Ihre Doppelpistolen seien in dem ebenholzenen Kistchen auf dem vergoldeten Guéridon."

„Gehe, sage ich Dir," erwiederte Balsamo.

Und er trat in den Salon.

CXXXIV.

Das Gericht.

Fritz hatte wohl Recht, die Gäste von Balsamo waren in der Rue Saint-Claude nicht mit einer friedlichen Ausrüstung und ebensowenig mit einem wohlwollenden Aeußern erschienen.

Fünf Männer zu Pferd geleiteten den Reisewagen, in welchem die Herren ankamen; fünf Männer von stolzer, düsterer Miene, bis unter die Zähne bewaffnet, schloßen das Hofthor und bewachten es, während sie ihre Herren zu erwarten schienen.

Ein Kutscher, zwei Lakeien auf dem Bocke dieses Wagens hatten unter ihrem Mantel Hirschfänger und Mousquetons. Alle diese Leute schienen vielmehr zu einer Expedition, als zu einem Besuche in die Rue Saint-Claude gekommen zu sein.

Dieser nächtliche Ueberfall von furchtbaren Leuten, welche Fritz erkannt hatte, diese Erstürmung des Hotels jagten auch Anfangs dem Deutschen einen unsäglichen

Schrecken ein. Er beabsichtigte, Jedermann den Eingang zu verwehren, als er durch ein Gitter an der Thüre die Escorte erblickte und die Waffen errieth; doch diese allmächtigen Zeichen, ein unleugbarer Beweis für die Rechte der Ankömmlinge, gestatteten ihm keinen Widerstand mehr. Kaum waren die Fremden Herren des Platzes, als sie sich, wie geschickte Kapitäne, an jedem Ausgange des Hauses aufstellten, ohne daß sie sich nur die Mühe nahmen, ihre schlimmen Absichten zu verbergen. Die angeblichen Diener im Hof und in den Gängen, die angeblichen Herren im Salon weissagten Fritz nichts Gutes: deshalb sein stürmisches Klingeln. Ohne sich zu wundern, ohne sich vorzubereiten, trat Balsamo in den Salon ein, welchen Fritz, um den Fremden die Ehre zu erweisen, wie sie jedem Gaste gebührt, anständig beleuchtet hatte.

Er sah in Fauteuils die fünf Gäste sitzen, von denen keiner, als er erschien, aufstand.

Er, der Herr des Hauses, begrüßte sie höflich, als er sie alle gesehen hatte.

Nun erst standen sie auf und erwiederten ernst seinen Gruß.

Er setzte sich auf einen Stuhl ihnen gegenüber, ohne daß er die seltsame Anordnung dieser Versammlung bemerkte oder zu bemerken schien.

Die fünf Fauteuils bildeten in der That einen Halbkreis, dem der Tribunale des Alterthums ähnlich, wobei der Präsident die Beisitzer überschaute und der Stuhl von Balsamo dem des Präsidenten gegenüberstehend den Platz einnahm, welchen man gewöhnlich dem Angeklagten in den Concilien, oder Gerichtssälen gab.

Balsamo nahm nicht zuerst das Wort, wie er es unter allen andern Umständen gethan hätte; er schaute, ohne gut zu sehen, immer in Folge jener schmerzlichen Schlafsucht, die ihm nach dem Schlag geblieben war.

„Du hast uns verstanden, wie es scheint, Bruder,“ sagte der Präsident, oder vielmehr derjenige, welcher den mittleren Stuhl inne hatte. „Du hast indessen gezögert,

zu kommen, und wir beriethen uns schon, ob wir nicht nach Dir schicken sollten."

„Ich verstehe Euch nicht," erwiederte Balsamo ganz einfach.

„Das glaubte ich nicht, als ich Dich uns gegenüber den Platz und die Haltung eines Angeklagten nehmen sah."

„Eines Angeklagten?" stammelte Balsamo.

Und er zuckte die Achseln und fügte bei:

„Ich begreife nicht."

„Wir werden es Dir begreiflich machen, und das wird keine Schwierigkeit sein, wenn ich Deiner bleichen Stirne, Deinen erloschenen Augen, Deiner zitternden Stimme glauben darf: man sollte meinen, Du hörtest nicht."

„Doch, ich höre," antwortete Balsamo, den Kopf schüttelnd, als wollte er die Gedanken, die ihn belagerten, abfallen machen.

„Bruder," fuhr der Präsident fort, „erinnerst Du Dich, daß Dir bei einer seiner letzten Mittheilungen der oberste Ausschuß die Nachricht von einem Verrathe gegeben hat, den eine von den großen Stützen des Ordens beabsichtigte?"

„Vielleicht . . . ja . . . ich sage nicht nein."

„Du antwortest, wie es sich für ein stürmisches und beunruhigtes Gewissen geziemt. Doch erhole Dich . . . laß Dich nicht niederschlagen, antworte mit der Klarheit, mit der Genauigkeit, die Dir eine furchtbare Lage gebietet; antworte mit der gewissen Voraussetzung, Du könnest uns überzeugen, denn wir bringen weder Vorurtheile noch Haß hierher; wir sind das Gesetz, und dieses spricht nur, nachdem der Richter gehört hat."

Balsamo erwiederte nichts.

„Ich wiederhole Dir, Balsamo, und einmal gegeben, wird meine Kunde sein wie der Aufruf, den die Kämpfenden gegenseitig ergehen lassen, ehe sie einander angreifen:

ich werde Dich mit redlichen, aber mächtigen Waffen angreifen, vertheidige Dich."

Als die Anwesenden das Phlegma und die Unbeweglichkeit von Balsamo wahrnahmen, schauten sie einander nicht ohne Erstaunen an, richteten aber bald wieder ihre Augen auf den Präsidenten.

„Du hast mich gehört, nicht wahr?" fragte der Letztere.

Balsamo machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen.

„Ich habe als ein Bruder voll Redlichkeit, voll Wohlwollen Deinen Geist in Kenntniß gesetzt und Dich beinahe den Zweck Deines Verhörs ahnen lassen. Du bist gewarnt, hüte Dich, ich fange an.

„Nachdem jene Mittheilung ergangen war," fuhr der Präsident fort, „ordnete der Bund fünf von seinen Mitgliedern ab, um in Paris die Schritte desjenigen zu überwachen, den man uns als Verräther bezeichnete.

„Unsere Offenbarungen sind keinem Irrthum unterworfen; wir haben sie gewöhnlich, wie Du selbst weißt, von ergebenen Agenten unter den Menschen, von sichern Anzeichen unter den Dingen, oder von Symptomen und unfehlbaren Merkmalen unter den geheimnißvollen Combinationen, welche die Natur bis jetzt nur uns enthüllt hat. Einer von uns aber hatte seine Vision in Beziehung auf Dich; wir wissen, daß er sich nie getäuscht; wir sind auf unserer Hut gewesen und haben Dich bewacht."

Balsamo hörte dies Alles, ohne das geringste Zeichen von Ungeduld oder nur des Verstehens von sich zu geben. Der Präsident fuhr fort:

„Es war nichts Leichtes, einen Menschen, wie Du bist, zu überwachen; Du hast überall Eingang, es ist Dein Auftrag, überall Fuß zu fassen, wo unsere Feinde ein Haus oder irgend eine Gewalt haben. Du hast zu Deiner Verfügung alle Deine natürlichen Quellen und Mittel, die ungeheuer sind, sowie die, welche Dir der Bund gibt, um seine Sache siegen zu machen. Lange schwebten wir im Zweifel, als wir Feinde wie einen Richelieu, eine

Dubarry, einen Rohan zu Dir kommen sahen. Ueberdies hast Du in der letzten Versammlung der Rue Platrière eine Rede gehalten, eine Rede voll geschickter Paradoxen, die uns glauben machte, Du spielest dadurch eine Rolle, daß Du mit der unverbesserlichen Race, um deren Ausrottung auf Erden es sich handelt, Umgang pflegest, ihr schmeichlest. Wir ehrten eine Zeit lang die Geheimnisse Deines Benehmens, in der Hoffnung auf ein glückliches Resultat; doch endlich kam die Enttäuschung."

Balsamo verharrte in seiner Unempfindlichkeit, so daß der Präsident am Ende ungeduldig wurde.

„Vor drei Tagen," sagte er, „wurden fünf geheime Verhaftsbefehle ausgefertigt. Herr von Sartines hatte sie vom König verlangt; ausgefüllt, sobald sie unterzeichnet waren, wurden sie noch an demselben Tage fünf von unseren Hauptagenten, treuen, ergebenen Brüdern, welche in Paris wohnen, präsentirt. Alle fünf traf die Verhaftung; zwei brachte man nach der Bastille in den geheimsten Gewahrsam, zwei nach Vincennes in die Oubliette, einen nach Bicêtre in die tödtlichste von allen Zellen. Warst Du mit diesem Umstande bekannt?"

„Nein," antwortete Balsamo.

„Das muß uns seltsam erscheinen, da wir wissen, in welcher Verbindung Du mit den Mächtigen des Reiches stehst. Doch vernimm, was noch seltsamer ist."

Balsamo horchte.

„Um diese fünf treuen Freunde verhaften zu lassen, mußte Herr von Sartines die einzige Note, welche die fünf Namen der Opfer lesbar enthielt, unter den Augen gehabt haben. Diese Note war vom obersten Rath im Jahr 1769 an Dich gerichtet, und Du selbst mußtest die neuen Mitglieder aufnehmen und ihnen unmittelbar den Rang geben, den ihnen der oberste Rath verlieh."

Balsamo bedeutete durch eine Geberde, er erinnere sich dessen nicht.

„Ich will Dein Gedächtniß unterstützen. Die fünf Personen, um die es sich handelt, waren durch fünf ara-

bische Charaktere dargestellt, und die Charaktere entsprachen auf der Dir mitgetheilten Note den Namen und Chiffern der neuen Brüder."

„Gut," sagte Balsamo.

„Du erkennst es an?"

„Was Ihr wollt."

Der Präsident schaute seine Beisitzer an, damit sie von diesem Geständnisse Kenntniß nähmen.

„Nun!" fuhr er fort: „auf eben dieser Note, auf der einzigen, hörst Du wohl, welche die Brüder hatte gefährden können, stand ein sechster Name; erinnerst Du Dich dessen?"

Balsamo antwortete nichts.

„Dieser Name war: Graf von Fönix."

„Einverstanden," sagte Balsamo.

„Warum, wenn die fünf Namen der Brüder auf fünf geheimen Verhaftsbefehlen figurirten, warum wird der Deinige geachtet, geliebkost, mit gnädigem Ohre bei Hof oder in den Vorzimmern der Minister gehört? Wenn unsere Brüder das Gefängniß verdienten, so verdientest Du es auch: was hast Du hierauf zu erwiedern?"

„Nichts."

„Ah! ich errathe Deine Einwendung, Du kannst sagen, die Polizei habe durch die ihr eigenthümlichen Mittel die Namen der dunkleren Brüder ergattert, aber sie habe den Deinigen, den Namen eines Botschafters, eines mächtigen Mannes respectiren müssen; Du wirst sogar sagen, sie habe nicht einmal Verdacht gegen einen solchen Namen haben können."

„Ich werde gar nichts sagen."

„Dein Stolz währt länger, als Deine Ehre; die Polizei hat diese Namen nur dadurch entdeckt, daß sie die vertrauliche Note gelesen, welche der oberste Rath an Dich gerichtet, und sie hat dieselbe auf folgende Art gelesen: Du hattest sie in ein Kistchen eingeschlossen. Ist das wahr?"

„Es ist wahr."

„Eines Tags ging eine Frau mit einem Kistchen unter ihrem Arm aus Deinem Hause. Unsere Ueberwachungsagenten sahen sie und folgten ihr bis zum Hotel des Polizeilieutenants im Faubourg Saint-Germain. Wir konnten das Unglück in seiner Quelle ersticken, denn wenn wir uns des Kistchens bemächtigten, wenn wir diese Frau festnahmen, war Alles für uns sicher. Doch wir gehorchten den Artikeln der Constitution, welche die geheimen Mittel zu ehren gebietet, durch die gewisse Verbündete der Sache dienen, sollten diese Mittel sogar den Anschein von Verrath oder Unklugheit haben."

Balsamo schien diese Behauptung zu bestätigen, jedoch durch eine so wenig ausgeprägte Geberde, daß ohne seine vorhergehende Unbeweglichkeit diese Geberde völlig unbemerkbar gewesen wäre.

„Diese Frau gelangte bis zum Polizeilieutenant und Alles wurde entdeckt. Ist das wahr?"

„Vollkommen wahr."

Der Präsident stand auf.

„Wer war diese Frau?" rief er; „schön, leidenschaftlich, mit Leib und Seele Dir ergeben, zärtlich von Dir geliebt, so geistreich, so gewandt, so geschmeidig, als einer von den Engeln der Finsterniß, die den Menschen unterstützen, daß er im Bösen siege... Lorenza Feliciani war diese Frau, Balsamo!"

Balsamo entschlüpfte ein Schrei der Verzweiflung.

„Du bist überwiesen," sagte der Präsident.

„Schließt," sprach Balsamo.

„Ich habe noch nicht vollendet. Eine Viertelstunde, nachdem sie beim Polizeilieutenant eingetreten war, kamst Du auch dahin. Sie hatte den Verrath ausgesät, Du wolltest die Belohnung ernten. Als gehorsame Magd hatte sie die Begründung des Verbrechens auf sich genommen; Du kamst, um dem schändlichen Werke einen letzten Anstrich zu geben. Lorenza ging allein wieder hinaus. Ohne Zweifel wolltest Du sie verleugnen und Dich nicht dadurch, daß Du sie begleitetest, gefährden;

Du kamst triumphirend mit Madame Dubarry heraus, welche dahin gerufen worden war, um aus Deinem Munde die Anzeigen zu sammeln, die Du Dir bezahlen lassen wolltest. Du stiegst in den Wagen dieser Buhlerin, wie der Fährmann in den Nachen mit der sündhaften Maria der Aegypterin; Du ließest die Noten zurück, die uns bei Herrn von Sartines Verderben bereiteten. Aber Du nahmst das Kistchen mit, das Dich bei uns ins Verderben stürzen konnte. Zum Glück haben wir gesehen! das Licht Gottes fehlt uns nicht bei guter Gelegenheit."

Balsamo verbeugte sich, ohne etwas zu sagen.

„Ich kann nun schließen," fügte der Präsident bei.

„Zwei Strafbare sind dem Orden bezeichnet worden: eine Frau, Deine Genossin, welche, vielleicht unschuldig, aber factisch der Sache durch Enthüllung unserer Geheimnisse Schaden zugefügt hat; zweitens Du, der Meister, Du, der Großkophta, Du, der leuchtende Strahl, der Du so feig warst, Dich hinter eine Frau zu stellen, damit man den Verrath minder klar sehen möchte."

Balsamo erhob langsam sein bleiches Haupt und heftete auf die Abgeordneten einen Blick funkelnd von all' dem Feuer, das seit dem Anfange des Verhörs in seiner Brust kochte.

„Warum klagst Du diese Frau an?" sagte er.

„Ah! wir wissen, daß Du sie zu vertheidigen suchen wirst; wir wissen, daß Du sie bis zur Vergötterung liebst; wir wissen, daß Du sie Allem vorziehst. Es ist uns bekannt, daß es Dein Schatz des Wissens, des Glücks, des Vermögens, daß sie für Dich ein viel kostbareres Werkzeug ist, als die ganze Welt."

„Ihr wißt das?" fragte Balsamo.

„Ja, wir wissen es, und wir werden Dich vielmehr durch sie, als durch Dich schlagen."

„Vollendet . . ."

Der Präsident stand auf.

„Höre den Spruch:

„Joseph Balsamo ist ein Verräther; er hat seine

Schwüre gebrochen; aber sein Wissen ist ungeheuer, es ist dem Bunde nützlich, Balsamo soll leben für die Sache, die er verrathen; er gehört seinen Brüdern, obgleich er sie verleugnet hat."

„Ah! ah!" rief Balsamo wild und düster.

„Ein ewiges Gefängniß wird den Bund gegen neue Treulosigkeiten von ihm beschützen, während es zugleich den Brüdern den Nutzen, den er aus jedem von seinen Mitgliedern zu erwarten berechtigt ist, zu ziehen gestatten soll.

„Was Lorenza Feliciani betrifft, so soll eine furchtbare Strafe . . ."

„Wartet," sprach Balsamo mit der größten Ruhe in seinem Tone . . . „Ihr vergeßt, daß ich mich nicht vertheidigt habe; der Angeschuldigte muß in seiner Rechtfertigung gehört werden . . . Ein Wort wird mir genügen, ein einziger Beweis; wartet eine Minute auf mich, ich will Euch den Beweis bringen, den ich Euch verspreche."

Die Abgeordneten beriethen sich einen Augenblick.

„Oh! Ihr fürchtet, ich könnte mich tödten," sagte Balsamo mit einem bittern Lächeln . . . „wenn ich das hätte thun wollen, so wäre es geschehen. In diesem Ringe ist etwas enthalten, was Euch alle Fünf zu tödten hinreichen würde, wenn ich ihn öffnete; Ihr befürchtet, ich könnte entfliehen; laßt mich begleiten, wenn Euch das genehm ist."

„Gehe!" sprach der Präsident.

Balsamo verschwand auf eine Minute; dann hörte man ihn schwerfällig wieder die Treppe herabsteigen: er trat ein.

Er hielt auf seiner Schulter den starren, kalten, farblosen Leichnam von Lorenza, deren weiße Hand gegen den Boden hing.

„Diese Frau," rief er, „diese Frau, die mein Schatz, mein einziges Gut, mein Leben war, diese Frau, welche, wie Ihr sagt, verrathen hat, hier ist sie, nehmt sie! Gott hat nicht auf Euch erwartet, um zu strafen," fügte er bei.

Und durch eine Bewegung rasch wie der Blitz ließ er den Leichnahm aus seinen Armen gleiten und wälzte ihn auf den Boden bis zu den Füßen der Richter, welche die kalten Haare und die trägen Hände der Todten in ihrem tiefen Schrecken streiften, während man die schauderhaft rothe Wunde mitten an ihrem schwanenweißen Halse klaffen sah.

„Sprecht nun Euer Urtheil," fügte Balsamo bei.

Von einem tiefen Grauen, von einer schwindelartigen Furcht erfaßt, stießen die Richter einen gräßlichen Schrei aus und entflohen in unbeschreiblicher Verwirrung. Bald hörte man die Pferde im Hofe wiehern und stampfen; die Thüre knarrte auf ihren Angeln; dann lagerte sich wieder das Stillschweigen, das feierliche Schweigen bei der Todten, bei der Verzweiflung.

CXXXV.

Der Mensch und Gott.

Während die hier von uns erzählte furchtbare Scene zwischen Balsamo und den fünf Meistern vorfiel, veränderte sich scheinbar im übrigen Hause nichts; der Greis sah nur Balsamo zurückkehren und den Leichnam von Lorenza forttragen, und diese neue Erscheinung rief bei ihm das Gefühl alles dessen, was um ihn her vorging, zurück.

Als er Balsamo auf seine Schultern den Körper laden und in die unteren Stockwerke hinabsteigen sah, glaubte er, es sei der letzte, der ewige Abschied dieses Mannes, dessen Herz er gebrochen, und es erfaßte ihn die Angst vor einer Verlassenheit, welche für ihn, für ihn besonders, die Schauer des Todes vermehrte.

Da er nicht wußte, in welcher Absicht sich Balsamo entfernte, da er nicht wußte, wohin er gegangen war, so fing er an zu rufen:

„Acharat! Acharat!“

Dies war sein Name in seiner Kinderzeit: er hoffte, es wäre derjenige, welcher am meisten Einfluß auf den Mann bewahrt hätte.

Balsamo ging indessen immer weiter hinab, und als er ganz unten war, dachte er nicht mehr daran, die Fallthüre hinaufsteigen zu lassen, und verlor sich in den Tiefen des Corridors.

„Ah!“ rief Althotas, „so ist der Mensch, ein blindes, undankbares Thier; komm zurück, Acharat, komm zurück; ah! Du ziehst den lächerlichen Gegenstand, den man Weib nennt, der Vollendung der Menschheit, die ich vertrete, vor; Du ziehst das Bruchstück des Lebens der Unsterblichkeit vor.“

„Doch nein!“ rief er nach einem Augenblick, „nein, der Ruchlose hat seinen Meister betrogen, er hat wie ein gemeiner Schuft mit meinem Vertrauen gespielt; er befürchtete, mich leben zu sehen, mich, der ich ihn in der Wissenschaft so weit übertreffe; er wollte das mühsame Werk erben, das ich beinahe bis zum Ziel geführt hatte; er hat mir eine Falle gestellt, mir, seinem Meister, seinem Wohlthäter. Oh! Acharat.“

Und allmälig entflammte der Zorn des Greises, seine Wangen nahmen eine fieberhafte Färbung an: in seinen kaum geöffneten Augen belebte sich wieder der düstere Glanz jener phosphorescirenden Lichter, welche die ruchlosen Kinder in die Augenhöhlen eines Todtenkopfes stellen.

Da rief er:

„Komm zurück, Acharat, komm zurück; nimm Dich in Acht: Du weißt wohl, daß ich Beschwörungen kenne, welche das Feuer hervorrufen und die übernatürlichen Geister erwecken; ich habe Satan, denjenigen, welchen die Magier Phegor nannten, in den Bergen von G–

heraufbeschworen, und genöthigt, seine finsteren Abgründe zu verlassen, ist mir Satan erschienen; ich habe mit den sieben Engeln, den Dienern des göttlichen Zorns, auf demselben Berg gesprochen, wo Moses die Gesetzestafeln erhielt; ich habe einzig und allein durch den Act meines Willens den großen Dreifuß mit den sieben Flammen angezündet, den Trajan den Juden stahl: nimm Dich in Acht, Acharat, nimm Dich in Acht!“

Doch nichts antwortete ihm.

Da gerieth sein Kopf immer mehr in Verwirrung:

„Du siehst also nicht,“ sagte er mit erstickter Stimme, „Du siehst nicht, daß mich der Tod wie ein gewöhnliches Geschöpf zu packen im Begriff ist: Du kannst zurückkommen, Acharat; ich werde Dir kein Leid zufügen; komm zurück; ich verzichte auf das Feuer, Du hast nichts von dem schlimmen Geist zu befürchten, Du hast nichts von den sieben rächenden Engeln zu befürchten; ich verzichte auf die Rache, und ich könnte Dir doch einen solchen Schrecken einjagen, daß Du stumpfsinnig und kalt würdest, wie der Marmor, denn ich vermag das Kreisen des Blutes aufzuhalten, Acharat; komm also zurück, ich werde Dir kein Leid zufügen; siehst Du, ich kann Dir im Gegentheil so viel Gutes thun ... Acharat, statt mich zu verlassen, wache über meinem Leben, und alle meine Schätze, alle meine Geheimnisse gehören Dir; mache nur, daß ich lebe, Acharat, mache, daß ich lebe, damit ich sie Dir mittheilen kann; schau! ... schau! ...“

Und er bezeichnete mit den Augen und mit einem zitternden Finger die Millionen von Gegenständen, von Papieren und Rollen, welche zerstreut in dem weiten Gemache umherlagen.

Dann wartete er und beobachtete die immer raschere Abnahme seiner Kräfte.

„Ah! Du kommst nicht zurück,“ fuhr er fort; „ah! Du glaubst, ich werde so sterben; Du glaubst, durch diesen Mord werde Alles Dir gehören, denn Du tödtest mich. Wahnsinniger, wenn Du selbst die Handschriften zu lesen

vermöchtest, die meine Augen allein entziffern konnten, wenn Dir selbst für ein zwei oder dreimal hundertjähriges Leben der Geist meine Wissenschaft, den Gebrauch aller der von mir gesammelten Materialien geben würde . . . Nein, hundertmal nein, Du würdest mich nicht beerben; Acharat, kehre zurück, kehre einen Augenblick zurück, und wäre es nur, um dem Untergang dieses Hauses beizuwohnen, wäre es nur, um das schöne Schauspiel zu betrachten, das ich Dir bereite. Acharat! Acharat! Acharat!"

Nichts antwortete ihm, denn während dieser Zeit erwiederte Balsamo die Anschuldigung der Meister dadurch, daß er ihnen den Leichnam der ermordeten Lorenza zeigte; und das Geschrei des verlassenen Greises wurde immer durchdringender und die Verzweiflung verdoppelte seine Kräfte und sein heiseres Gebrülle trug, sich in den Gängen verlierend, den Schrecken fernhin, wie es das Brüllen des Tigers thut, der seine Kette gebrochen hat oder durch das Gitter seines Käfigs entwichen ist.

„Ah! Du kommst nicht zurück," schrie Althotas; „ah! Du verachtest mich; ah! Du rechnest auf meine Schwäche; wohl, Du sollst es sehen; Feuer! Feuer! Feuer!"

Er stieß dieses Geschrei mit einer solchen Wuth aus, daß Balsamo, von seinen erschrockenen Gästen befreit, mitten in seinem Schmerz dadurch erweckt wurde; er nahm die todte Lorenza in seine Arme, stieg wieder die Treppe hinauf, legte den Leichnam auf den Sopha, wo er zwei Stunden zuvor im Schlummer geruht hatte, stellte sich auf den beweglichen Boden und erschien plötzlich vor den Augen von Althotas.

„Ah! endlich," rief der Greis freudetrunken, „Du hast Furcht! Du hast gesehen, daß ich mich rächen könnte, Du bist gekommen, und Du hast wohl daran gethan, zu kommen, denn noch einen Augenblick, und ich hätte dieses Zimmer in Brand gesteckt."

Balsamo schaute ihn an und zuckte die Achseln, doch ohne ihm ein Wort zu erwiedern.

„Ich habe Durst," rief Althotas; „ich habe Durst, gib mir zu trinken, Acharat."

Balsamo antwortete nicht, rührte sich nicht; er schaute den Sterbenden an, als ob er nichts von seinem Todeskampfe hätte verlieren wollen.

„Hörst Du mich?" brüllte Althotas.

Dasselbe Stillschweigen, dieselbe Unbeweglichkeit von Seiten des düsteren Zuschauers.

„Hörst Du mich, Acharat?" schrie der Greis, seine Kehle zerreißend, um diesem letzten Ausbruch seines Zornes Durchgang zu verschaffen; „mein Wasser, gib mir mein Wasser!"

Das Gesicht von Althotas zersetzte sich rasch.

Kein Feuer mehr in seinem Blick, nur noch ein düsterer, höllischer Schimmer; kein Blut mehr unter seiner Haut, keine Geberde, beinahe kein Athem mehr; seine langen, so nervigen Arme, in denen er Lorenza wie ein Kind fortgetragen hatte, hoben sich auf, aber träge und schlaff wie die Glieder des Polypen; sein Zorn hatte die wenigen Kräfte vollends verzehrt, welche einen Augenblick in ihm durch die Verzweiflung wiedererweckt worden waren.

„Ah!" sagte er, „ah! Du findest, ich sterbe nicht schnell genug; ah! Du willst mich vor Durst sterben machen! Ah! Du hütest gierig mit Deinen Blicken meine Manuscripte, meine Schätze! Ah! Du glaubst sie schon zu besitzen! warte! warte!"

Und mit einer äußersten Anstrengung zog Althotas unter den Kissen seines Lehnstuhles ein Fläschchen hervor, das er entpfropfte. Bei der Berührung der Luft schoß eine flüssige Flamme aus der gläsernen Vorlage, und einem magischen Geschöpfe ähnlich schüttelte Althotas diese Flamme um sich her.

Die um den Lehnstuhl des Greises aufgehäuften Manuscripte, die im Zimmer zerstreuten Bücher, die mit so viel Mühe den Pyramiden von Cheops und den ersten Nachgrabungen in Herculanum entrissenen Papierrollen

fingen sogleich mit der Schnelligkeit des Pulvers Feuer; eine Flammenmasse breitete sich auf dem marmornen Boden aus und bot den Augen von Balsamo etwas den feurigen Kreisen der Hölle, von denen Dante spricht, Aehnliches.

Althotas erwartete ohne Zweifel, Balsamo würde sich mitten in die Flamme stürzen, um diese erste Erbschaft zu retten, die der Greis mit sich vernichtete; doch er täuschte sich; Balsamo blieb ruhig, er stellte sich abgesondert auf den beweglichen Boden, so daß ihn die Flamme nicht erreichen konnte.

Diese Flamme umhüllte Althotas; doch statt ihn zu erschrecken, war es, als ob sich der Greis in seinem Element befände, und als ob ihm die Flamme, wie sie es bei dem an unsern alten Schlössern ausgehauenen Salamander thut, einen Kitzel bereitete, statt ihn zu brennen.

Balsamo schaute ihn fortwährend an; die Flamme erreichte das Täfelwerk und umschloß völlig den Greis; sie kroch nach dem Fuß des Lehnstuhls von massivem Eichenholz, in dem er saß, und obgleich sie die unteren Theile seines Körpers schon verzehrte, schien er es seltsamer Weise doch nicht zu fühlen.

Im Gegentheil, bei der Berührung dieses Feuers, das wohl ein läuterndes war, spannten sich die Muskeln des Sterbenden nach und nach ab, und eine unbekannte Heiterkeit übergoß wie eine Maske alle Züge seines Gesichtes. In dieser äußersten Stunde vom Leib gesondert, schien der alte Prophet auf seinem Feuerstuhl im Begriff, zum Himmel aufzusteigen. Allmächtig in dieser Stunde, vergaß der Geist die Materie, und sicher, daß er nichts mehr zu erwarten hatte, schwang er sich energisch zu den höheren Sphären empor, zu denen ihn das Feuer zu entführen schien.

Von diesem Augenblick faßten die Augen von Althotas, welche beim ersten Reflex des Feuers ihr Leben wiederzufinden schienen, einen unbestimmen, verlorenen

Gesichtspunkt, der weder der Himmel noch die Erde war, der aber den ruhigen Horizont durchdringen zu wollen schien; wie eine letzte Stimme der Erde, ließ der alte Magier dumpf seinen Abschied an die Macht, an das Leben, an die Hoffnung entströmen.

„Auf, auf!“ sprach er, „ich sterbe ohne Kummer; ich habe Alles auf Erden besessen; ich habe Alles gekannt; ich habe Alles vermocht, was dem menschlichen Geschöpf zu vermögen gegeben ist; ich war nahe daran, die Unsterblichkeit zu erreichen.“

Balsamo ließ ein düsteres Gelächter hören, dessen unheimliches Geräusch die Aufmerksamkeit des Greises rege machte.

Da schleuderte ihm Althotas durch die Flammen, die gleichsam einen Schleier für ihn bildeten, einen Blick voll wilder Majestät zu.

„Ja, Du hast Recht,“ sagte er, „ich hatte Eines nicht vorhergesehen, ich hatte Gott nicht vorhergesehen.“

Und als ob dieses mächtige Wort seine ganze Seele entwurzelt hätte, sank Althotas in seinen Lehnstuhl zurück; er hatte Gott diesen letzten Athemzug gegeben, den er ihm zu entziehen gehofft.

Balsamo stieß einen Seufzer aus und stieg, ohne daß er dem kostbaren Scheiterhaufen, auf den sich dieser andere Zoroaster zum Sterben gelegt, irgend Etwas zu entziehen versuchte, wieder zu Lorenza hinab, ließ die Feder der Fallthüre los, die sich rasch an den Plafond anpaßte, und verbarg so vor seinen Augen den ungeheuren gluthersfüllten Ofen, der über ihm toste und kochte, wie der Krater eines Vulkans.

Die ganze Nacht hindurch zischte und brauste die Flamme über dem Haupte von Balsamo wie ein Orkan, ohne daß Balsamo, unempfindlich gegen jede Gefahr bei dem unempfindlichen Leibe von Lorenza, irgend etwas that, um das Feuer auszulöschen, oder um ihm zu entfliehen; doch nachdem sie Alles verzehrt, nachdem sie das

Backsteingewölbe, dessen kostbare Zierrathen sie vernichtete, ganz nackt und kahl gelegt hatte, erlosch die Flamme, und Balsamo hörte ihr letztes Brüllen, das, dem von Althotas ähnlich, sich in Klagen verwandelte und in Seufzern hinstarb.

CXXXVI.

Worin man wieder auf die Erde herabsteigt.

Der Herr Herzog von Richelieu war im Schlafzimmer seines Hotels in Versailles, wo er seine Vanillechocolade in Gesellschaft von Herrn Rafté trank, der ihm eben Rechenschaft ablegte.

Sehr mit seinem Gesicht beschäftigt, das er aus der Ferne in einem Spiegel betrachtete, schenkte der Herzog den mehr oder minder genauen Rechnungen seines Secretaire nur eine geringe Aufmerksamkeit.

Plötzlich verkündigte ein gewisses Geräusch von Schuhen, welche im Vorzimmer krachten, einen Besuch, und der Herzog verschlang rasch vollends seine Chocolade, während er unruhig nach der Thüre schaute.

Es gab Stunden, wo Herr von Richelieu wie jene alten Coquetten nicht gern Jedermann empfing.

Der Kammerdiener meldete Herrn von Taverney.

Der Herzog war ohne Zweifel im Begriff, irgend eine Ausflucht zur Antwort zu geben, wodurch auf einen andern Tag, oder wenigstens auf eine andere Stunde der Besuch seines Freundes verschoben worden wäre, doch sobald die Thüre offen war, stürzte der ungestüme Greis ins Zimmer, reichte im Vorbeigehen dem Marschall eine Fingerspitze und begrub sich hastig in eine ungeheure Bergère,

welche mehr unter dem Stoß, als unter seinem Gewicht ächzte.

Richelieu sah seinen Freund wie einen von jenen phantastischen Menschen vorüberschießen, an deren Dasein uns Hoffmann seitdem glauben gemacht hat. Er hörte das Krachen der Bergère, er hörte einen ungeheuren Seufzer, wandte sich gegen seinen Gast um und fragte:

„Ei! Baron, was gibt es denn Neues, Du scheinst mir traurig wie der Tod."

„Traurig," versetzte Taverney, „traurig?"

„Bei Gott! mir scheint, es war doch kein Freudenseufzer, was Du da von Dir gegeben hast."

Der Baron schaute den Marschall mit einer Miene an, welche besagen wollte, so lange Rafté da wäre, könnte er keine Erklärung über diesen Seufzer geben.

Rafté begriff, ohne daß er sich umzuwenden die Mühe hatte, denn wie sein Herr schaute auch er zuweilen in den Spiegel, und da er begriff, so entfernte er sich bescheiden.

Der Baron folgte ihm mit den Augen und sprach, sobald die Thüre hinter ihm geschlossen war:

„Sage nicht traurig, Herzog, sage unruhig, grausam unruhig."

„Bah!"

„In der That," rief Taverney die Hände faltend, „ich rathe Dir den Erstaunten zu spielen. Seit einem Monat speisest Du mich mit unbestimmten Worten ab, als da sind: Ich habe den König nicht gesehen; oder auch: Der König hat mich nicht gesehen; oder wohl: Der König schmollt mit mir. Alle Teufel! Herzog, so antwortet man einem alten Freunde nicht. Ein Monat, begreifst Du, das ist eine Ewigkeit!"

Die Achseln zuckend, erwiederte Richelieu:

„Nun, was soll ich Dir denn antworten, Baron?"

„Ei! die Wahrheit."

„Gottes Donner! ich habe Dir die Wahrheit gesagt,

ich schreie Dir die Wahrheit in die Ohren, doch Du willst sie durchaus nicht glauben."

„Wie, Du, ein Herzog und Pair, ein Marschall von Frankreich, ein Kammerherr, willst mich glauben machen, Du sehest den König nicht, Du, der Du alle Morgen zum Lever gehst . . . Stille doch!"

„Ich habe es Dir gesagt und wiederhole Dir, es ist nicht glaublich, aber es ist dennoch so; seit drei Wochen gehe ich jeden Tag zum Lever, ich, der Herzog und Pair, ich, der Marschall von Frankreich, ich, der Kammerherr! . . ."

„Und der König spricht nicht mit Dir," unterbrach ihn Taverney, „und Du sprichst nicht mit dem König, und ich soll mir einen solchen Bären aufbinden lassen!"

„Ei! Baron, mein Lieber, Du wirst unverschämt, zärtlicher Freund; Du straffst mich in der That Lügen, als ob wir vierzig Jahre weniger zählten und noch einen leichten Degen führen würden."

„Oh! darüber könnte man rasend werden, Herzog."

„Ah! das ist etwas Anderes, werde rasend, mein Lieber, werde rasend, ich bin schon rasend."

„Du bist rasend?"

„Es ist wohl Grund dazu vorhanden. Wenn ich Dir sage, daß mich der König seit jenem Tag nicht mehr angeschaut hat, wenn ich Dir sage, daß mir Seine Majestät beständig den Rücken zuwendet; wenn ich Dir sage, daß mir der König, so oft ich ihm angenehm zulächeln zu müßen glaubte, mit einer abscheulichen Grimasse geantwortet hat, daß ich endlich müde bin, mich in Versailles schimpflich behandeln zu lassen! Sprich, was soll ich dann thun?"

Taverney zerbiß sich grausam die Nägel während dieser Antwort des Herzogs.

„Das begreife ich durchaus nicht," sprach er endlich.

„Ich auch nicht, Baron."

„Ist es in der That glaublich, daß der König mit Deiner Angst seinen Spaß treibt? denn im Ganzen . . ."

„Ja, das sage ich mir auch, Baron. Denn im Ganzen . . ."

„Höre, Herzog, wir müßen aus dieser Verlegenheit herauskommen, wir müßen nothwendig einen geschickten Schritt thun, durch den sich Alles aufklärt."

„Baron, Baron," erwiederte Richelieu, „es ist gefährlich, die Erklärungen von Königen herauszufordern."

„Denkst Du?"

„Ja. Soll ich es Dir sagen?"

„Sprich."

„Ich mißtraue Einem."

„Und was denn?" fragte hochmüthig der Baron.

„Ah! Du ärgerst Dich."

„Ich habe wohl Grund dazu, wie mir scheint."

„So sprechen wir nicht mehr davon."

„Im Gegentheil sprechen wir davon; doch erkläre Dich."

„Du hast den Teufel im Leibe mit Deinen Erklärungen; wahrlich, das ist eine Monomanie. Nimm Dich in Acht."

„Ich finde Dich in der That herrlich, Herzog; Du siehst, daß alle unsere Pläne stille stehen, daß eine unerklärliche Stockung im Gange meiner Angelegenheiten eingetreten ist, und Du räthst mir, zu warten."

„Laß hören, welche Stockung?"

„Hier vor Allem."

„Ein Brief."

„Ja, von meinem Sohn."

„Ah! vom Obersten."

„Ein schöner Oberster!"

„Gut! was weiter!"

„Seit einem Monat wartet Philipp in Rheims auf die Ernennung, die ihm der König versprochen hat; diese Ernennung kommt nicht, und das Regiment wird in zwei Tagen aufbrechen."

„Teufel! das Regiment bricht auf!"

„Ja, nach Straßburg.“

„So daß Philipp, wenn er in zwei Tagen das Patent nicht erhalten hat . . .“

„Nun?“

„In zwei Tagen hier sein wird.“

„Ja, ich begreife, man hat den armen Jungen vergessen; das geht gewöhnlich so bei den Bureaux, welche eingerichtet sind, wie die des neuen Ministeriums. Ah! wäre ich Minister geworden, so müßte das Patent abgegangen sein.“

„Hm!“ versetzte Taverney.

„Was sagst Du?“

„Ich sage, ich glaube nicht ein Wort hievon.“

„Warum?“

„Wenn Du Minister geworden wärest, hättest Du Philipp zu fünfhundert Teufeln geschickt.“

„Ho!“

„Und seinen Vater auch.“

„Ho! ho!“

„Und seine Schwester noch viel weiter.“

„Es ist ein Vergnügen, mit Dir zu plaudern, Taverney, Du bist voll Witz; doch gehen wir hierüber weg.“

„Das ist mir ganz lieb; aber mein Sohn kann nicht darüber weggehen; seine Stellung ist nicht haltbar. Herzog, Du mußt durchaus den König sehen.“

„Ich thue nichts Anderes, sage ich Dir.“

„Und ihn sprechen.“

„Ei! mein Lieber, die Menschen können nicht mit dem König sprechen, wenn er nicht mit ihnen spricht.“

„Ihn nöthigen.“

„Ah! ich bin nicht der Papst.“

„Dann muß ich mich entschließen, mit meiner Tochter zu sprechen; denn dies Alles ist verdächtig, Herr Herzog.“

Dieses Wort wirkte magisch.

Richelieu hatte Taverney erforscht, er wußte, daß er schlau und verschlagen war, wie Herr Lafare oder Herr Nocé, seine Jugendfreunde, deren schöner Ruf sich unver-

fehrt erhalten hatte. Er fürchtete das Bündniß des Vaters und der Tochter; er fürchtete etwas Unbekanntes, was ihm Ungnade zuziehen würde.

„Aergere Dich nicht," sagte er; „ich werde noch einen Schritt versuchen. Doch ich brauche einen Vorwand."

„Diesen Vorwand hast Du."

„Ich?"

„Allerdings."

„Welchen?"

„Der König hat ein Versprechen geleistet."

„Wem?"

„Meinem Sohne. Und dieses Versprechen . . ."

„Nun?"

„Man kann ihn daran erinnern."

„In der That, das ist eine Hinterthüre." „Hast Du den Brief?"

„Ja."

„Gib ihn mir."

Taverney zog ihn aus seiner Westentasche und reichte ihn dem Herzog, dem er zugleich Kühnheit und Vorsicht empfahl.

„Feuer und Wasser," sprach Richelieu; „man sieht wohl, daß wir ausschweifen. Gleichviel, der Wein ist abgezogen, man muß ihn trinken."

Er läutete.

„Man kleide mich an und spanne an," sprach der Herzog.

Dann sich gegen Taverney umwendend, fragte er mit unruhiger Miene:

„Willst Du meiner Toilette beiwohnen, Baron?"

Taverney begriff, es würde seinem Freunde sehr unangenehm sein, wenn er ja sagte, und erwiederte daher:

„Nein, mein Lieber, es ist mir unmöglich, ich habe einen Gang in der Stadt zu machen; nenne mir irgend einen Ort, wo wir zusammenkommen wollen."

„Im Schloß."

„Gut, im Schloß."

„Es ist von Belang, daß Du Seine Majestät auch siehst.“

„Glaubst Du?“ sagte Taverney entzückt.

„Ich verlange es; Du sollst Dich selbst überzeugen, wie pünktlich ich mein Wort halte.“

„Ich zweifle nicht daran; doch da Du es nun einmal so haben willst ...“

„So ist das Dir eben so lieb?“

„Offenherzig gesprochen, ja.“

„Wohl also! in der Spiegelgallerie um eilf Uhr, während ich beim König eintrete.“

„Gott befohlen.“

„Ohne Groll, mein lieber Baron,“ sagte Richelieu, dem äußerst viel daran lag, sich nicht einen Feind zu machen, dessen Stärke man nicht kannte.

Taverney stieg wieder in seinen Wagen und fuhr weg, um sodann allein und nachdenkend einen langen Spaziergang im Garten zu machen, während Richelieu, der Sorge seiner Kammerdiener überlassen, sich nach Bequemlichkeit verjüngte, eine wichtige Beschäftigung, welche dem erhabenen Sieger von Mahon nicht weniger als zwei Stunden wegnahm.

Das war indessen immer noch weniger Zeit, als ihm Taverney in seinem Geiste bewilligt hatte, und der Baron, der auf der Lauer stand, sah auf den Schlag eilf Uhr den Marschall vor der Freitreppe des Pallastes halten, wo die Officiere vom Dienst Richelieu begrüßten, während ihn die Huissiers einführten.

Das Herz von Taverney schlug gewaltig; er verließ seinen Spaziergang und begab sich langsam, langsamer, als sein glühender Geist es gestatten wollte, in die Spiegelgallerie, wo viele wenig begünstigte Höflinge, Officiere mit Bittschriften, und kleine ehrgeizige Edelleute wie Bildsäulen auf dem schlüpfrigen Boden standen, der ein ganz geeignetes Piedestal für diese Classe in Fortuna verliebter Menschen bildete.

Taverney verlor sich seufzend in der Menge, war

dabei jedoch so vorsichtig, einen Winkel zu wählen, wo er im Bereiche des Marschalls wäre, wenn dieser von Seiner Majestät heraus käme.

„Oh!“ murmelte er zwischen den Zähnen, „daß ich verurtheilt bin, mit den Strohjunkern und mit diesen schmutzigen Federhüten zusammen zu sein; ich, der ich noch vor einem Monat unter vier Augen mit Seiner Majestät zu Nacht speiste.“

Und aus seiner zusammengezogenen Stirne ging mehr als ein schändlicher Verdacht hervor, der die arme Andrée erröthen gemacht hätte.

CXXXVI.

Das Gedächtniß der Könige.

Richelieu hatte sich, seinem Versprechen gemäß, muthig unter dem Blick Seiner Majestät in dem Moment aufgestellt, wo ihr Herr von Conté das Hemd reichte.

Als der König den Marschall erblickte, machte er eine so ungestüme Bewegung, um sich abzuwenden, daß das Hemd beinahe auf den Boden gefallen wäre und daß der Prinz erstaunt zurückwich.

„Verzeihen Sie, mein Vetter,“ sagte Ludwig XV., um dem Prinzen zu beweisen, diese ungestüme Bewegung habe nichts Persönliches gegen ihn.

Richelieu begriff auch vollkommen, daß der Zorn seiner Person galt.

Doch da er mit dem festen Entschlusse, diesen ganzen Zorn, wenn es nöthig wäre, hervorzurufen, um dadurch eine ernste Erklärung herbeizuführen, gekommen war, so machte er eine Frontveränderung wie bei Fontenoy und

stellte sich an den Ort, wo der König, wenn er in sein Cabinet ging, vorüberkommen mußte.

Als der König den Marschall nicht mehr sah, plauderte er wieder frei und freundlich fort; er kleidete sich an, entwarf den Plan zu einer Jagd in Marly und berieth sich lange mit seinem Vetter, denn die Herren von Condé standen stets im Ruf, gute Jäger zu sein.

Doch in dem Augenblick, wo er in sein Cabinet gehen wollte, und als sich schon Alles entfernt hatte, erblickte er Richelieu, der mit einer ihm eigenthümlichen Anmuth die reizendste Verbeugung machte, welche seit Lauzun, — bekanntlich wußte dieser so gut zu grüßen, — gemacht worden war.

Ludwig XV. blieb, beinahe aus der Fassung gebracht, stehen.

„Immer noch hier, Herr von Richelieu?“ fragte er.

„Zu den Befehlen Eurer Majestät, ja, Sire.“

„Sie verlassen also Versailles nicht?“

„Seit vierzig Jahren, Sire, habe ich mich selten durch etwas Anderes, als durch den Dienst Eurer Majestät bewogen entfernt.“

Der König blieb vor dem Marschall stehen und sagte:

„Lassen Sie hören, Sie wollen etwas von mir, nicht wahr?“

„Ich, Sire,“ entgegnete Richelieu lächelnd, „ei! was denn?“

„Aber Sie verfolgen mich, Herzog, ich muß das doch, bei Gott! wohl bemerken.“

„Ja, Sire, mit meiner Liebe und mit meiner Ehrfurcht. Ich danke, Sire.“

„Oh! Sie geben sich den Anschein, als verstünden Sie mich nicht; doch Sie verstehen mich vortrefflich. Nun, so wissen Sie es denn, Herr Marschall, ich habe Ihnen nichts zu sagen.“

„Nichts, Sire?“

„Durchaus nichts.“

Richelieu bewaffnete sich mit einer völligen Gleichgültigkeit und sprach:

„Sire, ich habe stets das Glück gehabt, mir in meinem Gewissen sagen zu können, meine Beharrlichkeit beim König sei uneigennützig gewesen, und das ist ein großer Punkt in den vierzig Jahren, deren ich gegen Eure Majestät erwähnte; selbst die Neidischen werden nie behaupten, der König habe mir je irgend Etwas bewilligt. Mein Ruf ist glücklicher Weise in dieser Hinsicht gegründet."

„Ei! Herzog, verlangen Sie für sich, wenn Sie etwas brauchen, aber verlangen Sie rasch."

„Sire, ich brauche durchaus nichts, und für den Augenblick beschränke ich mich darauf, daß ich Eure Majestät bitte . . ."

„Was?"

„Gnädigst zur Danksagung einen Mann zulassen zu wollen . . ."

„Wen denn?"

„Sire, einen Mann, der eine große Verpflichtung gegen den König hat."

„Aber sprechen Sie doch!"

„Sire, einen Mann, dem von Eurer Majestät die außerordentliche Ehre zu Theil geworden ist . . . Ah! wenn man die Ehre gehabt hat, sich an den Tisch Eurer Majestät zu setzen, wenn man die so delicate Conversation, die so reizende Heiterkeit, welche aus Eurer Majestät den göttlichsten Tischgenossen macht, einmal gekostet hat, dann Sire, vergißt man nie mehr, und man nimmt rasch eine so süße Gewohnheit an."

„Sie sind ein Schönredner, Herr von Richelieu."

„Oh! Sire!"

„Kurz, von wem sprechen Sie?"

„Von meinem Freunde Taverney."

„Von Ihrem Freunde!" rief der König.

„Verzeihen Sie, Sire."

„Taverney!" sprach der König mit einem gewissen Schrecken, der den Herzog sehr in Erstaunen setzte.

„Warum nicht, Sire, es ist ein alter Kriegskamerad."

Er hielt einen Augenblick inne.

„Ein Mann, der unter Villars mit mir gedient hat."

Er hielt abermals inne.

„Sie wissen wohl, Sire, man nennt Freund in dieser Welt Alles, was man kennt, Alles, was nicht feindlich ist; es ist ein artiges Wort, das häufig keine Bedeutung hat."

„Ein gefährdendes Wort, Herzog," entgegnete der König mit verdrießlicher Miene, „ein Wort, dessen man sich mit Vorsicht bedienen muß."

„Die Rathschläge Eurer Majestät sind Weisheitslehren. Herr von Taverney also . . ."

„Herr von Taverney ist ein unsittlicher Mensch."

„Ah! Sire, ich vermuthete es, so wahr ich ein Edelmann bin."

„Ein Mensch ohne Zartgefühl, Herr Marschall."

„Was sein Zartgefühl betrifft, Sire, so werde ich vor Eurer Majestät nicht davon sprechen; ich verbürge mich nur für das, was ich kenne."

„Wie! Sie verbürgen sich nicht für das Zartgefühl Ihres Freundes, eines alten Dieners, eines Mannes, der mit Ihnen unter Villars diente, eines Mannes, den Sie mir vorgestellt haben? Sie kennen ihn doch wohl?"

„Ihn, gewiß, Sire; doch sein Zartgefühl nicht. Sully sagte zu Ihrem Ahnherrn, Heinrich IV., er habe sein Fieber in einen grünen Rock gekleidet herauskommen sehen; ich gestehe in Demuth, daß ich nie wußte, wie das Zartgefühl von Taverney sich kleidete."

„Nun wohl, Marschall, ich sage Ihnen, daß es ein garstiger Mensch ist, der eine garstige Rolle gespielt hat."

„Oh! wenn mir Eure Majestät das sagt . . ."

„Ja, mein Herr, ich sage es!"

„Wohl!" sprach Richelieu, „es ist mir unendlich lieb, wenn Eure Majestät sich so äußert. Nein, ich gestehe, Taverney ist keine Blüthe des Zartgefühls, und ich

habe das wohl bemerkt; doch, Sire, so lange Eure Majestät nicht die Gnade hatte, mich mit ihrer Meinung hierüber bekannt zu machen . . ."

„Hören Sie diese Meinung, mein Herr, ich verabscheue ihn."

„Ah! der Spruch ist gefällt, Sire; zum Glück hat dieser Unglückliche eine mächtige Fürsprache bei Eurer Majestät für sich."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Hat der Vater das Unglück gehabt, dem König zu mißfallen . . ."

„Und zwar sehr."

„Ich sage nicht nein, Sire."

„Was sagen Sie denn?"

„Ich sage, daß ein gewisser Engel mit blauen Augen und blonden Haaren . . ."

„Ich verstehe Sie nicht, Herzog."

„Das ist begreiflich, Sire."

„Ich wünschte Sie aber zu verstehen."

„Ein Profaner wie ich, Sire, zittert bei dem Gedanken, eine Ecke des Schleiers zu lüften, unter welchem so viele reizende Liebesgeheimnisse verborgen sind; doch ich wiederhole, welchen Dank ist Taverney derjenigen schuldig, die zu seinen Gunsten die königliche Entrüstung mildert! Oh! ja! ja, Fräulein Andrée muß ein Engel sein."

„Fräulein Andrée ist ein kleines Ungeheuer in physischer Hinsicht, wie ihr Vater eines in moralischer ist!" rief der König.

„Bah!" rief Richelieu im höchsten Maße erstaunt, „wir täuschten uns alle, und dieser schöne Anschein . . ."

„Sprechen Sie mir nie mehr von diesem Mädchen, Herzog, ein Schauer überläuft mich, wenn ich nur daran denke."

Richelieu faltete heuchlerisch seine Hände.

„Oh! mein Gott, wie kann doch das Aeußere trügen. Wenn Eure Majestät, der erste Kenner und Schätzer des

Königreichs, wenn Eure Majestät, die Unfehlbarkeit in Person, mich nicht dessen versichern würde, wie könnte ich es glauben? . . . Wie! Sire, in diesem Grade mißstaltet?"

„Mehr als dies, mein Herr, von einer gräßlichen Krankheit befallen; . . ein Hinterhalt, Herzog. Doch um Gottes willen, kein Wort mehr über sie, Sie machen mich sterben."

„Oh! Himmel!" rief Richelieu, „ich werde den Mund nicht mehr öffnen, Sire. Eure Majestät sterben machen! Oh! welcher Jammer! Welche Familie! Wie unglücklich muß der arme Junge sein!"

„Von wem sprechen Sie?"

„Oh! diesmal von einem getreuen, von einem aufrichtigen, von einem ergebenen Diener Eurer Majestät. Oh! das ist ein wahres Muster, Sire, und diesen haben Sie gut beurtheilt. Diesmal, dafür stehe ich, diesmal ist Ihre Gnade nicht falsch angebracht gewesen."

„Aber von wem reden Sie denn, Herzog? Vollenden Sie, ich habe Eile."

„Ich spreche von dem Sohn des Einen, Sire, und von dem Bruder der Andern. Ich spreche von Philipp von Taverney, von dem braven jungen Mann, dem Eure Majestät ein Regiment geschenkt hat."

„Ich habe Jemand ein Regiment geschenkt?"

„Ja, Sire, ein Regiment, das Philipp von Taverney allerdings noch erwartet, das Sie ihm aber immerhin geschenkt haben."

„Ich?"

„Ich glaube wohl, Sire."

„Sie sind ein Narr!"

„Bah!"

„Ich habe gar nichts geschenkt, Marschall!"

„Wahrhaftig?"

„In was des Teufels mischen Sie sich denn?"

„Aber, Sire . . ."

„Geht das Sie an?"

„Entfernt nicht.“

„Sie haben also geschworen, mich mit diesem einfältigen Burschen in Verzweiflung zu bringen!“

„Entschuldigen Sie, Sire; es kam mir vor, doch ich sehe nun, daß ich mich getäuscht habe, es kam mir vor, als hätte Eure Majestät versprochen ...“

„Das ist nicht meine Sache, Herzog. Ich habe einen Kriegsminister. Ich verschenke kein Regiment. Ein Regiment! Da hat man Ihnen einen schönen Bären aufgebunden. Ah! Sie sind der Advocat dieser Brut und haben mir mit Ihrem Geschwätz alles Blut in Aufruhr gebracht.“

„Oh! Sire.“

„Ja, in Aufruhr. Der Teufel hole den Advocaten, ich werde den ganzen Tag nicht verdauen.“

Nach diesen Worten wandte der König dem Herzog den Rücken zu, flüchtete sich ganz wüthend in sein Cabinet und ließ Richelieu unglücklicher zurück, als man es zu sagen vermöchte.

„Ah! diesmal weiß man, woran man sich zu halten hat,“ brummte der Marschall.

Und er ständte sich mit seinem Sacktuch ab, denn in der Hitze des Gefechts hatte er sich ganz bepudert, und wandte sich nach der Gallerie, in deren Ecke sein Freund mit verzehrender Ungeduld wartete.

Kaum erschien der Marschall, als der Baron einer Spinne ähnlich, welche auf ihre Beute losstürzt, den frischen Neuigkeiten entgegenlief.

„Nun, wie steht es?“ fragte er, die Augen und das Herz in gespannter Erwartung.

„Wie es stehe, mein Herr?“ erwiederte Richelieu, indem er sich mit hochmüthigem Munde und mit einem verächtlichen Angriff auf seinen Jabot aufrichtete; „es steht so, daß ich Sie bitte, mich nicht mehr anzureden.“

Taverney schaute den Herzog ganz bestürzt an.

„Ja,“ fuhr Richelieu fort, „Sie haben dem König sehr mißfallen, und wer dem König mißfällt, beleidigt mich.“

Taverney blieb unbeweglich in seinem Erstaunen, als ob seine Füße im Marmor Wurzel gefaßt hätten.

Richelieu ging indessen weiter.

Sobald er an die Thüre der Spiegelgallerie kam, wo ihn sein Kammerdiener erwartete, rief er:

„Nach Luciennes."

Und er verschwand.

CXXXVII.

Die Ohnmachten von Andrée.

Als Taverney wieder zu sich gekommen war und das erkannt hatte, was er sein Unglück nannte, begriff er, es sei der Augenblick gekommen, eine ernste Erklärung mit der ersten Ursache so vieler Besorgnisse herbeizuführen.

Kochend vor Zorn und Entrüstung, wandte er sich dem zu Folge nach der Wohnung von Andrée.

Andrée legte eben die letzte Hand an ihre Toilette und hob ihre gerundeten Arme in die Höhe, um hinter dem Ohr zwei widerspänstige Haarflechten zu befestigen.

Sie hörte den Tritt ihres Vaters im Vorzimmer in dem Augenblick, wo sie, ihr Buch unter dem Arm, über die Schwelle ihres Zimmers zu schreiten im Begriff war.

„Ah! guten Morgen Andrée," sagte Herr von Taverney, „Du gehst aus?"

„Ja, mein Vater."

„Allein?"

„Wie Sie sehen."

„Du bist also immer noch allein?"

„Seit dem Verschwinden von Nicole habe ich kein Kammermädchen mehr angenommen."

„Aber Du kannst Dich nicht ankleiden, Andrée, ..."

schadet Dir; ein Frauenzimmer, das so angezogen ist, macht kein Glück bei Hofe; ich hatte Dir etwas ganz Anderes empfohlen, Andrée."

„Verzeihen Sie, mein Vater, die Frau Dauphine erwartet mich."

„Ich versichere Dich, Andrée," fuhr Taverney fort, der sich, während er sprach, immer mehr erhitzte, „ich versichere Dich, daß Du mit dieser Einfachheit am Ende hier lächerlich wirst."

„Mein Vater . . ."

„Die Lächerlichkeit tödtet überall, und mehr noch, als anderswo, bei Hofe."

„Ich werde auf das, was Sie sagen, bedacht sein. Doch in Rücksicht auf den Eifer, mit dem ich mich zu ihr begebe, weiß mir die Frau Dauphine für den Augenblick sicherlich Dank, wenn ich mich minder elegant kleide."

„Gehe also und komm, ich bitte Dich, sobald Du frei wirst, zurück, denn ich habe in einer wichtigen Angelegenheit mit Dir zu reden."

„Ja, mein Vater," sagte Andrée.

Und sie suchte wegzugehen.

Der Baron betrachtete sie von allen Seiten und rief:

„Warte doch, Du kannst nicht so weggehen; Du hast Deine Schminke vergessen und bist von einer zurückstoßenden Bläße."

„Ich, mein Vater?" versetzte Andrée stille stehend.

„In der That, an was denkst Du denn, wenn Du nicht in den Spiegel schaust? Deine Wangen sind weiß wie Wachs, Deine Augen sind einen halben Fuß umkreist. Man geht nicht so aus, wenn man nicht gar den Leuten bange machen will."

„Ich habe nicht mehr Zeit, irgend etwas an meiner Toilette zu ändern."

„Wahrlich, das ist abscheulich," rief Taverney die Achseln zuckend; „es gibt nur ein solches Frauenzimmer

in der Welt, und das ist meine Tochter; welch ein Unglück! Andrée! Andrée!"

Doch Andrée war schon unten an der Treppe.

Sie wandte sich um.

„Sage wenigstens," rief Taverney, „sage wenigstens, Du seist krank; mache Dich interessant, alle Teufel! wenn Du Dich nicht schön machen willst."

„Oh! was das betrifft, mein Vater . . . das wird mir leicht sein; ich kann sagen, ich sei krank, ohne zu lügen, denn ich fühle mich wirklich in diesem Augenblick leidend."

„Gut," brummte der Baron, „das fehlte uns nur noch, krank!"

Dann fügte er zwischen den Zähnen bei:

„Die Pest komme über diesen Zieraffen."

Und er kehrte in das Zimmer seiner Tochter zurück, wo er sich ängstlich damit beschäftigte, Alles aufzusuchen, was ihn in seinen Muthmaßungen unterstützen und eine bestimmte Ansicht bei ihm feststellen könnte.

Während dieser Zeit ging Andrée über die Esplanade und längs den Blumenbeeten hin. Sie hob zuweilen den Kopf in die Höhe, um in der Luft kräftigeren Athem zu holen, denn der Duft der Blüthen stieg ihr zu gewaltig ins Gehirn und erschütterte jede Fiber desselben.

So angegriffen, schwankend unter der Sonne und nach einem Stützpunkte um sich her suchend, kam Andrée, indem sie ein unbekanntes Uebel bekämpfte, bis in die Vorzimmer von Trianon, wo Frau von Noailles, welche auf der Schwelle des Cabinets der Dauphine stand, Andrée mit dem ersten Worte begreiflich machte, es sei die Stunde und man erwarte sie.

Der Abbé * * *, der Titularvorleser der Prinzessin, frühstückte in der That mit Ihrer königlichen Hoheit, welche häufig den Personen ihres vertrauteren Umgangs eine solche Gnade erwies.

Der Abbé rühmte die Vortrefflichkeit jener Butter-

brode, welche die deutschen Hausfrauen so geschickt um eine Tasse Kaffee mit Sahne aufzuhäufen wissen.

Der Abbé sprach, statt zu lesen, und erzählte der Dauphine alle Neuigkeiten von Wien, die er bei den Zeitungsschreibern und den Diplomaten gesammelt hatte, denn in jener Zeit trieb man die Politik in der freien Luft ebenso gut, als in den geheimsten Winkeln der Kanzleien, und es kam nicht selten vor, daß man im Ministerium Neuigkeiten erfuhr, welche diese Herren vom Palais-Royal oder von den Alleen von Versailles errathen, wenn nicht geschaffen hatten.

Der Abbé sprach besonders von den letzten Gerüchten über eine heimliche Meuterei in Beziehung auf die Fruchttheurung, eine Meuterei, welche, wie er sagte, von Herrn von Sartines ganz kurz dadurch gehemmt worden sei, daß er fünf von den bedeutendsten Wucherern habe in die Bastille bringen lassen.

Andrée trat ein: die Dauphine hatte auch ihre Tage der Laune und der Migräne; der Abbé hatte sie interessirt: das Buch von Andrée, das nach der Plauderei kam, langweilte sie.

Dem zu Folge sagte sie zu ihrer Vorleserin, sie möge in Zukunft pünktlicher sein und nicht mehr auf sich warten lassen; sie fügte bei, was an und für sich gut sei, sei es hauptsächlich zur geeigneten Zeit.

Verwirrt durch diesen Vorwurf und besonders durchdrungen von der Ungerechtigkeit desselben, erwiederte Andrée nichts, obgleich sie hätte sagen können, sie sei durch ihren Vater aufgehalten worden und sie habe langsam gehen müssen, weil sie sich leidend fühle.

Doch nein, beängstigt, bedrückt, neigte sie das Haupt, schloß, als ob sie sterben wollte, die Augen und verlor das Gleichgewicht.

Ohne Frau von Noailles wäre sie gefallen.

„Wie wenig Haltung haben Sie doch, mein Fräulein!“ flüsterte ihr Frau Etiquette zu.

Andrée antwortete nicht.

„Aber Herzogin, es ist ihr unwohl," rief die Dauphine, rasch aufstehend und auf Andrée zueilend.

„Nein, nein," entgegnete Andrée lebhaft, die Augen voll Thränen, „nein, Eure Hoheit, ich befinde mich wohl oder wenigstens besser."

„Aber sie ist weiß wie ihr Sacktuch, sehen Sie doch, Herzogin. Das ist mein Fehler, ich habe Sie gezankt; armes Kind, setzen Sie sich, ich will es haben."

„Madame . . ."

„Wenn ich es befehle . . . Geben Sie dem Fräulein Ihren Sessel, Abbé."

Andrée setzte sich und unter dem sanften Einfluß dieser Güte erheiterte sich ihr Geist, färbten sich ihre Wangen wieder.

„Können Sie nun lesen, mein Fräulein?" fragte die Dauphine.

„Oh! ja, gewiß; ich hoffe es wenigstens."

Andrée öffnete das Buch an der Stelle, wo sie am Tag zuvor zu lesen aufgehört hatte, und begann mit einer Stimme, der sie Ruhe zu verleihen suchte, um sie so verständlich und angenehm, als möglich, zu machen.

Doch kaum hatten ihre Augen zwei bis drei Seiten durchlaufen, als die kleinen schwarzen Atome vor ihren Blicken zu hüpfen, zu wirbeln, zu zittern anfingen und völlig unentzifferbar wurden.

Andrée erbleichte abermals; ein kalter Schweiß stieg aus ihrer Brust auf ihre Stirne, und der schwarze Kreis, den Taverney den Augenlidern seiner Tochter so bitter zum Vorwurf gemacht hatte, vergrößerte sich dergestalt, daß die Dauphine, welche bei dem Zögern von Andrée aufgeschaut hatte, ausrief:

„Abermals! . . . sehen Sie, Herzogin, in der That, das Kind ist krank, es verliert das Bewußtsein."

Und diesmal nahm die Dauphine selbst ihre Zuflucht zu einem Fläschchen mit Riechsalz, das sie ihrer Vorleserin an die Nase hielt. So wiederbelebt, wollte Andrée

das Buch aufzuheben suchen, aber vergebens; ihren Händen war ein Nervenzittern geblieben, das einige Minuten nichts zu beschwichtigen vermochte.

„Herzogin," sagte die Dauphine, „Andrée ist entschieden leidend, und sie soll ihr Uebel nicht dadurch erschweren, daß sie hier bleibt."

„Dann muß das Fräulein rasch nach Hause zurückkehren," sprach die Herzogin.

„Und warum dies, Madame?"

„Weil so die Pocken anfangen," antwortete die Ehrendame mit einer tiefen Verbeugung.

„Die Pocken?"

„Ja, plötzliche Ohnmachten, Schauer . . ."

Der Abbé glaubte sich wesentlich betheiligt bei der Gefahr, welche Frau von Noailles bezeichnete, denn er hob die Sitzung auf und machte sich, begünstigt durch die Freiheit, die ihm das Unwohlsein einer Frau gestattete, auf den Fußspitzen so geschickt davon, daß Niemand sein Verschwinden bemerkte.

Als Andrée sich gleichsam in den Armen der Dauphine sah, gab ihr die Scham, daß sie in diesem Grad eine so hohe Prinzessin beunruhigt habe, wieder Kräfte, oder vielmehr Muth; sie näherte sich dem Fenster, um zu athmen.

„Sie müssen nicht so Luft schöpfen, mein liebes Fräulein," sagte die Frau Dauphine; „kehren Sie in Ihre Wohnung zurück, ich werde Sie begleiten lassen."

„Oh! ich versichere Sie, Madame, ich habe mich völlig erholt," erwiederte Andrée; „ich werde wohl allein nach Hause gehen, da mir Eure Hoheit gnädigst erlaubt, mich entfernen zu dürfen."

„Ja, ja, und seien Sie unbesorgt," sagte die Dauphine, „man wird Sie nicht mehr zanken, da Sie so empfindlich sind, liebes Mädchen!"

Gerührt von dieser Güte, welche einer schwesterlichen Freundschaft glich, küßte Andrée ihrer Beschützerin die

Hand und verließ das Gemach, während ihr die Dauphine unruhig mit den Augen folgte.

Als sie unten an den Stufen war, rief ihr die Dauphine aus dem Fenster zu:

„Kehren Sie nicht sogleich nach Hause zurück, mein Fräulein; gehen Sie ein wenig unter den Blumenbeeten spazieren, die Sonne wird Ihnen wohl thun."

„Oh! mein Gott, Madame, wie viel Huld und Gnade!" sagte Andrée.

„Und dann haben Sie die Güte, mir den Abbé zurückzuschicken, der dort in einem Gevierte von holländischen Tulpen einen Cursus der Botanik macht."

Um zu dem Abbé zu gelangen, sah sich Andrée zu einem Umweg genöthigt; sie durchschritt das Blumenbeet.

Sie ging gesenkten Hauptes, noch ein wenig beschwert vom Gewicht der seltsamen Betäubungen, welche sie seit dem Morgen leiden machten; sie schenkte weder den Vögeln, die sich scheu auf den Hecken und blühenden Gesträuchen verfolgten, noch den Bienen, die auf dem Thymian und den Fliederbüschen summten, irgend eine Aufmerksamkeit.

Sie gewahrte nicht einmal zwanzig Schritte von sich zwei Männer, welche mit einander sprachen, und von denen der eine ihr mit einem unruhigen, ängstlichen Blick folgte.

Diese zwei Männer waren Gilbert und Herr von Jussieu.

Der erstere stützte sich auf seinen Spaten und horchte auf den gelehrten Professor, der ihm erläuterte, wie die leichten Pflanzen so zu begießen wären, daß das Wasser nur die Erde durchdränge, ohne darin stehen zu bleiben.

Gilbert schien die Auseinandersetzung gierig anzuhören und Herr von Jussieu fand diesen Eifer für die Wissenschaft ganz natürlich, denn die Erläuterung war eine von denjenigen, welche bei einem öffentlichen Cursus den lauten Beifall auf den Bänken der Schüler hervorrufen; war nun aber nicht vollends für einen arme-

Gärtnergehülfen die Lection eines so großen Lehrers, in Gegenwart der Natur selbst gegeben, ein unschätzbares Glück?

„Sehen Sie, mein Kind," sagte Herr von Jussieu, „Sie haben hier vier Erdarten, und wenn ich wollte, würde ich noch zehn andere entdecken, welche mit den Haupterdarten vermischt sind. Aber für den Gärtnerlehrling wäre die Unterscheidung etwas zu fein. Doch immerhin ist es gewiß, daß der Blumist die Erde kosten muß, wie der Gärtner die Früchte zu kosten hat. Sie verstehen mich, nicht wahr, Gilbert?"

„Ja, mein Herr," antwortete Gilbert, die Augen starr, den Mund halb geöffnet, denn er hatte Andrée gesehen, und so, wie er stand, konnte er ihr nachschauen, ohne bei dem Professor den Verdacht zuzulassen, seine Erläuterung werde nicht andächtig gehört und begriffen.

Getäuscht durch das gespannte Gesicht von Gilbert fuhr Herr von Jussieu fort:

„Um die Erde zu kosten, schließen Sie eine Hand voll in ein geflochtenes Körbchen ein, gießen Sie sachte ein paar Tropfen Wasser darauf und kosten Sie dieses Wasser, wenn es, filtrirt durch die Erde selbst, unter dem Körbchen herauskommt. Der salzige, oder herbe, oder fade, oder wohlriechende Geschmack gewisser natürlicher Essenzen wird sich vortrefflich den Säften der Pflanzen aneignen, die sie darin wachsen lassen wollen, denn in der Natur, sagt Herr Rousseau, Ihr ehemaliger Patron, ist Alles nur Analogie, Verähnlichung, Anstreben zur Gleichartigkeit."

„Oh! mein Gott!" rief Gilbert, indem er die Arme vor sich ausstreckte.

„Was gibt es denn?"

„Sie wird ohnmächtig, mein Herr, sie wird ohnmächtig!"

„Wer denn? Sind Sie ein Narr?"

„Sie, sie."

„Sie?"

„Ja, eine Dame," antwortete Gilbert rasch.

Und sein Schrecken und seine Bläße würden ihn ebenso sehr verrathen haben, als das Wort sie, hätte Herr von Jussieu nicht die Augen von ihm abgewendet, um der Richtung seiner Hand zu folgen.

Und als er dieser Richtung folgte, sah Herr von Jussieu wirklich Andrée, welche sich hinter eine Hagenbuchenlaube geschleppt hatte, und als sie sich hier befand, auf eine Bank gefallen war, wo sie unbeweglich und nahe daran, den letzten Hauch von Gefühl, den sie noch übrig hatte, zu verlieren, liegen blieb.

Dies war die Stunde, in der der König der Frau Dauphine seinen Besuch zu machen pflegte und, vom großen Trianon nach dem kleinen gehend, aus dem Obstgarten hervorkam.

Seine Majestät trat also plötzlich hervor.

Sie hielt in der Hand eine blutrothe Pfirsich und fragte sich als wahrer selbstsüchtiger König, ob es nicht für das Glück Frankreichs besser wäre, wenn diese Pfirsich von Seiner Majestät, statt von der Frau Dauphine verzehrt würde.

Der Eifer, mit dem Herr von Jussieu auf Andrée zulief, welche der König mit seinem schwachen Gesicht kaum unterschied und gar nicht erkannte, das erstickte Geschrei von Gilbert, das den tiefsten Schrecken andeutete, beschleunigten die Schritte Seiner Majestät.

„Was gibt es denn?" fragte Ludwig XV., der sich der Hagenbuchenlaube näherte, von welcher er nur noch durch die Breite einer Allee getrennt war.

„Der König!" rief Herr von Jussieu, während er das Mädchen mit seinen Armen unterstützte.

„Der König!" murmelte Andrée, völlig in Ohnmacht sinkend.

„Aber wer ist denn das?" wiederholte Ludwig XV., „eine Frau? was begegnet denn dieser Frau?"

„Sire, eine Ohnmacht."

„Ah! ah!" machte Ludwig XV.

„Sie ist ohne Bewußtsein, Sire," fügte Herr von Jussieu bei und deutete auf das Mädchen, das starr und unbeweglich auf der Bank ausgestreckt war, auf die er es niedergelegt hatte.

Der König trat näher hinzu, erkannte Andrée und rief schauernd:

„Abermals! . . . Oh! das ist erschrecklich, wenn man solche Krankheiten hat, bleibt man zu Hause; es ist nicht anständig, jeden Tag so vor den Leuten zu sterben."

Und hienach kehrte Ludwig XV. um und eilte nach dem Pavillon von Klein-Trignon, während er tausend unangenehme Dinge gegen Andrée murmelte.

Herr von Jussieu, der die Vorgänge nicht kannte, blieb einen Augenblick ganz erstaunt, dann wandte er sich um und rief, als er Gilbert zehn Schritte von sich in der Stellung des Schreckens und der Furcht sah:

„Komm hierher, Gilbert; Du bist stark; Du wirst Fräulein von Taverney nach Hause tragen."

„Ich!" rief Gilbert schauernd, „ich sie tragen, sie berühren! Nein! nein, sie würde mir das nie verzeihen; nein, nie."

Und er entfloh ganz verwirrt und schrie um Hülfe.

CXXXVIII.

Der Doctor Louis.

Ein paar Schritte von dem Ort, wo Andrée ohnmächtig geworden war, arbeiteten zwei Gärtnergehülfen, welche auf das Geschrei von Gilbert herbeiliefen und gemäß dem Befehl von Herrn von Jussieu Andrée nach ihrer Wohnung trugen, während Gilbert von fern und den Kopf gesenkt diesem trägen, schlaffen Körper folgte, wie der Mörder hinter dem Leichnam seines Opfers geht.

Als Herr von Jussieu an die Freitreppe der Communs gelangte, nahm er den Gärtnern ihre Last ab; Andrée hatte die Augen aufgeschlagen.

Der Lärmen der Stimmen und das bezeichnende eifrige Treiben, das um jeden Unfall her stattfindet, lockte Herrn von Taverney aus dem Zimmer: er sah, wie sich seine Tochter, noch schwankend, zu erheben suchte, um unterstützt von Herrn von Jussieu die Treppe hinaufsteigen.

Er lief hinzu und fragte wie der König:

„Was gibt es? was gibt es?"

„Nichts, mein Vater," erwiederte Andrée noch schwach, „ein Unwohlsein, eine Migräne."

„Das Fräulein ist Ihre Tochter, mein Herr?" sagte Herr von Jussieu, den Baron grüßend.

„Ja, mein Herr."

„Ich kann also das Fräulein in keinen besseren Händen lassen; doch in des Himmels Namen, fragen Sie einen Arzt um Rath."

„Oh! es ist nichts," sprach Andrée.

Und Taverney wiederholte:

„Gewiß, es ist nichts."

„Ich wünsche es," sagte Herr von Jussieu; „doch in der That, das Fräulein ist sehr bleich."

Und nachdem er Andrée bis oben auf die Freitreppe die Hand gegeben hatte, verabschiedete sich Herr von Jussieu.

Der Vater und die Tochter blieben allein.

Taverney, der während der Abwesenheit von Andrée sicherlich die Zeit zu guten Betrachtungen benützt hatte, nahm Andrée, welche stehen geblieben war, bei der Hand, führte sie zu einem Sopha, ließ sie niedersitzen und setzte sich neben sie.

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte Andrée, „haben Sie die Güte, das Fenster zu öffnen, es fehlt mir an Luft."

„Ich wollte ein wenig ernst mit Dir sprechen,

Andrée, und in diesem Käfig, den man Dir als Wohnung gegeben hat, hört man einen Hauch von allen Seiten; doch gleichviel, ich werde leise reden."

Und er öffnete das Fenster.

Dann setzte er sich wieder den Kopf schüttelnd zu seiner Tochter und sprach:

„Man muß gestehen, der König, der uns Anfangs so viel Theilnahme bezeigte, legt keinen Beweis von Galanterie dadurch ab, daß er Dich in einer solchen Keiche wohnen läßt."

„Mein Vater," erwiederte Andrée, „es gibt keine Wohnung in Trianon; Sie wissen, daß hierin der große Mangel dieser Residenz liegt."

„Wenn es keine Wohnung für Andere gäbe, so würde ich das am Ende begreifen, meine Tochter," sagte der Baron mit einem einschmeichelnden Lächeln, „aber für Dich . . . das begreife ich in der That nicht."

„Sie haben eine zu gute Meinung von mir, und leider ist nicht Jedermann wie Sie," erwiederte Andrée lächelnd.

„Im Gegentheil, Alle, die Dich kennen, sind wie ich."

Andrée verneigte sich, wie sie es gethan hätte, um einem Fremden zu danken; denn diese Complimente von Seiten ihres Vaters fingen an sie zu beunruhigen.

„Und," fuhr Taverney mit demselben süßlichen Ton fort, „und der König kennt Dich?"

Während er dies sagte, schoß er auf das Mädchen einen ganz unerträglich forschenden Blick.

„Der König kennt mich kaum," entgegnete Andrée auf das Allernatürlichste, „ich glaube, ich bin wenig für ihn."

Diese Worte machten den Baron aufspringen.

„Wenig!" rief er; „in der That, ich begreife nicht, was Du da sagst: wenig! ei! Du schlägst Deine Person wahrhaftig zu einem geringen Preis an."

Andrée schaute ihrem Vater ganz erstaunt ins Gesicht.

„Ja, ja," fuhr der Baron fort, „ich sage und wiederhole es, Du bist von einer Bescheidenheit, welche bis zum Vergessen der persönlichen Würde geht."

„Oh! mein Herr, Sie übertreiben Alles: es ist wahr, der König hat an dem Unglück Ihrer Familie Theil genommen! der König hat die Gnade gehabt, etwas für uns zu thun; doch es gibt so viel Unglück um den Thron Seiner Majestät, seiner königlichen Hand entströmt so viel Freigebigkeit, daß uns das Vergessen nothwendig nach der Wohlthat treffen mußte."

Taverney schaute seine Tochter fest und nicht ohne eine gewisse Bewunderung für ihre Zurückhaltung und ihre undurchdringliche Discretion an.

„Höre," sagte er, indem er sich ihr näherte, „Dein Vater wird der erste Bittsteller sein, der sich an Dich wendet, und unter diesem Titel hoffe ich, daß Du ihn nicht zurückweisest.

Andrée schaute nun ihren Vater an wie eine Frau, die eine Erklärung verlangt.

„Höre," fuhr er fort, „wir bitten Dich Alle, vermittle für uns, thue etwas für unsere Familie."

„In welcher Hinsicht sagen Sie mir denn das? Was soll ich denn thun?" rief Andrée ganz verwundert über den Ton und den Sinn dieser Worte.

„Bist Du geneigt, ja oder nein, etwas für mich und Deinen Bruder zu verlangen?"

„Mein Herr," antwortete Andrée, „ich werde Alles thun, was Sie mir zu thun befehlen; doch fürchten Sie in der That nicht, wir dürften zu gierig erscheinen? Schon hat mir der König einen Schmuck zum Geschenk gemacht, der, wie Sie sagen, mehr als hundert tausend Livres werth ist. Seine Majestät hat überdies meinem Bruder ein Regiment versprochen; wir verschlingen auf diese Art einen beträchtlichen Theil der Wohlthaten des Hofes."

Taverney konnte sich eines scharfen, verächtlichen Gelächters nicht erwehren.

„Sie finden also, das sei hinreichend bezahlt, mein Fräulein?“ sagte er.

„Ich weiß, mein Herr, daß Ihre Dienste großen Werth haben,“ antwortete Andrée.

„Ei! wer Teufels spricht denn von meinen Diensten?“ rief Taverney ungeduldig.

„Aber wovon sprechen Sie denn?“

„In der That, Du spielst mit mir ein Spiel alberner Verstellung!“

„Mein Gott! was habe ich denn zu verstellen?“ fragte Andrée.

„Ich weiß Alles, meine Tochter.“

„Was wissen Sie?“

„Alles, sage ich Dir.“

„Was Alles, mein Herr?“

Und das Gesicht von Andrée bedeckte sich mit einer instinctartigen Röthe in Folge dieses plumpen Angriffs auf das schamhafteste Gewissen.

Die Achtung des Vaters vor der Tochter hielt Taverney auf dem so jähe gewordenen Abhang seines Verhöres zurück.

„Immerhin! so lange es Dir beliebt,“ sagte er; „Du willst, wie es scheint, die Zurückhaltende, die Geheimnißvolle spielen! Es sei. Du läßt Deinen Vater und Deinen Bruder in der Dunkelheit, in der Vergessenheit versumpfen, gut; doch erinnere Dich meiner Worte: wenn man die Herrschaft nicht von Anfang an an sich reißt, so setzt man sich der Gefahr aus, sie nie zu bekommen,“ sprach Taverney und machte eine Pirouette auf dem Absatz.

„Ich verstehe Sie nicht, mein Vater,“ sagte Andrée.

„Doch ich verstehe mich,“ erwiederte Taverney.

„Das ist nicht hinreichend, wenn man zu zwei spricht.“

„Wohl! ich werde klarer reden; wende die ganze Diplomatie an, mit der Du von der Natur, als mit

einer Familientugend, ausgestattet bist, um, während sich die Gelegenheit bietet, das Glück Deiner Familie und das Deinige zu machen, und das erste Mal, wo Du den König siehst, sage ihm, Dein Bruder erwarte das Patent, und Du verwelkest in einer Wohnung ohne Luft und ohne Licht. Mit einem Wort, sei nicht so lächerlich, zu viel Liebe oder zu viel Uneigennützigkeit zu haben."

„Aber, mein Herr . . ."

„Sage dies dem König schon diesen Abend."

„Wo soll ich es denn dem König sagen?"

„Und füge bei, es sei nicht einmal schicklich für Seine Majestät, hierher . . ."

In dem Augenblick, wo Taverney ohne Zweifel im Begriff war, den Sturm, der sich dumpf in der Brust von Andrée anhäufte, zum Ausbruch zu bringen und die Erklärung hervorzurufen, die das Geheimniß enthüllt hätte, hörte man Tritte auf der Treppe.

Der Baron unterbrach sich sogleich und lief an's Geländer, um nachzuschauen, wer zu seiner Tochter käme.

Andrée sah zu ihrem Staunen, daß ihr Vater sich nahe an die Wand zurückzog.

Beinahe in demselben Augenblick trat die Dauphine, gefolgt von einem schwarz gekleideten Mann, der sich auf einen langen Stock stützte, in das kleine Gemach.

„Eure Hoheit!" rief Andrée, alle ihre Kräfte zusammenraffend, um der Dauphine entgegen zu gehen.

„Ja, kleine Kranke," erwiederte die Prinzessin, „ich bringe Ihnen den Trost und den Arzt. Kommen Sie, Doctor. Ah! Herr von Taverney," fuhr die Prinzessin fort, als sie den Baron erkannte, „Ihre Tochter ist leidend und Sie sorgen nicht für das Kind."

„Madame," stammelte Taverney.

„Kommen Sie, Doctor," wiederholte die Prinzessin mit jener bezaubernden Güte, die nur ihr eigenthümlich war; „kommen Sie, befühlen Sie den Puls, fragen Sie diese matten Augen und nennen Sie mir die Krankheit meines Schützlings."

„O Madame, wie viel Güte!“ flüsterte das Mädchen. „Wie hätte ich es gewagt, Eure königliche Hoheit zu empfangen . . .“

„In diesem elenden Nest, wollen Sie sagen, liebes Kind; schlimm genug für mich, die ich Sie so schlecht untergebracht habe, doch ich werde hierauf bedacht sein. Auf, mein Kind, geben Sie Ihre Hand Herrn Louis, meinem Arzt, und nehmen Sie sich in Acht: er ist ein Philosoph, der erräth, während er zugleich als Gelehrter sieht.“

Lächelnd reichte Andrée ihre Hand dem Doctor.

Dieser, ein noch junger Mann, dessen verständige Physiognomie Alles hielt, was die Dauphine von ihm versprach, hatte seit seinem Eintritt in das Zimmer ohne Unterlaß zuerst die Kranke, dann die Oertlichkeit, dann das seltsame Vatergesicht betrachtet, das Verlegenheit, aber keineswegs Unruhe verrieth.

Der Gelehrte wollte sehen, der Philosoph hatte vielleicht schon errathen.

Der Doctor Louis studirte lange den Puls von Andrée und befragte sie über das, was sie fühle.

„Einen tiefen Ekel vor jeder Speise,“ antwortete Andrée, „plötzliche Zuckungen, rasch in den Kopf steigende Hitze, Krämpfe, Zittern, Ohnmachten.“

Während Andrée so sprach, wurde der Doctor immer düsterer.

Er ließ am Ende die Hand des Mädchens los und wandte die Augen ab.

„Nun, Doctor?“ fragte die Prinzessin den Arzt, „quid? wie die Consultanten sagen. Ist das Kind krank, und verurtheilen Sie es zum Tod?“

Der Doctor richtete seine Augen wieder auf Andrée und schaute sie noch einmal stille prüfend an.

„Madame,“ sagte er, „die Krankheit des Fräuleins ist eine äußerst natürliche.“

„Und gefährlich?“

„Gewöhnlich nicht,“ antwortete der Doctor lächelnd.

„Ah! sehr gut,“ sagte die Prinzessin, die nun wieder freier athmete, „quälen Sie die Arme nicht zu sehr.“

„Oh! ich werde sie gar nicht quälen, Madame.“

„Wie! Sie verordnen nichts?“

„Es ist bei der Krankheit des Fräuleins durchaus nichts zu machen.“

„Wahrhaftig?“

„Nein, Madame.“

„Nichts?“

„Nichts.“

Um eine längere Erklärung zu vermeiden, verabschiedete sich der Doctor von der Prinzessin unter dem Vorwand, seine Kranken warten auf ihn.

„Doctor, Doctor,“ sprach die Prinzessin, „wenn Sie mir das nicht nur, um mich zu beruhigen, sagen, so bin ich mehr krank als Fräulein von Taverney; bringen Sie mir also bei Ihrem Besuch diesen Abend unfehlbar das Zuckerwerk, das Sie mir versprochen haben, um mich schlafen zu machen.“

„Madame, ich werde es selbst bereiten, sobald ich nach Hause komme.“

Und er ging ab.

Die Dauphine blieb bei ihrer Vorleserin und sprach mit einem wohlwollenden Lächeln:

„Seien Sie unbesorgt, meine liebe Andrée, Ihre Krankheit bietet nichts Beunruhigendes, da der Doctor Louis geht, ohne Ihnen etwas zu verschreiben.“

„Desto besser, Madame,“ erwiederte Andrée, „denn nichts wird dann meinen Dienst bei Eurer königlichen Hoheit unterbrechen, und diese Unterbrechung war es, was ich über Alles befürchtete; möge es indessen dem gelehrten Doctor nicht mißfallen, ich leide sehr, Madame, das schwöre ich Ihnen.“

„Ein Uebel, über das der Arzt lacht, kann nicht wohl ein großes Leiden sein. Schlafen Sie also, mein Kind; ich will Ihnen Jemand zu Ihrer Bedienung schicken,

denn ich sehe, daß Sie allein sind. Wollen Sie
begleiten, Herr von Taverney."

Und sie reichte Andrée die Hand und entfernte
nachdem sie die Kranke ihrem Versprechen gemäß getr
hatte.

CXXXIX.

Die Wortspiele von Herrn von Richelieu.

Der Herr Herzog von Richelieu hatte sich, wie w
gesehen, nach Luciennes mit jener raschen Entschlossenhe
und mit jener Sicherheit des Geistes begeben, welche d
Botschafter in Wien und den Sieger von Mahon charak
terisirten.

Er kam mit freudiger, freier Miene an, stieg wi
ein junger Mensch die Stufen der Freitreppe hinauf, zerrte
Zamore an den Ohren, wie in den schönen Tagen ihres
guten Einvernehmens, und erzwang gleichsam die Thüre
des bekannten Boudoir von blauem Atlaß, wo die arme
Lorenza Madame Dubarry hatte Befehle zu ihrer Fahrt
nach der Rue Saint-Claude geben sehen.

Die Gräfin lag auf ihrem Sopha und ertheilte Herrn
von Aiguillon ihre Morgenbefehle.

Beide wandten sich bei dem Geräusch um und waren
nicht wenig erstaunt, als sie den Marschall erblickten.

„Ah! Herr Herzog," rief die Gräfin.

„Ah! mein Oheim," sagte Herr von Aiguillon.

„Ja wohl, Madame; ja wohl, mein Neffe."

„Wie, Sie sind es?"

„Ich bin es, ich selbst in Person."

„Besser spät, als gar nicht," sagte die Gräfin.

„Madame," sprach der Marschall, „wenn man altert,
wird man launenhaft."

„Damit wollen Sie sagen, Sie seien wieder für Luines eingenommen?"

„Mit einer großen Liebe, die mich nur aus Laune lassen hatte. Es ist ganz so und Sie haben meinen danken vortrefflich vollendet."

„Somit kommen Sie zurück . . ."

„Somit komme ich zurück; so ist es," sagte Herr n Richelieu, indem er sich mit aller Bequemlichkeit in s beste Fauteuil niederließ, das er mit dem ersten Blick terschieden hatte.

„Oh! oh!" rief die Gräfin, „es gibt vielleicht noch was Anderes, was Sie nicht sagen; die Laune ist nicht r einen Mann wie Sie."

„Gräfin, Sie haben Unrecht, mich zu schmähen, ich in besser als mein Ruf; und wenn ich zurückkehre, sehen Sie, so geschieht es . . ."

„Es geschieht?" fragte die Gräfin.

„Von ganzem Herzen."

Herr von Aiguillon und die Gräfin brachen in ein Gelächter aus.

„Wie glücklich sind wir, daß wir ein wenig Geist haben, um allen Geist zu begreifen, den Sie besitzen."

„Wie so?"

„Ja, ich schwöre Ihnen, daß Schwachköpfe nicht begreifen, völlig verblüfft bleiben und ganz anderswo die Ursache dieser Rückkehr suchen würden; in der That, so wahr ich Dubarry heiße, nur Sie, mein lieber Herzog, verstehen es, Eintritte und Abgänge zu machen; Molé, Molé selbst ist ein hölzerner Schauspieler in Vergleichung mit Ihnen."

„Sie glauben also nicht, daß mich das Herz zurückführt," rief Richelieu. „Gräfin, Gräfin, nehmen Sie sich in Acht, Sie geben mir eine schlimme Meinung von Ihnen; oh! lachen Sie nicht, mein Neffe, oder ich nenne Sie Pierre *) und baue nichts auf Sie."

*) Das Wortspiel Pierre Peter und pierre Stein ist unübersetzbar.

denn ich sehe, daß Sie allein sind. Wollen Sie mich begleiten, Herr von Taverney."

Und sie reichte Andrée die Hand und entfernte sich, nachdem sie die Kranke ihrem Versprechen gemäß getröstet hatte.

CXXXIX.

Die Wortspiele von Herrn von Richelieu.

Der Herr Herzog von Richelieu hatte sich, wie wi gesehen, nach Luciennes mit jener raschen Entschlossenheit und mit jener Sicherheit des Geistes begeben, welche den Botschafter in Wien und den Sieger von Mahon charakterisirten.

Er kam mit freudiger, freier Miene an, stieg wie ein junger Mensch die Stufen der Freitreppe hinauf, zerrte Zamore an den Ohren, wie in den schönen Tagen ihres guten Einvernehmens, und erzwang gleichsam die Thüre des bekannten Boudoir von blauem Atlaß, wo die arme Lorenza Madame Dubarry hatte Befehle zu ihrer Fahrt nach der Rue Saint-Claude geben sehen.

Die Gräfin lag auf ihrem Sopha und ertheilte Herrn von Aiguillon ihre Morgenbefehle.

Beide wandten sich bei dem Geräusch um und waren nicht wenig erstaunt, als sie den Marschall erblickten.

„Ah! Herr Herzog," rief die Gräfin.

„Ah! mein Oheim," sagte Herr von Aiguillon.

„Ja wohl, Madame; ja wohl, mein Neffe."

„Wie, Sie sind es?"

„Ich bin es, ich selbst in Person."

„Besser spät, als gar nicht," sagte die Gräfin.

„Madame," sprach der Marschall, „wenn man altert, wird man launenhaft."

„Damit wollen Sie sagen, Sie seien wieder für Luciennes eingenommen?"

„Mit einer großen Liebe, die mich nur aus Laune verlassen hatte. Es ist ganz so und Sie haben meinen Gedanken vortrefflich vollendet."

„Somit kommen Sie zurück . . ."

„Somit komme ich zurück; so ist es," sagte Herr von Richelieu, indem er sich mit aller Bequemlichkeit in das beste Fauteuil niederließ, das er mit dem ersten Blick unterschieden hatte.

„Oh! oh!" rief die Gräfin, „es gibt vielleicht noch etwas Anderes, was Sie nicht sagen; die Laune ist nicht für einen Mann wie Sie."

„Gräfin, Sie haben Unrecht, mich zu schmähen, ich bin besser als mein Ruf; und wenn ich zurückkehre, sehen Sie, so geschieht es . . ."

„Es geschieht?" fragte die Gräfin.

„Von ganzem Herzen."

Herr von Aiguillon und die Gräfin brachen in ein Gelächter aus.

„Wie glücklich sind wir, daß wir ein wenig Geist haben, um allen Geist zu begreifen, den Sie besitzen."

„Wie so?"

„Ja, ich schwöre Ihnen, daß Schwachköpfe nicht begreifen, völlig verblüfft bleiben und ganz anderswo die Ursache dieser Rückkehr suchen würden; in der That, so wahr ich Dubarry heiße, nur Sie, mein lieber Herzog, verstehen es, Eintritte und Abgänge zu machen; Molé, Molé selbst ist ein hölzerner Schauspieler in Vergleichung mit Ihnen."

„Sie glauben also nicht, daß mich das Herz zurückführt," rief Richelieu. „Gräfin, Gräfin, nehmen Sie sich in Acht, Sie geben mir eine schlimme Meinung von Ihnen; oh! lachen Sie nicht, mein Neffe, oder ich nenne Sie Pierre *) und baue nichts auf Sie."

*) Das Wortspiel Pierre Peter und pierre Stein ist unübersetzbar.

„Nicht einmal ein kleines Ministerium?“ fragte die Gräfin.

Und zum zweiten Mal brach die Gräfin mit einer Treuherzigkeit, die sie nicht einmal zu verkleiden suchte, in ein Gelächter aus.

„Gut, schlagen Sie, schlagen Sie,“ sprach Richelieu, „ich werde es Ihnen nicht zurückgeben, ich bin leider zu alt und habe keine Wehr mehr; mißhandeln Sie mich, Gräfin, das ist nun ein gefahrloses Vergnügen.“

„Nehmen Sie sich im Gegentheil in Acht, Gräfin,“ sagte Herr von Aiguillon: „wenn mein Oheim noch einmal von seiner Schwäche spricht, sind wir verloren. Nein, Herr Herzog, wir werden uns nicht schlagen, denn so schwach Sie sind oder zu sein behaupten, würden Sie die Stöße mit Wucher zurückgeben; nein, hören Sie die volle Wahrheit, man sieht Sie mit Freude zurückkommen.“

„Ja,“ rief die tolle Gräfin, „und zu Ehren dieser Rückkehr schießt man Böller los, läßt man Raketen steigen, und Sie wissen, Herzog . . .“

„Ich weiß nichts, Madame,“ erwiederte der Marschall mit der Naivetät eines Kindes.

„Nun wohl! bei den Feuerwerken wird immer eine Perücke durch die Funken versenkt, werden immer einige Hüte durch die Stäbe durchlöchert.“

Der Herzog fuhr mit der Hand nach seiner Perücke und schaute seinen Hut an.

„So ist es, so ist es,“ sagte die Gräfin; „doch Sie kommen zu uns zurück, und Alles steht auf's Beste; ich für meine Person bin, wie Ihnen Herr von Aiguillon sagte, von einer tollen Heiterkeit; wissen Sie warum?“

„Gräfin, Gräfin, Sie werden mir abermals eine Bosheit sagen?“

„Ja, doch das wird die letzte sein.“

„Sprechen Sie.“

„Ich bin heiter, Marschall, weil Ihre Rückkehr schönes Wetter verkündigt.“

Richelieu verbeugte sich.

„Ja," fuhr die Gräfin fort, „Sie sind wie die poetischen Vögel, welche die Ruhe vorhersagen; wie heißt man diese Vögel? Sie müssen es wissen, Herr von Aiguillon, Sie, der Sie Verse machen."

„Alcyons *), Madame."

„Ganz richtig! Ah! Marschall, ich hoffe, Sie werden sich nicht ärgern, ich vergleiche Sie mit einem Vogel, der einen sehr hübschen Namen hat."

„Ich werde mich um so weniger ärgern, Madame," erwiederte Richelieu mit seiner kleinen Grimasse, welche die Zufriedenheit bezeichnete, und die Zufriedenheit von Richelieu weissagte immer irgend eine gute Abscheulichkeit, „ich werde mich um so weniger ärgern, als die Vergleichung genau ist."

„Sehen Sie!"

„Ja, ich bringe gute, vortreffliche Nachrichten."

„Ah!" machte die Gräfin.

„Welche?" fragte Aiguillon.

„Teufel! mein lieber Herzog, Sie sind sehr eilig," sagte die Gräfin; „lassen Sie doch dem Marschall Zeit, sie zu machen."

„Nein, der Teufel soll mich holen, ich kann sie Ihnen sogleich sagen; sie sind völlig gemacht und sogar von altem Datum."

„Marschall, wenn Sie abgedroschene Dinge vorbringen . . ."

„Ah! man kann das nehmen oder lassen, Gräfin."

„Wohl! es sei, nehmen wir."

„Gräfin, es scheint, der König ist in die Falle gegangen."

„In die Falle?"

„Ja, vollkommen."

„In welche Falle?"

*) Eisvögel.

„In die, welche Sie ihm gestellt haben."

„Ich," versetzte die Gräfin, „ich habe dem König eine Falle gestellt?"

„Bei Gott! Sie wissen es wohl."

„Nein, bei meinem Wort, ich weiß es nicht."

„Ah! Gräfin, es ist nicht liebenswürdig von Ihnen, mich so zu mystificiren."

„Wahrhaftig, Marschall, ich verstehe Sie nicht; ich bitte, erklären Sie sich."

„Ja, mein Oheim, erklären Sie sich," sprach Herr von Aiguillon, der irgend eine boshafte Absicht unter dem zweideutigen Lächeln des Marschalls errieth; „die Frau Gräfin wartet und ist ganz unruhig."

Der alte Herzog wandte sich gegen seinen Neffen um.

„Bei Gott!" sagte er, „es wäre drollig, wenn Sie die Frau Gräfin nicht in's Vertrauen gezogen hätten, mein lieber Aiguillon; ah! in diesem Fall wäre es noch viel tiefer, als ich glaubte."

„Mich, mein Oheim?"

„Ihn?"

„Allerdings Dich; allerdings ihn! Lassen Sie uns offenherzig sein, Gräfin: ist er von Ihnen bei Ihren kleinen Verschwörungen gegen Seine Majestät beigezogen worden . . . dieser arme Herzog, der eine so große Rolle dabei gespielt hat?"

Madame Dubarry erröthete: es war so frühe, daß sie weder Schminke, noch Schönpflästerchen aufgelegt hatte; erröthen war also möglich.

Doch erröthen war sehr gefährlich.

„Sie schauen mich Beide mit Ihren schönen, großen, erstaunten Augen an," sagte Richelieu; „ich muß Sie also über Ihre eigenen Angelegenheiten unterrichten."

„Unterrichten Sie immerhin," riefen gleichzeitig der Herzog und die Gräfin.

„Wohl, der König wird mit seinem wunderbaren Scharfsinn Alles ergründet und Angst bekommen haben."

„Was wird er ergründet haben?“ fragte die Gräfin; „wahrhaftig, Marschall, Sie machen mich vor Ungeduld sterben.“

„Ihr scheinbar gutes Einvernehmen mit meinem schönen Neffen hier.“

Herr von Aiguillon erbleichte und schien mit seinem Blick zur Gräfin zu sagen:

„Sehen Sie, ich war sicher, es würde eine Bosheit zu Tage kommen.“

Die Frauen sind muthiger in solchen Fällen, viel muthiger als die Männer. Die Gräfin ging sogleich in den Kampf ein.

„Herzog,“ sprach sie, „ich fürchte die Räthsel, wenn Sie die Rolle des Sphinx spielen; denn mir scheint, ich werde dann, etwas früher, etwas später, unfehlbar verschlungen werden; benehmen Sie mir die Unruhe, und wenn es ein Scherz ist, erlauben Sie mir, ihn schlecht zu finden.“

„Schlecht, Gräfin? Er ist im Gegentheil vortrefflich,“ rief Richelieu; „wohl verstanden, nicht der meinige, sondern der Ihrige.“

„Ich verstehe durchaus nicht, Marschall,“ sagte Madame Dubarry, indem sie sich die Lippen mit einer Ungeduld knipp, die ihr muthwilliger kleiner Fuß noch viel sichtbarer offenbarte.

„Oh! keine Eitelkeit, Gräfin,“ fuhr Richelieu fort. „Gut, gut, Sie befürchteten, der König könnte seine Neigung Fräulein von Taverney zuwenden. Ah! bestreiten Sie das nicht, das ist für mich bis zur Unleugbarkeit nachgewiesen.“

„Oh! es ist wahr, ich verstelle mich nicht.“

„Nun, da Sie das befürchteten, so wollten Sie so viel als möglich Seine Majestät stacheln.“

„Ich will es nicht in Abrede ziehen. Hernach?“

„Wir kommen zur Sache, Gräfin, wir kommen zur Sache; doch um Seine Majestät, deren Haut etwas zähe

ist, zu reizen, bedurfte es eines sehr feinen Stachels . . .*) Ah! ah! da ist mir meiner Treue ein boshaftes Wortspiel entschlüpft. Verstehen Sie?"

Und der Marschall schlug ein Gelächter auf, oder stellte sich, als lachte er, um während dieser krampfhaften Heiterkeit die ängstliche Physiognomie seiner zwei Opfer besser zu beobachten.

„Welches Wortspiel finden Sie hierin, mein Oheim?" fragte Aiguillon, der sich zuerst wieder faßte und eine gewisse Naivetät heuchelte.

„Du hast es nicht verstanden?" sagte der Marschall; „ah! desto besser, es war abscheulich. Nun wohl! die Frau Gräfin beabsichtigte also, den König eifersüchtig zu machen, und hatte hiezu einen vornehmen Herrn von gutem Aussehen, von Geist, kurz ein Wunder der Natur gewählt."

„Wer sagt das?" rief die Gräfin wüthend, wie alle diejenigen, welche mächtig sind und Unrecht haben.

„Wer das sagt? Alle Welt, Madame."

„Alle Welt ist Niemand, Sie wissen das wohl, Herzog."

„Im Gegentheil, Madame; alle Welt sind hunderttausend Seelen für Versailles allein; es sind sechsmal hunnert tausend für Paris; es sind fünf und zwanzig Millionen für Frankreich; und bemerken Sie wohl, ich rechne das Haag, Hamburg, Rotterdam, London, Berlin nicht, wo so viele Zeitungen geschrieben, als in Paris Witze gemacht werden."

„Und man sagt in Versailles, in Paris, in Frankreich, in Rotterdam, im Haag, in Hamburg, in London und in Berlin? . . ."

„Man sagt, Sie seien die geistreichste, die reizendste Frau Europas; man sagt, in Folge der vortrefflich ausgedachten Kriegslist, mit der Sie dem Anscheine nach einen Liebhaber angenommen . . ."

---

*) Abermals ein unübersetzbares Wortspiel: Aiguillon bedeutet der Stachel.

„Einen Liebhaber! ich bitte, worauf gründet man diese alberne Anschuldigung?"

„Anschuldigung! was sagen Sie, Gräfin, Bewunderung. Man weiß, daß im Grunde nichts daran ist, aber man bewundert die Kriegslist. Worauf man diese Bewunderung, diese Begeisterung gründe? Man gründet sie auf Ihr von Geist funkelndes Benehmen, auf Ihre gescheite Taktik; man gründet sie darauf, daß Sie sich mit einer wunderbaren Kunst stellten, als blieben Sie die Nacht allein, Sie wissen, die Nacht, wo ich bei Ihnen war, wo der König bei Ihnen war und wo Herr von Aiguillon bei Ihnen war, die Nacht, wo ich mich als der erste entfernte, wo der König als der zweite und Herr von Aiguillon als der dritte wegging . . ."

„Vollenden Sie."

„Darauf, daß Sie sich stellten, als blieben Sie allein mit Aiguillon, wie wenn er Ihr Liebhaber wäre, als ob Sie ihn am Morgen geräuschlos weggehen ließen, immer wie wenn er Ihr Liebhaber wäre; und dies auf eine Art, daß ein paar Dummköpfe, ein paar Fliegenschnapper, wie ich zum Beispiel, es sehen sollten, um es von den Dächern herabzuschreien: so daß es der König erfahren, Angst bekommen und schnell, schnell, um Sie nicht zu verlieren, die kleine Taverney verlassen haben wird."

Madame Dubarry und Herr von Aiguillon wußten nicht mehr, welche Haltung sie annehmen sollten.

Richelieu beengte sie indessen weder durch seine Blicke, noch durch seine Geberden; seine Tabaksdose und sein Jabot schienen im Gegentheil seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.

„Denn," fuhr der Marschall fort, während er zugleich seinem Jabot Schneller gab, „es scheint gewiß, daß der König die Kleine verlassen hat."

„Herzog," sprach Madame Dubarry, „ich erkläre Ihnen, daß ich nicht ein Wort von allen Ihren Phantasien verstehe, und ich bin von Einem fest überzeugt, davon,

daß der König, wenn man hievon mit ihm spräche, eben so wenig davon verstehen würde."

„Wahrhaftig!" rief der Herzog.

„Ja, wahrhaftig; und Sie schreiben mir und die Welt schreibt mir viel mehr Einbildungskraft zu, als ich habe; nie wollte ich die Eifersucht Seiner Majestät durch die von Ihnen genannten Mittel reizen."

„Gräfin!"

„Ich schwöre es Ihnen."

„Gräfin, die vollkommene Diplomatie, und es gibt keine besseren Diplomaten als die Frauen, die vollkommene Diplomatie gesteht nie, welche List sie gebraucht hat; denn es findet sich ein Axiom in der Politik, ich kenne es, ich, der ich Botschafter war, ein Axiom, welches sagt: Nenne Niemand das Mittel, mit dem es dir einmal gelungen ist, denn es kann dir zweimal mit demselben gelingen."

„Aber Herzog . . ."

„Es ist mit dem Mittel gelungen und der König steht ganz schlecht mit allen Taverney."

„In der That, Herzog," rief Madame Dubarry, „Sie haben ein Art und Weise, die Dinge vorauszusetzen, die nur Ihnen eigenthümlich ist."

„Ah! Sie glauben nicht, der König sei mit den Taverney entzweit?" versetzte Richelieu, den Streit umgehend.

„Das ist es nicht, was ich sagen will."

Richelieu suchte die Hand der Gräfin zu nehmen.

„Sie sind ein Vogel," rief er.

„Und Sie eine Schlange."

„Ah! es ist gut, ein andermal wird man sich beeilen, Ihnen angenehme Nachrichten zu bringen, um so belohnt zu werden."

„Mein Oheim, täuschen Sie sich nicht," erwiederte rasch Herr von Aiguillon, der das ganze Gewicht des Manoeuvre von Richelieu gefühlt hatte, „Niemand schätzt Sie so sehr, als die Frau Gräfin, und sie sagte mir das noch in dem Augenblick, wo man Sie meldete."

„Es ist wahr," sprach der Marschall, „ich liebe meine

Freunde ungemein; ich wollte Ihnen auch zuerst die Versicherung Ihres Sieges bringen, Gräfin. Wissen Sie, daß Vater Taverney seine Tochter an den König zu verkaufen beabsichtigte?"

„Ich denke, das ist geschehen," entgegnete Madame Dubarry.

„Oh! Gräfin, wie gewandt ist dieser Mensch! Er ist eine Schlange; stellen Sie sich vor, daß ich mich durch seine Mährchen von Freundschaft, von alter Waffenbrüderschaft hatte einschläfern lassen. Man faßt mich immer beim Herzen, und dann, wie sollte man in der That glauben, dieser Provinz-Aristides werde absichtlich nach Paris kommen, um Jean Dubarry, das heißt, dem geistreichsten der Männer das Gras unter dem Fuß abzuschneiden? In der That, nur meine Ergebenheit für Ihre Interessen, Gräfin, konnte mir ein wenig gesunden Verstand und Hellsichtigkeit geben: auf Ehre, ich war blind . . ."

„Und das ist vorüber, wenigstens wie Sie sagen?" fragte Madame Dubarry.

„Oh! ganz und gar vorüber, dafür stehe ich Ihnen. Ich habe diesen würdigen Lieferanten so ablaufen lassen, daß er nun seinen Entschluß gefaßt haben muß, und daß wir Herren des Gebietes sind."

„Aber der König?"

„Der König?"

„Ja."

„Ueber drei Punkte habe ich Seine Majestät Beichte gehört."

„Der erste Punkt ist?"

„Der Vater."

„Der zweite?"

„Die Tochter."

„Und der dritte?"

„Der Sohn. Seine Majestät geruhte den Vater einen . . . Wohldiener, seine Tochter einen Zieraffen zu nennen; den Sohn aber hat Seine Majestät gar nicht genannt, denn sie erinnerte sich seiner durchaus nicht mehr."

„Sehr gut, wir sind also von dieser ganzen Race befreit?"

„Ich glaube wohl."

„Ist es der Mühe werth, das in sein Loch zurückzuschicken?"

„Ich denke nicht: denn damit ist es vorbei."

„Und Sie sagen, dieser Sohn, dem der König ein Regiment versprochen . . ."

„Ah! Sie haben ein besseres Gedächtniß als der König, Gräfin. Es ist wahr, Herr Philipp ist ein sehr hübscher Junge, der Ihnen viele und zwar sehr mörderische Liebesblicke zusandte. Er ist nun zwar weder mehr Oberster, noch Kapitän, noch Bruder der Favoritin; aber es bleibt ihm noch übrig, daß er von Ihnen ausgezeichnet worden ist."

Indem der alte Herzog dies sagte, wollte er seinen Neffen mit den Nägeln der Eifersucht am Herzen wund kratzen.

Doch Herr von Aiguillon dachte in diesem Augenblick nicht an Eifersucht.

Er suchte sich von dem Schritt des alten Herzogs Rechenschaft zu geben und die wahre Ursache seiner Rückkehr zu ergründen.

Nach einigem Ueberlegen hoffte er, der Wind der Gunst habe Richelieu allein nach Luciennes getrieben.

Er machte Madame Dubarry ein Zeichen, das der alte Herzog in einem Spiegel bemerkte, während er seine Perücke zurecht richtete, und sogleich lud die Gräfin Richelieu ein, die Chocolade mit ihr zu nehmen.

Herr von Aiguillon verabschiedete sich unter tausend an seinen Oheim gerichteten und von diesem erwiederten Artigkeiten.

Der Marschall blieb allein mit der Gräfin an dem Guéridon, das Zamore beladen hatte.

Der alte Herzog schaute diesem ganzen Treiben der Favoritin zu und murmelte dabei ganz leise:

„Vor zwanzig Jahren hätte ich nach der Uhr gesehen

und gesagt: in einer Stunde muß ich Minister sein, und ich wäre es gewesen.

„Welch ein albernes Ding ist es doch um das Leben," fuhr er immer mit sich selbst sprechend fort: „während des ersten Theils stellt man den Körper in den Dienst des Geistes; während des zweiten wird der Geist, der allein überlebt hat, der Knecht des Körpers: das ist einfältig."

„Lieber Marschall," unterbrach die Gräfin den inneren Monolog ihres Gastes, „nun, da wir wohl Freunde, da wir besonders unter vier Augen sind, sagen Sie mir, warum Sie sich so viel Mühe gegeben haben, um diesen kleinen Zieraffen in das Bett des Königs zu bringen?"

„Meiner Treue, Gräfin," antwortete Richelieu, während er mit dem Ende seiner Lippen an seiner Tasse Chocolade nippte, „das habe ich mich selbst gefragt: ich weiß es nicht."

CXL.

Rückkehr.

Herr von Richelieu wußte, wie es mit Philipp stand, und er hatte mit gutem Gewissen seine Rückkehr verkündigen können, denn er hatte ihn am Morgen, als er von Versailles wegfuhr, um sich nach Luciennes zu begeben, auf der Landstraße in der Richtung gegen Trianon begegnet und war nahe genug an ihm vorübergekommen, um auf seinem Gesichte alle Symptome der Traurigkeit und Unruhe wahrzunehmen.

Nachdem Philipp jeden Grad der Gunst, sodann der Gleichgültigkeit und Vergessenheit durchgemacht, nachdem er Anfangs bis zum Ueberdruß die Zeichen der Freundschaft von allen auf sein Avancement eifersüchtigen Officieren

sowohl, als auch die Aufmerksamkeiten seiner Oberen erhalten hatte, nachdem er in demselben Maß, in welchem die Ungnade mit ihrem Hauche dieses glänzende Glück getrübt, die Freundschaften sich in Kälte, die Aufmerksamkeiten in eine zurückstoßende Behandlung hatte verwandeln sehen, nahm der Schmerz in seinem so zarten Gemüth alle Charaktere tiefen Kummers an.

Philipp sehnte sich nach seiner Lieutenantsstelle in Straßburg in jener Zeit zurück, wo die Dauphine in Frankreich eingezogen war; er sehnte sich nach seinen Freunden, nach seines Gleichen, nach seinen Kameraden zurück. Er sehnte sich besonders nach dem ruhigen, reinen Innern des väterlichen Hauses, nach dem Herde zurück, dessen Oberpriester la Brie war. Jedes peinliche Gefühl fand seinen Trost in der Stille und im Vergessen, diesem Schlafe thätiger Geister; dann hatte die Einsamkeit von Taverney, welche von dem Verfall der Dinge, wie vom Ruin der einzelnen Menschen zeugte, etwas Philosophisches, was mit mächtiger Stimme zu dem Herzen des jungen Mannes sprach.

Aber was Philipp hauptsächlich beklagte, war, daß er nicht mehr den Arm seiner Schwester und ihren beinahe immer so richtigen Rath hatte, einen Rath, der mehr aus dem Stolz, als aus der Erfahrung hervorging. Denn edle Seelen haben das Merkwürdige und Ausgezeichnete, daß sie unwillkührlich und gerade durch ihre Natur über dem Gemeinen, dem Gewöhnlichen schweben, und häufig eben durch ihre Erhabenheit der unsanften Berührung, der Verletzung, den Fallen entgehen, was den Insekten von geringerer Klasse, so geschickt sie auch im Koth zu laviren und mit List zu Werke zu gehen wissen mögen, nicht immer gelingt.

Sobald sich Philipp seiner Lage überdrüssig fühlte, faßte ihn die Entmuthigung, und der junge Mann fand sich so unglücklich in seiner Vereinzelung, daß er nicht glauben wollte, Andrée, diese Hälfte von ihm, könnte in

Versailles glücklich sein, während er, die Hälfte von Andrée, so grausam in Rheims litt.

Er schrieb also dem Baron den uns bekannten Brief, in welchem er ihm seine nahe bevorstehende Ankunft mittheilte. Dieser Brief setzte Niemand in Erstaunen, und besonders nicht den Baron; worüber dieser sich wunderte, war im Gegentheil, daß Philipp die Geduld gehabt hatte, so lange zu warten, während er auf glühenden Kohlen stand und seit vierzehn Tagen Richelieu, so oft er ihn sah, bat, auf's Gerathewohl eine Entscheidung der Sache herbeizuführen.

Als Philipp das Patent in der Frist, die er selbst festgestellt, nicht erhielt, nahm er von seinen Officieren Abschied, ohne daß er ihre Verachtung und ihren Hohn zu bemerken schien, was indessen Beides durch die Höflichkeit, damals noch eine französische Tugend, und durch die natürliche Achtung, welche ein Mann von Herz stets einflößt, verschleiert war.

Zur Stunde, wo er abzureisen mit sich selbst übereingekommen war, bis zu welcher Stunde er auch mit mehr Furcht, als Verlangen die Ankunft seines Patents erwartet hatte, stieg Philipp dem zu Folge zu Pferde und schlug den Weg nach Paris ein.

Die drei Tagemärsche, die er zu machen hatte, kamen ihm von einer tödtlichen Länge vor, und je mehr er sich näherte, desto erschreckendere Verhältnisse nahmen das Stillschweigen seines Vaters und besonders das seiner Schwester an, die ihm wenigstens zweimal in der Woche zu schreiben versprochen hatte.

Philipp kam, wie gesagt, gegen zwei Uhr in Versailles an, als Herr von Richelieu eben von dort wegfuhr. Er hatte seinen Marsch einen Theil der Nacht fortgesetzt und nur ein paar Stunden in Melun geschlafen; er war so beklommen, daß er Herrn von Richelieu in seinem Wagen nicht sah und nicht einmal die Livrée erkannte.

Er wandte sich gerade nach dem Gitter des Parks, wo er am Tage seiner Abreise von Andrée Abschied ge-

nommen hatte, wo damals das Mädchen, ohne einen Grund der Betrübniß, denn die Wohlfahrt der Familie stand auf einer erfreulichen Höhe, die prophetischen Dünste einer unbegreiflichen Traurigkeit in sein Gehirn steigen fühlte.

Auch Philipp war an jenem Tage auf eine abergläubige Weise von den Schmerzen von Andrée berührt worden; doch allmälig, da der Geist wieder seine Selbstbeherrschung gewonnen, hatte er das Joch abgeschüttelt, und durch einen seltsamen Zufall war es Philipp, der, im Ganzen ohne Grund, zu derselben Stelle derselben Bangigkeit preisgegeben zurückkehrte, und zwar leider, ohne daß er in seinem Innern einen wahrscheinlichen Trost für diese unüberwindliche Traurigkeit fand, welche eine Ahnung zu sein schien, da sie keine Ursache hatte.

In dem Augenblick, wo sein Pferd das Geräusch mit den Funken aus den Kieselsteinen der Allee hervorspringen machte, kam Jemand, ohne Zweifel durch dieses Geräusch angelockt, aus den geschnittenen Buchenwänden hervor.

Es war Gilbert, der ein Gartenmesser in der Hand hielt.

Der Gärtner erkannte seinen ehemaligen Herrn.

Philipp erkannte seinerseits Gilbert.

Gilbert irrte so seit einem Monat umher; seit einem Monat wußte er wie eine Seele im Fegefeuer nicht, wo er Halt machen sollte.

Gewandt, wie er in Ausführung seiner Gedanken war, suchte er an diesem Tag emsig Standpunkte in den Alleen, um den Pavillon oder das Fenster von Andrée zu erschauen, und um beständig einen Blick auf dieses Haus zu haben, ohne daß ein anderer Blick seine Bangigkeiten, seinen Schauer und seine Seufzer wahrnahm.

Das Gartenmesser in der Hand, um sich eine gewisse Haltung zu geben, lief er zwischen Buschwerk und Rabatten umher, schnitt bald mit Blüthen beladene Zweige ab, unter dem Vorwand, sie vom Ungeziefer zu reinigen, riß bald die ganz gesunde Rinde von jungen Linden, unter

dem Vorwand, das Harz und den Gummi wegzunehmen, wobei er stets horchte, stets schaute, wünschte und sich sehnte.

Der junge Mann war seit dem abgelaufenen Monat sehr bleich geworden; die Jugend ließ sich in seinem Gesicht nur noch an dem seltsamen Feuer seiner Augen und an der matten und ununterbrochenen Weiße seiner Haut erkennen; doch sein durch die Verstellung zusammengezogener Mund, sein schiefer Blick, die bebende Beweglichkeit seiner Gesichtsmuskeln gehörten schon den düsteren Jahren des reifen Alters an.

Gilbert erkannte, wie gesagt, Philipp und machte, indem er ihn erkannte, eine Bewegung, um in's Gebüsch zurückzukehren.

Doch Philipp ritt auf ihn zu und rief:

„Gilbert! he! Gilbert!“

Die erste Bewegung von Gilbert war es gewesen, zu entfliehen; noch eine Secunde, und der Schwindel des Schreckens und jenes Delirium ohne eine mögliche Erklärung, das die Alten, die für Alles eine Ursache suchten, dem Gott Pan zuschrieben, bemächtigten sich seiner und rißen ihn wie einen Narren durch die Alleen, durch die Gebüsche, durch die Buchenhecken und sogar in die Bassins fort.

Ein Wort voll Sanftmuth, das Philipp sprach, wurde zum Glück von dem scheuen Kinde gehört und begriffen.

„Du kennst mich also nicht, Gilbert?“ rief ihm Philipp zu.

Gilbert begriff seine Thorheit und blieb stehen.

Dann kehrte er um, aber langsam und mißtrauisch.

„Nein, Herr Chevalier,“ sagte der junge Mann ganz zitternd, „nein, ich erkannte Sie nicht; ich hielt Sie für einen von den Aufsehern, und da ich nicht bei meiner Arbeit bin, so befürchtete ich, wahrgenommen und zur Bestrafung aufgezeichnet zu werden.“

Philipp begnügte sich mit dieser Erklärung, stieg ab, schlang den Zügel seines Pferdes um seinen Arm, legte

die andere Hand auf die Schulter von Gilbert, der sichtbar zitterte, und fragte:

„Was hast Du denn, Gilbert?"

„Nichts, gnädiger Herr," antwortete dieser.

Philipp lächelte traurig und sprach:

„Du liebst uns nicht, Gilbert."

Der junge Mann bebte zum zweiten Mal.

„Ja, ich begreife," fuhr Philipp fort, „mein Vater hat Dich hart und ungerecht behandelt; doch ich, Gilbert?"

„Oh! Sie," murmelte der junge Mann.

„Ich habe Dich stets geliebt, unterstützt."

„Das ist wahr."

„Vergiß also das Böse um des Guten willen; meine Schwester ist auch stets gut gegen Dich gewesen."

„Oh! was das betrifft, nein," erwiederte rasch der junge Mann mit einem Ausdruck, den Niemand hätte begreifen können; denn er enthielt eine Anklage gegen Andrée, eine Entschuldigung für ihn selbst, denn er brach wie der Stolz hervor, während er zugleich wie ein Gewissensbiß seufzte.

„Ja, ja," sagte Philipp, „ja, ich verstehe, meine Schwester ist ein wenig hoffärtig, doch im Grunde ist sie gut."

Dann nach einer Pause, denn dieses ganze Gespräch fand nur statt, um ein Wiedersehen zu verzögern, das ihn eine Ahnung fürchten machte, fragte Philipp:

„Weißt Du, wo sie in diesem Augenblick ist, meine gute Andrée?"

Dieser Name berührte auf's Schmerzlichste das Innere von Gilbert; er antwortete mit erstickter Stimme:

„Zu Hause, gnädiger Herr, wie ich glaube. Doch wie soll ich es wissen . . ."

„Allein wie immer, und sich langweilend; arme Schwester!" unterbrach ihn Philipp.

„Allein in dieser Welt, ja, gnädiger Herr, aller Wahrscheinlichkeit nach, denn seit der Flucht von Nicole..."

„Wie, Nicole ist entflohen?"

„Ja, mit ihrem Liebhaber."

„Mit ihrem Liebhaber?"

„Wenigstens so viel ich vermuthe," sagte Gilbert, der einsah, daß er zu weit gegangen war. „Man sprach so in den Communs."

„Wahrhaftig, Gilbert, das ist mir ganz unbegreiflich," versetzte Philipp immer unruhiger. „Man muß Dir die Worte entreißen. Sei doch ein wenig liebenswürdiger. Du hast Geist, es fehlt Dir nicht an natürlichem Anstand, verdirb diese guten Eigenschaften nicht durch ein geheucheltes zurückstoßendes Wesen, durch eine Ungeschlachtheit, die sich für Deinen Stand nicht geziemt, die sich für keinen geziemen würde."

„Aber, gnädiger Herr, ich weiß dies Alles, was Sie mich fragen, nicht, und wenn Sie nachdenken wollen, so werden Sie einsehen, daß ich es nicht wissen kann. Ich arbeite den ganzen Tag in den Gärten, und was man im Schloß thut, ist mir fremd."

„Gilbert, Gilbert, ich glaubte, Du hättest Augen."

„Ich?"

„Ja, und Du nähmest Antheil an denjenigen, welche meinen Namen führen: denn wie schlecht am Ende auch die Gastfreundschaft in Taverney gewesen ist, so hast Du sie doch genossen."

„Ich interessire mich auch ungemein für Sie, Herr Philipp," sagte Gilbert mit weicherem Stimmtone, denn die Milde von Philipp und ein anderes Gefühl, das dieser nicht begreifen konnte, hatten dieses scheue Herz besänftigt; „ja, ich liebe Sie, und deshalb sage ich Ihnen, daß Fräulein Andrée sehr krank ist."

„Sehr krank! meine Schwester sehr krank!" rief Philipp voll Heftigkeit; „meine Schwester sehr krank, und Du hast mir das nicht sogleich gesagt!"

Und während er seinen abgemessenen Gang in einen raschen Lauf verwandelte, fragte er:

„Mein Gott, was fehlt ihr denn?"

„Oh! man weiß es nicht."

„Aber wie kam es? ..."

„Ich weiß nur, daß sie heute dreimal mitten unter den Blumenbeeten ohnmächtig geworden ist, und zu dieser Stunde hat sie der Arzt der Frau Dauphine schon besucht und der Herr Baron ebenfalls."

Philipp hörte nicht mehr; seine Ahnungen hatten sich verwirklicht, und der wahren Gefahr gegenüber fand er wieder seinen Muth.

Er ließ sein Pferd in den Händen von Gilbert und lief in der größten Eile nach dem Gebäude der Communs.

Als Gilbert allein war, führte er rasch das Pferd in den Stall und entfloh wie jene scheuen oder schädlichen Vögel, welche nie im Bereiche des Menschen bleiben wollen.

CIXL.

Der Bruder und die Schwester.

Philipp fand seine Schwester auf dem kleinen Sopha liegend, von dem wir schon zu sprechen Gelegenheit gehabt haben.

Als der junge Mann in das Vorzimmer kam, bemerkte er, daß Andrée alle Blumen sorgfältig entfernt hatte, sie, die dieselben so sehr liebte; denn seit ihrem Unwohlsein verursachten ihr die Blumen unerträgliche Schmerzen und sie schrieb dieser Reizung der Gehirnfibern alle die Unpäßlichkeiten zu, die bei ihr seit vierzehn Tagen auf einander gefolgt waren.

In dem Augenblick, wo Philipp eintrat, träumte Andrée; ihre mit einer Wolke beladene Stirne war schwerfällig gesenkt und ihre Augen irrten in ihrer schmerzhaften Höhle. Ihre Hände hingen zu Boden, und obgleich in dieser Lage das Blut hätte hinabfallen müßen,

waren doch ihre Hände so weiß, wie die eines Wachsbildes.

Ihre Unbeweglichkeit war so groß, daß sie scheinbar nicht mehr lebte, und daß man, um sich zu überzeugen, sie sei nicht todt, ihren Athem hören mußte.

Philipp war immer rascher gegangen seit dem Augenblick, wo ihm Gilbert gesagt hatte, seine Schwester sei krank, so daß er ganz keuchend unten an die Treppe kam; doch hier hatte er einen Halt gemacht, die Vernunft war wieder zu ihm zurückgekehrt, und er war die Stufen mit ruhigerem Schritte hinaufgestiegen, so daß er an der Schwelle des Zimmers nur noch den Fuß geräuschlos und beinahe ohne Bewegung aufsetzte, als wäre er ein Sylphe gewesen.

Er wollte sich durch sich selbst mit jener den Leuten, welche lieben, eigenthümlichen Besorgniß von der Krankheit durch die Symptome Rechenschaft geben. Er kannte Andrée als so zart und so gut, daß er wußte, sie würde sogleich, nachdem sie ihn gesehen und gehört, ihrer Geberde und ihrer Haltung Zwang anthun, um ihn nicht zu beunruhigen.

Philipp öffnete daher bei seinem Eintritt die Glasthüre so sachte, daß es Andrée nicht hörte, und er befand sich mitten im Zimmer, ehe sie etwas vermuthete.

Philipp hatte also Zeit, sie anzuschauen, ihre Bläße, diese Unbeweglichkeit, diese Leblosigkeit wahrzunehmen; er sah den seltsamen Ausdruck dieser Augen, die sich in den leeren Raum versenkten, und beängstigter, als er es sein zu können glaubte, faßte er sogleich den Gedanken, das Geistige habe einen bedeutenden Antheil an den Leiden seiner Schwester.

Bei diesem Anblick, der einen Schauer in seinem Herzen erregte, konnte Philipp eine Bewegung des Schreckens nicht bewältigen.

Andrée schlug die Augen auf und erhob sich, einen gewaltigen Schrei ausstoßend, wie eine Todte, welche wieder

erwacht; und ebenfalls ganz keuchend, hing sie sich ihrem Bruder an den Hals.

„Du, Philipp, Du," sagte sie; und die Kraft verließ sie, ehe sie mehr zu sagen vermochte.

Was hätte sie auch Anderes sagen sollen, da sie nur dieses dachte?

„Ja, ja, ich," antwortete Philipp, indem er sie umarmte und unterstützte, denn er fühlte, wie sie in seinen Armen zusammensank; „ich komme zurück und finde Dich krank. Ah! theure Schwester, was hast Du denn?"

Andrée lachte auf eine nervige Weise, welche Philipp mehr wehe that, als beruhigte, wie dies die Kranke wollte.

„Was ich habe, fragst Du mich? sehe ich denn krank aus, Philipp?"

„Oh! ja, Andrée, Du bist ganz bleich und zitternd."

„Woran hast Du denn das gesehen? Ich bin nicht einmal unpäßlich; mein Gott! wer hat Dich denn so schlecht unterrichtet? wer hat die Albernheit begangen, Dich zu ängstigen? Wahrhaftig, ich weiß nicht, was Du damit sagen willst, ich befinde mich ganz vortrefflich, abgesehen von einigen leichten Schwindeln, welche vorübergehen werden, wie sie gekommen sind."

„Aber Du bist so bleich, Andrée . . ."

„Habe ich denn gewöhnlich viel Farbe?"

„Nein, Du lebst wenigstens, während Du heute . . ."

„Es ist nichts."

„Siehe Deine Hände, so eben glühten sie noch, und nun sind sie kalt wie das Eis."

„Das ist ganz einfach, Philipp, als ich Dich eintreten sah . . ."

„Nun! . . ."

„Fühlte ich mich von einer so lebhaften Freude ergriffen, daß sich das Blut nach dem Herzen zurückzog . . . nichts Anderes."

„Aber Du wankst, Andrée, Du hälst Dich an mir."

„Nein, ich umarme Dich nur; willst Du nicht, daß ich Dich umarme, Philipp?"

„Oh! theure Andrée!"

Und er preßte das Mädchen an sein Herz.

In demselben Augenblick fühlte Andrée, daß sie ihre Kräfte abermals verließen; vergebens suchte sie sich an dem Halse ihres Bruders zu halten, ihre Hand sank starr und beinahe todt herab, und sie fiel wieder auf den Sopha, weißer als die Mousselinevorhänge, auf denen sich ihr reizendes Antlitz hervorhob.

„Siehst Du, siehst Du, daß Du mich getäuscht hast," rief Philipp. „Ah! theure Schwester Du leidest, Du befindest Dich unwohl."

„Den Flacon! den Flacon!" murmelte Andrée, während sie den Ausdruck ihres Gesichtes zu einem Lächeln zwang, das sie bis in den Tod begleitete.

Und ihr mattes Auge und ihre kaum erhobene Hand bezeichneten Philipp einen Flacon, der auf einem Tischchen in der Nähe des Fensters stand.

Philipp stürzte nach diesem Tischchen, die Augen beständig auf seine Schwester geheftet, die er nur mit Bedauern verließ.

Dann öffnete er das Fenster, kehrte rasch zu dem Mädchen zurück und hielt den Flacon unter die krampfhaft zusammengezogene Nase von Andrée.

„Gut, gut," sagte sie, in langen Zügen Luft und Leben einathmend; „Du siehst, daß ich wieder erwacht bin; sprich, hälst Du mich für sehr krank?"

Doch Philipp dachte nicht einmal daran, zu antworten, er schaute seine Schwester an.

Andrée erholte sich allmälig, richtete sich auf ihrem Sopha auf, nahm zwischen ihre feuchten Hände die Hand von Philipp, und da nun ihr Blick sich milderte, da das Blut wieder in ihre Wangen stieg, erschien sie schöner, als sie je gewesen war.

„Ah! mein Gott," sagte sie, „Du siehst wohl, Philipp, daß es vorbei ist, und ich wette, ohne die Ueber-

raschung, die Du mir in so guter Absicht bereitet, wären die Krämpfe nicht wieder gekommen und ich wäre genesen; doch so vor mich treten, Du begreifst wohl, Philipp, vor mich, die ich Dich so sehr liebe, Dich, der Du die bewegende Kraft, das Ereigniß meines Lebens bist, das hieße mich tödten wollen, selbst wenn ich mich wohl befände."

„Ja, dies Alles ist sehr freundlich und artig, Andrée; doch mittlerweile sage mir, welchem Umstand Du dieses Unwohlsein zuschreibst?"

„Was weiß ich, Freund, der Rückkehr des Frühlings, der Jahreszeit der Blumen; Du weißt, wie leicht meine Nerven angegriffen werden; schon gestern hat mich der Geruch des persischen Flieders im Garten beinahe erstickt: Du weißt wie diese herrlichen Blumen, die sich im Frühlingswind schaukeln, berauschende Düfte verbreiten; nun! gestern . . . oh! mein Gott! Philipp, ich will nicht mehr daran denken, denn das Uebel würde mich, glaube ich, wieder erfassen."

„Ja, Du hast Recht, und vielleicht ist es das; die Blumen sind sehr gefährlich; Du erinnerst Dich, daß es mir, als ich noch ein Kind war, einmal einfiel, mein Bett mit einem Gewinde von Flieder zu umgeben, den ich von der Hecke abschnitt . . . es sei dies so hübsch wie ein Ruhealtar, sagten wir damals; doch am andern Tag erwachte ich nicht, Du weißt es; am andern Tag hielt mich Jedermann für todt, nur Du nicht, die Du nie begreifen wolltest, ich habe Dich so verlassen, ohne Dir Lebewohl zu sagen, und Du allein warst es, arme Andrée . . . Du magst damals kaum sechs Jahre alt gewesen sein . . . Du allein warst es, die mich durch Küsse und Thränen ins Leben zurückrief."

„Und durch Luft, Philipp, denn die Luft ist es, was man unter solchen Umständen braucht; an Luft scheint es mir immer zu fehlen."

„Ah! meine Schwester, meine Schwester, Du erin-

nertest Dich dessen wohl nicht mehr, und hast Dir Blumen in Dein Zimmer bringen lassen."

„Nein, Philipp, nein, es sind wahrhaftig vierzehn Tage, daß kein Maßliebchen mehr hierhergekommen ist; ich, die ich die Blumen so sehr liebte, habe seltsamer Weise einen Abscheu dagegen gefaßt. Doch lassen wir die Blumen. Ich hatte also die Migräne; Fräulein von Taverney hatte die Migräne, lieber Philipp, und was für eine glückliche Person ist Fräulein von Taverney! denn um dieser Migräne willen, welche eine Ohnmacht herbeiführte, interessirten sich die Stadt und der Hof für ihr Schicksal."

„Wie so?"

„Allerdings, die Frau Dauphine hatte die Güte, mich zu besuchen. Oh! Philipp! welch eine reizende Beschützerin, welch eine zarte Freundin ist die Frau Dauphine! sie pflegte mich, sie hätschelte mich, sie brachte mir ihren ersten Arzt, und als dieser gewichtige Mann, dessen Sprüche unfehlbar sind, mir den Puls fühlte und die Augen und die Zunge beschaute, weißt Du, welches äußerste Glück ich da hatte?"

„Nein."

„Es fand sich ganz einfach, daß ich nicht im Geringsten krank war, der Doctor Louis hatte mir nicht den unbedeutendsten Trank zu verordnen, nicht eine einzige Pille zu verschreiben, er, der jeden Tag, wie man sagt, Arme und Beine abschneidet, daß es Schauder erregt; Du siehst also, Philipp, ich befinde mich ganz wohl. Sprich nun, was hat Dich erschreckt?"

„Der alberne kleine Gilbert, bei Gott!"

„Gilbert?" versetzte Andrée mit einer sichtbaren Regung des Aergers.

„Ja, er hat mir gesagt, Du seist sehr krank."

„Und Du hast diesem kleinen Dummkopf, diesem Müßiggänger, der zu nichts taugt, als um das Böse zu thun oder zu sagen, geglaubt?"

„Andrée, Andrée!"

„Nun?"

„Du erbleichst abermals."

„Nein, dieser Gilbert reizt mich; ist es nicht genug, daß ich ihm auf meinem Weg begegne, ich muß auch noch von ihm hören, wenn er nicht da ist?"

„Ah! Du wirst abermals ohnmächtig."

„Oh! ja, ja, mein Gott! . . . es ist aber auch . . ."

Und die Lippen von Andrée erbleichten und ihre Stimme stockte.

„Das ist seltsam," murmelte Philipp.

Andrée strengte sich an und sprach:

„Nein, es ist nichts; merke nicht auf alle diese Blendungen, auf diese Nebel, Du siehst, ich bin wieder auf meinen Beinen, Philipp; wenn Du mir glauben willst, machen wir einen Gang mit einander, und in zehn Minuten bin ich genesen."

„Ich glaube, Du täuschest Dich über Deine eigenen Kräfte, Andrée?"

„Nein, die Rückkehr von Philipp würde mir die Gesundheit geben, und wäre ich auch sterbend; wollen wir ausgehen, Philipp?"

„Sogleich, liebe Andrée," sprach Philipp, der seine Schwester sachte zurückhielt; „Du hast mich noch nicht völlig beruhigt . . . setze Dich."

„Es sei."

Andrée sank wieder auf den Sopha und zog Philipp, den sie an der Hand hielt, zu sich.

„Und warum," fuhr sie fort, „warum sieht man Dich so plötzlich, ohne daß Du eine Nachricht von Dir gegeben?"

„Antworte mir zuerst, liebe Andrée, warum Du mir zu schreiben aufgehört hast?"

„Ja, es ist wahr; doch erst seit einigen Tagen."

„Seit vierzehn Tagen, Andrée."

Andrée neigte das Haupt.

„Nachläßige!" sagte Philipp mit einem sanften Vorwurf.

„Nein, aber Leidende, Philipp. Du hast Recht, mein Unwohlsein geht auf den Tag zurück, wo Du Nachricht von mir zu erhalten aufgehört hast; seit jenem Tag haben mir die liebsten Dinge eine Anstrengung, einen Widerwillen bereitet."

„Nun, ich bin mitten unter dem Allem sehr erfreut über das Wort, das Du vorhin gesagt hast."

„Welches Wort?"

„Du hast gesagt, Du seist sehr glücklich; desto besser, denn wenn man hier an Dich denkt und Dich liebt, ist doch nicht dasselbe für mich der Fall."

„Für Dich?"

„Ja, für mich, der ich hier völlig, selbst sogar von meiner Schwester, vergessen wurde."

„Oh! Philipp."

„Solltest Du es glauben, meine liebe Andrée, daß ich seit meiner Abreise, die man mir als so dringend bezeichnet hatte, keine Nachricht von dem angeblichen Regiment habe, von dem ich Besitz ergreifen sollte, und das mir der König durch Herrn von Richelieu und selbst durch meinen Vater versprechen ließ?"

„Oh! das wundert mich nicht," sagte Andrée.

„Wie, das wundert Dich nicht?"

„Nein. Wenn Du wüßtest, Philipp... Herr von Richelieu und mein Vater sind ganz verwirrt, sie scheinen zwei Körper ohne Seele zu sein. Ich kann das Leben von allen diesen Leuten nicht begreifen. Am Morgen läuft mein Vater seinem alten Freund, wie er ihn nennt, nach; er treibt ihn nach Versailles zum König, dann kommt er zurück, um ihn hier zu erwarten, wo er seine Zeit damit hinbringt, daß er Fragen an mich richtet, die ich nicht verstehe. Der Tag vergeht, keine Nachricht. Da geräth Herr von Taverney in seinen großen Zorn. Der Herzog hintertreibt, der Herzog verräth, sagt er. Was hintertreibt der Herzog? wen verräth er? das frage ich Dich, denn ich weiß nichts davon, und ich gestehe, es liegt mir auch nichts daran, es zu erfahren. Herr von Taverney

lebt so wie ein Verdammter in seinem Fegefeuer, indem er immer Etwas, was man ihm nicht bringt, Einen, der nie kommt, erwartet."

„Doch der König, Andrée, der König?"

„Wie, der König?"

„Ja, der König, der uns so geneigt war?"

Andrée schaute furchtsam umher.

„Was hast Du?"

„Höre, der König, — laß uns leise sprechen, — ich halte den König für launenhaft, Philipp. Seine Majestät bezeigte mir Anfangs viel Theilnahme, wie Dir, wie unserem Vater, wie der Familie; doch plötzlich erkaltete diese Theilnahme, ohne daß ich errathen konnte, wie oder warum. Es ist eine Thatsache, daß mich Seine Majestät nicht mehr anschaut, daß sie mir sogar den Rücken zuwendet, und daß sie noch gestern, als ich beim Blumenbeet ohnmächtig wurde ..."

„Ah! Du siehst, Gilbert hatte Recht, Du bist ohnmächtig geworden, Andrée?"

„Dieser elende kleine Herr Gilbert hatte in der That nöthig, Dir das zu sagen, es vielleicht aller Welt zu sagen. Was geht es ihn an, ob ich ohnmächtig werde, oder nicht werde. Ich weiß wohl, lieber Philipp," fügte Andrée lachend bei, „es ist nicht schicklich, in einem königlichen Haus in Ohnmacht zu fallen, doch man wird nicht zu seinem Vergnügen ohnmächtig, und ich habe es nicht absichtlich gethan."

„Ei! wer tadelt Dich denn deshalb?"

„Der König."

„Der König?"

„Ja, Seine Majestät kam gerade aus Großtrianon durch den Obstgarten im unglückseligen Augenblick hervor. Ich lag ganz albern, ganz einfältig auf einer Bank in den Armen des guten Herrn von Jussieu ausgestreckt, der mir nach Kräften beistand, als mich der König erblickte. Du weißt, Philipp, die Ohnmacht raubt nicht jede Vorstellung, jedes Bewußtsein von dem, was um uns her vor-

geht. Als mich der König erblickte, glaubte ich, so unempfindlich ich scheinbar war, ein Runzeln der Stirne, einen Blick des Zorns und einige sehr unverbindliche Worte, die der König zwischen den Zähnen brummelte, zu bemerken; dann entfernte sich Seine Majestät in aller Eile, sehr geärgert, wie ich glauben muß, darüber, daß ich mir in seinen Gärten unwohl zu werden erlaubt hatte. Doch in der That, Philipp, ich war nicht daran Schuld."

„Armes Mädchen," rief Philipp, liebevoll seiner Schwester die Hände drückend, „ich glaube wohl, daß Du nicht daran Schuld warst; doch hernach?"

„Das ist das Ganze, mein Freund; und Herr Gilbert hätte mich mit seinen Erläuterungen verschonen müssen."

„Ah! nun schmähst Du abermals das arme Kind."

„Ja wohl, übernimm Du doch die Vertheidigung von diesem reizenden Jungen."

„Andrée, ich bitte Dich, sei nicht so hart gegen Gilbert, Du verletzst ihn auf das Empfindlichste, Du gehst mit einer schmerzlichen Heftigkeit gegen ihn zu Werk, wie ich selbst gesehen habe... Oh! mein Gott, mein Gott! Andrée, was hast Du wieder?"

Diesmal fiel Andrée rückwärts auf die Kissen des Sopha, ohne ein Wort von sich zu geben; diesmal konnte sie der Flacon nicht zu sich bringen; man mußte warten, bis die Blendung vorüber und der Kreislauf wiederhergestellt war.

„Offenbar," flüsterte Philipp, „offenbar, meine Schwester, leidest Du so, daß Du Menschen erschreckst, welche muthiger sind, als ich, wenn es sich um Deine Schmerzen handelt; Du magst sagen, was Du willst, diese Unpäßlichkeit scheint mir nicht so leicht behandelt werden zu dürfen, als Du vorgibst."

„Aber Philipp, da der Doctor erklärt hat..."

„Der Doctor überzeugt mich nicht und wird mich nie überzeugen, wenn ich ihn nicht selbst gesprochen habe. Wo sieht man diesen Doctor?"

„Er kommt jeden Tag nach Trianon."

„Zu welcher Stunde? etwa am Morgen?“

„Morgens und Abends, wenn er den Dienst hat.“

„Hat er gegenwärtig den Dienst?“

„Ja, mein Freund, und auf den Schlag sieben Uhr, denn er ist sehr pünktlich, wird er die Freitreppe hinaufgehen, die nach der Wohnung der Frau Dauphine führt.“

„Gut,“ sagte Philipp ruhiger, „ich werde bei Dir warten.“

CXLII.

Mißgriff.

Philipp verlängerte das Gespräch, scheinbar ohne Absicht, während er aus dem Augenwinkel seine Schwester beobachtete, welche genug Selbstbeherrschung zu gewinnen suchte, um ihn nicht durch neue Ohnmachten zu beängstigen.

Philipp sprach viel von seinen Täuschungen, vom Vergessen des Königs, von der Unbeständigkeit von Herrn von Richelieu, und als man sieben Uhr schlagen hörte, ging er ungestüm weg, ohne sich viel darum zu bekümmern, daß Andrée errathen dürfte, was er thun wollte.

Er schritt gerade auf den Pavillon der Königin zu und blieb entfernt genug, um nicht von den Leuten vom Dienst angerufen zu werden, nahe genug stehen, daß Niemand vorübergehen könnte, ohne daß er, Philipp, die vorübergehende Person erkannte.

Er war noch keine fünf Minuten da, als er die steife, beinahe majestätische Gestalt des Doctors, den Andrée ihm bezeichnet hatte, auf sich zukommen sah. Der Tag neigte sich, und so schwer ihm auch das Lesen werden mußte, blätterte doch der würdige Doctor in einer kurz zuvor erst in Cöln erschienenen Abhandlung über Magenlähmung. Allmälig wurde es immer dunkler um ihn her,

und der Doctor errieth schon mehr, als er las, da fing ein wandelnder und undurchsichtiger Körper vollends das auf, was den Augen des gelehrten Arztes noch an Licht blieb.

Er schaute empor, sah einen Mann vor sich und fragte:

„Was gibt es?"

„Verzeihen Sie, mein Herr," erwiederte Philipp, „habe ich die Ehre, mit dem Herrn Doctor Louis zu reden?"

„Ja, mein Herr," antwortete der Doctor sein Buch schließend.

„Dann ein Wort, wenn es Ihnen beliebt, mein Herr."

„Mein Herr, entschuldigen Sie mich, mein Dienst ruft mich zu der Frau Dauphine. Es ist die Stunde, wo ich mich zu ihr begeben muß, und ich kann nicht auf mich warten lassen."

„Mein Herr ... (hier machte Philipp eine Bewegung der Bitte, um sich dem Weitergehen des Doctors zu widersetzen), mein Herr, die Person, für welche ich Ihre Bemühung in Anspruch nehme, ist im Dienst der Frau Dauphine. Sie leidet ungemein, während die Frau Dauphine nicht krank ist."

„Von wem sprechen Sie?" fragte der Doctor.

„Von einer Person, bei der Sie von der Frau Dauphine selbst eingeführt worden sind."

„Ah! ah! sollte zufällig von Fräulein Andrée von Taverney die Rede sein?"

„Ganz richtig, mein Herr."

„Ah! ah!" machte der Doctor, den Kopf erhebend, um den jungen Mann anzuschauen.

„Sie wissen also, daß sie leidend ist?"

„Ja, Krämpfe, nicht wahr?"

„Beständige Ohnmachten, ja, mein Herr. Heute ist sie im Verlauf von einigen Stunden drei bis viermal in meinen Armen ohnmächtig geworden."

„Geht es schlimmer bei der jungen Dame?“

„Ach! ich weiß es nicht; doch Sie begreifen, Doctor, wenn man die Leute liebt ...“

„Sie lieben Fräulein Andrée von Taverney?“

„Oh! mehr als mein Leben, Doctor.“

Philipp sprach diese Worte mit einer solchen Begeisterung brüderlicher Liebe, daß sich der Doctor in ihrer Bedeutung täuschte.

„Ah! ah!“ sagte er, „Sie sind also ...“

Zögernd hielt der Doctor inne.

„Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?“ fragte Philipp.

„Sie sind also der ...“

„Wer soll ich denn sein, mein Herr?“

„Ei! bei Gott! der Liebhaber,“ erwiederte der Doctor voll Ungeduld.

Philipp machte zwei Schritte rückwärts, fuhr mit der Hand nach der Stirne und wurde bleich wie der Tod.

„Mein Herr,“ sagte er, „nehmen Sie sich in Acht, Sie beleidigen meine Schwester.“

„Ihre Schwester? Fräulein von Taverney ist Ihre Schwester?“

„Ja, mein Herr, und ich glaube nichts gesagt zu haben, was auf Ihrer Seite zu einem so seltsamen Mißgriff Anlaß geben konnte.“

„Entschuldigen Sie mich, mein Herr, die Stunde, in der Sie mich angehen, das geheimnißvolle Wesen, mit dem Sie das Wort an mich richteten ... ich glaubte, ich vermuthete, eine zärtlichere Theilnahme, als die brüderliche ...“

„Oh! mein Herr, ein Geliebter oder ein Gatte wird meine Schwester nicht tiefer und inniger lieben, als ich sie liebe.“

„Sehr gut, in diesem Fall begreife ich, daß Sie meine Vermuthung verletzt hat, und ich bitte Sie um Entschuldigung; wollen Sie mir erlauben, mein Herr ...“

Hier machte der Doctor eine Bewegung, um vorüberzugehen.

„Doctor,“ sprach Philipp, „ich flehe Sie an, verlassen Sie mich nicht, ohne mich über den Zustand meiner Schwester beruhigt zu haben.“

„Aber was hat Sie denn bei diesem Zustand beunruhigt?“

„Ei! mein Gott, das, was ich selbst gesehen.“

„Sie haben Symptome gesehen, welche eine Unpäßlichkeit offenbaren . . .“

„Eine ernste, Doctor?“

„Je nachdem.“

„Hören Sie, Doctor, es liegt in dem Allem etwas Seltsames . . . man sollte glauben, Sie wollen, Sie mögen mir nicht antworten.“

„Nehmen Sie lieber an, mein Herr, ungeduldig wie ich bin, mich zur Frau Dauphine zu begeben, die mich erwartet . . .“

„Doctor, Doctor,“ sprach Philipp, mit der Hand über seine von Schweiß triefende Stirne fahrend, „Sie hielten mich für den Liebhaber von Fräulein von Taverney.“

„Ja, doch Sie haben mich enttäuscht.“

„Sie denken also, Fräulein von Taverney habe einen Geliebten?“

„Verzeihen Sie, ich bin Ihnen keine Rechenschaft von meinen Gedanken schuldig.“

„Doctor, haben Sie Mitleid mit mir; Doctor, es ist Ihnen ein furchtbares Wort entschlüpft, ein Wort, das in meinem Herzen geblieben ist, wie die abgebrochene Klinge eines Dolches; Doctor, suchen Sie mich nicht auf eine andere Fährte zu bringen; vergebens sind Sie ein zarter und gewandter Mann; Doctor, was für eine Krankheit ist es, über die Sie dem Geliebten Auskunft schuldig wären, während Sie dieselbe vor einem Bruder verbergen wollen? Doctor, ich flehe Sie an, antworten Sie mir.“

„Ich bitte Sie im Gegentheil, mich der Antwort zu überheben, mein Herr, denn aus der Art und Weise, wie Sie mich fragen, ersehe ich, daß Sie nicht Ihrer Herr sind."

„Oh! mein Gott, Sie begreifen also nicht, mein Herr, daß mich jedes Ihrer Worte weiter gegen den Abgrund treibt, den ich zu erschauen zittere."

„Mein Herr!"

„Doctor," rief Philipp mit neuer Heftigkeit, „Sie sagen also hiemit, Sie haben mir ein so furchtbares Geheimniß zu enthüllen, daß ich meiner ganzen Kaltblütigkeit, meines ganzen Muthes bedürfe, um es anzuhören?"

„Ich weiß nicht, durch welche Voraussetzung Sie sich so verwirren lassen, Herr von Taverney; ich habe nichts von dem Allem gesagt."

„Oh! Sie thun hundertmal mehr, als wenn Sie mir etwas sagen würden! . . . Sie lassen mich Dinge glauben! Oh! das ist nicht menschenfreundlich, Doctor; Sie sehen, daß ich mir das Herz vor Ihnen zermartere; Sie sehen, daß ich bitte, daß ich flehe; sprechen Sie doch; hören Sie, ich schwöre Ihnen, ich habe kaltes Blut, ich habe Muth . . . Diese Krankheit, diese Schande vielleicht . . . Oh! mein Gott! Sie unterbrechen mich nicht, Doctor!"

„Herr von Taverney, ich habe weder der Frau Dauphine, noch Ihrem Vater, noch Ihnen etwas gesagt; fragen Sie mich nichts mehr."

„Ja, ja; . . . doch Sie sehen, daß ich Ihr Stillschweigen deute; Sie sehen, daß ich Ihrem Gedanken auf dem düstern, unseligen Weg, wo er sich vertieft, folge; halten Sie mich wenigstens auf, wenn ich irre gehe."

„Leben Sie wohl, mein Herr," sprach der Doctor.

„Oh! Sie werden mich nicht so verlassen, ohne mir ja oder nein zu sagen. Ein Wort, ein einziges Wort, das ist Alles, was ich von Ihnen verlange."

Der Doctor blieb stehen.

„Mein Herr," sagte er, „so eben, und das hat den unseligen Mißgriff herbeigeführt, der Sie beleidigt . . ."

„Sprechen wir nicht mehr hievon."

„Im Gegentheil, sprechen wir hievon; so eben sagten Sie mir, Fräulein von Taverney sei Ihre Schwester. Doch etwas vorher haben Sie mir mit einer Begeisterung, die meinen Irrthum veranlaßte, gesagt, Sie lieben Fräulein Andrée mehr als Ihr Leben."

„Das ist wahr."

„Wenn Ihre Liebe für sie so groß ist, so muß sie dieselbe durch eine Erwiederung belohnen."

„Oh! mein Herr, Andrée liebt mich, wie mich Niemand auf dieser Welt liebt."

„Wohl! dann kehren Sie zu ihr zurück, befragen Sie sie auf dem Wege, wo ich sie zu verlassen genöthigt bin, und wenn Sie Fräulein Andrée liebt, wie Sie sie lieben, so wird sie Ihre Fragen beantworten. Es gibt viele Dinge, die man einem Freunde sagt, die man aber einem Arzte nicht sagt; sie wird sich vielleicht herbeilassen, Ihnen zu sagen, was ich Sie nicht um einen Finger meiner Hand durch eine Aeußerung von mir vermuthen lassen möchte. Guten Abend, mein Herr."

Und der Doctor machte abermals eine Bewegung gegen den Pavillon.

„Oh! nein, nein, das ist unmöglich!" rief Philipp, wahnsinnig vor Schmerz und jedes seiner Worte durch ein Schluchzen unterbrechend; „nein, Doctor, ich habe schlecht gehört; nein, Sie können mir das nicht gesagt haben."

Der Doctor machte sich sachte los und sprach mit einem sanften, mitleidsvollen Wesen:

„Thun Sie, was ich Ihnen gerathen habe, Herr von Taverney, und glauben Sie mir, es ist das Beste, was Sie thun können."

„Oh! bedenken Sie doch, Ihnen glauben heißt auf die Religion meines ganzen Lebens verzichten, heißt einen Engel anklagen und Gott versuchen, Doctor; wenn Sie

verlangen, daß ich glauben soll, beweisen Sie wenigstens, beweisen Sie."

„Gott befohlen, mein Herr."

„Doctor!" rief Philipp in Verzweiflung.

„Nehmen Sie sich in Acht, wenn Sie mit dieser Heftigkeit sprechen, werden Sie bekannt machen, was ich Jedermann zu verschweigen mir gelobt hatte, und was ich gern auch vor Ihnen verborgen hätte."

„Ja, ja, Sie haben Recht, Doctor," sagte Philipp mit so leiser Stimme, daß der Hauch erstarb, wie er von seinen Lippen kam; „doch die Wissenschaft kann sich täuschen, und Sie gestehen, daß Sie sich selbst zuweilen getäuscht haben."

„Selten, mein Herr," erwiederte der Doctor; „ich bin ein Mann von ernsten Studien, und mein Mund sagt nicht ja, sagen nicht meine Augen und mein Geist: ich habe gesehen, ich weiß, ich bin sicher. Ja, gewiß, Sie haben Recht, mein Herr, zuweilen konnte ich mich täuschen, wie sich jedes schwache Geschöpf täuscht; doch aller Wahrscheinlichkeit nach ist es diesmal nicht der Fall. Ruhe, mein Herr, und trennen wir uns."

Aber Philipp konnte sich nicht so fügen; er legte seine Hand auf den Arm des Doctors mit einer Miene so tiefen Flehens, daß dieser stehen blieb.

„Eine letzte Bitte, mein Herr," sagte Philipp; „Sie sehen, in welcher Verwirrung sich mein Geist befindet; ich fühle etwas wie Wahnsinn in mir; um zu wissen, ob ich leben oder sterben soll, bedarf ich einer Bestätigung der Wirklichkeit, die mich bedroht. Ich kehre zu meiner Schwester zurück, ich werde nur mit ihr sprechen, wenn Sie sie noch einmal gesehen haben ... überlegen Sie..."

„Es ist Ihre Sache, zu überlegen, mein Herr, denn ich habe dem, was ich gesagt, kein Wort mehr beizufügen."

„Mein Herr, versprechen Sie mir ... mein Gott! das ist eine Bitte, die der Henker dem Opfer nicht abschlagen würde ... versprechen Sie mir, nach Ihrem

Besuch bei Ihrer Hoheit der Frau Dauphine zu meiner Schwester zu kommen; Doctor, im Namen des Himmels versprechen Sie mir das!"

„Es ist unnöthig, mein Herr; doch da Ihnen so viel daran gelegen ist, so ist es meine Pflicht, Ihrem Wunsch zu entsprechen; sobald ich die Frau Dauphine verlasse, besuche ich Ihre Schwester."

„Oh! Dank, Dank. Ja, kommen Sie, und Sie werden dann selbst zugestehen, daß Sie sich getäuscht haben."

„Ich wünsche es von ganzem Herzen, mein Herr, und wenn ich mich getäuscht, werde ich es mit Freuden bekennen. Guten Abend."

Endlich freigegeben, entfernte sich der Doctor und ließ Philipp auf der Esplanade zurück, Philipp, der vor Fieber zitterte, von kaltem Schweiß übergossen war, und im Taumel des Wahnsinns weder den Ort, wo er sich befand, noch den Mann, mit dem er gesprochen, noch das Geheimniß, das er erfahren, mehr kannte.

Einige Minuten lang schaute er, ohne zu begreifen, den Himmel, der sich allmälig mit Sternen besäte, und den Pavillon an, dessen Fenster sich beleuchteten.

CXLIII.

Verhör.

Sobald Philipp wieder zum Bewußtsein kam, sobald es ihm wieder sich zum Herrn seiner Vernunft zu machen gelungen war, wandte er sich nach der Wohnung von Andrée.

Doch in demselben Maß, in welchem er dem Pavillon näher kam, verschwand allmälig das Gespenst seines Unglücks; es kam ihm vor, als hätte er einen Traum ge-

habt, und nicht als hätte er einen Augenblick mit der Wirklichkeit gekämpft. Je mehr er sich vom Doctor entfernte, desto ungläubiger wurde er gegen seine Drohungen. Sicherlich hatte sich die Wissenschaft getäuscht, aber die Tugend war nicht gefallen.

Hatte ihm nicht der Doctor dadurch vollkommen Recht gegeben, daß er zu seiner Schwester zurückzukehren versprochen?

Als aber Philipp Andrée gegenüberstand, war er so verändert, so bleich, so entstellt, daß nun seine Schwester über ihn in Besorgniß gerieth und sich fragte, wie in so kurzer Zeit eine solche Veränderung an ihm habe vorgehen können.

Nur Eines konnte eine solche Wirkung auf Philipp hervorgebracht haben.

„Mein Gott! mein Bruder," fragte Andrée, „ich bin also sehr krank?"

„Warum?" versetzte Philipp.

„Weil die Berathung mit dem Doctor Louis Dich erschreckt hat."

„Nein, meine Schwester, der Doctor ist nicht unruhig, und Du hast mir die Wahrheit gesagt. Ich habe sogar große Mühe gehabt, ihn zu bestimmen, wiederzukommen."

„Ah! er kommt?"

„Ja, er kommt; das wird Dir nicht unangenehm sein, Andrée?"

Philipp tauchte seine Blicke in die des Mädchens, während er diese Worte sprach.

„Nein," antwortete sie ganz einfach, „wenn Dich nur dieser Besuch ein wenig beruhigt, mehr verlange ich nicht; doch sage mir mittlerweile, woher kommt Deine furchtbare Blässe, die mich so sehr erschreckt?"

„Das beunruhigt Dich, Andrée?"

„Du fragst!"

„Du liebst mich also zärtlich, Andrée?"

„Was meinst Du?"

„Ich frage Dich, Andrée, ob Du mich immer noch liebest, wie in unserer Jugendzeit?"

„Oh! Philipp! Philipp!"

„Ich bin also für Dich eines der kostbarsten Wesen, die Du auf Erden hast?"

„Oh! das kostbarste, das einzige," rief Andrée.

Dann fügte sie erröthend und verwirrt bei:

„Entschuldige, Philipp, ich vergaß..."

„Nicht wahr, unser Vater, Andrée?"

„Ja."

Philipp nahm seine Schwester bei der Hand und sprach, indem er sie zärtlich anschaute:

„Andrée, glaube nicht, daß ich Dich je tadeln würde, wenn Dein Herz eine Zuneigung in sich schlöße, welche weder die Liebe wäre, die Du für Deinen Vater hegst, noch die, die Du für mich hast..."

Dann ihr näher rückend, fuhr er fort:

„Du bist in einem Alter, Andrée, wo das Herz der Mädchen lebhafter zu ihnen spricht, als sie es selbst wollen, und Du weißt, eine göttliche Vorschrift gebietet dem Weibe Vater und Mutter zu verlassen, um dem Mann zu folgen."

Andrée schaute Philipp einen Augenblick an, als spräche er eine fremde Sprache, die sie gar nicht verstünde.

Dann lachte sie mit einer Naivetät, die nichts wiederzugeben vermöchte, und rief:

„Mein Mann! hast Du nicht von meinem Mann gesprochen, Philipp? Ei! mein Gott! er muß noch geboren werden, oder ich kenne ihn wenigstens nicht."

Bewegt durch diesen so wahren Ausruf von Andrée, näherte sich ihr Philipp, schloß ihre Hand in die seinigen und sagte:

„Ehe man einen Mann hat, meine gute Andrée, hat man einen Bräutigam, einen Geliebten."

Andrée schaute Philipp ganz erstaunt an und duldete es, daß der junge Mann seine gierigen Augen bis in die Tiefe ihres klaren jungfräulichen Blickes tauchte, in dem sich ihre ganze Seele spiegelte.

„Meine Schwester," sprach Philipp, „seit Deiner Geburt hast Du mich für Deinen besten Freund gehalten; ich habe Dich meinerseits als meine einzige Freundin betrachtet; Du weißt, nie verließ ich Dich den Spielen meiner Kameraden zu Liebe. Wir sind mit einander groß geworden und nichts hat unser blindes gegenseitiges Vertrauen gestört; Andrée, warum mußtest Du Dich seit einiger Zeit so ohne alle Gründe und zuerst gegen mich verändern?"

„Ich habe mich gegen Dich verändert, Philipp? Erkläre Dich. In der That, ich begreife nichts von dem, was Du mir sagst, seitdem Du zurückgekommen bist."

„Ja, Andrée," sprach der junge Mann, während er sie an seine Brust preßte; „ja, meine süße Schwester, die Leidenschaften der Jugend sind auf die Neigungen der Kindheit gefolgt, und Du hast mich nicht mehr gut oder nicht mehr sicher genug gefunden, um mir Dein von der Liebe bewältigtes Herz zu zeigen."

„Mein Bruder, mein Freund," erwiederte Andrée immer mehr erstaunt, „was sagst Du mir denn da? Was sprichst Du denn zu mir von Liebe?"

„Andrée, ich greife muthig eine Frage voll Gefahr für Dich, voll Bangigkeit für mich selbst an. Ich weiß wohl, daß ich mich in Deinem Geist zu Grunde richte, wenn ich mir Dein Vertrauen in diesem Augenblick erbitte oder es von Dir fordere; doch ich will lieber, und glaube mir, es ist grausam für mich, dies zu sagen, ich will lieber fühlen, daß Du mich weniger liebst, als Dich dem Unglück bloßgestellt lassen, welches Dich bedroht, einem furchtbaren Unglück, wenn Du in dem Stillschweigen verharrst, das ich beklage und dessen ich Dich einem Bruder, einem Freund gegenüber nicht für fähig gehalten hätte."

„Mein Bruder, mein Freund," sagte Andrée, „ich schwöre Dir, daß ich Deine Vorwürfe durchaus nicht begreife."

„Andrée, soll ich sie Dir begreiflich machen?"

„Oh! ja, gewiß."

„Doch wenn ich, durch Dich ermuthigt, mit zu viel Schärfe spreche, wenn ich die Röthe auf Deiner Stirne hervorrufe, wenn ich die Scham auf Deinem Herzen lasten mache, dann schreibe es nur Dir selbst zu, Dir, die Du mich durch ungerechtes Mißtrauen genöthigt hast, bis im Grunde Deiner Seele zu wühlen, um ihr Dein Geheimniß zu entreißen."

„Thue es, Philipp, und ich schwöre Dir, daß ich Dir nicht über das, was Du thun wirst, grollen werde."

Philipp schaute seine Schwester an, stand ganz bewegt auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Es war zwischen der Anschuldigung, die er in seinem Innern gegen sie erhob, und der Ruhe des Mädchens ein so seltsamer Widerspruch, daß er nicht wußte, bei welchem Gedanken er beharren sollte.

Andrée schaute ihrerseits ihren Bruder mit Erstaunen an und erkaltete allmälig in der Berührung dieser Feierlichkeit, welche so sehr von dem sanften brüderlichen Ansehen verschieden war.

Ehe Philipp wieder das Wort genommen hatte, stand Andrée ebenfalls auf und schlang ihren Arm um den ihres Bruders.

Dann blickte sie ihn mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an und sagte:

„Höre, Philipp, schaue mich an, wie ich Dich anschaue!"

„Oh! sehr gern," erwiederte der junge Mann, seine glühenden Augen auf Andrée heftend; „was willst Du mir sagen?"

„Ich will Dir sagen, Philipp, daß Du immer ein wenig eifersüchtig auf meine Freundschaft gewesen bist; das ist ganz natürlich," da ich meinerseits eifersüchtig auf Deine Bemühungen und Deine Zuneigung war; nun! schaue mich an, wie ich Dir gesagt habe."

Das Mädchen lächelte.

„Siehst Du ein Geheimniß in meinen Augen?" fuhr sie fort.

„Ja, ja, ich sehe eines," erwiederte Philipp, „Du liebst Jemand?"

„Ich!" rief das Mädchen mit einem so natürlichen Erstaunen, daß die geschickteste Komödiantin sicherlich nicht im Stande gewesen wäre, den Ton dieses einzigen Wortes nachzuahmen.

Und sie lachte abermals.

„Ich liebe Jemand?" versetzte sie.

„Dann liebt man Dich?"

„Meiner Treue, das ist schlimm, denn in Betracht, daß sich die unbekannte Person nie gezeigt und folglich nie erklärt hat, ist dies eine rein verlorene Liebe."

Nun, da er seine Schwester mit so viel Treuherzigkeit über diese Frage lachen und scherzen sah, da er das so durchsichtige Blau ihrer Augen, ihre so unschuldsvolle, so reine Haltung wahrnahm, sagte sich Philipp, der das Herz von Andrée mit einer gleichmäßigen Bewegung an seinem Herzen schlagen fühlte, ein Monat Abwesenheit könne keine solche Veränderung im Charakter eines tadellosen Mädchens hervorbringen; der Verdacht gegen die arme Andrée sei unwürdig, die Wissenschaft lüge; er gestand sich, der Doctor Louis habe eine Entschuldigung, da er weder die Reinheit, noch die trefflichen Instincte von Andrée kenne, da er glauben dürfe, sie gleiche allen den adeligen Mädchen, welche, geblendet durch unwürdige Beispiele oder fortgerissen durch die frühreife Hitze eines verdorbenen Blutes, der Jungfrauschaft ohne Bedauern, ohne Stolz entsagen.

Ein letzter Blick, den er auf Andrée warf, erklärte Philipp die Fehlbarkeit des Doctors, und er fühlte sich über seine Erklärung so glücklich, daß er seine Schwester umarmte wie jene Märtyrer, die, indem sie die Reinheit der Jungfrau Maria bekannten, zugleich auch ihren Glauben an ihren göttlichen Sohn bekannten.

In der Zeit dieser Wogungen seines Innern hörte Philipp auf der Treppe die Tritte des Doctor Louis, der getreu seinem Versprechen im Hause erschien.

Andrée bebte: in der Lage, in der sie sich befand, wurde Alles für sie ein Ereigniß.

„Wer kommt da?“ fragte sie.

„Der Doctor Louis wahrscheinlich,“ antwortete Philipp.

In demselben Augenblick öffnete sich die Thüre, und der von Philipp mit so viel Angst erwartete Arzt trat in der That in das Zimmer ein.

Es war, wie gesagt, einer von den ernsten, redlichen Männern, für welche die Wissenschaft ein Priesterthum ist, dessen Geheimnisse sie mit religiöser Ehrfurcht studiren.

In dieser ganz materialistischen Zeit suchte der Doctor Louis, eine seltene Erscheinung, unter den Krankheiten des Körpers die Krankheiten der Seele zu entdecken; er schritt geradezu und rücksichtslos auf diesem Wege fort, kümmerte sich wenig um Gerüchte und Hindernisse, und sparte seine Zeit, dieses Erbtheil der emsigen Leute, mit einem Geize, der ihn oft gegen die Müßigen und Schwätzer grob werden ließ.

Deshalb hatte er Philipp bei ihrem ersten Zusammentreffen auf eine so ungeschlachte Weise behandelt; er hatte ihn für einen von jenen nur mit galanten Abenteuern beschäftigten Höflingen gehalten, die dem Arzt schmeicheln, um sich Complimente über ihre Liebesheldenthaten machen zu lassen, und die ganz stolz darauf sind, daß sie eine Verschwiegenheit zu bezahlen haben. Sobald sich aber die Medaille drehte und der Doctor statt des mehr oder minder verliebten Gecken das düstere und bedrohliche Antlitz des Bruders erscheinen sah; sobald an der Stelle einer Unannehmlichkeit ein Unglück sichtbar wurde, fühlte sich der philosophische Arzt bewegt, und bei den letzten Worten von Philipp sagte der Doctor zu sich selbst:

„Ich konnte mich nicht nur täuschen, sondern ich wollte, ich hätte mich getäuscht.“

Deshalb hatte er dann auch, selbst ohne die dringende Bitte von Philipp, Andrée zu besuchen beschlossen, um sich durch eine schärfere, entscheidendere Prüfung über die

Wahrscheinlichkeiten Rechenschaft zu geben, die ihm die erste Untersuchung geliefert.

Er trat also ein, und sein erster Blick, diese Besitznahme des Arztes und des Beobachters, heftete sich schon aus dem Vorzimmer auf Andrée, die er nicht mehr verließ.

War es durch den Anblick des Doctors veranlaßte Aufregung, war es eine natürliche Erscheinung, Andrée wurde gerade von einem der Anfälle erfaßt, welche Philipp erschreckt hatten, und sie wankte und fuhr mit einer schmerzlichen Geberde mit ihrem Sacktuch an ihre Lippen.

Philipp, der ganz mit dem Empfang des Doctors beschäftigt war, hatte nichts gesehen.

„Doctor," sagte er, „seien Sie willkommen und verzeihen Sie mir mein etwas brutales Wesen; als ich Sie vor einer Stunde anredete, war ich eben so aufgeregt, als ich in dieser Minute ruhig bin."

Der Doctor hörte einen Augenblick auf, Andrée anzuschauen, und lenkte seine Beobachtung auf den jungen Mann, dessen freudiges Lächeln er analysirte.

„Sie haben mit Ihrer Fräulein Schwester gesprochen, wie ich es Ihnen gerathen?" fragte er.

„Ja, Doctor, ja."

„Sie sind beruhigt?"

„Ich habe den Himmel mehr und die Hölle weniger im Herzen."

Der Doctor nahm die Hand von Andrée und fühlte dem Mädchen lange den Puls.

Philipp schaute ihm zu und schien zu sagen:

„Oh! thun Sie es, Doctor, ich fürchte nun die Erklärungen des Arztes nicht mehr."

„Nun! mein Herr?" fragte er mit triumphirender Miene.

„Herr Chevalier," erwiederte der Arzt, „wollen Sie mich mit Ihrer Schwester allein lassen."

Ganz einfach ausgesprochen, schlugen diese Worte den Stolz des jungen Mannes nieder.

„Wie! abermals?" sagte er.

Der Doctor machte eine Geberde.

„Es ist gut, ich verlasse Sie, mein Herr," sprach Philipp mit düsterer Miene.

Dann zu seiner Schwester:

„Andrée sei redlich und offen gegen den Doctor."

Das Mädchen zuckte die Achseln, als könnte es nicht einmal begreifen, was man zu ihm sagte.

Philipp fuhr fort:

„Während er Dich über Deine Gesundheitsumstände befragt, werde ich einen Gang im Park machen. Die Stunde, auf die ich mein Pferd bestellt habe, ist noch nicht gekommen, so daß ich Dich vor meinem Abgang noch einmal sehen und einen Augenblick mit Dir sprechen kann."

Und er drückte Andrée die Hand und suchte dabei zu lächeln.

Aber es war für das Mädchen etwas Krampfhaftes, Gezwungenes in diesem Händedruck und in diesem Lächeln.

Der Doctor geleitete Philipp mit ernster Miene bis zur Thüre, die er schloß.

Wonach er zurückkam und sich auf denselben Sopha setzte, auf dem Andrée saß.

CXLIV.

Die Consultation.

Es herrschte außen das tiefste Stillschweigen.

Nicht ein Windhauch durchzog die Luft, nicht eine menschliche Stimme ertönte; die Natur war vollkommen ruhig.

Andererseits war der ganze Dienst von Trianon beendigt.

Die Leute von den Ställen und Küchen waren in

ihre Zimmer zurückgekehrt; der kleine Hof war öde und verlassen.

Andrée fühlte sich wohl im Grunde ihres Herzens bewegt durch die Wichtigkeit, welche Philipp und der Arzt ihrer Krankheit gaben.

Sie wunderte sich wohl über die Seltsamkeit der Rückkehr des Doctor Louis, der am Morgen die Krankheit für unbedeutend und die Anwendung von Arzneimitteln für unnöthig erklärt hatte; aber bei ihrer tiefen Unschuld war der glänzende Spiegel ihrer Seele nicht einmal getrübt durch den Hauch des Verdachts, der gegen Sie entstanden.

Plötzlich, nachdem er das Licht der Lampe auf sie gerichtet, nahm der Arzt ihre Hand wie ein Freund oder wie ein Beichtvater, und nicht mehr den Puls wie ein Arzt.

Diese unerwartete Bewegung setzte die empfindliche Andrée sehr in Erstaunen; sie war einen Augenblick nahe daran, ihre Hand zurückzuziehen.

„Mein Fräulein," fragte der Arzt, „haben Sie mich wiederzusehen gewünscht, oder habe ich, indem ich hierherkam, nur dem Wunsche Ihres Bruders nachgegeben?"

„Mein Herr," antwortete Andrée, „mein Bruder kehrte zurück und kündigte mir an, Sie würden wiederkommen; doch nach dem, was Sie mir diesen Morgen über die Bedeutungslosigkeit meiner Krankheit zu sagen die Güte hatten, würde ich mir nicht die Freiheit genommen haben, Sie abermals zu bemühen."

Der Doctor verbeugte sich und fuhr fort:

„Ihr Bruder schien erhitzt, eifersüchtig auf seine Ehre und in gewissen Punkten unnachsichtig; deshalb wollten Sie sich ohne Zweifel ihm nicht eröffnen?"

Andrée schaute den Doctor an, wie sie Philipp angeschaut hatte.

„Auch Sie, mein Herr," sprach Sie mit stolzer Miene.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, lassen Sie mich vollenden."

Andrée machte eine Geberde, welche Geduld, oder vielmehr Resignation andeutete.

„Es ist also natürlich," fuhr der Doctor fort, „daß Sie, den Schmerz des jungen Mannes bemerkend und seinen Zorn ahnend, hartnäckig Ihr Geheimniß bewahrten; doch mir gegenüber, mein Fräulein, der ich, glauben Sie es mir, ebenso sehr der Arzt der Seelen, als der des Körpers bin, mir gegenüber, der ich sehe und weiß, der ich Ihnen folglich die Hälfte des peinlichen Weges der Enthüllung erspare, kann ich mit Recht mehr Offenherzigkeit erwarten."

„Mein Herr," erwiederte Andrée, „hätte ich nicht das Gesicht meines Bruders sich verfinstern und den Charakter eines wahren Schmerzes annehmen sehen, befragte ich nicht Ihr ehrwürdiges Aeußeres und den Ruf des Ernstes, in dem Sie stehen, so würde ich glauben, Sie seien Beide mit einander übereingekommen, eine Komödie auf meine Kosten zu spielen und mich in Folge der Consultation bewogen durch die Furcht, die Sie mir eingeflößt, eine sehr schwarze und sehr bittere Arznei nehmen zu lassen."

Die Stirne faltend sprach der Doctor:

„Mein Fräulein, ich flehe Sie an, verharren Sie nicht auf diesem Wege der Verstellung."

„Der Verstellung!" rief Andrée.

„Ist es Ihnen lieber, wenn ich sage Heuchelei?"

„Mein Herr, Sie beleidigen mich!" rief das Mädchen.

„Sagen Sie, ich errathe Sie."

„Mein Herr!"

Andrée stand auf; doch der Doctor nöthigte sie sachte, sich wieder zu setzen.

„Nein" fuhr er fort, „nein, mein Kind, ich beleidige Sie nicht, ich diene Ihnen; und wenn ich Sie überzeuge, rette ich Sie!... Es werden mich also weder Ihr zorni-

ger Blick, noch die geheuchelte Entrüstung, die Sie belebt, in meinem Entschluß wankend machen."

„Mein Gott! was wollen Sie, was verlangen Sie denn?"

„Gestehen Sie, oder ich bekomme bei meiner Ehre eine erbärmliche Meinung von Ihnen."

„Mein Herr, noch einmal, mein Bruder ist nicht da, um mich zu vertheidigen, und ich sage Ihnen, daß Sie mich verletzen, daß ich Sie nicht verstehe, und fordere Sie auf, sich klarer, schärfer über diese vorgebliche Krankheit zu erklären."

„Zum letzten Mal, mein Fräulein," sprach der Doctor ganz erstaunt, „wollen Sie mir den Schmerz, Sie erröthen zu machen, ersparen?"

„Ich begreife Sie nicht, ich begreife Sie nicht, ich begreife Sie nicht," wiederholte Andrée dreimal, und schaute dabei den Doctor mit Augen an, welche von Frage, von Herausforderung, und beinahe von Drohung funkelten.

„Nun! ich, ich begreife Sie, mein Fräulein; Sie zweifeln an der Wissenschaft und hoffen Ihren Zustand vor Jedermann zu verbergen; doch Sie täuschen sich, mit einem einzigen Worte schlage ich Ihren ganzen Stolz zu Boden: Sie sind schwanger! . . ."

Andrée stieß einen furchtbaren Schrei aus und fiel rückwärts auf den Sopha.

Auf diesen Schrei folgte das Geräusch der Thüre, welche heftig aufgestoßen wurde, und Philipp sprang, den Degen in der Faust, das Auge blutig, die Lippen zitternd, mitten ins Zimmer.

„Elender! Sie lügen!" rief er dem Doctor zu.

Der Doctor wandte sich langsam gegen den jungen Mann um, ohne den Puls von Andrée zu verlassen, welche halb todt unter seiner Hand bebte, und sprach mit einer verächtlichen Miene:

„Was ich gesagt habe, habe ich gesagt, mein Herr,

und, entblößt oder in der Scheide, wird mich Ihr Degen nicht zu einer Lüge bewegen."

„Doctor," murmelte Philipp und ließ seinen Degen fallen.

„Sie haben gewünscht, daß ich durch eine zweite Untersuchung meine erste Beobachtung noch einmal prüfe, ich habe es gethan; die Gewißheit hat sich nun in mir festgestellt, und nichts wird sie meinem Herzen entreißen. Ich bedaure es lebhaft, junger Mann, denn Sie haben mir ebenso viel Theilnahme eingeflößt, als mir dieses Mädchen Abneigung durch seine Beharrlichkeit in der Lüge einflößt."

Andrée blieb unbeweglich; doch Philipp machte eine Bewegung.

„Ich bin Familienvater, mein Herr," fuhr der Doctor fort, „ich begreife, was Sie Alles leiden können, leiden müssen. Ich biete Ihnen meine Dienste an, wie ich Ihnen meine Verschwiegenheit gelobe. Mein Wort ist heilig, mein Herr, und Jedermann wird Ihnen sagen, daß ich mehr an meinem Wort, als an meinem Leben hänge."

„Oh! mein Herr, es ist unmöglich!"

„Ich weiß nicht ob es unmöglich ist, aber es ist wahr. Gott befohlen, Herr von Taverney."

Und der Doctor ging mit demselben langsamen, ruhigen Schritt weg, nachdem er liebevoll den jungen Mann angeschaut hatte, der sich vor Schmerz krümmte, und in dem Augenblick, wo sich die Thüre schloß, von den tiefsten Qualen ergriffen zwei Schritte von Andrée auf einen Stuhl sank.

Sobald sich der Arzt entfernt hatte, stand Philipp auf, schloß die Thüre der Hausflur, die des Zimmers, die Fenster, näherte sich Andrée, die ihn mit Erstaunen diese düsteren Vorkehrungen treffen sah, und sprach, die Arme über der Brust kreuzend:

„Du hast mich schändlich und albern getäuscht; schändlich, weil ich Dein Bruder bin, weil ich die Schwäch-

gehabt habe, Dich zu lieben, Dich Allem vorzuziehen, Dich höher als Alles zu schätzen, und weil dieses Vertrauen von meiner Seite wenigstens das Deinige in Ermanglung von Zärtlichkeit hervorrufen mußte; albern, weil heute das abscheuliche Geheimniß, das uns entehrt, in der Macht eines Dritten ist, weil es sich trotz Deiner Verschlossenheit vielleicht andern Augen geoffenbart hat, weil ich Dich endlich, wenn Du mir gleich am Anfang die Lage, in der Du Dich befindest, gestanden hättest, wenn nicht aus Zuneigung, doch wenigstens aus Selbstsucht vor der Schande bewahrt haben würde, denn indem ich Dich rettete, schonte ich mich. Hierin und dadurch hast Du Dich hauptsächlich verfehlt. Deine Ehre, so lange Du nicht verheirathet bist, gehört gemeinschaftlich denjenigen, deren Namen Du führst, das heißt befleckst. Ich bin nun nicht mehr Dein Bruder, da Du mir diesen Titel abgeleugnet hast; ich bin ein Mann, der dabei betheiligt ist, Dir durch jedes mögliche Mittel das ganze Geheimniß zu entreißen, damit aus diesem Geständniß irgend eine Genugthuung für mich hervorgehe. Ich trete also voll Zorn und Entschlossenheit vor Dich und sage Dir: da Du schändlich genug warst, Deine Hoffnung auf eine Lüge zu setzen, so sollst Du bestraft werden, wie man die Schändlichen bestraft. Gestehe mir also Dein Verbrechen, oder . . ."

„Drohungen!" rief die stolze Andrée, „Drohungen einem Weibe!"

Und sie stand bleich und selbst drohend auf.

„Ja, Drohungen, nicht einem Weibe, sondern einem Geschöpf ohne Treu' und Glauben, ohne Ehre."

„Drohungen!" fuhr Andrée fort, welche allmälig in Verzweiflung gerieth; „Drohungen mir, die ich nichts weiß, die ich nichts begreife, die ich Euch Alle wie blutgierige Narren anschaue, die sich verbunden haben, um mich vor Kummer, wenn nicht vor Scham sterben zu machen!"

„Ja," rief Philipp, „ja, stirb also, wenn Du nicht

gestehst; stirb auf der Stelle, Gott richte Dich, und ich werde Dich schlagen!"

Und der junge Mann raffte krampfhaft seinen Degen auf und setzte rasch wie der Gedanke die Spitze seiner Schwester auf die Brust.

„Gut, gut, tödte mich," rief Andrée, ohne daß sie über den Blitz erschrack, der aus der Klinge hervorzuckte, ohne daß sie den Schmerz des Stiches zu vermeiden suchte.

Und sie stürzte vor, wie vom Wahnsinn erfaßt, und ihr Sprung war so lebhaft, daß ihr der Degen die ganze Brust durchbohrt hätte, ohne den jähen Schrecken von Philipp und den Anblick einiger Tropfen Blutes, welche die um den Hals seiner Schwester gelegte Mousseline befleckten.

Der junge Mann war mit seinen Kräften und mit seinem Zorn zu Ende; er wich zurück, ließ das Eisen seinen Händen entschlüpfen, fiel schluchzend auf die Kniee, umschlang mit seinen Armen den Leib des Mädchens und rief:

„Andrée! Andrée! nein, nein, ich werde sterben. Du liebst mich nicht mehr, Du kennst mich nicht mehr, ich habe nichts mehr auf dieser Welt zu thun. Oh! Du liebst einen Andern so sehr, Andrée, daß Du den Tod einem in meinen Busen ergossenen Geständniß vorziehst? Oh! Andrée, nicht Du sollst sterben, ich werde sterben!"

Und er machte eine Bewegung, um zu fliehen; doch schon hatte ihn Andrée mit ihren beiden zitternden Händen am Halse gefaßt, schon bedeckte sie ihn mit Küssen, schon benetzte sie ihn mit ihren Thränen.

„Nein, nein," rief sie, „Du hattest von Anfang Recht: Tödte mich! tödte mich, Philipp! denn man sagt, ich sei schuldig. Doch Du, der Du so edel, so rein, so gut bist, Du, den Niemand anklagt, lebe und beklage mich nur, statt mich zu verfluchen."

„Wohl, meine Schwester," sprach der junge Mann, „im Namen des Himmels, im Namen unserer früheren Freundschaft, befürchte nichts, weder für Dich, noch für denjenigen, welchen Du liebst; dieser, wer er auch sein

mag, wird mir heilig sein, und wäre es mein grausamster Feind, wäre es der Letzte der Menschen. Doch ich habe keinen Feind, Andrée; doch Du bist so edlen Herzens und Geistes, daß Du Deinen Geliebten gut gewählt haben mußt. Ich werde den Mann Deiner Wahl aufsuchen, ich werde ihn meinen Bruder nennen. Du sagst nichts; eine Heirath zwischen Dir und ihm ist also unmöglich? Willst Du das sagen? Gut! es sei, ich werde mich fügen, ich werde meinen ganzen Schmerz für mich behalten, ich werde diese gebieterische Stimme der Ehre, welche Blut fordert, ersticken. Ich verlange nichts mehr von Dir, nicht einmal mehr den Namen dieses Mannes. Es sei, dieser Mann hat Dir gefallen, er ist mir theuer. Nur werden wir Frankreich verlassen und mit einander fliehen. Der König hat Dir, wie man mir sagt, einen reichen Schmuck geschenkt; wir verkaufen ihn; wir schicken die Hälfte des Preises unserem Vater. Mit der anderen Hälfte leben wir unbekannt; ich werde dann Alles für Dich sein, Andrée. Du wirst Alles für mich sein. Ich, ich liebe Niemand; Du siehst, daß ich Dir ergeben bin. Andrée, Du siehst, was ich thue; Du siehst, daß Du auf meine Freundschaft rechnen kannst; sprich, wirst Du mir nach dem, was ich Dir gesagt habe, abermals Dein Vertrauen verweigern? Sprich, wirst Du mich nicht Deinen Bruder nennen?"

Andrée hatte Alles, was der junge Mann gesagt, stillschweigend angehört. Nur das Schlagen ihres Herzens allein bezeichnete das Leben, nur ihr Blick deutete die Vernunft an.

„Philipp," erwiederte sie nach einem langen Stillschweigen, „Du dachtest, ich liebe Dich nicht, armer Junge; Du dachtest, ich habe einen andern Mann geliebt; Du dachtest, ich habe das Gesetz der Ehre vergessen, ich, die ich ein Mädchen von edlem Blute bin und begreife, welche Pflichten dieses Wort hinsichtlich der Verirrungen auferlegt! . . . Mein Freund, ich verzeihe es Dir; ja, ja, vergebens hast Du mich für ehrlos gehalten, vergebens

haſt Du mich ſchändlich genannt; ja, ja, ich verzeihe Dir; doch ich werde Dir nicht verzeihen, wenn Du mich für ſo gottlos, für ſo niederträchtig hältſt, daß Du glaubſt, ich könnte Dir einen falſchen Eid ſchwören. Ich ſchwöre Dir, Philipp, bei dem Gott, der mich hört, bei der Seele meiner Mutter, die mich leider, wie es ſcheint, nicht genug beſchützt hat; ich ſchwöre Dir bei meiner glühenden Liebe für Dich, daß nie ein Liebesgedanke meine Vernunft irregeleitet, daß nie ein Mann zu mir geſagt hat: „„Ich liebe Dich;““ daß nie ein Mund meine Hand geküßt hat; daß ich rein an Geiſt, jungfräulich an Wünſchen bin, und dies wie am Tage meiner Geburt . . . Nun, Philipp, nun nehme Gott meine Seele, Du haſt meinen Leib in Deinen Händen.“

„Es iſt gut,“ ſprach Philipp nach langem Stillſchweigen, „es iſt gut, Andrée, ich danke Dir. Nun ſehe ich klar bis in die Tiefe Deines Herzens. Ja, Du biſt rein, unſchuldig, theures Opfer; doch es gibt Zaubertränke, vergiftete Liebestränke; es wird Dir einer eine ſchändliche Falle geſtellt haben; was der Lebenden Niemand hätte entreißen können, wird man Dir während Deines Schlafes geraubt haben. Du biſt in eine Falle gerathen, Andrée; doch nun ſind wir einig und folglich ſtark. Nicht wahr, Du wirſt mir die Sorge für Deine Ehre und die Deiner Rache anvertrauen?“

„Oh! ja, ja,“ ſprach Andrée mit einem düſteren Feuer; „ja, ja, denn wenn Du mich rächſt, wirſt Du mich wegen eines Verbrechens rächen!“

„Wohl!“ fuhr Philipp fort, „hilf mir, unterſtütze mich. Suchen wir mit einander, ſteigen wir Stunde für Stunde die abgelaufenen Tage hinauf, folgen wir dem hülflichen Faden der Erinnerung, und bei dem erſten Knoten dieſes dunklen Gewebes . . .“

„Oh! das will ich, das will ich, laß uns ſuchen.“

„Sprich, haſt Du Einen bemerkt, der Dir folgte, Dich belauerte?“

„Nein.“

„Niemand hat Dir geschrieben?"

„Niemand."

„Kein Mann hat Dir gesagt, er liebe Dich?"

„Keiner."

„Die Frauen haben hiefür einen merkwürdigen Instinct; hast Du in Ermangelung von Briefen, in Ermangelung eines Geständnisses bemerkt, daß Einer nach Dir... begehrte?"

„Ich habe nie dergleichen bemerkt."

„Liebe Schwester, suche in den Umständen Deines Lebens, in den geheimsten Einzelnheiten."

„Leite mich."

„Hast Du einen Spaziergang allein gemacht?"

„Nie, so viel ich mich erinnere, wenn nicht um zur Frau Dauphine zu gehen."

„Wenn Du Dich in den Park, in den Wald begabst?"

„Nicole begleitete mich immer."

„Ah! was Nicole betrifft, sie hat Dich verlassen?"

„Ja."

„An welchem Tag?"

„Am Tag Deiner Abreise, wie ich glaube."

„Es war ein Mädchen von verdächtigen Sitten. Hast Du die einzelnen Umstände ihrer Flucht erfahren? Suche wohl."

„Nein, ich weiß nur, daß sie mit einem jungen Mann weggegangen ist, der sie liebte."

„Was war Deine letzte Beziehung zu diesem Mädchen?"

„Oh! mein Gott, gegen neun Uhr trat sie wie gewöhnlich in mein Zimmer; sie kleidete mich aus, sie bereitete mir mein Zuckerwasser und ging wieder weg."

„Du hast nicht bemerkt, daß sie irgend Etwas in dieses Wasser mischte?"

„Nein; überdies hätte dieser Umstand keine Wichtigkeit, denn ich erinnere mich, daß ich in dem Augenblick, wo ich das Glas an meine Lippen setzte, eine seltsame Empfindung hatte."

„Welche?"

„Dieselbe, die mich eines Tags in Taverney ergriff."

„In Taverney?"

„Ja, bei der Durchreise des Fremden."

„Welches Fremden?"

„Des Grafen von Balsamo."

„Des Grafen von Balsamo? Und was für ein Gefühl war dies?"

„Oh! etwas wie ein Schwindel, wie eine Blendung, worauf ich alle meine Sinne verlor."

„Und Du hast diesen Eindruck in Taverney empfunden, sagst Du?"

„Ja."

„Unter welchen Umständen?"

„Ich war an meinem Klavier, ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe, ich schaute vor mich hin und erblickte den Grafen in einem Spiegel. Von diesem Augenblick an erinnere ich mich keines Umstandes mehr, wenn nicht, daß ich an meinem Klavier wieder erwachte, ohne die Zeit, die ich geschlafen hatte, ermessen zu können."

„Sprich, ist dies das einzige Mal, daß Du diese seltsame Empfindung gehabt hast?"

„Ich hatte sie noch einmal, am Tage oder vielmehr in der Nacht des Feuerwerks. Ich wurde von dieser ganzen Menge auf dem Punkt, zermalmt, vernichtet zu werden, fortgerissen; ich raffte alle meine Kräfte zusammen, um zu kämpfen; plötzlich spannten sich meine steif gewordenen Arme ab, eine Wolke umhüllte meine Augen, doch ich hatte noch Zeit, durch diese Wolke denselben Mann zu sehen."

„Den Grafen Balsamo?"

„Ja."

„Und Du entschliefst?"

„Ich entschlief oder wurde ohnmächtig. Du weißt, wie er mich forttrug und wie er mich zu meinem Vater brachte."

„Ja, ja; und in jener Nacht, in der Nacht der Flucht von Nicole hast Du ihn wiedergesehen?"

„Nein; doch ich empfand alle Symptome, welche

seine Gegenwart andeuteten: dasselbe seltsame Gefühl, dieselbe Blendung, denselben Schwindel, dieselbe Betäubung, denselben Schlaf."

„Denselben Schlaf?"

„Ja, einen Schlaf mit Schwindel, dessen geheimnißvollen Einfluß ich erkannte, während ich kämpfte, und dem ich unterlegen bin."

„Großer Gott!" rief Philipp, „fahre fort, fahre fort."

„Ich entschlief."

„Wo dies?"

„Auf meinem Bett, dessen bin ich sicher, und ich fand mich wieder auf dem Teppich, allein, leidend und eiskalt wie eine Todte, welche aus dem Grabe aufersteht. Als ich erwachte, rief ich Nicole, doch vergebens; Nicole war verschwunden."

„Und dieser Schlaf war derselbe?"

„Ja."

„Derselbe wie in Taverney? derselbe wie am Tag der Festlichkeiten?"

„Ja, ja."

„Die zwei ersten Male hattest Du, ehe Du unterlagst, diesen Joseph Balsamo, diesen Grafen von Fönix gesehen?"

„Vollkommen."

„Und das dritte Mal sahst Du ihn nicht wieder?"

„Nein," sprach Andrée voll Angst, denn sie fing an zu begreifen, „nein, doch ich errieth ihn."

„Gut!" rief Philipp; „nun sei ruhig, sei unbesorgt, sei stolz, Andrée; ich kenne das Geheimniß; ich danke Dir, liebe Schwester, ich danke Dir! Ah! wir sind gerettet!"

Philipp nahm Andrée in seine Arme, drückte sie zärtlich an sein Herz und stürzte, fortgerissen durch das Ungestüm seines Entschlusses, aus dem Zimmer, ohne warten oder hören zu wollen; er lief in den Stall, sattelte selbst sein Pferd, schwang sich auf seinen Rücken und schlug in aller Hast den Weg nach Paris ein.

Ende des sechsten Bandes.

Denkwürdigkeiten

eines

Arztes.

Von

Alexandre Dumas.

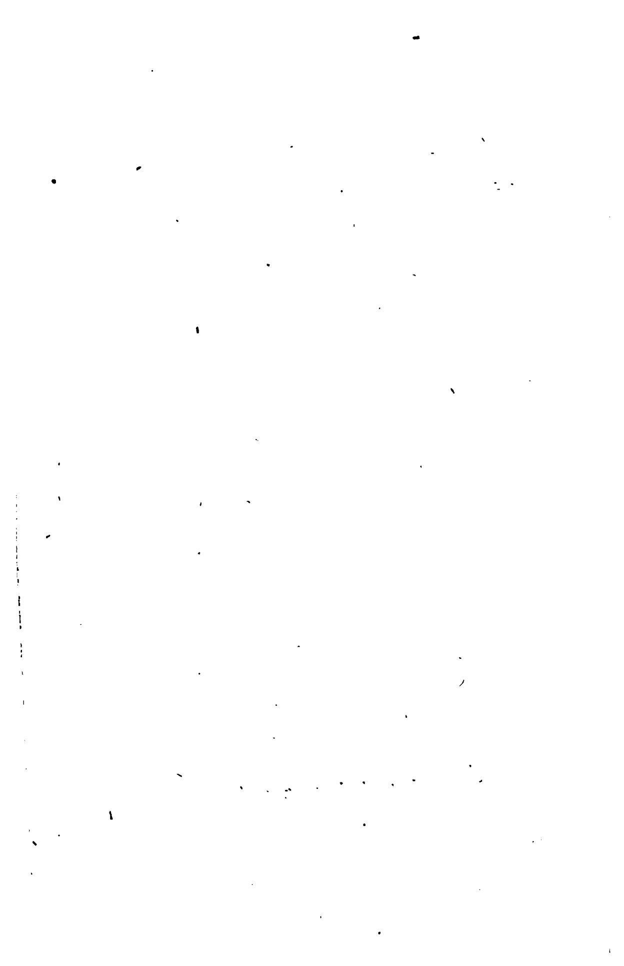
Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

25—27. Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1848.



CXLV.

Das Gewissen von Gilbert.

Alle diese von uns erzählten Ereignisse hatten einen furchtbaren Gegenschlag auf Gilbert hervorgebracht.

Die sehr zweideutige Empfindlichkeit dieses jungen Mannes wurde auf eine zu harte Probe gestellt, da er von irgend einer verborgenen Stelle aus, die er in einem Winkel der Gärten zu wählen wußte, jeden Tag die Fortschritte der Krankheit auf dem Gesichte und im Gang von Andrée wahrnahm; da diese Bläße, die ihn am Tage vorher beunruhigt hatte, am andern Tag noch viel bezeichnender, viel verrätherischer erschien, wenn sich Fräulein von Taverney bei den ersten Strahlen des Tags an ihr Fenster stellte. Wer dann den Blick von Gilbert beobachtet hätte, würde darin die charakteristischen Züge der Gewissensfolter, welche zu einer classischen Zeichnung bei den Malern des Alterthums geworden ist, nicht verkannt haben.

Gilbert liebte die Schönheit von Andrée und durch die Gegenwirkung haßte er sie. Diese glänzende Schönheit begründete in Verbindung mit so vielen andern Vorzügen eine neue Abgrenzungslinie zwischen ihm und dem Mädchen; doch diese Schönheit erschien ihm auch als ein neuer Schatz für die Eroberung ... Dies waren die Grü-

seiner Liebe und seines Hasses, seines Verlangens und seiner Verachtung.

Doch von dem Tage, wo sich diese Schönheit trübte, wo die Züge von Andrée die Verräther eines Leidens oder einer Scham wurden; von dem Tage endlich, wo eine Gefahr für Andrée, eine Gefahr für Gilbert vorhanden war, veränderte sich die Lage der Dinge gänzlich, und Gilbert, ein ausgezeichnet richtiger Geist, veränderte mit dieser Lage auch den Gesichtspunkt.

Sein erstes Gefühl, wir müssen es sagen, war eine tiefe Traurigkeit. Nicht ohne Schmerz sah er die Schönheit, die Gesundheit seiner Geliebten verwelken. Er fühlte es als einen köstlichen Stolz, diese so hoffärtige, gegen ihn so verächtliche Frau zu beklagen und alle Schmach, mit der sie ihn bedeckt, durch Mitleid zu erwiedern.

Wir wollen indessen Gilbert nicht hiedurch entschuldbar finden, der Stolz rechtfertigt Nichts. Bei der Art und Weise, wie er die Lage nun in's Auge zu fassen sich zur Gewohnheit machte, war der Stolz hauptsächlich im Spiele. So oft Fräulein von Taverney, bleich, leidend, gebückt, wie ein Gespenst vor den Augen von Gilbert erschien, sprang das Herz von diesem, das Blut stieg ihm in die Augenlider, wie es die Thränen thun, und er preßte an seine Brust eine krampfhafte, unruhige Hand, welche die Empörung seines Gewissens zurückzudrängen suchte.

„Durch mich ist sie verloren," murmelte er, und nachdem er sie mit einem wüthenden, verzehrenden Blick angeschaut hatte, entfloh er, während er sie immer wiederzusehen und seufzen zu hören glaubte.

Dann empfand er in seinem Innern einen der brennendsten Schmerzen, die der Mensch zu ertragen vermag. Seine wüthende Liebe bedurfte einer Erleichterung, und zuweilen hätte er sein Leben geopfert, um berechtigt zu sein, vor Andrée auf die Kniee zu fallen, ihre Hand zu nehmen, sie zu trösten, sie in's Leben zurückzurufen, wenn sie bewußtlos hingesunken war. Seine Ohnmacht bei

diesen Gelegenheiten war für ihn eine Strafe, deren Martern nichts in der Welt zu beschreiben vermöchte.

Gilbert ertrug dieses Märtyrthum drei Tage.

Am ersten Tag bemerkte er die Veränderung, die langsame Zersetzung, welche bei Andrée vorging. Da, wo noch Niemand etwas sah, errieth, erklärte er, der Schuldige, Alles. Mehr noch: nachdem er den Gang des Uebels studirt hatte, berechnete er genau die Epoche, wo die Krise eintreten würde. Der Tag der Ohnmachten ging für ihn in Bangigkeiten, in Schweißen, in schwankenden Schritten, sicheren Anzeichen eines gefolterten, rebellischen Gewissens, vorüber. Alles dieses Hin- und Hergehen, diese Miene der Gleichgültigkeit oder des Eifers, diese Aufwallungen der Sympathie oder des Hohnes, welche Gilbert als Meisterwerke der Verstellung und der Taktik betrachtete, hätte der geringste Schreiber des Chatelet, der unterste Schließer von Saint-Lazare so vollkommen analysirt und übersetzt, als la Fouine von Herrn von Sartines die in Ziffern geschriebenen Correspondencen las und übersetzte.

Man sieht nicht einen Menschen bis zur Athemlosigkeit laufen, dann plötzlich stille stehen, unartikulirte Töne ausstoßen, dann mit einem Schlag in das schwärzeste Stillschweigen versinken; man sieht nicht auf unbedeutende Geräusche in der Luft horchen, an der Erde kratzen, oder mit einer Art von Wuth die Bäume zerhauen, ohne stille zu stehen und zu sagen:

„Dieser ist ein Narr, wenn er nicht ein Verbrecher ist."

Nach dem ersten Ausbruch der Gewissensbisse war Gilbert vom Mitleid zur Selbstsucht übergegangen. Er fühlte, die so häufigen Ohnmachten von Andrée würden nicht Jedermann als eine natürliche Krankheit erscheinen, und man würde nach der Ursache forschen.

Gilbert erinnerte sich sodann der so brutalen und raschen Formen der Gerichte, der Verhöre, der Nachforschungen, der der übrigen Welt unbekannten Analo-

welche auf die Spur eines Verbrechens diese bemittelten Leithunde aller Arten von Diebstählen, die einen Menschen entehren können, diese Leithunde, genannt Untersuchungsrichter, bringen.

Der Diebstahl aber, den Gilbert begangen hatte, erschien in moralischer Hinsicht als der gehässigste und strafbarste.

Er zitterte also im Ernste, denn er befürchtete, die Leiden von Andrée könnten eine Untersuchung hervorrufen.

Dem Verbrecher jenes berühmten Gemäldes ähnlich, den der Engel der Reue mit dem bleichen Feuer seiner Fackel verfolgt, wandte Gilbert von nun an seine Blicke unabläßig auf Alles, was ihn umgab. Jedes Geräusch, jedes Flüstern wurde ihm verdächtig. Er horchte auf jedes Wort, das man in seiner Gegenwart aussprach, und so unbedeutend es war, schien es ihm doch eine Beziehung zu Fräulein von Taverney oder zu ihm zu haben.

Er sah Herrn von Richelieu zum König, Herrn von Taverney zu seiner Tochter gehen. Es kam ihm vor, als nähme das Haus an diesem Tag ein ungewöhnliches Aussehen der Verschwörung und des Argwohns an.

Es war noch viel schlimmer, als er den Arzt der Dauphine sich nach dem Zimmer von Andrée wenden sah.

Gilbert gehörte zu jenen Skeptikern, die an gar nichts glauben. Es war ihm wenig an den Menschen und am Himmel gelegen; doch er erkannte als Gott die Wissenschaft und verkündigte ihre Allmacht.

In gewissen Augenblicken hätte Gilbert den unfehlbaren Scharfsinn des höchsten Wesens geleugnet; nie aber würde er an der Hellsichtigkeit des Arztes gezweifelt haben. Die Ankunft des Doctor Louis bei Andrée war ein Schlag, von dem sich der Geist Gilberts nicht erholte.

Jede Arbeit unterbrechend und stumm wie eine Bildsäule gegen die Ermahnungen seiner Obern, lief er nach

seinem Zimmer. Hier, hinter dem armseligen Vorhang, den er angebracht hatte, um seine Spähereien zu verkleiden, schärfte er alle seine Sinne in der Absicht, ein Wort, eine Geberde zu erlauern, die ihm das Resultat der Berathung offenbaren würden.

Nichts erleuchtete ihn. Er erblickte nur einmal das Gesicht der Dauphine, welche ans Fenster trat, um durch die Scheiben in den Hof zu schauen, den sie vielleicht noch nie gesehen hatte.

Er konnte auch wahrnehmen, wie der Doctor Louis das Fenster öffnete, um ein wenig Luft in das Zimmer einzulassen. Doch Gilbert vermochte nicht zu hören, was er sagte, er vermochte das Spiel der Physiognomie nicht zu sehen: ein dichter Vorhang fiel am Fenster herab und benahm ihm jede Möglichkeit, die Scene zu beobachten.

Man kann sich die Angst des jungen Mannes denken. Der Arzt mit dem Luchsauge hatte das Geheimniß entdeckt. Der Ausbruch mußte stattfinden; nicht unmittelbar, denn Gilbert nahm mit Recht an, die Gegenwart der Dauphine wäre ein Hinderniß dagegen, doch sogleich, zwischen dem Vater und der Tochter, nach dem Abgang der zwei fremden Personen.

Trunken vor Schmerz und Ungeduld, schlug Gilbert seinen Kopf an die Wände der Mansarde.

Er sah Herrn von Taverney mit der Frau Dauphine weggehen, und der Doctor war schon weggegangen.

„Die Erklärung wird zwischen Herrn von Taverney und der Dauphine stattfinden,“ sagte er zu sich selbst.

Der Baron kehrte nicht zu seiner Tochter zurück; Andrée blieb allein zu Hause und brachte die Zeit auf einem Sopha zu, bald bei einer Lecture, welche sie Migräne und Krämpfe zu unterbrechen zwangen, bald in einer solchen Versunkenheit und Unempfindlichkeit, daß Gilbert diesen Zustand für Extase hielt, wenn er eine solche Periode durch den Zwischenraum des Vorhangs, den der Wind aufhob, erschaute.

Ermüdet durch Schmerzen und Gemüthsbewegungen

entschlummerte Andrée. Gilbert benützte diese Frist, um auswärts die Gerüchte und Commentare zu sammeln.

Diese Zeit war ihm kostbar, weil er sie zu Betrachtungen verwenden konnte.

Die Gefahr war so drohend, daß er sie durch einen raschen heldenmüthigen Entschluß bekämpfen mußte.

Dies war der erste Stützpunkt, auf welchem dieser gerade durch seine Feinheit schwankende Geist wieder Federkraft und Ruhe gewann.

Doch welchen Entschluß sollte er fassen? Eine Veränderung ist unter solchen Umständen eine Offenbarung. Die Flucht . . . Ah! ja! die Flucht, mit dieser Thatkraft der Jugend, mit dieser Stärke der Verzweiflung und der Angst, welche die Kräfte eines Menschen verdoppeln und sie der eines Heeres gleichmachen . . . Sich bei Tag verbergen, bei Nacht marschiren, und endlich anlangen...

Wo?

An welchem Ort sich so gut verbergen, daß der rächende Arm der Gerechtigkeit des Königs nicht dahin zu reichen vermöchte?

Gilbert kannte die Sitten des Landes. Was hält man in beinahe öden, wilden Gegenden, denn an die Städte war nicht zu denken, was hält man in einem Flecken, in einem Dorfe von dem Fremden, der eines Tags kommt und sein Brod bettelt, oder den man im Verdacht hat, er stehle es? Und dann kannte sich Gilbert auswendig; ein merkwürdiges Gesicht, ein Gesicht, das fortan das unvertilgbare Gepräge eines furchtbaren Geheimnisses an sich tragen müßte, würde die Aufmerksamkeit des ersten des besten Beobachters erregen. Fliehen war schon eine Gefahr, doch entdeckt werden war eine Schmach.

Floh Gilbert, so mußte man ihn für schuldig halten; er verwarf diese Idee; und als hätte sein Geist gerade nur Kräfte gehabt, um eine Idee zu finden, fand der Unglückliche nach der Flucht den Tod.

Es war das erste Mal, daß er hieran dachte, die

Erscheinung des düsteren Gespenstes, das er heraufbeschwor, verursachte ihm keine Angst.

„Es wird immer noch Zeit sein, an den Tod zu denken, wenn alle Mittel erschöpft sind," sprach er zu sich selbst. „Ueberdies ist es eine Feigheit, sich zu tödten, wie Herr Rousseau sagt; leiden ist edler."

Bei diesem Paradoxon erhob Gilbert das Haupt und fing wieder an in den Gärten umherzuirren.

Er war im ersten Schimmer der Sicherheit begriffen, als plötzlich Philipp durch seine Rückkehr alle seine Ideen niederwarf und ihn in eine neue Reihe von Verlegenheiten und Bangigkeiten stürzte.

Der Bruder! der Bruder herbeigerufen, es war also ganz richtig! Die Familie war entschlossen, zu schweigen, aber mit allen den Nachforschungen, mit dem scharfen Nachspüren, mit den peinlichen Umständen, welche für Gilbert die ganze Bedeutsamkeit des Folterapparats der Conciergerie, des Chatelet und der Tournelles hatten. Man würde ihn vor Andrée schleppen, man würde ihn nöthigen, niederzuknieen, demüthig sein Verbrechen zu bekennen und ihn wie einen Hund mit dem Stock oder mit dem Messer tödten. Eine gesetzliche Rache, deren Straflosigkeit zum Voraus in einer Menge vorhergehender Abenteuer lag.

König Ludwig XV. zeigte sich sehr nachsichtig gegen den Adel bei solchen Veranlassungen.

Und dann war Philipp der furchtbarste Rächer, den Fräulein von Taverney hätte herbeirufen können; Philipp, der einzige der Familie, der für Gilbert Gefühle eines Menschen, und beinahe eines Gleichgestellten geäußert hatte, würde Philipp den Schuldigen nicht ebenso sicher mit einem Wort, als mit dem Eisen tödten, wäre dieses Wort:

„Gilbert, Du hast unser Brod gegessen, und Du entehrst uns!"

Wir haben auch Gilbert bei der ersten Erscheinung

von Philipp entweichen sehen; als er zurückkehrte, gehorchte er nur seinem Instinkt, um sich nicht selbst anzuklagen, und von diesem Augenblick drängte er alle seine Kräfte nach einem Ziele zusammen: nach dem Widerstand.

Er folgte Philipp, sah ihn zu Andrée hinaufgehen und mit dem Doctor Louis sprechen; er bespähte Alles, er beurtheilte Alles, er begriff die Verzweiflung von Philipp. Er sah diesen Schmerz wachsen und größer werden: seine furchtbare Scene mit Andrée errieth er aus dem Spiel der Schatten hinter dem Vorhang.

„Ich bin verloren," dachte er; seine Vernunft verwirrte sich; er ergriff ein Messer, um Philipp zu tödten, den er an seiner Thüre erscheinen zu sehen erwartete ... oder um sich selbst zu tödten, wenn es sein müßte.

Philipp söhnte sich im Gegentheil mit seiner Schwester aus. Gilbert sah ihn auf den Knieen, die Hände von Andrée küssend. Dies war eine neue Hoffnung, ein Hafen der Rettung. War Philipp noch nicht mit einem Wuthgeschrei heraufgekommen, so war dies der Fall, weil Andrée den Namen des Schuldigen durchaus nicht kannte. Wußte sie, der einzige Zeuge, der einzige Ankläger, nichts, so wußte Niemand etwas. Wenn Andrée ... tolle Hoffnung! ... wußte und nichts gesagt hatte, so war es mehr als Rettung, es war Glück, es war Triumph.

Von diesem Augenblick schwang sich Gilbert entschlossen bis zum Niveau der Lage der Dinge empor. Nichts hielt ihn mehr in seinem Gange auf, sobald er seinen Scharfblick wieder erlangt hatte.

„Wo sind die Spuren, wenn Fräulein von Taverney mich nicht anklagt?" sagte er; „und ich Narr, der ich bin, würde sie mich des Erfolges, oder des Verbrechens anschuldigen? Sie hat mir das Verbrechen nicht vorgeworfen, nichts hat mir seit drei Wochen angedeutet, sie hasse oder vermeide mich mehr als früher.

„Wenn sie also die Ursache nicht gekannt hat, so verräth nichts in der Wirkung mehr mich, als einen

Andern. Ich habe den König selbst im Zimmer von Fräulein Andrée gesehen. Ich würde es im Nothfall vor dem Bruder bezeugen, und trotz alles Leugnens Seiner Majestät würde man mir glauben . . . Ja, doch dies wäre ein sehr gefährliches Spiel . . . Ich werde schweigen; der König hat zu viele Mittel, um seine Unschuld zu beweisen, oder meine Zeugschaft niederzuschlagen. Doch habe ich nicht in Ermanglung des Königs, dessen Name bei dem Allem nur unter der Gefahr eines ewigen Gefängnisses oder des Todes angerufen werden kann, den unbekannten Mann, der Fräulein von Taverney in derselben Nacht in den Garten hinabsteigen machte?.. Wie wird sich dieser vertheidigen? Wie sollte man ihn errathen, wie sollte man ihn wiederfinden, wenn man ihn erriethe? Dieser ist nur ein gewöhnlicher Mensch, ich bin so viel werth als er und werde mich stets gut gegen ihn vertheidigen. Uebrigens denkt man nicht an mich. Gott allein hat mich gesehen," fügte er voll Bitterkeit lachend bei. „Doch dieser Gott, der so oft meine Thränen und meine Schmerzen sah, ohne etwas zu sagen, warum sollte er die Ungerechtigkeit begehen, mich bei dieser Gelegenheit zu verrathen, der ersten, die er mir glücklich zu sein geboten hat?

„Ueberdies, wenn das Verbrechen besteht, ist es ihm zuzuschreiben und nicht mir, und Herr von Voltaire beweist auf das Klarste, daß es keine Wunder mehr gibt. Ich bin gerettet, ich bin ruhig, mein Geheimniß gehört mir, die Zukunft gehört mir."

Nach diesen Betrachtungen, oder vielmehr nach dieser Uebereinkunft mit seinem Selbstvertrauen, packte Gilbert seine Gartengeräthschaften zusammen und nahm sein Abendbrod mit seinen Kameraden. Er war heiter, sorglos, herausfordernd sogar. Er hatte Reue, er hatte Angst gehabt, das ist eine Schwäche, die ein Mann, ein Philosoph, schleunigst tilgen mußte. Nur rechnete er ohne sein Gewissen. Gilbert schlief nicht.

CXLVI.

Zwei Schmerzen.

Gilbert hatte die Lage der Dinge vernünftig beurtheilt, als er von dem Unbekannten sprechend, den er im Garten an dem Abend wahrgenommen, der so unselig für Fräulein von Taverney gewesen war, sagte:

„Wird man ihn wiederfinden?"

Philipp wußte in der That durchaus nicht, wo Joseph Balsamo, Graf von Fönix, wohnte.

Aber er erinnerte sich jener Dame von Stand, der Marquise von Savigny, zu der Andrée am 31. Mai, um eine Pflege zu erhalten, geführt worden war.

Die Stunde war nicht so vorgerückt, daß man nicht bei dieser Dame erscheinen konnte, welche in der Rue Saint-Honoré wohnte. Philipp bewältigte alle Aufregung seines Geistes und seiner Sinne; er ging zu der Dame hinauf, und die Kammerfrau gab ihm sogleich und ohne alles Zögern die Adresse von Balsamo in der Rue Saint-Claude im Marais.

Philipp folgte auf der Stelle der angegebenen Adresse.

Aber nicht ohne eine tiefe Bewegung berührte er den Klopfer dieses verdächtigen Hauses, worin seiner Vermuthung nach auf ewig die Ruhe und die Ehre der armen Andrée begraben waren. Doch seinen Willen zu Hülfe rufend, hatte er bald die Entrüstung, die Empfindlichkeit überwunden, um sich unversehrt die Kräfte zu erhalten, deren er zu bedürfen glaubte.

Er klopfte an das Haus mit ziemlich sicherer Hand, und die Thüre öffnete sich nach der Sitte des Ortes.

Philipp trat, sein Pferd am Zügel führend, in den Hof ein. Doch er hatte nicht vier Schritte gemacht, als

Fritz, aus dem Vorhause hervortretend, auf der Schwelle erschien und ihn mit der Frage:

„Was will der Herr?"

aufhielt.

Philipp bebte wie bei einem unvorhergesehenen Hinderniß. Er schaute den Deutschen die Stirne faltend an, als hätte er nicht einfach die Pflicht eines Dieners erfüllt.

„Ich will mit dem Herrn vom Hause, mit dem Grafen von Fönix sprechen," antwortete Philipp, während er den Zaum seines Pferdes durch einen Ring schlang und auf das Haus zuging, in das er sogleich eintrat.

„Der Herr ist nicht zu Hause," sagte Fritz, der jedoch Philipp mit jener Höflichkeit des gut gezogenen Dieners vorüberließ.

Philipp schien Alles vorhergesehen zu haben, nur diese einfache Antwort nicht.

Er blieb einen Augenblick verblüfft und fragte dann:

„Wo werde ich ihn finden?"

„Ich weiß es nicht, mein Herr."

„Ihr müßt es aber wissen?"

„Ich bitte um Verzeihung, mein Herr legt mir keine Rechenschaft ab."

„Mein Freund, ich muß Euren Herrn diesen Abend sprechen."

„Ich bezweifle, daß dies möglich ist."

„Es betrifft eine höchst wichtige Angelegenheit."

Fritz verbeugte sich, ohne zu antworten.

„Er ist also ausgegangen?" fragte Philipp.

„Ja, mein Herr."

„Er wird ohne Zweifel nach Hause kommen?"

„Ich glaube nicht, mein Herr."

„Ah! Ihr glaubt nicht?"

„Nein."

„Sehr gut," rief Philipp mit einem Anfang von Fieber; „mittlerweile meldet Eurem Herrn . . ."

„Ich habe schon die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen

der Herr sei nicht hier," erwiederte Fritz mit einer unstörbaren Ruhe.

„Ich weiß, was Verbote werth sind, mein Freund, und das Eurige ist achtbar; doch es läßt sich in der That nicht auf mich anwenden, dessen Besuch Euer Herr nicht vorhersehen konnte, und der ich ausnahmsweise komme."

„Das Verbot dehnt sich auf Jedermann aus, mein Herr," entgegnete Fritz unbesonnener Weise.

„Ah! da man Euch ein Verbot gegeben hat, so ist Euer Herr zu Hause."

„Nun, und hernach?" sagte Fritz, den so viel Zudringlichkeit ungeduldig zu machen anfing.

„Nun! ich werde warten."

„Der Herr ist nicht hier, sage ich Ihnen, das Haus ist vor einiger Zeit in Brand gerathen und in Folge davon unbewohnbar geworden."

„Du bewohnst es doch, Du," entgegnete Philipp, ebenfalls ungeschickt.

„Ich bewohne es als Wächter."

Philipp zuckte die Achseln wie ein Mensch, der nicht ein Wort von dem, was man ihm sagt, glaubt.

Fritz fing an zornig zu werden und rief:

„Ob übrigens der Herr Graf zu Hause oder nicht zu Hause ist, pflegt man doch weder in seiner Abwesenheit, noch in seiner Anwesenheit mit Gewalt bei ihm einzudringen, und wenn Sie sich nicht in die Gewohnheiten des Hauses fügen, so werde ich gezwungen sein . . ."

Fritz hielt inne.

„Wozu?" fragte Philipp sich vergessend.

„Sie hinauszuwerfen," antwortete Fritz ruhig.

„Du?" rief Philipp, das Auge funkelnd.

„Ich," erwiederte Fritz, der mit dem seiner Nation eigenthümlichen Charakter in demselben Maß, in welchem sein Zorn stieg, allen Anschein der Kaltblütigkeit wiedererlangte.

Und er machte einen Schritt gegen den jungen Mann, der ganz außer sich nach seinem Degen griff.

Ohne sich durch den Anblick des Eisens einschüchtern zu lassen, ohne um Hülfe zu rufen (vielleicht war er auch allein), nahm er von der Wand, woran eine Trophäe aufgehängt war, einen Spieß, an der ein kurzes, aber spitziges Eisen, stürzte auf Philipp, mehr als Stockschwinger, denn als Fechter, los und machte mit dem ersten Schlag den kleinen Degen in Stücke zerspringen.

Philipp stieß einen Schrei des Grimms aus, eilte auch nach der Trophäe und suchte irgend eine Waffe zu ergreifen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Geheimthüre der Hausflur, und der Graf hob sich aus dem dunklen Rahmen hervor.

„Was gibt es denn, Fritz?" fragte er.

„Nichts, mein Herr," erwiederte der Diener, indem er den Spieß senkte, aber sich wie eine Barriere vor seinen Herrn stellte, der ihn, auf den Stufen der Geheimtreppe stehend, um den halben Leib überragte.

„Herr Graf von Fönix," sprach Philipp, „ist es eine Sitte Ihres Landes, daß die Lackeien einen Edelmann mit dem Spieß in der Hand empfangeu, oder ist das eine besondere Vorschrift in Ihrem edlen Hause?"

„Zurück, Fritz," sagte Balsamo.

Fritz senkte seinen Spieß und stellte ihn auf ein Zeichen seines Herrn in eine Ecke der Flur.

„Wer sind Sie, mein Herr?" fragte der Graf, der Philipp bei dem Schein der Lampe, die das Vorhaus beleuchtete, nicht gut zu erkennen vermochte.

„Einer, der Sie durchaus sprechen will."

„Der will?"

„Ja."

„Das ist ein Wort, das Fritz entschuldigt, mein Herr, denn ich will Niemand sprechen, und wenn ich in meinem Hause bin, gestehe ich Niemand das Recht zu, mich sprechen zu wollen; aber," fügte Balsamo mit einem

Seufzer bei, „ich verzeihe Ihnen, unter der Bedingung jedoch, daß Sie sich entfernen und nicht länger meine Ruhe stören."

„In der That," rief Philipp, „es steht Ihnen gut an, Ruhe zu verlangen, Ihnen, der Sie mir die meinige geraubt haben."

„Ich habe Ihnen Ihre Ruhe geraubt?" fragte der Graf.

„Ich bin Philipp von Taverney!" rief der junge Mann, im Glauben, diese Erwiederung würde für das Gewissen des Grafen Alles beantworten.

„Philipp von Taverney?" sagte der Graf. „Mein Herr, ich bin bei Ihrem Vater gut aufgenommen worden, Sie sollen auch bei mir gut aufgenommen werden."

„Das ist ein Glück," murmelte Philipp.

„Wollen Sie die Güte haben, mir zu folgen, mein Herr."

Balsamo schloß die Thüre der Geheimtreppe, ging Philipp voran und führte ihn in den Salon, wo wir nothwendiger Weise einige Scenen von dieser Geschichte, und besonders die neuste von allen, die hier vorgefallen, die mit den fünf Meistern, sich entwickeln sahen.

Der Salon war beleuchtet, als ob man Jemand erwartet hätte; doch dies war offenbar in Folge von einer der verschwenderischen Gewohnheiten des Hauses der Fall.

„Guten Abend, Herr von Taverney," sagte Balsamo mit einem sanften und verschleierten Ton, der Philipp die Augen zu ihm aufzuschlagen veranlaßte.

Doch bei dem Anblick von Balsamo machte Philipp einen Schritt rückwärts.

Der Graf war in der That nur noch ein Schatten von sich selbst; seine hohlen Augen hatten kein Licht mehr; abmagernd hatten seine Wangen den Mund mit zwei Falten umgeben, und kahl und knochig verlieh der Gesichtswinkel dem ganzen Kopf eine Aehnlichkeit mit einem Todtenkopf.

Philipp war ganz bestürzt. Balsamo gewahrte seine Verwunderung, und ein Lächeln von einer tödtlichen Traurigkeit schwebte über seine bleichen Lippen hin.

„Mein Herr," sagte er, „ich habe mich wegen meines Dieners zu entschuldigen; doch er befolgte in der That nur die ihm ertheilte Vorschrift, und Sie, erlauben Sie mir diese Bemerkung, Sie waren im Unrecht, daß Sie Zwang anwenden wollten."

„Mein Herr," entgegnete Philipp, „Sie wissen wohl, es gibt im Menschenleben außerordentliche Lagen, und ich befinde mich in einer dieser Lagen."

Balsamo antwortete nicht.

„Ich wollte Sie sehen," fuhr Philipp fort, „ich wollte Sie sprechen; um bis zu Ihnen zu bringen, würde ich dem Tod getrotzt haben."

Balsamo schaute Philipp fortwährend stillschweigend an und schien eine Aufklärung über die Worte des jungen Mannes zu erwarten, ohne daß er die Kraft oder die Neugierde hatte, eine solche zu fordern.

„Ich habe Sie," fügte Philipp bei, „ich habe Sie endlich, und wir werden uns erklären, wenn es Ihnen beliebt; doch wollen Sie zuerst diesen Menschen entlassen."

Und er bezeichnete mit dem Finger Fritz, der den Thürvorhang aufgehoben hatte, als wollte er seinen Herrn nach seinen letzten Befehlen in Beziehung auf den überlästigen Besuch fragen.

Balsamo heftete auf Philipp einen Blick, mit dem er seine Absichten durchdringen wollte; doch da er sich nun einem Mann gegenüberfand, der ihm an Rang und Würde gleichkam, so hatte Philipp seine Ruhe und seine Stärke wieder gewonnen; er war undurchdringlich.

Mit einer einfachen Bewegung des Kopfes oder der Augenbrauen vielmehr entließ Balsamo Fritz, und die zwei Männer setzten sich einander gegenüber, Philipp den Rücken dem Kamin zugewendet, Balsamo den Ellenbogen auf ein Tischchen gestützt.

„Sprechen Sie rasch und klar, wenn es Ihnen be-

liebt, mein Herr," sagte Balsamo, „denn ich höre Sie nur aus Wohlwollen an und ich bemerke Ihnen zum Voraus, daß ich bald müde sein werde."

„Ich werde sprechen, wie ich muß, und so, wie ich es für geeignet erachte," erwiederte Philipp, „und ohne Ihr Belieben werde ich mit einem Verhör beginnen."

Bei diesen Worten machte ein furchtbares Stirnefalten einen elektrischen Blitz aus den Augen von Balsamo hervorspringen.

Dieses Wort erweckte solche Erinnerungen in ihm, daß Philipp gebebt haben würde, wenn er gewußt hätte, was sich tief in dem Herzen dieses Mannes bewegte.

Nach einem Augenblick des Stillschweigens, den er dazu anwandte, seine Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen, sagte Balsamo:

„Fragen Sie."

„Mein Herr," sprach Philipp, „nie erklärten Sie mir genau die Verwendung Ihrer Zeit in der bekannten Nacht vom 31. Mai, von dem Augenblick an, wo Sie meine Schwester mitten aus den Sterbenden und Todten, mit denen der ganze Platz gefüllt war, fortschleppten."

„Was soll das bedeuten?" fragte Balsamo.

„Das soll bedeuten, daß mir Ihr Benehmen in jener Nacht stets verdächtig gewesen, und daß es mir jetzt mehr als je verdächtig ist."

„Verdächtig?"

„Ja, und daß es aller Wahrscheinlichkeit nicht das eines Mannes von Ehre gewesen ist."

„Mein Herr, ich verstehe Sie nicht; Sie müssen bemerken, daß mein Kopf angegriffen, geschwächt ist, und daß mich diese Schwäche natürlich ungeduldig macht."

„Mein Herr!" rief Philipp aufgebracht über den Ton voll Stolz und Ruhe, den Balsamo gegen ihn behauptete.

„Mein Herr!" fuhr Balsamo in demselben Ton fort, „seitdem ich die Ehre gehabt habe, Sie zu sehen, ist mir großes Unglück widerfahren; mein Haus ist theil-

weise abgebrannt und verschiedene kostbare, hören Sie wohl, sehr kostbare Gegenstände sind mir verloren gegangen: in Folge des Kummers bin ich etwas verwirrt geblieben; ich bitte Sie also, seien Sie sehr klar, oder ich werde sogleich von Ihnen Abschied nehmen."

„Oh! nein, mein Herr, nein; Sie werden nicht so leicht von mir Abschied nehmen, wie Sie sagen; ich werde Ihren Kummer ehren, wenn Sie sich gegen den meinen mitleidig zeigen; auch mir ist Unglück widerfahren, größeres als Ihnen, dessen bin ich sicher."

„Balsamo lächelte mit jenem verzweifelten Lächeln, das Philipp schon über seine Lippen hatte schweben sehen.

„Ich, mein Herr," fuhr Philipp fort, „ich habe die Ehre meiner Familie verloren."

„Nun, mein Herr, was vermag ich bei diesem Unglück?" fragte Balsamo.

„Was Sie dabei vermögen?" rief Philipp mit funkelnden Augen.

„Ja."

„Sie können mir wiedergeben, was ich verloren habe."

„Ah! Sie sind verrückt, mein Herr," rief Balsamo.

Und er streckte die Hand nach der Glocke aus.

Doch er machte diese Geberde auf eine so gelassene Weise und mit so wenig Zorn, daß ihn Philipp sogleich zurückhielt.

„Ich soll verrückt sein?" rief Philipp mit stockender Stimme; „aber begreifen Sie denn nicht, daß es sich um meine Schwester handelt, um meine Schwester, die Sie am 31. Mai ohnmächtig in Ihren Armen gehalten, die Sie in ein Ihrer Behauptung nach ehrenhaftes, nach meiner Ansicht schändliches Haus geführt haben . . . kurz um meine Schwester, deren Ehre ich mit dem Degen in der Hand von Ihnen fordere."

Balsamo zuckte die Achseln.

„Ei! guter Gott!" murmelte er, „wie viel Umwege, um zu einer so einfachen Sache zu kommen."

„Unglücklicher!" rief Philipp.

„Was für eine bejammernswürdige Stimme haben Sie," sprach Balsamo mit derselben traurigen Ungeduld. „Sie betäuben mich: wollen Sie mir nicht sagen, ich habe Ihre Schwester beleidigt?"

„Ja, Feiger."

„Abermals ein unnützer Schrei und eine unnütze Schmähung; wer Teufels sagt Ihnen denn, ich habe Ihre Schwester beleidigt?"

Philipp zögerte; der Ton, mit dem Balsamo diese Worte gesprochen hatte, setzte ihn in Erstaunen. Es war der höchste Grad von Unverschämtheit oder der Schrei eines reinen Gewissens.

„Wer es mir gesagt habe?" versetzte der junge Mann.

„Ja, das frage ich Sie."

„Meine Schwester selbst, mein Herr."

„Ei! mein Herr, Ihre Schwester . . ."

„Was wollten Sie sagen?" rief Philipp mit einer drohenden Geberde.

„Ich wollte sagen, mein Herr, Sie geben mir wahrhaftig einen sehr traurigen Begriff von Ihnen und von Ihrer Schwester. Wissen Sie, es ist die häßlichste Speculation der Welt, die Speculation, welche gewisse Frauen mit ihrer Unehre machen. Sie aber sind, die Drohung auf den Lippen, gekommen, wie die großmäuligen Brüder der italienischen Komödie, um mich, den Degen in der Hand, zu zwingen, entweder Ihre Schwester zu heirathen, was beweist, daß sie sehr eines Gatten bedarf, oder Ihnen Geld zu geben, weil Sie wissen, daß ich Gold mache; mein Herr, Sie haben sich getäuscht: Sie bekommen kein Geld und Ihre Schwester bleibt unverheirathet."

„Dann werde ich von Ihnen das Blut bekommen, das Sie in den Adern haben, wenn Sie haben," rief Philipp.

„Nein, nicht einmal dieses, mein Herr."

„Wie?“

„Das Blut, das ich habe, bewahre ich, und ich hätte, wenn ich wollte, um es zu vergießen, ein ernsteres Geschäft, als das, welches Sie mir anbieten. Thun Sie mir also den Gefallen, mein Herr, kehren Sie ruhig zurück, und wenn Sie Lärmen machen, werde ich, da mir dieser Lärmen im Kopf wehe thut, Fritz rufen; Fritz wird kommen, und auf ein Zeichen von mir bricht er Sie entzwei wie ein Rohr. Sie haben mich verstanden.“

Diesmal läutete Balsamo, und als ihn Philipp daran verhindern wollte, öffnete er ein Kistchen von Ebenholz, das auf dem Guéridon stand, nahm daraus eine Doppelpistole und spannte.

„Das ist mir ganz lieb,“ rief Philipp, „tödten Sie mich.“

„Warum sollte ich Sie tödten?“

„Weil Sie mich entehrt haben.“

Der junge Mann sprach diese Worte mit einem solchen Ausdruck von Wahrheit, daß ihn Balsamo mit einem Auge voll Sanftmuth anschaute und sagte:

„Wäre es möglich, sollten Sie in gutem Glauben handeln?“

„Sie zweifeln? Sie zweifeln an dem Wort eines Edelmanns?“

„Ich will annehmen,“ fuhr Balsamo fort, „Fräulein von Taverney allein habe den unwürdigen Gedanken gefaßt, sie habe Sie angetrieben: ich will Ihnen also eine Genugthuung geben. Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, daß mein Benehmen gegen Ihre Schwester in der Nacht vom 31. Mai tadellos gewesen ist, daß weder das Ehrgefühl, noch ein menschliches Tribunal, noch die göttliche Gerechtigkeit irgend etwas der vollkommenen Biederkeit Entgegengesetztes daran zu finden vermöchten; glauben Sie mir.“

„Mein Herr!“ rief der junge Mann erstaunt.

„Sie wissen, daß ich ein Duell nicht fürchte, nicht wahr, das liest sich in den Augen? Was meine Schwäche betrifft,

so täuschen Sie sich hierin nicht, sie ist nur scheinbar. Ich habe allerdings wenig Blut im Gesicht, doch meine Muskeln haben nichts von ihrer Stärke verloren. Wollen Sie einen Beweis sehen?"

Und Balsamo hob mit einer Hand und ohne alle Anstrengung eine ungeheure Vase von Bronze auf, welche auf einem Meuble von Boule stand.

„Wohl! es sei, mein Herr," sagte Philipp, „ich glaube Ihnen, was den 31. Mai betrifft; doch das ist eine Ausflucht, die Sie anwenden, Sie geben Ihr Wort unter der Garantie eines Irrthums in Beziehung auf den Tag, Sie haben meine Schwester seitdem wiedergesehen!"

Balsamo zögerte ebenfalls.

„Es ist wahr," sagte er, „ich habe sie wiedergesehen."

Und einen Augenblick aufgeklärt, verdüsterte sich seine Stirne wieder auf eine furchtbare Weise.

„Ah! Sie bemerken wohl," rief Philipp.

„Nun! was beweist es gegen mich, daß ich Ihre Schwester wiedergesehen habe?"

„Dies beweist, daß Sie dieselbe in den unerklärlichen Schlaf versetzt haben, von dem sie sich schon dreimal bei Ihrer Annäherung befallen fühlte, und daß Sie diese Unempfindlichkeit benützten, um die Geheimhaltung des Verbrechens zu erlangen."

„Ich frage Sie noch einmal, wer sagt dies?" rief Balsamo.

„Meine Schwester."

„Woher weiß sie es, da sie schlief?"

„Ah! Sie gestehen also, sie eingeschläfert zu haben?"

„Mehr noch, ich gestehe, sie selbst eingeschläfert zu haben."

„Eingeschläfert?"

„Ja."

„Und in welcher Absicht, wenn nicht um sie zu entehren?"

„Ach! in welcher Absicht!“ sagte Balsamo und ließ sein Haupt auf seine Brust sinken.

„Sprechen Sie, sprechen Sie.“

„In der Absicht, sie ein Geheimniß enthüllen zu lassen, das mir theurer war, als das Leben.“

„Oh! List, Ausflucht!“

„Und in jener Nacht,“ fuhr Balsamo fort, der mehr seinen eigenen Gedanken verfolgte, als das beleidigende Verhör von Philipp beantwortete, „in jener Nacht ist Ihre Schwester? . . .“

„Entehrt worden, ja, mein Herr.“

„Entehrt?“

„Meine Schwester ist Mutter!“

Balsamo stieß einen Schrei aus.

„Oh! es ist wahr, es ist wahr,“ sagte er, „ich erinnere mich, ich bin weggegangen, ohne sie aufzuwecken.“

„Sie gestehen, Sie gestehen!“ rief Philipp.

„Ja, und irgend ein Schändlicher wird in dieser gräßlichen Nacht, oh! für uns Alle gräßlichen Nacht, ihren Schlaf benützt haben.“

„Ah! wollen Sie meiner spotten, mein Herr?“

„Nein, ich will Sie überzeugen.“

„Das wird schwierig sein.“

„Wo befindet sich in diesem Augenblick Ihre Schwester?“

„Da, wo Sie dieselbe entdeckt haben.“

„In Trianau?“

„Ja.“

„Ich werde mit Ihnen nach Trianon gehen, mein Herr.“

Philipp blieb unbeweglich vor Erstaunen.

„Mein Herr,“ sprach Balsamo, „ich habe einen Fehler begangen, doch ich bin rein von jedem Verbrechen; ich habe das Kind im magnetischen Schlaf gelassen. Wohl, zur Entschädigung für diesen Fehler, den Sie mir

gerechter Weise vergeben müssen, werde ich Sie mit dem Namen des Schuldigen bekannt machen."

„Sagen Sie ihn, sagen Sie ihn!"

„Ich weiß ihn nicht."

„Wer weiß ihn denn?"

„Ihre Schwester."

„Aber sie hat sich geweigert, ihn mir zu nennen."

„Vielleicht, doch sie wird ihn mir sagen."

„Meine Schwester?"

„Werden Sie Ihrer Schwester glauben, wenn Sie Jemand anklagt?"

„Ja, denn meine Schwester ist ein Engel der Reinheit."

Balsamo läutete.

„Fritz, einen Wagen," sagte er, als er den Deutschen erscheinen sah.

Philipp schritt wie ein Wahnsinniger im Salon auf und ab.

„Sie versprechen mir, mich den Schuldigen wissen zu lassen?" rief er.

„Mein Herr," sagte Balsamo, „Ihr Degen ist im Streit zerbrochen, wollen Sie mir erlauben, Ihnen einen andern anzubieten?"

Und er nahm von einem Stuhl einen herrlichen Degen mit einem Griff von Vermeil und steckte ihn in die Kuppel von Philipp.

„Aber Sie?" sagte der junge Mann.

„Ich, mein Herr," erwiederte Balsamo, „ich brauche keine Waffen; meine Vertheidigung ist in Trianon, und mein Vertheidiger werden Sie sein, wenn Ihre Schwester gesprochen hat."

Eine Viertelstunde nachher stiegen sie in den Wagen, und Fritz führte sie im scharfen Galopp zweier vortrefflicher Pferde auf der Straße nach Versailles fort.

CXLVII.

Der Weg nach Trianon.

Alle diese Gänge und diese ganze Erklärung hatten Zeit weggenommen, so daß es beinahe zwei Uhr Morgens war, als man aus der Rue Saint-Claude wegfuhr.

Man brauchte eine und eine Viertelstunde, um Versailles zu erreichen, und zehn Minuten, um von da nach Trianon zu gelangen, so daß die zwei Männer erst um halb vier Uhr am Orte ihrer Bestimmung ankamen.

Während des zweiten Theils der Fahrt übergoß schon die Morgenröthe mit ihrer rosenrothen Tinte die frischen Waldungen und Hügel von Sèvres. Als ob ein Schleier langsam vor ihren Augen aufgehoben worden wäre, hatten sich die Teiche von Ville-d'Avray und die entfernteren von Buc, Spiegeln ähnlich, beleuchtet.

Dann waren endlich vor ihren Blicken die Colonnaden und die Dächer schon bepurpurt von den Strahlen einer noch unsichtbaren Sonne erschienen.

Eine Scheibe, worauf sich ein Flammenstrahl spiegelte, funkelte von Zeit zu Zeit und durchbohrte mit seinem Licht den bläulich gefärbten Morgennebel.

Als sie zu dem Ende der Allee gelangten, welche von Versailles nach Trianon führt, ließ Philipp den Wagen halten und sagte, sich an Balsamo wendend, der auf der ganzen Fahrt ein düsteres Stillschweigen beobachtet hatte:

„Mein Herr, ich befürchte, wir werden genöthigt sein, hier einen Augenblick zu warten. Man öffnet die Thore von Trianon nicht vor fünf Uhr Morgens, und wenn ich dem Befehl zuwider handelte, dürfte unsere Ankunft den Aufsehern und Wächtern verdächtig erscheinen.

Balsamo antwortete nicht, bewies aber durch eine Bewegung des Kopfes, daß er dem Vorschlag beitrat.

„Ueberdies," fuhr Philipp fort, „überdies wird mir dieser Verzug Zeit lassen, Ihnen einige Betrachtungen mitzutheilen, die ich während der Fahrt angestellt habe."

Balsamo schaute Philipp mit einem ganz von Ueberdruß und Gleichgültigkeit beladenen Blick an und erwiederte:

„Ganz wie es Ihnen beliebt, mein Herr, sprechen Sie, ich höre."

„Sie sagten mir, mein Herr," fuhr Philipp fort, „Sie haben in der Nacht vom 31. Mai meine Schwester bei der Frau Marquise von Savigny niedergelegt."

„Sie haben sich selbst hievon versichert, da Sie dieser Dame einen Danksagungsbesuch machten."

„Sie fügten bei, da ein Diener aus den Ställen des Königs Sie von der Wohnung der Marquise zu uns, nämlich nach der Rue Coq-Héron, begleitet habe, so seien Sie nicht mit ihr allein gewesen; ich habe Ihnen dies auf Ihr Ehrenwort geglaubt."

„Und Sie haben wohl daran gethan, mein Herr."

„Doch indem ich meine Gedanken auf neuere Umstände lenkte, war ich genöthigt, mir zu sagen, daß Sie vor einem Monat in Trianon, um mit ihr in jener Nacht zu sprechen, wo Sie sich in den Garten einzuschleichen Mittel fanden, in ihr Zimmer haben kommen müssen?"

„Ich bin nie in Trianon in das Zimmer Ihrer Schwester gekommen, mein Herr."

„Hören Sie doch! . . . Sehen Sie, ehe wir vor das Antlitz von Andrée treten, müssen alle Dinge klar sein."

„Klären Sie die Dinge auf, Herr Chevalier, das ist mir ganz lieb, denn wir sind zu diesem Behufe gekommen."

„Nun wohl, an jenem Abend, überlegen Sie Ihre Antwort, denn das, was ich Ihnen sagen werde, ist positiv, da ich es aus dem Munde meiner Schwester habe,

an jenem Abend, sage ich, hatte sich meine Schwester frühzeitig niedergelegt; Sie haben sie also im Bett überrascht."

Balsamo schüttelte verneinend den Kopf.

„Sie leugnen; nehmen Sie sich in Acht," rief Philipp.

„Ich leugne nicht, mein Herr; Sie fragen, und ich antworte."

„Ich fahre fort zu fragen, fahren Sie fort zu antworten."

Balsamo wurde nicht ärgerlich, sondern machte im Gegentheil Philipp ein Zeichen, daß er warte.

„Als Sie zu meiner Schwester hinaufgingen," fuhr Philipp sich immer mehr erhitzend fort, „als Sie dieselbe überraschten und durch Ihre höllische Macht einschläferten, lag Andrée im Bett und las; sie fühlte den Ueberfall jener Schlafsucht, welche Ihre Gegenwart immer über sie verhängt, und verlor das Bewußtsein. Sie sagen aber, Sie haben nichts gethan, als sie befragt, nur, fügen Sie bei, nur haben Sie bei Ihrem Abgang sie aufzuwecken vergessen, und dennoch," sprach Philipp, Balsamo am Faustgelenk fassend und es krampfhaft pressend, „und dennoch lag meine Schwester, als sie am andern Tag wieder zum Bewußtsein kam, nicht mehr in ihrem Bett, sondern halb nackt am Fuß ihres Sopha . . . Antworten Sie auf diese Anschuldigung und nehmen Sie keine Ausflüchte."

Während dieser Aufforderung vertrieb Balsamo wie ein Mensch, den man sich selbst erweckt, einen nach dem andern die schwarzen Gedanken, welche seinen Geist verdüsterten.

„In der That, mein Herr," sagte er, „Sie hätten nicht auf diesen Gegenstand zurückkommen und so einen ewigen Streit mit mir suchen müssen. Ich habe mich aus Nachgiebigkeit und aus Theilnahme für Sie hierher begeben; mir scheint, Sie vergessen das. Sie sind jung, Sie sind Officier, Sie haben die Gewohnheit, von oben herab und die Hand auf einem Degenknopf zu sprechen: dies

Alles läßt Sie bei ernsten Umständen falsch schließen. Ich habe dort bei mir mehr gethan, als ich hätte thun müssen, um Sie zu überzeugen und ein wenig Ruhe von Ihnen zu erlangen. Sie fangen wieder an, nehmen Sie sich in Acht; denn wenn Sie mich ermüden, werde ich entschlummern in der Tiefe meines Kummers, gegen den der Ihrige, das schwöre ich Ihnen, nur toller Zeitvertreib ist; und wenn ich so schlafe, mein Herr, dann wehe dem, der mich erweckt! Ich bin nicht in das Zimmer Ihrer Schwester eingetreten, das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann; Ihre Schwester hat mich aus eigenem Antrieb, woran, ich gestehe es, mein Wille einen großen Antheil hatte, Ihre Schwester, sage ich, hat mich im Garten aufgesucht."

Philipp machte eine Bewegung, doch Balsamo hielt ihn zurück.

„Ich habe Ihnen einen Beweis versprochen," fuhr er fort, „ich werde Ihnen denselben geben. Wollen Sie ihn sogleich haben? Gut. Gehen wir lieber nach Trianon hinein, als daß wir die Zeit mit unnützen Worten verlieren. Ziehen Sie es vor, zu warten, so warten wir, doch schweigend und ohne Aufregung, wenn es Ihnen beliebt?"

Nachdem Balsamo dies mit der unsern Lesern bekannten Miene gesagt hatte, löschte er den flüchtigen Blitz seines Blickes aus und versank wieder in sein Nachsinnen.

Philipp gab ein dumpfes Brüllen von sich, wie es das wilde Thier thut, das sich zu beißen anschickt; dann plötzlich die Haltung und den Gedanken wechselnd, sagte er:

„Diesen Menschen muß man überreden, oder durch irgend eine Ueberlegenheit beherrschen; fassen wir Geduld."

Doch da es ihm unmöglich war, bei Balsamo geduldig zu bleiben, so fing er an, in der grünen Allee auf und ab zu gehen, in der der Wagen angehalten hatte.

Nach zehn Minuten fühlte Philipp, daß es ihm unmöglich war, länger zu warten.

Er zog es daher vor, sich das Gitter vor der Stunde öffnen zu lassen, auf die Gefahr, Verdacht zu erregen.

„Ueberdies," murmelte Philipp, einen Gedanken fortspinnend, der sich wiederholt seinem Geist dargeboten hatte, „welchen Verdacht kann überdies der Portier schöpfen, wenn ich sage, ich sei durch die Gesundheitsumstände meiner Schwester so sehr beunruhigt worden, daß ich in Paris einen Arzt geholt habe und diesen schon bei Sonnenaufgang hierherbringe?"

Sich für diese Idee entscheidend, die durch sein Verlangen, sie in Ausführung zu bringen, allmälig alle ihre Gefahren verloren hatte, lief er nach dem Wagen.

„Ja, mein Herr," sagte er, „Sie hatten Recht, es ist unnütz, länger zu warten, kommen Sie, kommen Sie."

Doch er mußte diese Aufforderung wiederholen; erst das zweite Mal legte Balsamo den Mantel ab, in den er gehüllt war, schloß seinen Ueberrock mit den Knöpfen von polirtem Stahl und verließ den Wagen.

Philipp schlug einen Fußpfad ein, der ihn mit aller Ersparung schräger Linien an das Gitter des Parkes führte.

„Gehen wir geschwinde," sagte er zu Balsamo.

Und sein Schritt wurde in der That so rasch, daß Balsamo Mühe hatte, ihm zu folgen.

Das Gitter öffnete sich; Philipp gab dem Portier seine Erklärung, und die zwei Männer traten ein.

Als das Gitter wieder hinter ihnen geschloßen war, blieb Philipp abermals stehen und sagte:

„Mein Herr, ein letztes Wort. Wir sind an Ort und Stelle; ich weiß nicht, welche Fragen Sie meiner Schwester vorlegen werden; ersparen Sie ihr wenigstens die Einzelnheit der furchtbaren Scene, welche während ihres Schlafes hat vorfallen können. Schonen Sie die Reinheit der Seele, da es um die Jungfräulichkeit des Leibes geschehen ist."

„Mein Herr,“ erwiederte Balsamo, „hören Sie mich an: Ich bin im Park nie weiter gekommen, als bis zu jener Gruppe hochstämmiger Bäume, welche Sie dort gegenüber von den Gebäuden sehen, wo Ihre Schwester wohnt. Ich bin folglich nie in das Zimmer von Fräulein von Taverney eingedrungen, wie ich Ihnen schon zu sagen die Ehre gehabt habe. Was die Scene betrifft, deren Wirkung auf den Geist Ihrer Fräulein Schwester Sie befürchten, so wird diese Wirkung nur durch Sie, und zwar auf eine entschlummerte Person hervorgebracht werden, denn jetzt schon und auf dieser Stelle werde ich dem Fräulein befehlen, in den magnetischen Schlaf zu versinken.“

Balsamo blieb stehen, kreuzte die Arme, wandte sich nach dem Pavillon, den Andrée bewohnte, und verharrte einen Augenblick in völliger Unbeweglichkeit, die Stirne gefaltet und mit dem über seinem ganzen Antlitz verbreiteten Ausdruck des allmächtigen Willens.

„Hören Sie,“ sagte er, indem er seine Arme wieder fallen ließ, „Fräulein Andrée muß zu dieser Stunde eingeschlafen sein.“

Das Gesicht von Philipp drückte Zweifel aus.

„Ah! Sie glauben mir nicht,“ fuhr Balsamo fort, „gut! warten Sie. Um Ihnen zu beweisen, daß ich nicht nöthig gehabt habe, bei ihr einzutreten, will ich ihr befehlen, ganz eingeschlafen, wie sie ist, zu uns unten an die Stufen zu kommen, gerade an die Stelle, wo ich sie bei unserem letzten Zusammensein gesprochen habe.“

„Es sei,“ sagte Philipp; „wenn ich dies sehe, werde ich Ihnen glauben.“

„Treten wir noch näher hinzu und warten wir hinter jenen Hagenbuchen.“

Philipp und Balsamo stellten sich an den bezeichneten Platz,

Balsamo streckte die Hand nach dem Zimmer von Andrée aus.

Doch er hatte kaum diese Haltung angenommen, als sich ein leichtes Geräusch in den nahen Hagenbuchen hörbar machte.

„Ein Mensch," sagte Balsamo, „nehmen wir uns in Acht."

„Wo dies?" fragte Philipp, während er mit den Augen denjenigen suchte, welchen ihm der Graf bezeichnete.

„Dort, im Gebüsch links," antwortete dieser.

„Ah! ja, es ist Gilbert, ein ehemaliger Diener von uns."

„Haben Sie etwas von diesem jungen Menschen zu befürchten?"

„Nein, ich glaube nicht, doch gleichviel, halten Sie inne, mein Herr, wenn Gilbert aufgestanden ist, können auch Andere aufgestanden sein."

Mittlerweile entfernte sich Gilbert, der, als er Philipp und Balsamo beisammen sah, instinctartig begriff, daß er verloren war.

„Nun, mein Herr," fragte Balsamo, „wozu entscheiden Sie sich?"

„Mein Herr," sagte Philipp, der unwillkührlich jenen magnetischen Zauber empfand, den dieser Mann um sich her verbreitete, „wenn Ihre Macht wirklich so groß ist, daß Sie Fräulein von Taverney bis zu uns führen können, so offenbaren Sie dieselbe durch irgend ein Zeichen; doch führen Sie meine Schwester nicht an einen freien Ort, wie dieser ist, wo der Erste der Beste Ihre Fragen und die Antworten des Fräuleins hören kann."

„Es war Zeit," sagte Balsamo, indem er den jungen Mann am Arm ergriff und ihm am Fenster der Flur der Communs Andrée zeigte, welche schon weiß und ernst aus ihrem Zimmer heraustrat und, dem Befehle von Balsamo gehorchend, die Treppe herabzusteigen sich anschickte.

„Halten Sie sie auf," sagte Philipp, zu gleicher Zeit erstaunt und verblüfft.

„Es sei," sprach Balsamo.

Der Graf streckte den Arm in der Richtung von

Fräulein von Taverney aus und, diese blieb sogleich stehen.

Dann, nach einem Halt von einem Augenblick, drehte sie sich um, wie der steinerne Gast, und kehrte in ihr Zimmer zurück.

Philipp stürzte ihr nach; Balsamo folgte ihm.

Philipp trat beinahe gleichzeitig mit seiner Schwester in ihr Zimmer; er nahm das Mädchen in seine Arme und setzte es nieder.

Einige Augenblicke nach Philipp trat Balsamo ein und schloß die Thüre hinter sich.

Doch so rasch auch der Zwischenraum, der diese Eintritte trennte, gewesen war, so hatte doch ein dritter Mensch Zeit gehabt, sich zwischen den zwei Männern einzuschleichen und das Cabinet von Nicole zu erreichen, wo er sich, wohl begreifend, daß sein Leben von dieser Unterredung abhing, verbarg.

Dieser Dritte war Gilbert.

CXLVIII.

Offenbarung.

Balsamo schloß die Thüre hinter sich und fragte in dem Augenblick, wo Philipp seine Schwester mit einer Mischung von Neugierde und Angst betrachtete, auf der Schwelle erscheinend:

„Sind Sie bereit, Chevalier?"

„Ja, mein Herr, ja," stammelte Philipp ganz zitternd.

„Wir können also anfangen, Ihre Schwester zu befragen?"

„Wenn es Ihnen beliebt," antwortete Philipp, der

mit seinem Athem das Gewicht, das seine Brust bedrückte, aufzuheben suchte.

„Doch vor Allem schauen Sie Ihre Schwester an," sprach Balsamo.

„Ich schaue sie an, mein Herr."

„Nicht wahr, Sie glauben, daß sie schläft?"

„Ja."

„Und daß sie folglich kein Bewußtsein von dem hat, was hier vorgeht."

Philipp antwortete nicht; er machte nur eine Geberde des Zweifels.

Da ging Balsamo auf den Herd zu und zündete eine Kerze an, mit der er an den Augen von Andrée vorüberfuhr, ohne daß sie ihre Lider durch die Wirkung der Flamme senkte.

„Ja, ja, sie schläft, das ist sichtbar," sprach Philipp, „doch, mein Gott! welch einen seltsamen Schlaf!"

„Nun, so will ich sie befragen," fuhr Balsamo fort, „oder vielmehr, da Sie eine Furcht äußerten, ich könnte irgend eine indiscrete Frage an Ihre Schwester richten, so fragen Sie selbst, Chevalier."

„Aber ich habe sie so eben angeredet, ich habe sie berührt: sie schien mich nicht zu hören, sie schien mich nicht zu fühlen."

„Sie waren nicht im Rapport mit ihr; ich will dies bewerkstelligen.„

Balsamo nahm die Hand von Philipp und legte sie in die von Andrée.

Sogleich lächelte das Mädchen und murmelte:

„Ah! Du bist es, mein Bruder."

„Sie sehen," sagte Balsamo, „sie erkennt Sie nun."

„Ja, das ist seltsam."

„Fragen Sie, sie wird antworten."

„Aber wenn sie sich wach nicht erinnerte, wie wird sie sich entschlummert erinnern?"

„Das ist eines der Geheimnisse der Wissenschaft,"

antwortete Balsamo. Und er stieß einen Seufzer aus und setzte sich in einen Lehnstuhl, der in einer Ecke stand.

Philipp blieb unbeweglich, seine Hand in der Hand von Andrée. Wie sollte er seine Fragen beginnen, deren Resultat für ihn die Gewißheit seiner Schande und die Offenbarung eines Schuldigen wäre, nach dem seine Rache vielleicht nicht greifen könnte?

Andrée befand sich in einem Zustand der Ruhe, der der Extase nahe kam, und ihre Physiognomie deutete eher Sorglosigkeit, als jedes andere Gefühl an.

Ganz bebend gehorchte Philipp nichtsdestoweniger dem ausdrucksvollen Blick von Balsamo, der ihm sagte, er möge sich bereit halten.

Doch in demselben Maß, in dem er an sein Unglück dachte, in dem sein Gesicht sich verdüsterte, bedeckte sich das von Andrée mit einer Wolke, und sie fing damit an, daß sie ihm sagte:

„Ja, Du hast Recht, Bruder, das ist ein großes Unglück für die Familie."

Andrée übersetzte so den Gedanken, den sie im Geist ihres Bruders las.

Philipp war auf diesen Eingang nicht gefaßt: er schauerte und fragte, ohne genau zu wissen, was er sagte:

„Welches Unglück?"

„Ah! Du weißt es wohl, mein Bruder."

„Zwingen Sie Ihre Schwester, zu sprechen, und sie wird sprechen."

„Wie kann ich sie zwingen?"

„Sie brauchen nur zu wollen, daß sie spricht."

Philipp schaute seine Schwester an, während er einen inneren Willen bildete.

Andrée erröthete.

„Oh!" sagte das Mädchen, „wie schlimm ist es von Dir, Philipp, daß Du glaubst, Andrée habe Dich getäuscht."

„Du liebst also Niemand?" fragte Philipp.

„Niemand."

„Dann ist es also kein Mitschuldiger, sondern ein Schuldiger, den man zu bestrafen hat."

„Ich verstehe Dich nicht, mein Bruder."

Philipp schaute den Grafen an, als wollte er ihn um Rath fragen.

„Dringen Sie schärfer in sie," sagte Balsamo.

„Ich soll in sie dringen?"

„Ja, fragen Sie unumwunden."

„Ohne Achtung vor dem Schamgefühl dieses Kindes?"

„Oh! seien Sie unbesorgt, bei ihrem Erwachen wird sie sich keines Umstandes mehr erinnern."

„Aber wird sie meine Frage beantworten können?"

„Sehen Sie gut?" fragte Balsamo Andrée.

Andrée bebte beim Ton dieser Stimme; sie wandte ihren Blick ohne Strahl gegen Balsamo und erwiederte:

„Minder gut, als wenn Sie mich fragen würden; doch ich sehe."

„Wohl, meine Schwester," fragte Philipp, „wenn Du siehst, so erzähle mir in ihren einzelnen Umständen die Nacht Deiner Ohnmacht."

„Fangen Sie nicht mit der Nacht vom 31. Mai an, mein Herr?" sagte Balsamo; „Ihr Verdacht ging, wie mir scheint, zu jener Nacht zurück, und die Stunde, Alles zugleich aufzuklären, ist gekommen."

„Nein, mein Herr," erwiederte Philipp, „das ist unnöthig, und seit einem Augenblick glaube ich an Ihr Wort. Derjenige, welcher über eine Macht wie die Ihrige verfügt, macht nicht davon Gebrauch, um zu einem gemeinen Ziele zu gelangen. Meine Schwester," wiederholte Philipp, „erzähle mir Alles, was in jener Nacht Deiner Ohnmacht vorgefallen ist."

„Ich erinnere mich nicht mehr," sagte Andrée.

„Sie hören, Herr Graf?"

„Sie muß sich erinnern, sie muß sprechen; befehlen Sie es ihr."

„Aber wenn sie im Schlaf begriffen war?"

„Die Seele wachte."

Da stand Balsamo auf, streckte die Hand gegen Andrée aus und sprach mit einem Falten der Stirne, das eine Verdopplung des Willens und der Thätigkeit andeutete:

„Erinnern Sie sich, ich will es."

„Ich erinnere mich."

„Oh!" machte Philipp, seine Stirne abwischend.

„Was wollen Sie wissen?"

„Alles."

„Von welchem Augenblick an?"

„Von dem Augenblick, wo Sie sich niederlegten.

„Sie sehen sich selbst?" fragte Balsamo.

„Ja, ich sehe mich; ich halte in der Hand das von Nicole bereitete Glas . . . Oh! mein Gott!"

„Was? was gibt es?"

„Oh! die Elende!"

„Sprich, meine Schwester, sprich!"

„Dieses Glas enthält ein Gebräu; wenn ich es trinke, bin ich verloren."

„Ein Gebräu!" rief Philipp, „in welcher Absicht?"

„Warte! warte!"

„Zuerst das Gebräu."

„Ich wollte es an die Lippen setzen; doch in diesem Augenblick . . ."

„Nun?"

„Erschien der Graf."

„Welcher Graf?"

„Er," sprach Andrée, ihre Hand nach Balsamo ausstreckend.

„Und dann?"

„Dann setzte ich das Glas nieder und entschlief."

„Hernach, hernach?" fragte Philipp.

„Ich stand auf und begab mich zu ihm."

„Wo war der Graf?"

„Unter den Linden, meinem Fenster gegenüber."

„Und der Graf ist nie in Dein Zimmer gekommen, meine Schwester?"

„Nie."

Ein Blick von Balsamo an Philipp gerichtet sagte diesem klar:

„Sie sehen, ob ich Sie täuschte, mein Herr?"

„Und Du sagst, Du habest Dich zu dem Grafen begeben?"

„Ja, ich gehorche ihm, wann er mich ruft."

„Was wollte der Graf von Dir?"

Andrée zögerte.

„Sprechen Sie, sprechen Sie," rief Balsamo, „ich werde nicht horchen."

Und er sank in seinen Lehnstuhl zurück und begrub seinen Kopf in seinen Händen, als wollte er es verhindern, daß der Schall der Worte von Andrée zu ihm gelangte.

„Sprich, was wollte der Graf von Dir?" wiederholte Philipp.

„Er wollte eine Auskunft von mir verlangen . . ."

Sie hielt abermals inne; es war, als befürchtete sie das Herz des Grafen zu brechen.

„Fahre fort, meine Schwester, fahre fort," sprach Philipp.

„Ueber eine Person, die aus seinem Hause entwichen war, und —" Andrée dämpfte die Stimme — „und die seitdem gestorben ist."

So leise Andrée diese Worte aussprach, so hörte sie Balsamo doch, oder er errieth sie wenigstens, denn er gab einen schwermüthigen Seufzer von sich.

Philipp schwieg einen Augenblick und sagte dann abermals:

„Fahren Sie fort, fahren Sie fort, Ihr Bruder will Alles wissen; Ihr Bruder muß Alles wissen. Was that dieser Mann, als er die Auskunft von Ihnen erhalten hatte, die er zu haben wünschte?"

„Er entfloh."

„Und ließ Dich im Garten?“ fragte Philipp.
„Ja.“
„Was machtest Du sodann?“
„Da er sich von mir entfernte, da sich die Kraft entfernte, die mich unterstützt hatte, fiel ich nieder.“
„Ohnmächtig?“
„Nein, immer in einen Schlaf versunken, jedoch in einen bleiernen Schlaf.“
„Kannst Du Dich erinnern, was während dieses Schlafes geschah?“
„Ich werde mich bemühen.“
„Nun, was ist geschehen, sprich?“
„Ein Mensch kam aus einem Gebüsch hervor, nahm mich in seine Arme und trug mich fort.“
„Wohin?“
„Hierher, in mein Zimmer.“
„Ah! . . . Und siehst Du diesen Menschen?“
„Warte . . . ja . . . ja . . . oh!“ fuhr Andrée mit einem Gefühl des Mißbehagens und des Ekels fort, „oh! es ist abermals der kleine Gilbert.“
„Gilbert?“
„Ja.“
„Was machte er?“
„Er legte mich auf diesen Sopha.“
„Hernach?“
„Warte.“
„Siehe, siehe, ich will, daß Du siehst.“
„Er horcht . . . er geht ins andere Zimmer . . . er weicht wie erschrocken zurück . . . er tritt in das Cabinet von Nicole . . . Mein Gott! mein Gott!“
„Was?“
„Ein Mann folgt ihm; und ich kann nicht aufstehen, kann mich nicht vertheidigen, schreien, ich schlafe!“
„Wer ist dieser Mann?“
„Mein Bruder! mein Bruder!“ stammelte Andrée, und ihr Gesicht drückte den tiefsten Schmerz aus.

„Sagen Sie, wer ist dieser Mann," befahl Balsamo, „ich will es!"

„Der König," flüsterte Andrée, „es ist der König."

Philipp schauerte.

„Ah!" murmelte Balsamo, „ich vermuthete es."

„Er nähert sich mir," fuhr Andrée fort, „er spricht mich an, er nimmt mich in seine Arme, er küßt mich. Oh! mein Bruder! mein Bruder!"

Schwere Thränen entstürzten den Augen von Philipp, während seine Hand krampfhaft den Griff des Degens preßte, den ihm Balsamo gegeben hatte.

„Sprechen Sie, sprechen Sie!" fuhr der Graf mit immer mehr gebieterischem Tone fort.

„Oh! welch ein Glück! er wird unruhig . . . er hält inne . . . er schaut mich an . . . er hat Angst . . . Andrée ist gerettet."

Philipp athmete keuchend jedes Wort ein, das aus dem Mund seiner Schwester kam.

„Gerettet! Andrée ist gerettet!" wiederholte er maschinenmäßig.

„Warte, mein Bruder, warte!" sprach Andrée. Und als wollte sie sich daran aufrecht halten, suchte Andrée die Unterstützung des Armes von Philipp.

„Hernach! hernach!" fragte Philipp.

„Ich hatte vergessen."

„Was?"

„Dort, dort, im Cabinet von Nicole, ein Messer in der Hand . . ."

„Ein Messer in der Hand?"

„Ich sehe ihn, er ist bleich wie der Tod . . ."

„Wer?"

„Gilbert."

Philipp hielt den Athem an sich.

„Er folgt dem König," fuhr Andrée fort; „er schließt die Thüre hinter ihm; er setzt den Fuß auf die Kerze, die auf dem Teppich brennt; er schreitet auf mich zu. Oh!"

Andrée richtete sich im Arm ihres Bruders auf. Jede Muskel ihres Körpers erstarrte, als ob sie hätte brechen sollen.

„Oh! der Elende," sagte sie endlich.

Und sie sank kraftlos zurück.

„Mein Gott! mein Gott;" rief Philipp.

„Er ist es, er ist es!" murmelte Andrée.

Dann erhob sie sich bis an das Ohr ihres Bruders und sprach, das Auge funkelnd, die Hand bebend:

„Nicht wahr, Philipp, Du wirst ihn tödten?"

„Ah, ja!" rief der junge Mann aufspringend.

Und er stieß hinter sich an einen mit Porzellangefäßen beladenen Tisch, den er umwarf.

Die Gefäße zerbrachen.

Mit dem Lärmen dieses Sturzes vermischten sich ein dumpfes Geräusch und eine plötzliche Erschütterung der Scheidewände, dann stieß Andrée einen Schrei aus, der Alles beherrschte.

„Was ist das?" fragte Balsamo, „eine Thüre ist geöffnet worden?"

„Behorchte man uns?" rief Philipp, nach seinem Degen greifend.

„Er war es," sprach Andrée, „abermals er."

„Wer denn?"

„Gilbert, immer Gilbert. Ah! Du wirst ihn tödten, nicht wahr, Philipp, Du wirst ihn tödten?"

„Oh! ja, ja, ja," rief der junge Mann.

Und er stürzte, den Degen in der Faust, in's Vorzimmer, während Andrée auf den Sopha zurücksank.

Balsamo eilte dem jungen Mann nach, hielt ihn am Arm zurück und sagte:

„Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr; was ein Geheimniß ist, würde öffentlich werden; es ist Tag und das Echo der königlichen Häuser ist geräuschvoll."

„Oh! Gilbert, Gilbert," murmelte Philipp; „und er war hier verborgen, er hörte uns, ich konnte ihn tödten! Oh! wehe dem Unglücklichen."

„Ja, doch stillgeschwiegen; Sie werden diesen jungen Mann wiederfinden, mein Herr; mit Ihrer Schwester müssen Sie sich beschäftigen, mein Herr. Sie sehen, sie fängt an so vieler Erschütterungen müde zu werden.“

„Oh! ja, ich begreife, was sie leidet, nach dem, was ich selbst leide; dieses Unglück ist so gräßlich, so wenig wieder gut zu machen! Oh! ich werde daran sterben!“

„Sie werden im Gegentheil für sie leben, Chevalier, denn sie bedarf Ihrer, da sie nur Sie hat: lieben Sie das unglückliche Mädchen, beklagen Sie es, erhalten Sie es. Und nun,“ fügte er bei, nachdem er einige Secunden geschwiegen hatte, „und nun bedürfen Sie meiner wohl nicht mehr?“

„Nein, mein Herr; verzeihen Sie mir meinen Verdacht; verzeihen Sie mir meine Beleidigungen; und dennoch kommt das ganze Uebel von Ihnen her.“

„Ich entschuldige mich nicht, Chevalier; doch Sie vergessen, was Ihre Schwester gesagt hat.“

„Was hat sie gesagt? mein Kopf verwirrt sich.“

„Wäre ich nicht gekommen, so hätte sie den von Nicole bereiteten Trank getrunken, und dann wäre es der König gewesen. Hätten Sie das Unglück minder groß gefunden?“

„Nein, mein Herr, es wäre immer gleich groß gewesen, und ich sehe, wir waren verdammt . . . Wecken Sie meine Schwester auf, mein Herr.“

„Aber sie wird mich sehen, sie wird vielleicht begreifen, was vorgefallen; es ist besser, ich wecke sie auf, wie ich sie eingeschläfert habe, aus der Entfernung.“

„Dank! Dank!“

„Dann sage ich Ihnen Lebewohl, mein Herr.“

„Noch ein Wort, Graf. Sie sind ein Mann von Ehre?“

„Oh! die Geheimhaltung, meinen Sie?“

„Graf . . .“

„Oh! das ist eine überflüßige Ermahnung; einmal weil ich ein Mann von Ehre bin; sodann weil ich entschloßen bin, nichts mehr mit den Menschen gemein zu haben; ich will die Menschen und ihre Geheimnisse vergessen; zählen Sie indessen auf mich, wenn ich Ihnen je nützlich sein kann. Doch nein, nein, ich kann Ihnen zu nichts nützen, ich habe keine Bedeutung mehr auf Erden. Gott befohlen, mein Herr, Gott befohlen."

Nachdem Balsamo so gesprochen, verbeugte er sich vor Philipp, schaute noch einmal Andrée an, deren Kopf sich mit allen Symptomen des Schmerzes und der Müdigkeit rückwärts neigte, und murmelte:

„O Wissenschaft, wie viele Opfer für ein werthloses Resultat!"

Er verschwand.

Je mehr er sich entfernte, desto mehr belebte sich Andrée; sie hob ihren bleischweren Kopf in die Höhe, schaute ihren Bruder mit erstaunten Augen an und flüsterte:

„Oh Philipp! was ist denn vorgefallen?"

Philipp unterdrückte das Schluchzen, das ihn beinahe erstickte, lächelte heldenmüthig und antwortete:

„Nichts, meine Schwester."

„Nichts?"

„Nein."

„Und dennoch ist es mir, als hätte ich geträumt."

„Geträumt? Und was hast Du geträumt, theure, gute Andrée?"

„Oh! der Doctor Louis, der Doctor Louis, mein Bruder!"

„Andrée!" rief Philipp, indem er ihr die Hand drückte, „Andrée! Du bist rein wie das Licht des Tages; doch Du klagst Dich an, Du stürzest Dich ins Verderben; ein furchtbares Geheimniß ist uns Beiden auferlegt. Ich will den Doctor Louis aufsuchen, daß er der Frau Dauphine sagt, das unerbittliche Heimweh habe Dich befallen, nur der Aufenthalt in Taverney vermöge Dich zu heilen,

und dann reisen wir ab, sei es nach Taverney, sei es nach irgend einem andern Ort der Welt; Beide hienieden vereinzelt, uns liebend, uns tröstend . . ."

„Aber, mein Bruder," sprach Andrée, „wenn ich rein bin, wie Du sagst?"

„Liebe Andrée, ich werde Dir dies Alles erklären; mittlerweile halte Dich zur Abreise bereit."

„Aber mein Vater?"

„Mein Vater," erwiederte Philipp mit düsterer Miene, „mein Vater, das ist meine Sache, ich werde ihn vorbereiten."

„Er wird uns also begleiten?"

„Mein Vater, oh! unmöglich, unmöglich: wir zwei, Andrée, wir zwei allein, sage ich Dir."

„Oh! wie erschreckst Du mich, Freund; wie machst Du mir bange, mein Bruder; wie leide ich, Philipp!"

„Gott ist am Ziele von Allem, Andrée," sprach der junge Mann; „Muth also: ich laufe zum Doctor; was Dich krank macht, Andrée, ist der Kummer, Taverney verlassen zu haben, ein Kummer, den Du der Frau Dauphine zu Liebe verbargst. Auf! auf! sei stark, meine Schwester: es handelt sich um unserer Beider Ehre."

Und er küßte hastig seine Schwester, denn es erstickte ihn beinahe.

Dann hob er seinen Degen auf, den er hatte fallen lassen, steckte ihn mit einer zitternden Hand in die Scheide und stürzte nach der Treppe.

Eine Viertelstunde nachher klopfte er an die Thüre des Doctor Louis, der, so lange sich der Hof in Trianon aufhielt, in Versailles wohnte.

CXLIX.

Der kleine Garten des Doctor Louis.

Der Doctor Louis, vor dessen Thüre wir Philipp gelassen haben, ging in einem kleinen, zwischen vier Mauern liegenden Garten spazieren, der früher zu einem Ursulinerinnen-Kloster gehörte, das man in ein Futtermagazin für die Herren Dragoner des Königs verwandelt hatte.

Der Doctor Louis las die Probebogen eines neuen Werkes, das er eben drucken ließ, und bückte sich von Zeit zu Zeit, um von dem Weg, auf dem er ging, oder von den Rabatten, die zu seiner Rechten und zu seiner Linken hinliefen, das Unkraut auszureißen, das seinen Instinct der Symmetrie und Ordnung verletzte.

Eine einzige Dienerin, eine etwas mürrische Person, wie alle Dienstboten eines Mannes der Arbeit, der nicht gestört sein will, besorgte die ganze Haushaltung des Doctors.

Bei dem Geräusch, das der unter der Hand von Philipp schallende eherne Klopfer machte, näherte sie sich der Thüre und öffnete sie ein wenig.

Doch statt mit der Dienerin zu unterhandeln, stieß der junge Mann die Thüre auf und trat ein. Sobald er auf diese Art Herr des Ganges war, erblickte er den Garten und im Garten den Doctor.

Ohne auf die Fragen und das Geschrei der wachsamen Hüterin des Hauses Rücksicht zu nehmen, eilte er dann in den Garten.

Als der Doctor seine Tritte hörte, schaute er auf.

„Ah! ah! Sie sind es," sagte er.

„Verzeihen Sie, Doctor, daß ich so gewaltsam bei

Ihnen eingedrungen bin und Sie in Ihrer Einsamkeit störe; doch der Augenblick, den Sie vorhergesehen, ist erschienen; ich bedarf Ihrer und komme, um mir Ihren Beistand zu erbitten."

„Ich habe Ihnen meinen Beistand versprochen und wiederhole mein Versprechen," erwiederte der Doctor.

Philipp verbeugte sich, zu bewegt, um die Unterredung zu beginnen.

Der Doctor begriff sein Zögern.

„Wie befindet sich die Kranke?" fragte er unruhig, denn er befürchtete, es dürfte irgend eine Katastrophe aus diesem Drama entsprungen sein.

„Sehr gut, Gott sei Dank, Doctor, und meine Schwester ist ein so würdiges und so ehrliches Mädchen, daß es in der That ein Unrecht von Gott wäre, wenn er ihr Leiden und Gefahr schicken würde."

Der Doctor schaute Philipp fragend an; seine Worte kamen ihm wie eine Reihenfolge von Verleugnungen des vorhergehenden Tages vor.

„Sie ist also das Opfer eines Ueberfalls oder einer List gewesen?"

„Ja, Doctor, das Opfer eines unerhörten Ueberfalls, das Opfer einer schändlichen List."

Der Arzt faltete die Hände, schlug die Augen zum Himmel auf und sprach:

„Ach! wir leben in dieser Hinsicht in einer furchtbaren Zeit, und ich glaube, es ist dringend, daß nun die Aerzte der Nationen kommen, wie seit langer Zeit die der einzelnen Menschen gekommen sind."

„Ja," sagte Philipp, „ja, sie mögen kommen, Niemand wird ihre Ankunft mit freudigerem Gesicht begrüßen, als ich; doch mittlerweile . . ."

Philipp unterbrach sich und machte eine Geberde der Drohung.

„Ah! mein Herr," sprach der Doctor, „Sie gehören, wie ich sehe, zu denjenigen, welche die Genugthuung für das Verbrechen in der Gewaltthat und im Mord suchen."

Ja, Doctor, ja," antwortete Philipp ruhig, „ja, ich gehöre zu diesen."

„Ein Zweikampf," seufzte der Doctor, „ein Zweikampf, der die Ehre Ihrer Schwester nicht wiederherstellt, falls Sie den Schuldigen tödten, und der sie in Verzweiflung stürzt, wenn Sie getödtet werden. Ah! ich glaubte, Sie besäßen einen vernünftigen Geist, ein verständiges Herz; es kam mir vor, als hätten Sie den Wunsch ausgedrückt, es möchte diese ganze Sache geheim gehalten werden."

Philipp legte seine Hand auf den Arm des Doctors und erwiederte:

„Mein Herr, Sie irren sich seltsam über mich; ich habe ein ziemlich festes Urtheil, das aus einer tiefen Ueberzeugung und aus einem makellosen Gewissen hervorgeht; ich will nicht mir Gerechtigkeit verschaffen, sondern Gerechtigkeit üben; ich will nicht dadurch, daß ich mich der Gefahr, getödtet zu werden, preisgebe, meine Schwester der Verlassenheit und dem Tod aussetzen, sondern sie rächen, indem ich den Elenden tödte."

„Sie, ein Edelmann, werden ihn tödten, Sie werden einen Mord begehen!"

„Mein Herr, hätte ich ihn zehn Minuten vor dem Verbrechen wie einen Dieb in das Zimmer schleichen sehen, in das er vermöge seiner erbärmlichen Lebensverhältnisse nicht einmal einen Fuß zu setzen berechtigt war, und ich würde ihn dann getödtet haben, so hätte Jeder gesagt, ich habe wohl daran gethan, warum sollte ich ihn nun schonen? hat ihn das Verbrechen vielleicht geheiligt?"

„Dieses blutige Vorhaben ist also in Ihrem Geiste beschloßen, in Ihrem Herzen festgestellt?"

„Beschloßen, festgestellt! Sicherlich finde ich ihn eines Tags, obwohl er sich verbirgt, und ich sage Ihnen, mein Herr, an diesem Tag tödte ich ihn ohne Mitleid, ohne mir ein Gewissen daraus zu machen, wie einen Hund."

„Dann begehen Sie ein Verbrechen, das dem, welches begangen worden, gleichkommt, ja vielleicht noch verabscheuenswerther ist, denn weiß man je, wohin ein unkluges Wort oder eine einem Weibe entschlüpfte gefallsüchtige Geberde das Verlangen und die Neigung des Menschen führen können? ermorden! während Sie andere mögliche Genugthuungen haben, während eine Heirath . . .“

Philipp erhob das Haupt und entgegnete:

„Wissen Sie nicht, daß die Taverney-Maison-Rouge aus den Kreuzzügen herstammen? daß meine Schwester adelig ist wie eine Infantin oder eine Erzherzogin?“

„Ja, ich begreife, und der Schuldige ist es nicht; es ist ein Bauernkerl, ein gemeiner Bursche, wie Ihr Leute von Geschlecht sagt. Ja, ja,“ fuhr er mit bitterem Lächeln fort, „ja, Gott hat Menschen von einem gewissen geringeren Thon gemacht, um von anderen Menschen von zarterem Thon getödtet zu werden. Oh! ja, mein Herr, Sie haben Recht, tödten Sie, tödten Sie!“

Und der Doctor wandte Philipp den Rücken zu, und riß wieder da und dort Unkraut in seinem Garten aus.

Philipp kreuzte die Arme und sprach:

„Doctor, es handelt sich hier nicht um einen Verführer, den eine Gefallsüchtige mehr oder minder ermuthigt hat: es handelt sich nicht um einen herausgeforderten Menschen, wie Sie meinten, sondern um einen elenden, bei uns aufgezogenen Burschen, der, nachdem er zwanzig Jahre das Brod der Barmherzigkeit gegessen, bei Nacht einen scheinbaren Schlaf, eine Ohnmacht, so zu sagen einen Tod mißbrauchend, auf eine feige, verrätherische Weise die reinste, die heiligste der Frauen, der er bei Tag nicht ins Gesicht zu schauen wagte, befleckt hat; vor einem Gericht wäre dieser Schuldige sicherlich zum Tod verurtheilt worden; nun! ich werde ihn richten, so unparteiisch als ein Tribunal, und ich werde ihn tödten; Doctor, werden Sie, den ich für so edelmüthig und so groß hielt, werden Sie mich diesen Dienst erkaufen lassen, oder mir

eine Bedingung auferlegen? Werden Sie, indem Sie mir ihn leisten, es machen wie diejenigen, welche, wenn sie einen Andern verbinden, sich selbst zu verbinden und zu befriedigen suchen? Wenn dem so ist, so sind Sie nicht der Weise, den ich bewundert habe, Sie sind nur ein gewöhnlicher Mensch, und trotz der Verachtung, die Sie mir so eben bezeigten, stehe ich höher als Sie, ich der ich Ihnen ohne einen Hintergedanken mein ganzes Geheimniß anvertraut habe."

„Sie sagen," erwiederte der Doctor nachdenkend, „Sie sagen, der Schuldige sei entflohen?"

„Ja, Doctor, ohne Zweifel hat er errathen, die Aufklärung würde stattfinden; er hat erlauscht, daß man ihn anklagte, und sogleich hat er die Flucht ergriffen."

„Gut. Was wünschen Sie nun, mein Herr?" fragte der Doctor.

„Ihren Beistand, um meine Schwester von Versailles zu entfernen, um in einem noch dichteren, noch stummeren Schatten das furchtbare Geheimniß zu begraben, das uns entehrt, wenn es an den Tag kommt."

„Ich werde Ihnen nur eine einzige Frage stellen."

Philipp empörte sich.

„Hören Sie mich an," fuhr der Doctor mit einer Geberde fort, welche Ruhe heischte, „hören Sie mich an. Ein christlicher Philosoph, aus dem Sie einen Beichtvater gemacht haben, ist genöthigt, Ihnen die Bedingung, nicht für den geleisteten Dienst, sondern Kraft des Rechts des Gewissens aufzuerlegen. Die Menschenfreundlichkeit ist eine Function, mein Herr, und keine Tugend. Sie sprechen davon, daß Sie einen Menschen tödten wollen; ich muß Sie daran verhindern, wie ich durch jedes mir zu Gebot stehende Mittel, selbst durch Gewalt, die Vollbringung des an Ihrer Schwester begangenen Verbrechens verhindert hätte. Ich beschwöre Sie also, mein Herr, mir einen Eid zu leisten."

„Oh! nie! nie!"

„Sie werden es thun," rief der Doctor mit großer

Heftigkeit, „Sie werden es thun, Blutmensch; erkennen Sie überall die Hand Gottes und verfälschen Sie nie das Gewicht derselben. Der Schuldige, sagen Sie, war unter Ihrer Hand?"

„Ja, Doctor, die Thüre öffnend, wenn ich seine Anwesenheit hätte errathen können, wäre ich ihm gegenübergestanden."

„Nun wohl! er ist geflohen, er zittert, seine Strafe beginnt. Ah! Sie lächeln, was Gott thut, kommt Ihnen schwach vor! die Gewissensfolter erscheint Ihnen unzulänglich! warten Sie, warten Sie doch! Sie werden bei Ihrer Schwester bleiben, und Sie versprechen mir, den Schuldigen nie zu verfolgen. Wenn Sie ihn treffen, das heißt, wenn Gott Ihnen denselben preisgibt . . . nun, ich bin auch ein Mensch, und Sie werden dann sehen!"

„Hohn! wird er mir nicht beständig folgen?"

„Ei! mein Gott, wer weiß! der Mörder flieht, der Mörder sucht einen Schlupfwinkel, der Mörder fürchtet das Schaffot, und dennoch zieht, als ob es magnetisirt wäre, das Eisen der Gerechtigkeit den Schuldigen an, der sich unselig unter die Hand des Henkers beugt. Handelt es sich gegenwärtig darum, zu vernichten, was Sie auf eine so mühselige Weise zu thun unternommen haben? Für die Welt, in der Sie leben, und der Sie die Unschuld Ihrer Schwester nicht erklären können, für alle die neugierigen Müßiggänger werden Sie den Menschen tödten, und Sie werden ihre Neugierde doppelt füttern, einmal durch das Geständniß des Attentats, und dann durch das Aergerniß der Strafe. Nein, nein, glauben Sie mir, schweigen Sie und begraben Sie dieses Unglück."

„Oh! wer kann wissen, wenn ich diesen Elenden getödtet habe, ob ich ihn meiner Schwester wegen getödtet?"

„Sie werden doch wohl eine Ursache für diesen Mord suchen müßen."

„Gut, es sei, Doctor, ich werde gehorchen, ich werde den Schuldigen nicht verfolgen, doch Gott wird gerecht

sein; oh ja, Gott wendet die Straflosigkeit wie einen Köder an, Gott wird mir den Verbrecher zusenden."

„Dann wird ihn Gott verurtheilt haben. Geben Sie mir Ihre Hand, mein Herr"

„Hier ist sie."

„Was soll ich für Fräulein von Taverney thun? Sprechen Sie."

„Doctor, Sie müßten für sie bei der Frau Dauphine einen Vorwand finden, mittelst dessen sie sich auf einige Zeit entfernen könnte: Heimweh, Luft, eine andere Lebensweise . . ."

„Das ist leicht."

„Ja, das ist Ihre Sache, und ich verlasse mich auf Sie. Dann führe ich meine Schwester von hier weg, nach irgend einem Winkel Frankreichs, nach Taverney zum Beispiel, fern von Aller Augen, fern von allem Verdacht."

„Nein, nein, mein Herr, das wäre unmöglich; die Arme bedarf der fortwährenden Pflege, der beständigen Tröstung; sie wird allen Beistand der Wissenschaft nöthig haben. Lassen Sie mich also für sie in der Nähe von hier, in einem mir bekannten Kanton, einen Winkel finden, der hundertmal verborgener, hundertmal sicherer ist, als es die wilde Gegend wäre, wohin Sie sie führen würden."

„Oh! Doctor, Sie glauben?"

„Ja, ich glaube, und zwar mit Recht; der Argwohn strebt immer darnach, sich von den Mittelpunkten zu entfernen, wie es jene sich vergrößernde Kreise thun, welche durch das Fallen eines Steines ins Wasser veranlaßt werden; der Stein entfernt sich aber nicht, und wenn die Wellungen verschwunden sind, findet kein Blick die in der Tiefe des Wassers begrabene Ursache."

„Dann schreiten Sie ans Werk, Doctor."

„Noch heute, mein Herr."

„Benachrichtigen Sie die Frau Dauphine."

„Noch diesen Morgen."

„Und was das Uebrige betrifft? . . ."

„In vierundzwanzig Stunden sollen Sie meine Antwort haben."

„Oh! Dank, Dank, Doctor, Sie sind ein Gott für mich."

„Nun, junger Mann, nun, da Alles unter uns verabredet ist, erfüllen Sie Ihre Sendung, kehren Sie zu Ihrer Schwester zurück, trösten, beschützen Sie sie."

„Gott befohlen, Doctor!"

Der Doctor folgte Philipp mit den Augen, bis der junge Mann verschwunden war, setzte seinen Spaziergang wieder fort, las in den Probebogen und reinigte sein Gärtchen.

CL.

Der Vater und der Sohn.

Als Philipp zu seiner Schwester zurückkam, fand er sie sehr bewegt, sehr unruhig.

„Freund," sagte sie, „ich dachte in Deiner Abwesenheit an Alles, was mir seit einiger Zeit begegnet ist; das ist ein Abgrund, der den ganzen Rest meiner Vernunft verschlingen wird. Sprich, Du hast den Doctor Louis gesehen?"

„Ich komme so eben von ihm, Andrée."

„Dieser Mensch hat eine furchtbare Klage gegen mich erhoben: ist sie gerecht?"

„Er hat sich nicht getäuscht, meine Schwester."

Andrée erbleichte, und ein Nervenanfall zog ihre so zarten, so weißen Finger krampfhaft zusammen.

„Der Name," sagte sie, „der Name des Elenden, der mich zu Grunde gerichtet hat?"

„Meine Schwester, Du sollst ihn nun und nimmermehr erfahren."

„Oh! Philipp, Du sprichst nicht die Wahrheit, Philipp, Du belügst Dein eigenes Gewissen. Ich muß diesen Namen erfahren, damit ich, so schwach ich auch bin, und obschon ich nur das Gebet für mich habe, betend gegen den Ruchlosen den ganzen Zorn Gottes waffnen kann . . . Der Name dieses Menschen, Philipp!"

„Meine Schwester, sprechen wir nie mehr hievon."

Andrée ergriff seine Hand, schaute ihm ins Gesicht und sprach:

„Oh! das sagst Du mir, Du, der Du ein Schwert an Deiner Seite hast!"

Philipp erbleichte bei dieser Bewegung der Wuth und entgegnete, seinen eigenen Grimm zurückdrängend:

„Andrée, ich kann Dir nicht mittheilen, was ich selbst nicht weiß. Das Geheimniß ist mir durch das Schicksal geboten, das uns niederbeugt; dieses Geheimniß, dessen auch nur theilweise Offenbarung die Ehre unserer Familie gefährden würde, macht eine letzte Gunst des Himmels für Alle unverletzlich."

„Einen Mann ausgenommen, Philipp . . . einen Mann, der spottet, einen Mann, der uns trotzt! . . . oh! mein Gott! einen Mann, der uns vielleicht in seinem finsteren Schlupfwinkel höllisch verhöhnt."

Philipp ballte die Fäuste, schaute den Himmel an und antwortete nicht.

„Dieser Mann," rief Andrée mit doppelter Entrüstung, „ich kenne ihn vielleicht . . . Erlaube mir, Philipp, ihn Dir zu nennen; ich habe Dir schon seinen seltsamen Einfluß auf mich bezeichnet; ich glaubte Dich zu ihm geschickt zu haben . . . ."

„Dieser Mann ist unschuldig, ich habe es gesehen, ich habe den Beweis davon . . . suche also nicht mehr, Andrée, suche nicht mehr . . ."

„Philipp, steigen wir mit einander über den Stand dieses Mannes hinauf, willst Du? Gehen wir bis zu

den ersten Rangstufen der Mächtigen dieses Reiches . . . gehen wir bis zum König!"

Philipp umschloß mit seinen Armen das in seiner Unwissenheit und in seiner Entrüstung so erhabene Kind.

„Stille," sagte er, „alle diejenigen, welche Du wach nennst, hast Du entschlummert genannt; alle diejenigen, welche Du mit dem Ungestüm der Tugend anklagst, hast Du gerechtfertigt, als Du das Verbrechen beinahe begehen sahst."

„Ich habe den Schuldigen genannt?" rief sie mit flammenden Augen.

„Nein," erwiederte Philipp, „nein. Frage mich nicht mehr; ahme mich nach, unterwirf Dich dem Verhängniß, das Unglück ist unwiederbringlich; es verdoppelt sich für Dich durch die Straflosigkeit des Verbrechers. Doch hoffe . . . hoffe . . . Gott steht über Allen, Gott behält den unglücklichen Unterdrückten eine traurige Freude vor, die man die Rache nennt."

„Die Rache! . . ." murmelte sie, selbst erschrocken über den furchtbaren Nachdruck, den Philipp auf dieses Wort gelegt hatte.

„Mittlerweile ruhe aus, meine Schwester, von all dem Kummer, von all der Schmach, die Dir meine tolle Neugierde verursacht hat. Wenn ich gewußt hätte! oh! wenn ich gewußt hätte!"

Und er verbarg seinen Kopf mit einer gräßlichen Verzweiflung in seinen Händen. Dann sich plötzlich erhebend, sprach er mit einem Lächeln:

„Worüber sollte ich mich beklagen? meine Schwester ist rein, sie liebt mich! nie hat sie das Vertrauen oder die Freundschaft verrathen. Meine Schwester ist jung wie ich, gut wie ich, wir werden mit einander leben, mit einander alt werden . . . Zu zwei werden wir stärker sein, als die ganze Welt!"

Während er so von Trost sprach, verdüsterte sich Andrée immer mehr; sie neigte ihre bleiche Stirne gegen die Erde und nahm die Haltung und den starren Blick

der dumpfen Verzweiflung an, welche Philipp so muthig abgeschüttelt hatte.

„Du sprichst immer nur von uns Zweien," sagte sie, ihr so durchdringendes blaues Auge auf das bewegliche Antlitz ihres Bruders heftend.

„Von wem soll ich denn sonst sprechen, Andrée?" entgegnete der junge Mann, den Blick fühlend.

„Wir haben einen Vater: wie wird er seine Tochter behandeln?"

„Ich habe Dir schon gesagt," erwiederte Philipp mit kaltem Ton, „Du sollst jeden Kummer, jede Furcht vergessen, wie der Wind einen Morgendunst verjagt, jedes Andenken und jede Zuneigung versagen, wären es nicht mein Andenken und meine Zuneigung . . . In der That, meine liebe Andrée, Du wirst von Niemand in dieser Welt geliebt, wenn nicht von mir; ich werde von Niemand geliebt, als von Dir. Warum sollten wir arme, verlassene Waisen uns einem Joch der Verwandtschaft oder der Dankbarkeit unterziehen? Haben wir Wohlthaten empfangen, haben wir den Schutz eines Vaters gefühlt? . . . Oh!" fügte er mit bitterem Lächeln bei, „Du kennst aus dem Grund meinen Gedanken, Du kennst den Zustand meines Herzens . . . Müßtest Du denjenigen, von welchem Du sprichst, lieben, so würde ich sagen: Liebe ihn! Ich schweige, Andrée; enthalte Dich."

„Mein Bruder, ich muß also glauben . . ."

„Meine Schwester, bei großen Unglücksfällen hört der Mensch unwillkührlich die Worte ertönen, die er in seiner Kindheit wenig verstanden hat: „Fürchte Gott! .." Oh! ja, Gott hat sich grausam in unsere Erinnerung zurückgerufen: Ehre Deinen Vater . . . Oh! meine Schwester, der stärkste Beweis von Ehrerbietung, den Du dem Deinigen geben kannst, ist, daß Du ihn aus Deinem Gedächtniß tilgst."

„Es war richtig," flüsterte Andrée mit düsterer Miene, während sie auf ihren Stuhl zurücksank.

„Meine Freundin, verlieren wir die Zeit nicht mit

unnützen Worten: packe Alles zusammen, was Dir gehört; der Doctor Louis wird sich zur Frau Dauphine begeben und sie von Deiner Abreise in Kenntniß setzen; die Gründe, die er anzuführen hat, weißt Du . . . es ist das Bedürfniß einer Luftveränderung . . . ein unerklärliches Leiden . . . Triff alle Vorkehrungen zur Abreise."

Andrée stand auf.

„Die Meubles?" fragte sie.

„Oh nein, nein! Wäsche, Kleider, Juwelen."

Andrée gehorchte.

Sie nahm zuerst die Wäsche aus den Schränken, die Kleider aus der Garderobe, wo sich Gilbert verborgen hatte; dann holte sie einige Schmuckkästchen, die sie in den Hauptkoffer legen wollte.

„Was ist das?" fragte Philipp.

„Es ist das Kästchen mit dem Schmuck, den Seine Majestät mir bei meiner Vorstellung in Trianon zu schicken die Gnade gehabt hat."

Philipp erbleichte, als er den Reichthum des Geschenkes sah.

„Mit diesen Juwelen allein werden wir überall anständig leben," sprach Andrée... „Ich habe sagen hören, schon die Perlen seien hunderttausend Livres werth."

Philipp verschloß das Kästchen.

„Sie sind in der That zu kostbar," sagte er.

Doch das Kästchen wieder aus den Händen von Andrée nehmend, fügte er bei:

„Meine Schwester, ich glaube, Du hast noch andere Edelsteine."

„Oh! lieber Freund, sie sind nicht würdig, mit diesen verglichen zu werden; doch sie schmückten vor fünfzehn Jahren die Toilette unserer guten Mutter . . . Die Uhr, die Armspangen, die Ohrgehänge sind mit Brillanten besetzt. Es ist auch das Portrait dabei. Mein Vater wollte das Ganze verkaufen, weil, wie er sagte, nichts mehr in der Mode wäre."

„Und dennoch ist dies Alles, was uns bleibt," sprach

Philipp, „es ist unsere einzige Hülfsquelle. Meine Schwester, wir lassen die Gegenstände von Gold einschmelzen, wir verkaufen die Edelsteine des Portraits; wir werden für dies Alles zwanzigtausend Livres bekommen, was eine für Unglückliche hinreichende Summe ist."

„Aber dieser Perlenschmuck gehört mir!" entgegnete Andrée.

„Berühre diese Perlen nie, Andrée, sie würden Dich brennen. Jede von ihnen ist von einer seltsamen Natur, meine Schwester, sie machen Flecken auf den Stirnen, die sie berühren . . ."

Andrée schauerte.

„Ich behalte dieses Kästchen, um es demjenigen zurückzugeben, welcher ein Recht darauf hat. Ich sage Dir, das ist nicht unser Gut; nein, und wir haben nicht Lust, Anspruch darauf zu machen, nicht wahr?"

„Wie es Dir beliebt, mein Bruder," erwiederte Andrée ganz schauernd vor Scham.

„Liebe Schwester, kleide Dich zum letzten Mal für Deinen Besuch bei der Frau Dauphine an; sei sehr ruhig, sehr ehrfurchtsvoll, sehr gerührt, daß Du Dich von einer so edlen Beschützerin entfernen sollst."

„Oh! ja, sehr gerührt," flüsterte Andrée bewegt; „das ist ein großer Schmerz bei meinem Unglück."

„Ich gehe nach Paris, meine Schwester, und kehre gegen Abend zurück; sobald ich komme, führe ich Dich fort; bezahle hier Alles, was Du noch schuldig bist."

„Nichts, nichts; ich hatte Nicole, sie ist entlaufen.. Ah! ich vergaß den kleinen Gilbert."

Philipp bebte, seine Augen entflammten sich.

„Du bist Gilbert etwas schuldig?" rief er.

„Ja," erwiederte Andrée mit ganz natürlichem Tone, „er hat mir seit dem Anfang der Jahreszeit Blumen geliefert. Ich bin aber, wie Du mir selbst gesagt hast, zuweilen ungerecht und hart gegen diesen Jungen gewesen, der im Ganzen höflich war, und ich will ihn nun belohnen."

„Suche Gilbert nicht auf," murmelte Philipp.

„Warum . . . er muß im Garten sein; ich werde ihn übrigens rufen lassen.“

„Nein! nein! Du würdest eine kostbare Zeit verlieren . . . Ich werde ihn ihm Gegentheil, wenn ich durch die Allee gehe, treffen, ihn sprechen und bezahlen.“

„Dann ist es gut.“

„Ja, Gott befohlen; diesen Abend also.“

Philipp küßte seiner Schwester die Hand . . . sie warf sich in seine Arme. Er unterdrückte sogar die Schläge seines Herzens bei diesem weichen Umfangen, und fuhr ohne Verzug nach Paris, wo ihn der Wagen vor der Thüre des kleinen Hotel der Rue Coq-Héron absetzte.

Philipp wußte, daß er seinen Vater hier traf. Seit seinem seltsamen Bruch mit Richelieu hatte der Greis das Leben in Versailles unerträglich gefunden, und er suchte, wie alle von Thätigkeit überströmenden Geister, der moralischen Erstarrung durch die Aufregungen der Ortsveränderung zu begegnen.

Als Philipp am Thorweg läutete, durchmaß der Baron mit furchtbaren Flüchen den kleinen Garten des Hotel und den an diesen Garten stoßenden Hof.

Er bebte bei dem Geräusch der Klingel und öffnete selbst.

Da er Niemand erwartete, so brachte ihm dieser unvorhergesehene Besuch eine Hoffnung: der Unglückliche hing sich an seinem Sturz in allen Zweigen an.

Er empfing daher Philipp zugleich mit dem Gefühl eines Aergers und einer Neugierde.

Doch er hatte nicht sobald das Gesicht des Ankommenden erschaut, als ihm diese düstere Bläße, diese Starrheit der Linien und das krampfhafte Zusammenziehen des Mundes die Quelle der Fragen vereisten, die er zu öffnen sich anschickte.

„Du!“ sagte er nur, „und durch welchen Zufall?“

„Ich werde die Ehre haben, es Ihnen zu erklären, mein Herr,“ erwiederte Philipp.

„Gut! ist es wichtig?"

„Ziemlich wichtig, ja, mein Herr."

„Dieser Junge hat immer so ceremoniöse Formen, daß man darüber in Unruhe geräth ... Ist es ein Unglück oder ein Glück, was Du mir bringst?"

„Es ist ein Unglück," sprach Philipp mit ernstem Ton.

Der Baron wankte.

„Sind wir ganz allein?" fragte Philipp.

„Ja."

„Wollen wir in das Haus eintreten, mein Herr?"

„Warum nicht in freier Luft, unter diesen Bäumen ..."

„Weil es gewisse Dinge gibt, die sich nicht im Lichte des Himmels sagen lassen."

Der Baron schaute seinen Sohn an, und gehorchte seiner stummen Geberde, während er zugleich Unempfindlichkeit, ein Lächeln sogar heuchelte. Er folgte ihm in das untere Zimmer, dessen Thüre Philipp schon geöffnet hatte.

Als die Thüren sorgfältig geschloßen waren, erwartete Philipp eine Geberde seines Vaters, um das Gespräch zu beginnen, und sagte dann, nachdem sich der Baron bequem in das beste Fauteuil des Zimmers gesetzt hatte:

„Mein Herr, meine Schwester und ich sind im Begriff, von Ihnen Abschied zu nehmen."

„Wie so?" fragte der Baron sehr erstaunt. „Du willst Dich entfernen... und der Dienst?"

„Es gibt keinen Dienst mehr für mich: Sie wissen, daß sich die Versprechungen des Königs zum Glück nicht verwirklicht haben."

„Das ist ein: zum Glück, das ich nicht begreife."

„Mein Herr..."

„Erkläre es mir: wie kannst Du glücklich sein, daß Du nicht Oberster eines schönen Regiments geworden bist? Solltest Du die Philosophie so weit treiben?"

„Ich treibe sie weit genug, um nicht die Schande dem Glück vorzuziehen. Doch gehen wir, wenn es Ihnen beliebt, mein Herr, nicht in Betrachtungen dieser Art ein.."

„Gehen wir im Gegentheil darein ein!"

„Ich flehe Sie an . . ." erwiederte Philipp mit einer Festigkeit, welche bedeutete: ich will nicht!

Der Baron faltete die Stirne.

„Und Deine Schwester? . . . Vergißt sie auch ihre Pflichten? Ihr Dienst bei Madame . . ."

„Das sind Pflichten, die sie andern unterordnen muß, mein Herr."

„Von welcher Natur, wenn's beliebt?"

„Von der gebieterischsten Nothwendigkeit."

Der Baron stand auf.

„Es ist eine alberne Gattung von Menschen," brummelte er, „die Gattung der Räthselmacher."

„Ist wirklich Alles, was ich da sage, ein Räthsel für Sie?"

„Durchaus," erwiederte der Baron mit einer Entschiedenheit, welche Philipp in Erstaunen setzte.

„Ich werde mich also erklären: meine Schwester geht, weil sie auch gezwungen ist, zu fliehen, um eine Schande zu vermeiden."

Der Baron brach in ein Gelächter aus und rief:

„Bei Gott! was für Musterkinder habe ich doch! Der Sohn läßt die Hoffnung auf ein Regiment im Stich, weil er die Schande befürchtet. Die Tochter gibt eine Hofstelle auf, weil sie Furcht vor der Schande hat. Wahrhaftig, ich bin in das Jahrhundert von Brutus und Lucretia zurückgekehrt. Wenn in meiner Zeit, allerdings einer schlechten Zeit, die nicht den Werth der schönen Tage der Philosophie hatte, ein Mann von fern eine Schande kommen sah, und er trug wie Du einen Degen, und er hatte wie Du Unterricht bei zwei Fechtmeistern und drei Profoßen genommen, so spießte er die erste Schande an seine Degenspitze."

Philipp zuckte die Achseln.

„Ja, was ich da sage, ist ziemlich armselig für einen Philosophen, der nicht gern Blut fließen sieht.

Doch die Officiere sind am Ende nicht gerade geboren, um Philanthropen zu sein."

„Mein Herr, ich habe so sehr wie Sie das Bewußtsein der Nothwendigkeiten, welche der Ehrenpunkt auferlegt; doch das vergossene Blut sühnt nicht . . ."

„Phrasen ... Phrasen eines ... Philosophen!" rief der Greis, dergestalt aufgebracht, daß er beinahe majestätisch wurde. „Ich glaube, ich wollte sagen eines Feigherzigen."

„Sie haben wohl daran gethan, es nicht zu sagen," rief Philipp bleich und bebend.

Der Baron hielt stolz den unversöhnlichen und drohenden Blick seines Sohnes aus.

„Ich sagte," fuhr er fort, „und meine Logik ist nicht so schlecht, als man mich gern glauben machen möchte; ich sagte, alle Schande in dieser Welt komme nicht von einer Handlung, sondern von einem Wort her. Ah! so ist es . . . Sei ein Verbrecher vor Tauben, vor Blinden, oder vor Stummen, wirst Du entehrt sein? . . . Du wirst mir mit dem albernen Vers antworten:

„Der Frevel macht die Schand' und nicht das Hochgericht.

„Das ist Kindern oder Weibern gut zu sagen, aber mit einem Mann spricht man beim Teufel eine andere Sprache . . . Ich aber bildete mir ein, einen Mann geschaffen zu haben . . . Sieht nun der Blinde, hat der Taube hören können, spricht der Stumme, so schlägst Du auf das Stichblatt Deines Degens, durchbohrst dem Einen die Augen, dem Andern das Trommelfell, und schneidest dem Letzten die Zunge ab! . . . So erwiedert einen Angriff der Schande ein Edelmann vom Namen Taverney Maison-Rouge."

„Ein Edelmann von diesem Namen, mein Herr, weiß immer bei den Dingen, die er zu thun hat, daß es das Erste ist, keine entehrende Handlung zu begehen: des-

halb werde ich auf Ihre Argumente nichts antworten. Nur geschieht es zuweilen, daß die Schmach aus einem unvermeidlichen Unglück entsteht: das ist der Fall, in dem wir, meine Schwester und ich, uns befinden."

„Ich gehe zu Deiner Schwester über. Wenn nach meinem System der Mann nie eine Sache fliehen darf, die er bekämpfen und besiegen kann, so muß die Frau auch festen Fußes warten. Wozu nützt die Tugend, mein Herr Philosoph, wenn nicht, um die Angriffe des Lasters zurückzuschlagen? . . ." fügte Taverney bei und brach abermals in ein Gelächter aus.

„Fräulein von Taverney hat sehr bange gehabt, nicht wahr? . . . Sie fühlt sich also schwach . . . Dann . . ."

Philipp trat ganz nahe auf seinen Vater zu und sprach:

„Mein Herr, Fräulein von Taverney ist nicht schwach gewesen, man hat sie überwältigt! sie ist unterlegen, sie ist in eine Falle gerathen!"

„In eine Falle? . . ."

„Ja. Ich bitte, behalten Sie ein wenig von der Wärme, die Sie vorhin belebte, um die Elenden zu brandmarken, welche feige den Untergang dieser fleckenlosen Ehre complottirt haben."

„Ich begreife nicht . . ."

„Sie werden begreifen . . . Ein Feiger, sage ich, hat Jemand in das Zimmer von Fräulein von Taverney eingeführt."

Der Baron erbleichte.

„Ein Feiger," fuhr Philipp fort, „wollte, daß der Name Taverney . . . der meinige . . . der Ihrige, mein Herr, von einem untilgbaren Flecken beschmutzt würde . . . Nun! wo ist Ihr Jünglingsdegen, um ein wenig Blut zu vergießen! Lohnt es sich der Mühe?"

„Herr Philipp . . ."

„Ah! seien Sie unbesorgt, ich klage Niemand an; ich kenne Niemand . . . Das Verbrechen ist in der Finsterniß angesponnen, in der Finsterniß ausgeführt worden

die Folge davon wird auch in der Finsterniß verschwinden . . . ich will es! ich, der ich die Ehre meines Hauses auf meine Weise verstehe."

„Aber woher weißt Du?" rief der Baron, der sich von seinem Erstaunen durch den Köder eines schändlichen Ehrgeizes, einer gemeinen Hoffnung erholte.

„Das wird mich keine von den Personen fragen, welche meine Schwester, Ihre Tochter, in einigen Monaten sehen werden, Herr Baron!"

„Aber, Philipp!" rief der Greis, mit Augen voll Freude, „dann sind das Glück und die Ehre des Hauses nicht verschwunden; dann triumphiren wir."

„Dann sind Sie wirklich der Mensch, für den ich Sie hielt," sprach Philipp mit dem tiefsten Ekel; „Sie haben sich selbst verrathen, und es hat Ihnen an Geist vor dem Richter gefehlt, nachdem es Ihnen vor dem Sohn an Herz mangelte."

„Unverschämter!"

„Genug!" erwiederte Philipp. „Fürchten Sie sich, wenn Sie so laut sprechen, den leider zu unempfindlichen Schatten meiner Mutter aufzuwecken, die, wenn sie lebte, über ihrer Tochter gewacht haben würde."

Der Baron schlug die Augen vor der blendenden Helle nieder, welche aus den Blicken seines Sohnes hervorsprang.

„Meine Tochter," sagte er nach einigen Secunden, „meine Tochter wird mich nicht ohne meinen Willen verlassen."

„Meine Schwester wird Sie nie wieder sehen," entgegnete Philipp.

„Sagt sie das?"

„Sie schickt mich, um es Ihnen zu erklären."

Der Baron wischte mit einer zitternden Hand seine weiß gewordenen, feuchten Lippen ab.

„Es sei!" sagte er.

Dann die Achseln zuckend, rief er:

„Ich habe Unglück mit meinen Kindern: ein Dummkopf und eine einfältige Dirne!"

Philipp erwiederte nichts.

„Gut, gut," fuhr Taverney fort, „ich bedarf Ihrer nicht mehr; gehen Sie, wenn die These gesprochen ist."

„Ich habe Ihnen noch zwei Dinge zu sagen."

„Sagen Sie."

„Einmal hat Ihnen der König einen Perlenschmuck gegeben."

„Ihrer Schwester, mein Herr."

„Ihnen, mein Herr . . . Uebrigens ist daran wenig gelegen. Meine Schwester trägt keine solche Juwelen . . . Fräulein von Taverney ist keine Buhlerin und bittet Sie, den Schmuck dem zurückzustellen, der ihn gegeben hat, oder ihn zu behalten, da Sie Seine Majestät, die so viel für unsere Familie gethan, vor den Kopf zu stoßen befürchten werden."

Philipp reichte das Schmuckkästchen seinem Vater. Dieser nahm es, öffnete es, schaute die Perlen an und warf es dann in einen Wandkorb.

„Hernach?" sagte er.

„Hernach, mein Herr, da wir nicht reich sind, da Sie Alles bis auf das Gut unserer Mutter ausgegeben oder verpfändet haben, was ich Ihnen nicht zum Vorwurf mache, Gott soll mich behüten . . ."

„Das wäre noch besser," sagte der Baron mit den Zähnen knirschend.

„Kurz, da wir nur Taverney haben, was von dieser mäßigen Erbschaft herrührt, so bitten wir Sie, zwischen Taverney und dem kleinen Hotel, in dem wir uns in diesem Augenblick befinden, zu wählen. Bewohnen Sie das eine, und wir werden uns in das andere zurückziehen."

Der Baron zerknitterte sein Spitzenjabot mit einer Wuth, die sich nur durch die Beweglichkeit seiner Finger, durch die Feuchtigkeit seiner Stirne und das Zittern seiner

Lippen verrieth; selbst Philipp bemerkte es nicht, denn er hatte den Kopf abgewandt.

„Taverney ist mir lieber," erwiederte der Baron.

„Dann behalten wir das Hotel."

„Wie Sie wollen, mein Herr."

„Wann werden Sie abreisen?"

„Noch diesen Abend . . . nein, auf der Stelle."

Philipp verbeugte sich.

„In Taverney," fuhr der Baron fort, „erscheint man mit dreitausend Livres Rente als König . . . Ich werde zweimal König sein."

Er streckte die Hand nach dem Wandkorb aus, um das Schmuckkästchen zu nehmen, das er in seine Tasche schob.

Dann wandte er sich nach der Thüre. Doch plötzlich drehte er sich wieder um und sagte mit einem abscheulichen Lächeln:

„Philipp, ich erlaube Dir, mit unserem Namen die erste philosophische Abhandlung, die Du herausgibst, zu unterzeichnen. Was Andrée betrifft, so rathe ihr, ihr erstes Werk Louis oder Louise zu nennen; das ist ein Name, der Glück bringt."

Und er entfernte sich mit einem Hohngelächter.

Das Auge blutig, die Stirne in Flammen, drückte Philipp seine Hand krampfhaft an das Stichblatt seines Degens und murmelte:

„Mein Gott! bewillige mir die Geduld, gewähre mir die Vergessenheit."

CLII.

Der Gewissensfall.

Nachdem er mit der ängstlichen Sorgfalt, die ihn charakterisirte, einige Seiten seiner Träumereien eines einsamen Spaziergängers abgeschrieben hatte, beendigte Rousseau sein einfaches Frühstück.

Obgleich ihm von Herrn von Gerardin ein Ruhesitz in den köstlichen Gärten von Ermenonville angeboten worden war, bewohnte Rousseau, da er zögerte, sich der Sklaverei der Großen zu unterwerfen, wie er in seiner menschenfeindlichen Monomanie sagte, immer noch das uns bekannte Haus der Rue Platrière.

Therese hatte ihrerseits die kleine Haushaltung in Ordnung gebracht und ihren Korb genommen, um auszugehen und Einkäufe zu machen.

Es war neun Uhr Morgens. Therese fragte ihrer Gewohnheit gemäß Rousseau, was er zum Mittagsbrod zu haben wünsche. Rousseau entschlug sich seiner Träumerei, erhob langsam den Kopf und schaute Therese an, wie ein halbwacher Mensch.

„Alles, was Sie wollen, wenn nur Kirschen und Blumen dabei sind,“ antwortete er.

„Man wird sehen, ob dies nicht zu theuer ist,“ sagte Therese.

„Wohl verstanden!“

„Denn ich weiß nicht, ob das, was Sie machen, nichts taugt, aber mir scheint, man bezahlt Sie nicht mehr wie früher.“

„Sie täuschen sich, Therese, man bezahlt mir denselben Preis; aber ich werde müde und arbeite weniger, und dann ist mein Buchhändler um einen halben Band gegen mich im Verzug.“

„Sie werden sehen, daß dieser noch Bankerott macht."

„Wir wollen hoffen, daß dies nicht geschieht, es ist ein ehrlicher Mann."

„Ein ehrlicher Mann, ein ehrlicher Mann ... wenn Sie das gesagt haben, glauben Sie Alles gesagt zu haben."

„Ich habe wenigstens viel gesagt," erwiederte Rousseau lächelnd, „denn ich sage es nicht von Jedermann."

„Darüber darf man sich nicht wundern, Sie sind so mürrisch."

„Therese, wir entfernen uns von der Frage."

„Ja, Sie wollen Ihre Kirschen, Feinschmecker; ja, Sie wollen Ihre Blumen, Sybarite!"

„Warum nicht, meine gute Haushälterin," erwiederte Rousseau mit einer Engelsgeduld, „mein Herz und mein Kopf sind so krank, daß ich mich, da ich nicht ausgehen kann, wenigstens daran ergötzen will, daß ich ein wenig von dem sehe, was Gott mit vollen Händen auf die Felder ausstreut."

Rousseau war in der That bleich und angegriffen und seine trägen Hände blätterten in einem Buch, das seine Augen nicht lasen.

Therese schüttelte den Kopf.

„Es ist gut, es ist gut," sagte sie, „ich gehe auf eine Stunde aus, erinnern Sie sich, daß ich den Schlüßel unter die Strohmatte lege, und daß, wenn Sie ihn brauchen . . ."

„Oh! ich gehe nicht aus."

„Ich weiß wohl, daß Sie nicht ausgehen werden, da Sie sich nicht aufrecht halten können; doch ich sage Ihnen dies, damit Sie ein wenig auf die Leute Achtung geben, welche kommen dürften, und damit Sie öffnen, wenn man läutet, denn wenn man läutet, können Sie sicher sein, daß ich es nicht bin."

„Ich danke, meine gute Therese, ich danke, gehen Sie."

Die Haushälterin entfernte sich ihrer Gewohnheit gemäß brummend; doch das Geräusch ihrer schwerfälligen Tritte war noch lange auf der Treppe hörbar.

Sobald aber die Thüre geschloßen war, benützte Rousseau die Einsamkeit, um sich behaglich auf seinem Stuhl auszustrecken, schaute den Vögeln zu, welche am Fenster ein wenig Brodkrume pickten, und ergötzte sich an der Sonne, welche zwischen den Kaminen der Nachbarhäuser durchdrang.

Jung und rasch, fühlte sein Geist nicht sobald die Freiheit, als er seine Flügel öffnete, wie es die Sperlinge nach ihrem heitern Mahle thaten.

Plötzlich knarrte die Eingangsthüre auf ihren Angeln und entriß den Philosophen seinem süßen Behagen.

„Wie," sagte er zu sich selbst, „schon zurück! . . . sollte ich eingeschlafen sein, während ich nur zu träumen glaubte?"

Rousseau wandte dieser Thüre den Rücken zu; überzeugt, Therese käme zurück, rührte er sich nicht einmal.

Es trat eine kurze Stille ein.

Mitten unter dieser Stille sagte eine Stimme, welche den Philosophen beben machte:

„Verzeihen Sie, mein Herr."

Rousseau wandte sich rasch um und rief:

„Gilbert!"

„Ja, Gilbert . . . ich bitte noch einmal um Verzeihung, Herr Rousseau."

Rousseau heftete sein Auge starr auf den jungen Mann.

Es war in der That Gilbert.

Doch Gilbert, hager und die Haare zerstreut, unter seinen unordentlichen Kleidern nur schlecht seine zitternden, abgemagerten Glieder verbergend, Gilbert mit einem Wort, dessen Anblick Rousseau beben machte und ihm einen Ausruf des Mitleids entriß, der einer Angst glich.

Gilbert hatte den stieren, leuchtenden Blick ausgehungerter Raubvögel; ein Lächeln geheuchelter Schüchtern-

heit bildete einen Widerspruch mit diesem Blick, wie es mit dem Obertheil eines ernsten Adlerkopfes das Untertheil eines höhnischen Fuchskopfes thun würde.

„Was wollen Sie hier?“ rief lebhaft Rousseau, der die Unordnung nicht liebte und sie bei Andern als das Anzeichen einer schlimmen Absicht betrachtete.

„Mein Herr, ich habe Hunger,“ antwortete Gilbert.

Rousseau bebte, als er den Ton dieser Stimme hörte, welche das furchtbarste Wort der menschlichen Sprache hervorbrachte.

„Und wie sind Sie hereingekommen? die Thüre war geschloßen.“

„Mein Herr, ich weiß, daß Frau Therese gewöhnlich den Schlüßel unter die Strohmatte legt, ich wartete, bis Frau Therese weggegangen war, denn sie liebt mich nicht und hätte sich vielleicht geweigert, mich zu empfangen oder bei Ihnen einzuführen; da ich dann wußte, Sie wären allein, ging ich herauf, nahm den Schlüßel aus seinem Versteck, und hier bin ich.“

Rousseau erhob sich auf den beiden Armen seines Lehnstuhls.

„Hören Sie mich,“ sagte Gilbert, „hören Sie mich nur einen einzigen Augenblick, ich schwöre Ihnen, daß ich Gehör verdiene.“

„Sprechen Sie,“ erwiederte Rousseau, von tiefem Erstaunen beim Anblick dieses Gesichts ergriffen, das keinen Ausdruck der der Gesammtheit der Menschen gemeinschaftlichen Gefühle mehr bot.

„Ich hätte Ihnen vor Allem sagen müßen, ich sei in eine solche Noth versetzt, daß ich nicht mehr wisse, ob ich stehlen, mich umbringen, oder noch etwas Schlimmeres thun soll.“

Bei diesen Worten erhob sich Rousseau vollends und machte sich einen Wall aus seinem Schreibtisch.

„Oh! seien Sie unbesorgt, mein Lehrer und mein Beschützer,“ sprach Gilbert mit einem Ton voll Sanftmuth, ich glaube, wenn ich es recht bedenke, daß ich nicht

nöthig haben werde, mich selbst umzubringen, und daß ich wohl ohne dieses sterbe; denn seit acht Tagen, da ich aus Trianon entflohen bin, laufe ich in den Waldungen und auf den Feldern umher, ohne etwas Anderes, als rohe Gemüse und wilde Früchte zu essen. Ich bin entkräftet und falle vor Müdigkeit und Hunger um. Was das Stehlen betrifft, so werde ich es nicht bei Ihnen versuchen, denn ich liebe Ihr Haus zu sehr, Herr Rousseau. Was aber das Dritte anbelangt, oh! um es zu vollführen . . ."

„Nun?"

„Bedürfte es bei mir eines Entschlußes, den ich hier suche."

„Sind Sie verrückt?"

„Nein, mein Herr; doch ich bin sehr unglücklich, sehr in Verzweiflung, und ich hätte mich diesen Morgen in der Seine ertränkt, wäre nicht eine Betrachtung bei mir eingetreten."

„Welche?"

„Sie haben geschrieben:

„„Der Selbstmord ist ein Diebstahl an der Menschheit begangen.""

Rousseau schaute den jungen Mann an, als wollte er sagen:

„Sind Sie so eitel, zu glauben, ich habe, als ich dies geschrieben, an Sie gedacht?"

„Oh! ich begreife," murmelte Gilbert.

„Ich glaube nicht," entgegnete Rousseau.

„Sie wollen sagen: Wäre der Tod von Dir Elendem, der Du nichts bist, der Du nichts besitzst, der Du nichts vermagst, ein Ereigniß?"

„Es handelt sich nicht um dieses," sprach Rousseau, der sich schämte, errathen worden zu sein; „doch ich denke, Sie haben Hunger."

„Ja, ich äußerte das."

„Nun! da Sie wußten, wo der Schlüßel zur Thüre

liegt, so wissen Sie auch, wo das Brod ist: gehen Sie an den Speiseschrank, nehmen Sie Brod und entfernen Sie sich."

Gilbert rührte sich nicht.

„Wenn Sie nicht Brod brauchen, sondern Geld, so halte ich Sie nicht für so bösartig, daß Sie einen Greis, der Ihr Beschützer war, in dem Haus, das Ihnen Zuflucht gegeben, mißhandeln würden. Begnügen Sie sich also mit dem Wenigen. Hier . . ."

Und er suchte in seiner Tasche und reichte ihm etwas Münze.

Gilbert hielt seine Hand zurück.

„Oh!" sprach er mit brennendem Schmerz, „es ist weder von Geld, noch von Brod die Rede; Sie haben nicht begriffen, was ich meinte, als ich des Selbstmords erwähnte. Wenn ich mich nicht tödte, so ist dies so, weil nun mein Leben vielleicht Jemand nützlich sein kann, weil mein Tod Jemand berauben würde. Sie, der Sie alle socialen Gesetze, alle natürlichen Verpflichtungen kennen, sagen Sie, gibt es in dieser Welt ein Band, das einen Menschen, der sterben will, an das Leben zu fesseln vermag?"

„Es gibt viele," sprach Rousseau.

„Ist Vater sein eines von diesen Banden; Schauen Sie mich an, während Sie mir antworten, Herr Rousseau, damit ich die Antwort in Ihren Augen sehe."

„Ja," stammelte Rousseau, „ja, sicherlich. Wozu aber diese Frage von Ihnen?"

„Mein Herr, Ihre Worte werden ein Ausspruch für mich sein . . . wägen Sie dieselben wohl ab, ich beschwöre Sie. Mein Herr, ich bin so unglücklich, daß ich mich gern tödten möchte; aber . . . aber ich habe ein Kind."

Rousseau fuhr vor Erstaunen in seinem Stuhle auf.

„Oh! spotten Sie meiner nicht," sagte Gilbert mit demüthigem Ton; „Sie würden nur einen Ritz an meinem Herzen zu machen glauben, während Sie es wie mit

einem Dolche öffneten: ich wiederhole Ihnen, ich habe ein Kind."

Rousseau schaute ihn an, ohne zu antworten.

„Sonst wäre ich schon todt," fuhr Gilbert fort; „in diesem Zweifel sagte ich mir, Sie würden mir einen guten Rath geben, und ging hierher."

„Aber warum habe ich denn Ihnen Rathschläge zu geben?" fragte Rousseau; „haben Sie mich um Rath gefragt, als Sie den Fehler begingen?"

„Mein Herr, dieser Fehler . . ."

Gilbert näherte sich Rousseau mit einem seltsamen Ausdruck.

„Nun?" sagte dieser.

„Es gibt Leute, die diesen Fehler ein Verbrechen nennen."

„Verbrechen! ein Grund mehr, daß Sie nicht mit mir hätten sprechen sollen. Ich bin ein Mensch wie Sie und kein Beichtvater! Was Sie mir da sagen, wundert mich indessen nicht; ich habe immer vorhergesehen, es würde eine schlechte Wendung bei Ihnen nehmen; Sie sind eine schlimme Natur."

„Nein, mein Herr," entgegnete Gilbert, schwermüthig den Kopf schüttelnd, „nein, Sie täuschen sich; mein Geist ist falsch, oder vielmehr verfälscht; ich habe viele Bücher gelesen, die mir die Gleichheit der Kasten, den Stolz des Geistes, den Adel der Instincte predigten; diese Bücher, mein Herr, waren von so erhabenen Namen unterzeichnet, daß ein armer Bauer wie ich wohl irregeleitet werden konnte . . . Ich richtete mich dadurch zu Grunde."

„Ah! ah! ich sehe, worauf Sie abzielen, Herr Gilbert."

„Ich?"

„Ja; Sie klagen meine Lehre an . . . Doch haben Sie nicht den freien Willen?"

„Ich klage nicht an, mein Herr, ich sage Ihnen, daß ich gelesen habe; was ich anklage, ist meine Leicht-

gläubigkeit, ich habe geglaubt, und mich vergangen; es gibt zwei Ursachen meines Verbrechens: Sie sind die erste, und ich komme vor Allem zu Ihnen; ich werde sodann zu der zweiten gehen, doch hernach und wenn es Zeit ist."

„Sprechen Sie, was verlangen Sie von mir?"

„Weder ein Almosen, noch Obdach, noch Brod, obschon ich verlassen, nackt und hungrig bin; nein, ich verlange von Ihnen eine moralische Stütze, ich verlange eine Sanction Ihrer Lehre, ich bitte Sie, mir durch ein Wort meine ganze Stärke wiederzugeben, welche nicht durch die Ermattung meiner Arme und Beine, sondern durch den Zweifel in meinem Kopf und in meinem Herzen gebrochen ist. Herr Rousseau, ich beschwöre Sie also, mir zu sagen, ob das, was ich seit acht Tagen fühle, der Schmerz des Hungers in den Muskeln meines Magens, oder ob es die Marter der Gewissensbisse in den Organen meines Geistes ist. Ich habe durch ein Verbrechen ein Kind gezeugt; sagen Sie mir nun, muß ich mir in bitterer Verzweiflung die Haare ausraufen, mich im Sande wälzen und ausrufen: Gnade! oder soll ich lachen, wie die Frau in der Schrift, und sagen: Ich habe gethan, wie die Welt thut; ist unter den Menschen einer, der besser als ich, so steinige er mich? Mit einem Wort, Herr Rousseau, Sie, der Sie fühlen mußten, was ich gefühlt habe, beantworten Sie diese Frage, sagen Sie, ist es natürlich, daß ein Vater sein Kind verläßt?"

Gilbert hatte nicht sobald dieses Wort gesprochen, als Rousseau so bleich wurde, wie Gilbert selbst nicht war, alle Fassung verlor und stammelte:

„Mit welchem Recht sprechen Sie so mit mir?"

„Weil ich in Ihrem Hause, Herr Rousseau, in der Mansarde, wo Sie mir Gastfreundschaft gewährten, das las, was Sie über diesen Gegenstand geschrieben haben; weil Sie erklärten, die in der Armuth geborenen Kinder gehören dem Staat, der für sie sorgen müße; weil ich Sie endlich stets für einen ehrlichen Mann gehalten habe,

obgleich Sie sich nicht scheuten, die Kinder zu verlassen, die Ihnen geboren worden sind."

„Unglücklicher!" rief Rousseau, „Du hast mein Buch gelesen und führst eine solche Sprache gegen mich!"

„Nun?"

„Du bist nichts, als ein schlimmer Kopf verbunden mit einem schlimmen Herzen."

„Herr Rousseau!"

„Du hast schlecht in meinen Büchern gelesen, wie Du schlecht im menschlichen Leben liesest! Du hast nur die Oberfläche der Blätter gesehen, wie Du nur die des Gesichtes siehst! Ah! Du glaubst mich Deines Verbrechens mitschuldig zu machen, indem Du mir die Bücher anführst, die ich geschrieben habe, indem Du mir sagst: Sie gestehen, dies gethan zu haben, folglich kann ich es auch thun! Doch Unglücklicher! was Du nicht weißt, was Du nicht in meinen Büchern gelesen, nicht errathen hast, ist, daß ich das ganze Leben desjenigen, welchen Du zum Beispiel genommen, dieses Leben der Armuth und der Leiden, gegen ein goldenes, üppiges Dasein, gegen ein Leben voll Prunk und Lustbarkeit vertauschen konnte. Habe ich weniger Talent, als Herr von Voltaire, und konnte ich nicht ebenso viel erzeugen, als er? Konnte ich nicht, weniger Fleiß darauf verwendend, als ich es thue, meine Bücher ebenso theuer verkaufen, als er die seinigen verkauft, und das Geld zwingen, in meine Kasse zu rollen, indem ich ohne Unterlaß eine halb volle Kiste zur Verfügung meiner Buchhändler hielt? Das Gold zieht das Gold an: weißt Du das nicht? Ich hätte auch einen Palast gehabt, ich hätte auch muntere Pferde, ich hätte auch einen Wagen gehabt, um eine junge und schöne Geliebte spazieren zu führen, und glaube mir, dieser Luxus würde in mir die Quelle einer unversiegbaren Poesie nicht vertrocknet haben. Sprich, habe ich nicht Leidenschaften? Schaue meine Augen an, welche noch mit sechzig Jahren im Feuer der

Jugend und des Verlangens glänzen! Du, der Du meine Bücher gelesen oder abgeschrieben hast, sprich, erinnerst Du Dich nicht, daß trotz der Abnahme der Jahre, trotz sehr schwerer Uebel, mein Herz, stets jung, um besser zu leiden, alle übrigen Kräfte meiner Organisation geerbt zu haben scheint? Von Gebresten niedergebeugt, die mich zu gehen verhindern, fühle ich mich kräftiger und lebensvoller, um den Schmerz in mir aufzunehmen und zu verzehren, als ich es je in der Blüthe meiner Jahre gewesen bin, um die seltenen Glückseligkeiten zu empfahen, die ich von Gott erhalten habe."

„Ich weiß dies Alles, mein Herr," sprach Gilbert, „Ich habe Sie von Nahem gesehen und begriffen."

„Wenn Du mich von Nahem gesehen, wenn Du mich begriffen, hat dann nicht mein Leben für Dich eine Bedeutung, die es für Andere nicht hat? Diese Selbstverleugnung, welche nicht in meiner Natur liegt, sagt sie Dir nicht, ich habe sühnen wollen . . ."

„Sühnen!" murmelte Gilbert.

„Hast Du nicht begriffen," fuhr der Philosoph fort, „daß ich, nachdem mich diese Armuth Anfangs gezwungen, einen übertriebenen Entschluß zu fassen, hernach keine andere Entschuldigung mehr für diesen Entschluß gefunden habe, als die Uneigennützigkeit und die Ausdauer in der Armuth? Hast Du nicht begriffen, daß ich meinen Geist durch die Demüthigung bestraft habe? Denn mein Geist hauptsächlich war schuldig; mein Geist, der seine Zuflucht zu Paradoxen genommen, um sich zu rechtfertigen, während ich andererseits mein Herz durch die Fortdauer der Reue bestrafte."

„Oh!" rief Gilbert, „so antworten Sie mir! so stürzt Ihr Philosophen, die Ihr dem Menschengeschlecht geschriebene Lehren zuschleudert, Euch in die Verzweiflung, indem Ihr uns verdammt, wenn wir Euch nachahmen; ei! was liegt mir an Ihrer Demüthigung, sobald sie geheim ist, an Ihrer Reue, sobald sie verborgen bleibt.

Oh! wehe, wehe Ihnen, wehe! und mögen die in Ihrem Namen begangenen Verbrechen auf Ihr Haupt zurückfallen!"

„Auf mein Haupt, sagst Du, der Fluch und die Strafe zugleich, denn Du vergissest die Strafe, oh! das wäre zu viel! Du, der Du gesündigt hast wie ich, verdammst Du Dich auch so strenge, wie mich?"

„Noch strenger," antwortete Gilbert, „denn meine Bestrafung wird furchtbar sein; doch nun, da ich an nichts mehr glaube, werde ich mich durch meinen Gegner, oder vielmehr durch meinen Feind tödten lassen! ein Selbstmord, den mein Elend mir räth, den mein Gewissen mir verzeiht, denn nun ist mein Tod nicht mehr ein an der Menschheit begangener Diebstahl, und Sie haben da eine Phrase geschrieben, die Sie nicht dachten."

„Halt ein, Unglücklicher," rief Rousseau, „halt ein! hast Du nicht Böses genug mit der einfältigen Leichtgläubigkeit gethan? mußt Du noch mehr mit dem albernen Skepticismus thun? Du hast mir von einem Kind gesprochen, Du hast mir gesagt, Du wärest Vater, oder Du solltest Vater werden?"

„Ich habe es gesagt."

„Weißt Du, was das heißt?" murmelte Rousseau mit leiser Stimme, „weißt Du, was es heißt, mit sich nicht in den Tod, sondern in die Schmach Geschöpfe fortzureißen, welche geboren sind, frei und rein die volle Luft der Tugend einzuathmen, die Gott als Mitgift jedem Menschen gibt, der aus dem Schooß seiner Mutter hervorkommt? Höre doch, wie gräßlich meine Lage ist: als ich meine Kinder verließ, sah ich ein, daß die Gesellschaft, welche jede Ueberlegenheit verletzt, mir dieses Unrecht wie einen entehrenden Vorwurf ins Gesicht schleudern würde; da rechtfertigte ich mich mit Paradoxen; da wandte ich zehn Jahre meines Lebens dazu an, Rathschläge den Müttern für die Erziehung ihrer Kinder, ich, der ich nicht Vater zu sein gewußt hatte, dem Vaterland für die Bildung kräftiger und ehrlicher Bürger zu geben, ich, der ich schwach und verdorben war. Der Henker,

der die Gesellschaft, das Vaterland und die Waise rächt, bemächtigte sich dann eines Tages, da er sich meiner nicht bemächtigen konnte, meines Buches und verbrannte es als eine lebendige Schmach für das Land, dessen Luft dieses Buch vergiftet hatte. Wähle, errathe, urtheile: habe ich beim Handeln gut gethan? habe ich in den Büchern schlecht gethan? Du antwortest nicht; Gott selbst wäre in Verlegenheit, Gott, der in seinen Händen die unbeugsame Wagschale zwischen Recht und Unrecht hält. Wohl! ich habe ein Herz, das diese Frage löst, und dieses Herz sagt mir hier in der Tiefe meiner Brust: Wehe Dir, unnatürlicher Vater, der Du Deine Kinder verlassen hast; wehe Dir, wenn Du der jungen Buhldirne begegnetst, die an der Ecke eines Kreuzweges schamlos lacht, denn diese ist vielleicht Deine verlassene Tochter, welche der Hunger in die Schande gestürzt hat; wehe Dir, wenn Du auf der Straße den Dieb triffst, den man noch von seiner Beute beschwert verhaftet, denn dieser ist vielleicht Dein verlassener Sohn, den der Hunger zum Verbrechen angetrieben hat!"

Bei diesen Worten sank Rousseau, der sich erhoben hatte, wieder in seinen Lehnstuhl zurück.

„Und dennoch," fuhr er mit einer gebrochenen Stimme fort, die den Ausdruck eines Gebetes hatte, „und dennoch bin ich nicht so schuldig gewesen, als man glauben könnte; ich habe eine herzlose Mutter, welcher die halbe Schuld zur Last fiel, vergessen sehen, wie die Thiere vergessen, und ich sagte mir: Gott hat gestattet, daß die Mutter vergißt, also muß sie vergessen. Nun, ich täuschte mich in jenem Augenblick, und heute, da Du mich Dir hast sagen hören, was ich nie einem Menschen gesagt habe, heute bist Du nicht mehr berechtigt, Dich zu täuschen."

„Demnach," fragte der junge Mann, die Stirne faltend, „demnach würden Sie Ihre Kinder nie verlassen haben, wenn Sie Geld gehabt hätten, um sie zu ernähren?"

„Nur das streng Nothwendige . . . nein, nie, das schwöre ich Ihnen.“

Bei diesen Worten streckte Rousseau feierlich seine Hand zum Himmel empor.

„Sind zwanzig tausend Livres hinreichend, um sein Kind zu ernähren?“ fragte Gilbert.

„Ja, das ist genug.“

„Ich danke, mein Herr, ich weiß nun, was ich zu thun habe.“

„Und in jedem Fall können Sie als ein junger Mann, wie Sie sind, mit Ihrer Arbeit Ihr Kind ernähren,“ sagte Rousseau. „Doch Sie sprachen von einem Verbrechen: man sucht Sie, man verfolgt Sie vielleicht..“

„Ja, mein Herr.“

„Nun, so verbergen Sie sich hier, die kleine Dachkammer ist immer noch frei.“

„Sie sind ein Mann, den ich liebe, mein Lehrer, und Ihr Anerbieten erfüllt mich mit Freude,“ rief Gilbert, „ich bitte Sie in der That nur um ein Obdach, das mich schützt, mein Brod werde ich mir verdienen, — Sie wissen, ich bin kein Träger.“

„Nun also,“ sagte Rousseau mit unruhiger Miene, „wenn dies so abgemacht ist, so gehen Sie hinauf, damit Therese Sie nicht hier sieht, sie kommt nicht mehr in den Speicher hinauf, weil wir seit Ihrem Abgang nichts mehr dort aufbewahren; Sie finden Ihren Strohsack oben, richten Sie sich ein, so gut Sie können.“

„Ich danke, mein Herr, ich werde auf diese Art glücklicher sein, als ich es verdiene.“

„Ist das nun Alles, was Sie wünschen?“ fragte Rousseau, der Gilbert gleichsam mit dem Blick aus dem Zimmer trieb.

„Nein, mein Herr, noch ein Wort, wenn Sie erlauben.“

„Sprechen Sie.“

„Sie beschuldigten mich eines Tags in Luciennes, ich

habe Sie verrathen; ich habe Niemand verrathen, mein Herr, ich folgte meiner Liebe."

„Reden wir nicht mehr hievon; ist dies Alles?"

„Ja; sagen Sie mir nur noch, Herr Rousseau: wenn man die Adresse von Jemand in Paris nicht weiß, ist es möglich, sich dieselbe zu verschaffen?"

„Gewiß, wenn diese Person bekannt ist."

„Diejenige, welche ich meine, ist sehr bekannt."

„Ihr Name?"

„Der Herr Graf Joseph Balsamo."

Rousseau schauerte; er hatte die Versammlung in der Rue Platrière nicht vergessen.

„Was wollen Sie von diesem Mann?" fragte er.

„Etwas ganz Einfaches. Ich beschuldigte Sie, meinen Herrn und Meister, Sie seien moralisch die Ursache meines Verbrechens, weil ich glaubte, ich habe nur dem Gesetz der Natur gehorcht."

„Und ich habe Sie enttäuscht?" rief Rousseau zitternd bei dem Gedanken an eine solche Verantwortlichkeit.

„Sie haben mich wenigstens aufgeklärt."

„Nun, was wollen Sie mir sagen?"

„Mein Verbrechen habe nicht nur eine moralische, sondern auch eine physische Ursache gehabt."

„Und dieser Graf von Balsamo ist die physische Ursache, nicht wahr?"

„Ja. Ich habe Beispiele nachgeahmt, ich habe eine Gelegenheit ergriffen und hierin, ich erkenne es nun, wie ein wildes Thier gehandelt, und nicht wie ein Mensch. Das Beispiel sind Sie; die Gelegenheit ist der Herr Graf von Balsamo. Wo wohnt er, wissen Sie es?"

„Ja."

„So geben Sie mir seine Adresse."

„Rue Saint-Claude im Marais."

„Ich danke . . . ich gehe auf der Stelle zu ihm."

„Nehmen Sie sich in Acht, mein Kind," rief Rousseau, Gilbert zurückhaltend, „das ist ein mächtiger und tiefer Mann."

„Seien Sie unbesorgt, Herr Rousseau, ich bin entschloßen, und Sie haben mich Selbstbeherrschung gelehrt."

„Geschwinde, geschwinde, gehen Sie hinauf," rief Rousseau, „ich höre die Gangthüre schließen; ohne Zweifel kommt Therese zurück; verbergen Sie sich in Ihrer Dachkammer, bis sie hier herein ist, dann gehen Sie aus."

„Ich bitte, geben Sie mir den Schlüssel."

„Er hängt wie gewöhnlich am Nagel in der Küche."

„Guten Tag, mein Herr."

„Nehmen Sie Brod, ich werde Ihnen Arbeit für diese Nacht geben."

„Ich danke," sagte Gilbert und schlich so leicht weg, daß er sich in seiner Dachkammer befand, ehe Therese den ersten Stock heraufgestiegen war.

CLIII.

Der Gewissensfall. (Fortsetzung.)

Mit der kostbaren Anweisung versehen, die ihm Rousseau gegeben hatte, brauchte Gilbert nicht lange, um sein Vorhaben auszuführen.

Therese hatte nicht sobald die Thüre ihres Zimmers geschlossen, als der junge Mann, der von der Thüre seiner Mansarde aus alle ihre Bewegungen beobachtet hatte, die Treppe mit einer Schnelligkeit hinabstieg, als ob er durchaus nicht durch ein langes Fasten geschwächt worden wäre. Gilbert hatte den Kopf voll von Gedanken der Hoffnung, des Grolls, und hinter dem Allem schwebte ein rächender Schatten, der ihn mit seinen Klagen und Anschuldigungen stachelte. Er kam in die Rue Saint-Claude in einem schwer zu beschreibenden Zustand.

Als er in den Hof eintrat, geleitete Balsamo den Prinzen von Rohan, den eine Pflicht der Artigkeit zu seinem großmüthigen Alchemisten geführt hatte, bis zur Thüre zurück.

Während aber der Prinz herausging und zum letzten Mal stehen blieb, um seine Danksagung gegen Balsamo zu wiederholen, schlüpfte der arme, zerlumpte Bursche hinein, ohne daß er sich umzuschauen wagte.

Der Wagen des Prinzen erwartete diesen auf dem Boulevard; der Prälat durchschritt leicht den Raum, der ihn von seiner Carrosse trennte, die sich rasch entfernte, sobald der Schlag geschlossen war.

Balsamo folgte ihm mit einem schwermüthigen Blick und wandte sich nach der Freitreppe, sobald der Wagen verschwand.

Auf dieser Freitreppe erblickte er eine Art von Bettler in flehender Stellung.

Balsamo ging auf ihn zu; obgleich sein Mund stumm war, fragte doch sein ausdrucksvoller Blick:

„Ich bitte um eine Viertelstunde Gehör, Herr Graf," sprach der junge Mann mit den zerlumpten Kleidern.

„Wer sind Sie, mein Freund?" fragte Balsamo mit außerordentlicher Sanftheit.

„Erkennen Sie mich nicht mehr?"

„Nein; doch gleichviel, kommen Sie," erwiederte Balsamo, ohne sich um die zerlumpten Kleider, das seltsame Aussehen und das Belästigende des Bittstellers zu bekümmern.

Und er ging ihm voran und führte ihn in das erste Zimmer, wo er sich niedersetzte und, ohne Ton und Gesicht zu verändern, zu ihm sagte:

„Sie fragten mich, ob ich Sie nicht erkenne?"

„Ja, Herr Graf."

„In der That, es kommt mir vor, als hätte ich Sie irgendwo gesehen."

„In Taverney, mein Herr, als Sie am Tage vor der Ankunft der Dauphine dahin kamen."

„Was machten Sie in Taverney?"

„Ich wohnte dort."

„Als Diener der Familie?"

„Nein, als Hausgenosse."

„Sie haben Taverney verlassen?"

„Ja, vor ungefähr drei Monaten."

„Und Sie kamen?"

„Nach Paris, wo ich Anfangs bei Herrn Rousseau studirte, wonach ich in den Gärten von Trianon durch die Verwendung von Herrn von Jussieu als Gärtnergehülfe angestellt wurde."

„Sie führen mir da einen schönen Namen an, mein Freund: was wollen Sie?"

„Ich werde es Ihnen sagen," erwiederte er, und heftete dann, eine Pause machend, einen Blick auf Balsamo, dem es nicht an Festigkeit gebrach.

„Sie erinnern sich, daß Sie in der Nacht des großen Sturmes, Freitag vor sechs Wochen, nach Trianon gekommen sind?" fuhr er dann fort.

Bis jetzt ernst, wurde Balsamo düster.

„Ja, ich erinnere mich," antwortete er; „sollten Sie mich gesehen haben?"

„Ich habe Sie gesehen."

„Dann kommen Sie, um sich das Geheimniß bezahlen zu lassen?" sagte Balsamo mit drohendem Tone.

„Nein, mein Herr, denn ich habe noch ein viel größeres Interesse als Sie, dieses Geheimniß zu bewahren."

„Sie sind derjenige, welchen man Gilbert nennt?"

„Ja, Herr Graf."

Balsamo schaute mit seinem tiefen, verzehrenden Blick den jungen Mann an, dessen Namen eine so furchtbare Anschuldigung mit sich führte.

Er, der sich auf die Menschen verstand, war erstaunt über die Sicherheit seiner Haltung, über die Würde seiner Rede.

Gilbert hatte sich an einen Tisch gestellt, auf den

sich nicht stützte; eine seiner zarten, obgleich sie an ländliche Arbeiten gewöhnt, weißen Hände war in seiner Brust verborgen; die andere fiel anmuthig an seiner Seite herab.

„Ich sehe an Ihrer Haltung, was Sie hier wollen," sprach Balsamo; „Sie wissen, daß eine furchtbare Anschuldigung gegen Sie von Fräulein von Taverney vorgebracht worden ist, die ich mit Hülfe der Wissenschaft die Wahrheit zu sagen gezwungen habe; Sie kommen, um mir diese Zeugschaft, diese Enthüllung eines Geheimnisses, das ohne mich in der Finsterniß wie in einem Grab verborgen geblieben wäre, zum Vorwurf zu machen?"

Gilbert schüttelte nur den Kopf.

„Sie hätten jedoch Unrecht," fuhr Balsamo fort; „denn angenommen, ich hätte Sie anzeigen wollen, ohne durch mein eigenes Interesse, da man mich beschuldigte, dazu genöthigt zu sein; angenommen, ich hätte Sie als Feind behandelt, ich hätte Sie angegriffen, während ich mich nur auf meine Vertheidigung beschränkte, dies Alles angenommen, wären Sie doch nicht berechtigt, irgend Etwas zu sagen, denn Sie haben in der That eine schändliche Handlung begangen."

Gilbert wühlte mit seinen Nägeln in seiner Brust, aber er antwortete nicht.

„Der Bruder wird Sie verfolgen, die Schwester wird Sie tödten lassen," sagte Balsamo, „wenn Sie so unklug sind, in den Straßen von Paris, wie Sie dies thun, spazieren zu gehen."

„Oh! daran ist mir nichts gelegen," entgegnete Gilbert.

„Wie, es ist Ihnen nichts daran gelegen?"

„Ja; ich liebte Fräulein Andrée; ich liebte sie, wie sie nie von einem Menschen geliebt sein wird; doch sie verachtete mich, mich, der ich so ehrfurchtsvolle Gefühle für sie hegte; sie verachtete mich, der ich sie schon zweimal in meinen Armen gehalten, ohne daß ich es nur wagte, meine Lippen dem Saum ihres Kleides zu nähern."

„So ist es, und Sie haben sie diese Ehrfurcht bezahlen lassen; Sie haben sich für ihre Verachtung gerächt; wodurch? Durch einen hinterlistigen Streich."

„Oh! nein, nein, der hinterlistige Streich kommt nicht von mir; es ist mir eine Gelegenheit, das Verbrechen zu begehen, geboten worden."

„Durch wen?"

„Durch Sie."

Balsamo fuhr auf, als ob ihn eine Schlange gestochen hätte, und rief:

„Durch mich!"

„Durch Sie, ja, mein Herr, durch Sie," wiederholte Gilbert; „Sie haben Fräulein Andrée eingeschläfert und sind dann entflohen; je weiter Sie sich entfernten, desto schwächer wurden ihre Beine, und sie fiel am Ende zu Boden. Ich nahm sie in meine Arme, um sie in ihr Zimmer zurückzutragen; ich fühlte ihr Fleisch an meinem Fleisch, ein Marmor wäre lebendig geworden! . . . ich, ich gab meiner Liebe nach. Bin ich denn so strafbar, als man sagt, mein Herr, das frage ich Sie, Sie, die Ursache meines Unglücks?"

Balsamo heftete seinen traurigen, mitleidsvollen Blick auf Gilbert und erwiederte:

„Du hast Recht, mein Kind; ich bin die Ursache Deines Verbrechens und des Unglücks dieses Mädchens gewesen."

„Und statt ein Mittel dagegen anzuwenden, haben Sie, der Sie so mächtig sind und so gut sein müßten, das Unglück des Mädchens erschwert und den Tod über das Haupt des Schuldigen verhängt."

„Das ist wahr, und Du sprichst vernünftig. Siehst Du, junger Mann, seit einiger Zeit bin ich ein verfluchtes Geschöpf, und alle meine Pläne nehmen, wenn sie aus meinem Gehirn hervorgehen, schädliche und bedrohliche Formen an; das steht im Zusammenhang mit Unglücksfällen, die ich zu erfahren hatte, und die Du nicht begreifst. Es ist dies indessen kein Grund, daß ich die An-

deren leiden mache; laß hören, was verlangst Du?"

„Ich verlange von Ihnen das Mittel, Alles, Verbrechen und Unglück, wieder gut zu machen, Herr Graf."

„Du liebst dieses Mädchen?"

„Oh! ja."

„Es gibt viele Arten von Liebe. Mit welcher Liebe liebst Du sie?"

„Ehe ich sie besaß, liebte ich sie bis zum Wahnsinn; heute liebe ich sie mit Gewissensbissen, mit Wuth. Ich würde vor Schmerz sterben, wenn sie mich mit Zorn empfinge; ich würde vor Freude sterben, wenn sie mir ihre Füße zu küssen erlaubte."

„Sie ist adelig, aber arm," sagte Balsamo nachdenkend.

„Ja."

„Doch ihr Bruder ist ein Mann von Herz und, wie ich glaube, wenig von den leeren Vorrechten des Adels angesteckt. Was würde geschehen, wenn Du von diesem Bruder seine Schwester zur Ehe verlangtest?"

„Er würde mich tödten!" antwortete Gilbert kalt; „doch da ich den Tod mehr wünsche, als fürchte, so werde ich das Verlangen stellen, wenn Sie mir dazu rathen."

Balsamo dachte nach und erwiederte dann:

„Du bist ein Mensch von Geist, und man sollte sogar glauben, Du wärest ein Mann von Herz, obgleich Deine Handlungen, abgesehen von meiner Mitschuld, wahrhaft strafbar sind. Suche nicht Herrn Philipp von Taverney, den Sohn, sondern den Baron von Taverney, seinen Vater, auf und sage ihm, hörst Du wohl, an dem Tag, wo er Dir seine Tochter zu heirathen erlaube, werdest Du Fräulein Andrée eine Mitgift bringen."

„Ich kann das nicht sagen, Herr Graf; ich habe nichts."

„Und ich sage Dir, daß Du ihr als Mitgift hunderttausend Thaler bringst, die ich Dir schenke, um das Un-

glück und das Verbrechen, wie Du es vorhin nanntest, wieder gut zu machen."

„Er wird mir nicht glauben, denn er weiß, daß ich arm bin."

„Wenn er Dir nicht glaubt, zeige ihm diese Kassenbillets, und sobald er sie sieht, wird er nicht mehr daran zweifeln."

Während Balsamo diese Worte sprach, öffnete er die Schublade eines Tisches und zählte dreißig Kassenbillets, jedes von zehntausend Livres.

Dann übergab er sie Gilbert und fragte den jungen Mann:

„Ist das Geld? Lies."

Gilbert warf einen gierigen Blick auf die Papiere, die er in der Hand hielt, und erkannte die Wahrheit dessen, was ihm Balsamo sagte.

Ein Blitz der Freude glänzte in seinen Augen.

„Wäre es möglich?" rief er. „Doch nein, eine solche Großmuth wäre zu erhaben!"

„Du bist mißtrauisch," sagte Balsamo, „Du hast Recht; doch gewöhne Dich daran, Dir die Gegenstände Deines Mißtrauens besser auszuwählen. Nimm also diese hunderttausend Thaler und gehe zu Herrn von Taverney."

„Mein Herr," sprach Gilbert, „so lange mir eine solche Summe nur auf ein einfaches Wort gegeben wird, glaube ich nicht an die Wirklichkeit des Geschenks."

Balsamo nahm eine Feder und schrieb:

„Ich schenke Gilbert als Mitgift am Tag, wo er seinen Heirathsvertrag mit Fräulein von Taverney unterzeichnen wird, die Summe von hunderttausend Thalern, die ich ihm zum Voraus in der Hoffnung auf eine glückliche Unterhandlung gegeben habe.

„Joseph Balsamo."

„Nimm dieses Papier, gehe und zweifle nicht mehr."

Gilbert empfing das Papier mit zitternder Hand.

„Mein Herr," sagte er, „wenn ich Ihnen ein solches Glück zu verdanken habe, so werden Sie der Gott sein, den ich auf Erden anbete."

„Es gibt nur einen Gott, den Du anbeten mußt, und dieser bin nicht ich," entgegnete Balsamo mit ernstem Tone. „Gehe, mein Freund."

„Eine letzte Bitte, mein Herr."

„Welche?"

„Schenken Sie mir fünfzig Livres."

„Du bittest mich um fünfzig Livres, während Du dreimalhunderttausend in den Händen hast?"

„Diese dreimalhunderttausend Livres gehören mir erst an dem Tage, wo Fräulein Andrée mich zu heirathen einwilligt."

„Was willst Du mit fünfzig Livres machen?"

„Einen anständigen Rock kaufen, mit dem ich vor dem Baron erscheinen kann."

„Hier, mein Freund, nimm," sagte Balsamo.

Und er gab ihm die gewünschten fünfzig Livres, entließ ihn sodann durch ein Zeichen mit dem Kopf, und kehrte mit demselben langsamen, traurigen Schritt in seine Gemächer zurück.

CLIV.

Die Pläne von Gilbert.

Als sich Gilbert auf der Straße befand, ließ er seine fieberhafte Phantasie sich abkühlen, die ihn bei den letzten Worten des Grafen nicht nur über das Wahrscheinliche, sondern auch über das Mögliche hinaus fortgerissen hatte.

In der Rue Pastourel setzte er sich auf einen Weichstein, schaute umher, ob ihn Niemand bespähte, und zog

aus seiner Tasche die durch das Zusammenpressen der Hand ganz zerknitterten Kassenbillets.

Es war ihm ein furchtbarer Gedanke gekommen, ein Gedanke, der ihm den Schweiß auf die Stirne trieb.

„Wir wollen doch bedenken," sagte er, die Billets betrachtend, „wir wollen bedenken, ob mich dieser Mensch nicht getäuscht, ob er mir nicht eine Falle gestellt hat, ob er mich nicht einem gewissen Tod, unter dem Vorwand, mir ein gewisses Glück zu verschaffen, entgegenschickt; wir wollen sehen, ob er für mich nicht das thut, was man für das Schaf thut, welches man auf die Schlachtbank lockt, indem man ihm eine Handvoll frisches Gras bietet. Ich habe sagen hören, es sei eine große Anzahl von falschen Kassenbillets im Umlauf, mit denen die Wüstlinge des Hofs zuweilen die Mädchen von der Oper betrügen. Wir wollen sehen, ob mich der Graf nicht für einen Thoren gehalten hat."

Und er nahm aus dem kleinen Bündel ein Billet von zehntausend-Livres, trat bei einem Kaufmann ein und fragte nach der Adresse eines Banquier, um es dem Auftrage seines Herrn gemäß zu wechseln.

Der Kaufmann schaute das Billet an, drehte es mit Bewunderung, denn die Summe war pomphaft und sein Laden äußerst bescheiden, hin und her, und bezeichnete in der Rue Sainte-Avoie den Geldmann, dessen Gilbert bedurfte.

Das Billet war also gut.

Ganz freudig, ließ Gilbert sogleich seiner Einbildungskraft die Zügel schießen, verschloß sorgfältiger als zuvor die Kassenbillets in seinem Sacktuch und kaufte in der Rue Sainte-Avoie, als er hier einen Trödler erblickte, dessen Auslage ihm verführerisch vorkam, für fünfundzwanzig Livres, das heißt für einen von den beiden Louis d'or, die ihm Balsamo geschenkt hatte, ein vollständiges Kleid von kastanienbraunem Tuch, das sich ihm durch seine Reinlichkeit empfahl, ein Paar etwas abgetragene schwarze seidene Strümpfe und Schuhe mit glänzenden

Schnallen; auch fügte er ein ziemlich feines Leinwandhemd diesem mehr anständigen, als reichen Anzug bei, in welchem sich Gilbert durch einen Blick, den er in den Spiegel des Trödlers warf, bewunderte.

Dann ließ er seine alten Kleidungsstücke, gleichsam als Nachschuß zu den fünfundzwanzig Livres, zurück, steckte sein kostbares Sacktuch ein, und ging vom Laden des Trödlers in den eines Friseur, der in einer Viertelstunde den so merkwürdigen Kopf des Schützlings von Balsamo vollends zierlich und sogar schön machte.

Als alle diese Operationen ausgeführt waren, trat Gilbert bei einem Bäcker ein, der in der Nähe der Place Louis XV. wohnte, und kaufte für zwei Sous Brod, das er, rasch der Straße nach Versailles folgend, verzehrte.

An einem Brunnen, den er unter Wegs traf, hielt er an, um zu trinken.

Dann ging er wieder weiter und schlug alle Anerbietungen der Kutscher aus, welche nicht begriffen, warum ein so reinlich gekleideter junger Mensch fünfzehn Sous auf Kosten seiner Eiweißwichse sparte.

Was würden sie erst gesagt haben, hätten sie gewußt, daß dieser junge Mensch, der so zu Fuße ging, dreimal hundert tausend Livres bei sich trug?

Doch Gilbert hatte seine Gründe, warum er zu Fuße ging: einmal wegen seines festen Entschlusses, nicht um einen Liard das streng Nothwendige zu überschreiten, und dann, weil er das Bedürfniß fühlte, allein zu sein, um sich bequemer der Pantomime und den Monologen überlassen zu können.

Gott allein weiß, was an glücklichen Entwickelungen in dem Kopf dieses jungen Mannes vorging, während der dritthalb Stunden, die er marschirte.

In dieser Zeit hatte er mehr als vier Meilen zurückgelegt, und zwar ohne die Entfernung wahrzunehmen, ohne die geringste Müdigkeit zu fühlen, so mächtig war die Organisation dieses jungen Menschen.

Alle seine Pläne waren entworfen, und er hatte sich

über die Art und Weise, sein Gesuch anzubringen, entschieden.

Den Vater Taverney wollte er mit prunkhaften Worten angehen; wenn er dann die Genehmigung des Barons erlangt hätte, würde er vor Fräulein Andrée mit einer Sprache von solcher Beredtsamkeit erscheinen, daß sie ihm nicht nur verzeihen, sondern auch Achtung und Zuneigung für den Urheber der pathetischen Rede, die er vorbereitet, bekommen müßte.

Je mehr er hieran dachte, desto mehr gewann die Hoffnung die Oberhand vor der Furcht, und es schien Gilbert unmöglich, ein Mädchen würde in der Lage, in der sich Andrée befand, die von der Liebe gebotene Genugthuung nicht annehmen, wenn sich diese Liebe mit einer Summe von hunderttausend Thalern zeigte.

Gilbert war, während er diese Luftschlösser baute, naiv und ehrlich wie das einfachste Kind der Patriarchen; er vergaß alles Böse, das er gethan hatte, was vielleicht von einem ehrlicheren Herzen zeugte, als man glauben mag.

Als alle seine Batterien vorbereitet waren, kam er, das Herz in einem Schraubstock, auf dem Gebiete von Trianon an. Einmal hier, war er für Alles bereit: für die erste Wuth von Philipp, welche indessen sein edelmüthiger Schritt besänftigen sollte; für die erste Verachtung von Andrée, welche seine Liebe unterwerfen müßte; für die ersten Beleidigungen des Barons, den sein Geld bestechen würde.

So entfernt Gilbert auch von der Gesellschaft gelebt hatte, so errieth er doch instinctartig, daß dreimal hundert tausend Livres in der Tasche ein sicherer Panzer sind; was er am meisten befürchtete, war der Anblick der Leiden von Andrée; gegen dieses Unglück allein hatte er bange vor seiner Schwäche, einer Schwäche, die ihn eines Theils der für den Erfolg seiner Sache nothwendigen Mittel beraubt hätte.

Er trat in den Garten ein und schaute nicht ohne

einen gewissen Hochmuth alle die Arbeiter an, welche gestern noch seine Kameraden waren, heute aber unter ihm standen.

Die erste Frage, die er machte, bezog sich auf den Baron von Taverney. Er wandte sich natütlich an den Aufwärter vom Dienst in den Communs.

„Der Baron ist nicht in Trianon," antwortete dieser.

Gilbert zögerte einen Augenblick und fragte dann:

„Und Herr Philipp?"

„Oh! Herr Philipp ist mit Fräulein Andrée abgereist."

„Abgereist!" rief Gilbert erschrocken.

„Ja."

„Fräulein Andrée ist also abgereist?"

„Seit fünf Tagen."

„Nach Paris?"

Der Aufwärter machte eine Bewegung, welche besagen wollte:

„Ich weiß es nicht."

„Wie, Sie wissen es nicht?" rief Gilbert. „Fräulein Andrée ist abgereist, ohne daß man weiß, wohin? Sie kann doch nicht ohne Ursache abgereist sein."

„Ei! welche Albernheit," erwiederte der Aufwärter mit geringer Ehrfurcht vor Gilberts kastanienbraunem Kleid; „sicherlich hat sie sich nicht ohne Ursache entfernt."

„Aber warum hat sie sich entfernt?"

„Um eine Luftveränderung vorzunehmen."

„Eine Luftveränderung?" wiederholte Gilbert.

„Ja, es scheint die Luft von Trianon war schlecht für ihre Gesundheit, und auf Verordnung des Arztes hat sie auch Trianon verlassen."

Es war unnöthig, mehr zu fragen; der Aufwärter der Communs hatte offenbar Alles gesagt, was er über Fräulein von Taverney wußte.

Und dennoch konnte Gilbert in seinem Erstaunen nicht an das, was er hörte, glauben. Er lief nach dem Zimmer von Andrée und fand die Thüre geschlossen.

Bruchstücke von Glas, Heu und Strohhalme, die im Corridor umherlagen, boten seinem Blick alle Resultate eines Auszugs.

Gilbert kehrte in sein altes Zimmer zurück, das er so fand, wie er es verlassen hatte.

Das Fenster von Andrée stand offen, um Luft in die Wohnung einzulassen; sein Auge konnte bis in's Vorzimmer tauchen.

Die Wohnung war vollkommen leer.

Gilbert überließ sich sodann dem heftigsten Schmerz; er stieß seinen Kopf an die Wand, rang die Hände und wälzte sich auf dem Boden.

Dann stürzte er wie ein Wahnsinniger aus der Mansarde, eilte die Treppe hinab, als ob er Flügel hätte, drang, die Hände in seinen Haaren, in den Wald ein und sank mit Schreien und Verwünschungen mitten im Heidekraut, das Leben und die, welche es ihm geschenkt, verfluchend, nieder.

„Oh! es ist vorbei, es ist vorbei," murmelte er. „Gott will nicht, daß ich sie wiederfinde; Gott will, daß ich vor Reue, Verzweiflung und Liebe sterbe; so werde ich mein Verbrechen sühnen, so werde ich diejenige rächen, welche ich verletzt habe.

„Wo mag sie sein?

„In Taverney! Oh! ich werde gehen, ich werde gehen! ich werde bis an das Ende der Welt gehen, ich werde bis zu den Wolken hinaufsteigen, wenn es sein muß. Oh! ich werde ihre Spur wiederfinden und sie verfolgen, und müßte ich auf der Hälfte des Weges vor Hunger und Müdigkeit niederstürzen!"

Doch allmälig in seinem Schmerz durch den Ausbruch dieses Schmerzes erleichtert, erhob sich Gilbert, athmete freier, schaute mit etwas minder stierem Gesicht umher und schlug mit langsamen Schritten wieder den Weg nach Paris ein.

Diesmal brauchte er fünf Stunden, um ihn zurückzulegen.

einen gewissen Hochmuth alle die Arbeiter an, welche gestern noch seine Kameraden waren, heute aber unter ihm standen.

Die erste Frage, die er machte, bezog sich auf den Baron von Taverney. Er wandte sich natürlich an den Aufwärter vom Dienst in den Communs.

„Der Baron ist nicht in Trianon," antwortete dieser.

Gilbert zögerte einen Augenblick und fragte dann:

„Und Herr Philipp?"

„Oh! Herr Philipp ist mit Fräulein Andrée abgereist."

„Abgereist!" rief Gilbert erschrocken.

„Ja."

„Fräulein Andrée ist also abgereist?"

„Seit fünf Tagen."

„Nach Paris?"

Der Aufwärter machte eine Bewegung, welche besagen wollte:

„Ich weiß es nicht."

„Wie, Sie wissen es nicht?" rief Gilbert. „Fräulein Andrée ist abgereist, ohne daß man weiß, wohin? Sie kann doch nicht ohne Ursache abgereist sein."

„Ei! welche Albernheit," erwiederte der Aufwärter mit geringer Ehrfurcht vor Gilberts kastanienbraunem Kleid; „sicherlich hat sie sich nicht ohne Ursache entfernt."

„Aber warum hat sie sich entfernt?"

„Um eine Luftveränderung vorzunehmen."

„Eine Luftveränderung?" wiederholte Gilbert.

„Ja, es scheint die Luft von Trianon war schlecht für ihre Gesundheit, und auf Verordnung des Arztes hat sie auch Trianon verlassen."

Es war unnöthig, mehr zu fragen; der Aufwärter der Communs hatte offenbar Alles gesagt, was er über Fräulein von Taverney wußte.

Und dennoch konnte Gilbert in seinem Erstaunen nicht an das, was er hörte, glauben. Er lief nach dem Zimmer von Andrée und fand die Thüre geschlossen.

Bruchstücke von Glas, Heu und Strohhalme, die im Corridor umherlagen, boten seinem Blick alle Resultate eines Auszugs.

Gilbert kehrte in sein altes Zimmer zurück, das er so fand, wie er es verlassen hatte.

Das Fenster von Andrée stand offen, um Luft in die Wohnung einzulassen; sein Auge konnte bis in's Vorzimmer tauchen.

Die Wohnung war vollkommen leer.

Gilbert überließ sich sodann dem heftigsten Schmerz; er stieß seinen Kopf an die Wand, rang die Hände und wälzte sich auf dem Boden.

Dann stürzte er wie ein Wahnsinniger aus der Mansarde, eilte die Treppe hinab, als ob er Flügel hätte, drang, die Hände in seinen Haaren, in den Wald ein und sank mit Schreien und Verwünschungen mitten im Heidekraut, das Leben und die, welche es ihm geschenkt, verfluchend, nieder.

„Oh! es ist vorbei, es ist vorbei," murmelte er. „Gott will nicht, daß ich sie wiederfinde; Gott will, daß ich vor Reue, Verzweiflung und Liebe sterbe; so werde ich mein Verbrechen sühnen, so werde ich diejenige rächen, welche ich verletzt habe.

„Wo mag sie sein?

„In Taverney! Oh! ich werde gehen, ich werde gehen! ich werde bis an das Ende der Welt gehen, ich werde bis zu den Wolken hinaufsteigen, wenn es sein muß. Oh! ich werde ihre Spur wiederfinden und sie verfolgen, und müßte ich auf der Hälfte des Weges vor Hunger und Müdigkeit niederstürzen!"

Doch allmälig in seinem Schmerz durch den Ausbruch dieses Schmerzes erleichtert, erhob sich Gilbert, athmete freier, schaute mit etwas minder stierem Gesicht umher und schlug mit langsamen Schritten wieder den Weg nach Paris ein.

Diesmal brauchte er fünf Stunden, um ihn zurückzulegen.

„Der Baron," sagte er zu sich selbst mit einem gewissen Anschein von Vernunft, „der Baron hat Paris vielleicht nicht verlassen, und ich werde ihn sprechen. Fräulein Andrée ist geflohen. Sie konnte in der That nicht in Trianon bleiben; doch wohin sie auch gegangen sein mag, ihr Vater muß es wissen; ein Wort von ihm wird mir ihre Spur andeuten, und dann wird er seine Tochter zurückrufen, wenn es mir gelingt, seinen Geiz zu überzeugen."

Gestärkt durch diesen neuen Gedanken, kam Gilbert nach Paris Abends um sieben Uhr zurück, das heißt in dem Augenblick, wo die Kühle die Spaziergänger nach den Champs-Elysées lockte, wo Paris zwischen den ersten Nebeln des Abends und den ersten Feuern jenes scheinbaren Tages schwebt, der ihm einen Tag von vierundzwanzig Stunden macht.

In Folge des von ihm gefaßten Entschlusses ging der junge Mann gerade auf die Thüre des kleinen Hauses der Rue Coq-Héron zu und klopfte ohne einen Augenblick zu zögern an.

Nur ein Stillschweigen antwortete ihm.

Er verdoppelte die Stöße des Klopfers, doch ohne daß der zehnte mehr Erfolg hatte, als der erste.

Da entschwand ihm dieses letzte Mittel, auf das er gerechnet hatte. Wahnsinnig vor Wuth in seine Hände beißend, um seinen Körper dafür zu bestrafen, daß er weniger litt, als sein Geist, wandte sich Gilbert ungestüm um die Straßenecke, drückte an der Feder der Thüre von Rousseau und stieg die Treppe hinauf.

Das Sacktuch, das die dreißig Kassenbillets enthielt, enthielt auch den Schlüssel vom Speicher.

Gilbert stürzte hinein, wie er sich in die Seine gestürzt hätte, wenn sie an diesem Ort gelaufen wäre.

Dann, da der Abend schön war und die Lämmerwolken im Azur des Himmels spielten, da ein süßer Wohlgeruch von den Linden und den Kastanienbäumen in der Abenddämmerung aufstieg, da die Fledermaus mit ihren

schweigsamen Flügeln an die Scheibe des Fensterchens schlug, näherte sich Gilbert, durch alle diese Empfindungen zum Leben zurückgerufen, der Dachluke; er sah mitten unter den Bäumen den weißen Gartenpavillon hervortreten, wo er einst Andrée wiedergefunden, die er für immer verloren geglaubt, er fühlte sein Herz brechen und sank beinahe ohnmächtig, seine Augen in einer schwankenden, einfältigen Beschauung verloren, auf die Lehne der Dachrinne.

CLV.

Worin Gilbert sieht, daß es leichter ist, ein Verbrechen zu begehen, als ein Vorurtheil zu besiegen.

Je mehr die schmerzliche Empfindung abnahm, die sich Gilberts bemächtigt hatte, desto klarer und schärfer wurden seine Gedanken.

Die immer dichter werdende Finsterniß verhinderte ihn mittlerweile, etwas zu unterscheiden; da erfaßte ihn ein unüberwindliches Verlangen, die Bäume, das Haus, die Gänge zu sehen, was die Dunkelheit in eine Masse vermengt hatte, über der die Luft wie über einem Abgrund schwebte.

Er erinnerte sich, daß er sich eines Abends, in glücklicheren Zeiten, hatte wollen Kunde von Andrée verschaffen, sie sehen, sogar sprechen hören, und daß er sich mit Gefahr seines Lebens, noch leidend an der Krankheit, die auf den 31. Mai folgte, an der Dachrinne vom ersten Stock bis auf den seligen Boden des Gartens hätte hinabgleiten lassen.

Damals war es äußerst gefährlich, in dieses Haus einzudringen, das der Baron bewohnte, wo Andrée so gut bewacht wurde, und dennoch, trotz dieser Gefahr, erinnerte sich Gilbert, wie süß die Lage gewesen, und wie freudig, als er den Ton ihrer Stimme hörte, sein Herz geschlagen hatte.

„Wenn ich wieder anfinge, wenn ich zum letzten Mal die Erinnerung suchte, wo die Gegenwart war; wenn ich noch einmal, auf den Knieen, auf dem Sande der Alleen die angebetete Spur suchen würde, die dort die Tritte meiner Geliebten zurücklassen mußten."

Dieses Wort, dieses furchtbare Wort, wenn es gehört worden wäre, artikulirte Gilbert beinahe laut, denn es machte ihm ein seltsames Vergnügen, es auszusprechen.

Gilbert unterbrach sein Selbstgespräch, um einen tiefen Blick auf die Stelle zu heften, wo, wie er nur noch errieth, der Pavillon sein mußte.

Dann, nach einem Augenblick des Schweigens und Forschens, fügte er bei:

„Nichts deutet an, daß der Pavillon von anderen Miethsleuten bewohnt wird, weder Lichter, noch Geräusch, noch offene Thüren; gehen wir!"

Gilbert hatte ein Verdienst: die Raschheit der Ausführung, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte. Er öffnete die Thüre seiner Mansarde, ging tappend wie ein Sylphe an der Thüre von Rousseau vorbei, und ließ sich, als er den ersten Stock erreicht hatte, von dort muthig bis in den Garten hinab, auf die Gefahr, eine alte Hose aus dem am Morgen noch so frischen Beinkleid zu machen.

Als er unten am Spalier war, durchlief er alle die Gemüthsbewegungen seines ersten Besuches im Pavillon, ließ den Sand unter seinen Tritten krachen und erkannte die kleine Thüre, durch welche Nicole Herrn von Beausire eingeführt hatte.

Endlich ging er auf die Freitreppe zu, um seine Lippen auf den messingenen Knopf des Sommerladens zu drücken, denn er sagte sich, ohne Zweifel habe die Hand

von Andrée diesen Knopf berührt. Das Verbrechen von Gilbert hatte ihm eine Art von Religion aus seiner Liebe gemacht.

Plötzlich machte ein Geräusch, das aus dem Innern kam, den jungen Mann beben, ein schwaches, dumpfes Geräusch, wie das eines leichten Trittes auf dem Stubenboden.

Gilbert wich zurück.

Sein Kopf war leichenbleich, und seit acht bis zehn Tagen dergestalt gefoltert, daß er, als er ein Licht erblickte, das durch die Thüre drang, wähnte, der Aberglaube, dieser Sohn des Unverstandes und der Reue, zünde eine von jenen unheimlichen Fackeln an, und diese Fackel scheine auf die Latten der Sommerläden durch. Er wähnte, mit Schrecknissen beladen, rufe seine Seele eine andere Seele hervor, und die Stunde von einer jener Verblendungen der Sinne, wie sie alle Narren und ausschweifend leidenschaftliche Menschen haben, sei gekommen.

Und dennoch kamen die Tritte und das Licht immer näher. Gilbert sah und hörte, ohne zu glauben; doch plötzlich und in dem Augenblick, wo der junge Mann sich näherte, um durch die Latten zu schauen, öffnete sich der Laden, er wurde durch den Schlag an die Wand zurückgeworfen, stieß einen gewaltigen Schrei aus und fiel auf seine Kniee nieder.

Was ihn niederwarf, war weniger der Schlag, als der Anblick: in diesem Haus, das er verlassen glaubte, an dessen Thüre er, ohne daß man ihm öffnete, geklopft hatte, sah er Andrée erscheinen.

Das Mädchen, denn Andrée war es und nicht ein Schatten, stieß einen Schrei aus, wie Gilbert; minder erschrocken, denn ohne Zweifel erwartete sie Jemand, fragte Fräulein von Taverney sodann:

„Was gibt es? Wer sind Sie? was wünschen Sie?"

„Oh! ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein," murmelte Gilbert, das Gesicht demüthig gegen den Boden gewendet.

„Gilbert, Gilbert hier!“ rief Andrée mit einer Verwunderung, die von Furcht und Zorn frei war; „Gilbert in diesem Garten! Was wollen Sie hier, mein Freund?“

Diese letzte Benennung klang schmerzlich bis in der Tiefe des Herzens von Gilbert.

„Oh!“ sagte er mit bewegter Stimme, „schmettern Sie mich nicht nieder, mein Fräulein, seien Sie barmherzig, ich habe so viel gelitten!“

Andrée schaute Gilbert ganz erstaunt und wie eine Frau an, welche durchaus nicht begreift, was eine solche Demuth bedeuten soll, und sprach:

„Stehen Sie vor Allem auf und erklären Sie mir, wie Sie hierherkommen.“

„Oh! mein Fräulein,“ rief Gilbert, „ich werde nicht eher aufstehen, als bis Sie mir verziehen haben.“

„Was haben Sie denn gegen mich gethan, daß ich Ihnen verzeihen soll? Sprechen Sie, erklären Sie sich; jedenfalls,“ fuhr sie mit einem schwermüthigen Lächeln fort, „jedenfalls muß, da die Beleidigung nicht groß sein kann, die Verzeihung leicht sein. Philipp hat Ihnen den Schlüssel gegeben.“

„Den Schlüssel?“

„Allerdings, es war verabredet, daß ich Niemand in seiner Abwesenheit öffnen sollte, und da Sie hereingekommen sind, so muß er wohl die Mittel erleichtert haben, wenn Sie nicht etwa über die Mauern kletterten.“

„Ihr Bruder, Herr Philipp?“ stammelte Gilbert; „nein, nein, nicht er; doch es handelt sich nicht um Ihren Bruder, mein Fräulein... Sie sind also nicht abgereist? Sie haben also Frankreich nicht verlassen? O Glück, unerwartetes Glück!“

Gilbert hatte sich auf ein Knie erhoben und dankte, die Arme geöffnet, dem Himmel mit einem seltsamen Vertrauen.

Andrée neigte sich zu ihm herab, schaute ihn unruhig an und sagte:

„Sie sprechen wie ein Narr, Herr Gilbert, und Sie

werden mein Kleid zerreißen; ich bitte Sie, lassen Sie doch mein Kleid los und machen Sie dieser Komödie ein Ende."

Gilbert stand auf und erwiederte:

„Nun sind Sie zornig; doch ich darf mich nicht darüber beklagen, denn ich habe es verdient; ich weiß wohl, daß ich nicht so hätte erscheinen sollen; doch was wollen Sie? es war mir völlig unbekannt, daß Sie diesen Pavillon bewohnen; ich glaubte ihn leer, verödet; was ich hier suchte, war nichts Anderes, als die Erinnerung an Sie ... Der Zufall allein ... In der That, ich weiß nicht mehr, was ich sage; entschuldigen Sie mich; ich wollte mich vor Allem an Ihren Herrn Vater wenden; doch er war verschwunden."

Andrée machte eine Bewegung.

„An meinen Vater," sagte sie, „und warum an meinen Vater?"

Gilbert täuschte sich in dieser Frage und erwiederte:

„Oh! weil ich Sie zu sehr fürchte; und dennoch weiß ich wohl, daß es besser ist, wenn Alles unter uns verhandelt wird; das ist das sicherste Mittel, Alles wieder gut zu machen."

„Gut machen! was soll das bedeuten?" fragte Andrée, „sprechen Sie, was soll gut gemacht werden?"

Gilbert schaute sie mit Augen voll Liebe und Demuth an.

„Oh! erzürnen Sie sich nicht," sagte er; „ich weiß, es ist eine große Vermessenheit von mir, von mir, der ich so wenig bin, es ist eine große Vermessenheit, sage ich, die Augen so hoch zu erheben; doch das Unglück ist geschehen."

Andrée machte eine Bewegung.

„Das Verbrechen, wenn Sie wollen," fuhr Gilbert fort, „ja, das Verbrechen, denn es war wirklich ein großes Verbrechen. Doch klagen Sie wegen dieses Verbrechens das Verhängniß an, mein Fräulein, aber nie mein Herz."

„Ihr Herz ... Ihr Verbrechen ... das Verhäng-

niß . . . Sie sind wahnsinnig, Herr Gilbert, und machen mir bange."

„Oh! unmöglich kann ich Ihnen mit so viel Ehrfurcht, mit so viel Reue, die Stirne gebeugt und die Hände gefaltet, ein anderes Gefühl einflößen, als Mitleid. Mein Fräulein, hören Sie, was ich Ihnen sagen werde, und es ist eine heilige Verpflichtung, die ich im Angesicht Gottes und der Menschen übernehme; mein ganzes Leben soll der Sühnung der Verirrung eines Augenblicks geweiht sein; Ihr zukünftiges Glück soll so groß sein, daß es alle vergangene Schmerzen tilgt, mein Fräulein . . ." Gilbert zögerte.

„Mein Fräulein, geben Sie Ihre Einwilligung zu einer Heirath, welche eine strafbare Verbindung heiligen wird."

Andrée machte einen Schritt rückwärts.

„Nein, nein," sagte Gilbert, „ich bin kein Wahnsinniger; suchen Sie nicht zu fliehen, entreißen Sie mir nicht Ihre Hände, die ich küsse; haben Sie Gnade, haben Sie Mitleid, willigen Sie ein, meine Frau zu werden."

„Ihre Frau!" rief Andrée, die nun glaubte, sie selbst würde wahnsinnig.

„Oh!" fuhr Gilbert mit herzzerreißendem Schluchzen fort, „oh! sagen Sie mir, daß Sie mir jene gräßliche Nacht verzeihen; sagen Sie, mein Unterfangen habe Ihren Abscheu erregt, sagen Sie aber auch, Sie verzeihen meiner Reue, sagen Sie, meine so lange unterdrückte Liebe rechtfertige mein Verbrechen."

„Elender!" rief Andrée mit wilder Wuth, „Du warst es also? Oh! mein Gott, mein Gott!"

Und sie griff nach ihrem Kopf und preßte ihn zwischen ihren Händen, als wollte sie ihren empörten Geist zu fliehen verhindern.

Gilbert wich stumm und wie versteinert vor diesem schönen, bleichen Medusenhaupte zurück, das zugleich Schrecken und Erstaunen ausdrückte.

„Mein Gott! war mir dieses Unglück vorbehalten!" f das Mädchen, einer wachsenden Exaltation preisge-

geben; „soll ich so unglücklich sein, meinen Namen doppelt geschändet zu sehen: geschändet durch das Verbrechen, geschändet durch den Verbrecher? Antworte, Feiger! antworte, Elender! Du warst es also?"

„Sie wußte es nicht," murmelte Gilbert vernichtet.

„Zu Hülfe! zu Hülfe!" rief Andrée, in ihr Zimmer zurückkehrend: „Philipp! Philipp! Philipp herbei!"

Gilbert, der ihr düster und in Verzweiflung gefolgt war, schaute umher und suchte mit den Augen entweder einen Platz, um edel unter den Streichen, die er erwartete, zu fallen, oder eine Waffe, um sich zu vertheidigen.

Doch Niemand kam auf den Ruf von Andrée. Andrée war allein in der Wohnung.

„Allein! oh! allein!" rief das Mädchen unter Zuckungen der Wuth. „Hinaus, Elender! versuche nicht den Zorn Gottes!"

Gilbert erhob sachte das Haupt und sprach:

„Ihr Zorn ist für mich der furchtbarste; haben Sie Mitleid, mein Fräulein, schlagen Sie mich nicht so nieder."

Und er faltete flehend die Hände.

„Mörder! Mörder! Mörder!" schrie Andrée.

„Sie wollen mich also nicht hören!" rief Gilbert; „hören Sie mich doch wenigstens zuerst an und lassen Sie mich hernach tödten, wenn Sie wollen."

„Dich anhören, auch noch diese Qual! ... Und was wirst Du sagen!"

„Was ich so eben sagte: daß ich ein Verbrechen begangen habe, ein Verbrechen, das sehr entschuldbar Jedem erscheinen muß, der in meinem Herzen zu lesen vermag, und daß ich die Genugthuung für dieses Verbrechen bringe."

„Oh! das ist also der Sinn des Wortes, das mich schauern machte, ehe ich es begriff ... eine Heirath! ... Ich glaube, Sie haben dieses Wort ausgesprochen?"

„Mein Fräulein!" stammelte Gilbert.

„Eine Heirath!" fuhr das Mädchen mit wachsender Heftigkeit fort. „Oh! es ist nicht Zorn, was ich gegen Sie fühle; es ist Verachtung, es ist Haß; bei dieser Ver-

achtung ist ein so niedriges und so furchtbares Gefühl, daß ich nicht begreife, wie man lebend den Ausdruck so ertragen kann, wie ich Ihnen denselben in's Gesicht schleudere."

Gilbert erbleichte, zwei Thränen des Grimms glänzten an den Fransen seiner Augenlider.

„Mein Fräulein," sagte er ganz bebend, „ich bin in der That nicht so wenig, daß ich nicht den Verlust Ihrer Ehre wieder gut zu machen im Stande wäre."

Andrée richtete sich auf und erwiederte mit stolzer Miene:

„Wenn es sich um eine verlorene Ehre handelte, mein Herr, so wäre dies Ihre Ehre und nicht die meinige. So wie ich bin, ist meine Ehre unversehrt, und wenn ich Sie heirathete, würde ich mich entehren."

„Ich glaubte nicht," entgegnete Gilbert mit kaltem, einschneidendem Ton, „ich glaubte nicht, daß eine Frau, wenn sie Mutter geworden ist, etwas Anderes in Betracht ziehen dürfe, als die Zukunft ihres Kindes."

„Und ich, ich denke nicht, daß Sie es wagen, sich hierum zu bekümmern," sagte Andrée, deren Augen funkelten.

„Ich bekümmere mich im Gegentheil darum," erwiederte Gilbert, der sich allmälig unter dem erbitterten Fuß, der ihn niedertrat, erhob. „Ich bekümmere mich im Gegentheil darum, denn dieses Kind soll nicht Hungers sterben, wie dies oft in den Häusern der Adeligen geschieht, wo die Mädchen ihre Ehre auf ihre Weise verstehen. Die Menschen stehen einander an Werth gleich; Männer, welche selbst mehr werth waren, als die Anderen, haben diesen Grundsatz ausgesprochen. Daß Sie mich nicht lieben, begreife ich, denn Sie sehen mein Herz nicht; daß Sie mich verachten, begreife ich abermals, denn Sie wissen nicht, was ich denke; doch daß Sie mir das Recht verweigern, mich um mein Kind zu bekümmern, werde ich nie begreifen. Ach! indem ich Sie zu heirathen suchte, entsprach ich nicht einem Verlangen, einer Leidenschaft, einem Ehrgeiz; ich erfüllte meine Pflicht, ich verurtheilte mich, Ihr Mann zu sein, ich gab Ihnen mein Leben ... Ei! mein Gott, Sie

würden nie meinen Namen geführt haben, wenn Sie hätten wollen, Sie hätten mich fortwährend als Gärtner Gilbert behandelt, und das wäre billig gewesen, doch Ihr Kind müßten Sie nicht opfern. Hier sind dreimal hunderttausend Livres, die mir mein edelmüthiger Beschützer, der mich anders beurtheilte, als Sie, als Mitgift gegeben hat. Wenn ich Sie heirathe, gehört dieses Geld mir; für mich aber brauche ich nichts, als ein wenig Luft, wenn ich lebe, und ein Grab in der Erde, um meinen Körper darin zu verbergen, wenn ich sterbe. Was ich mehr habe, gebe ich meinem Kind; sehen Sie, hier sind dreimal hunderttausend Livres."

Und er legte auf den Tisch die Masse der Billets, beinahe unter die Hand von Andrée.

„Mein Herr," sagte diese, „Sie irren sich gewaltig, Sie haben kein Kind."

„Ich?"

„Von welchem Kind sprechen Sie denn?" fragte Andrée.

„Von dem, dessen Mutter Sie sind. Haben Sie nicht vor zwei Personen, vor Ihrem Bruder Philipp, vor dem Grafen Balsamo bekannt, Sie seien in andern Umständen, und ich Unglücklicher sei der Vater?"

„Ah! Sie haben das gehört," rief Andrée; „nun! desto besser, desto besser; dann vernehmen Sie, was ich Ihnen antworte: Sie haben mir schändlicher Weise Gewalt angethan; Sie haben mich während meines Schlafs besessen; Sie haben mich durch ein Verbrechen besessen; es ist wahr, ich bin Mutter; doch mein Kind hat nur eine Mutter, hören Sie wohl? Es ist wahr, Sie haben mich geschändet, doch Sie sind nicht der Vater meines Kindes."

Und sie ergriff die Billets und warf sie verächtlich so aus dem Zimmer, daß sie fliegend das bleiche Gesicht des unglücklichen Gilbert streiften.

Da erfaßte ihn eine Bewegung so düsterer Wuth,

daß der gute Engel von Andrée noch einmal für sie zittern mußte.

Doch diese Wuth wurde gerade durch ihre Heftigkeit im Zaume gehalten, und der junge Mann ging an Andrée vorbei, ohne ihr einen Blick zuzuwerfen.

Er hatte nicht sobald die Schwelle überschritten, als sie ihm nachstürzte und Thüren, Fenster und Läden schloß, als ob sie durch diese ungestüme Handlung das Weltall zwischen die Gegenwart und die Vergangenheit setzen würde!

CLVI.

Der Entschluß.

Wie Gilbert in seine Wohnung zurückkehrte, wie er, ohne vor Wuth und Schmerz zu sterben, die Qualen der Nacht aushalten konnte, wie er nicht wenigstens mit grauen Haaren aufstand, dies dem Leser zu erklären, wollen wir nicht unternehmen.

Als es Tag war, fühlte Gilbert ein heftiges Verlangen, Andrée zu schreiben, um ihr alle die so stichhaltigen, so redlichen Beweise auseinanderzusetzen, welche in der Nacht seinem Gehirn entsprungen waren; doch er hatte schon an zu vielen Umständen den unbeugsamen Charakter des Mädchens erfahren, und es blieb ihm keine Hoffnung mehr. Schreiben war überdies eine Einräumung, welche seinem Stolz widerstrebte. Der Gedanke, sein Brief würde zerknittert, ungelesen vielleicht weggeworfen werden, er würde nur dazu dienen, eine Meute erbitterter, unverständiger Feinde auf seine Fährte zu bringen, dieser Gedanke war ein Grund, daß er nicht schrieb.

Gilbert dachte nun, ein Schritt von ihm würde besser aufgenommen werden vom Vater, der ein Habsüchtiger und ein Ehrgeiziger, vom Bruder, der ein Mann von Herz sei und dessen erste Bewegung er allein zu fürchten habe. „Aber," sagte er sich, „wozu soll es nützen, daß mich Herr von Taverney oder Herr Philipp unterstützt, wenn Andrée mich mit ihrem ewigen: Ich kenne Sie nicht! verfolgt.

„Es ist gut," fügte er in seinem Innern bei; „nichts bindet mich mehr an diese Frau; sie selbst ist bemüht gewesen, die Bande zu zerreißen, die uns einigten."

Er sagte dies, während er sich vor Schmerz auf seinem Lager wälzte, während er sich voll Wuth der geringsten Einzelnheiten des Gesichts, der Stimme von Andrée erinnerte; er sagte dies, während er eine unaussprechliche Marter ausstand, denn er liebte bis zum Wahnsinn.

Als die Sonne, schon hoch am Horizont, in seine Mansarde drang, erhob sich Gilbert schwankend mit der letzten Hoffnung, seine Feindin im Garten oder im Pavillon zu erblicken.

Dies war noch eine Freude im Unglück.

Doch plötzlich überfluthete eine bittere Woge des Aergers, der Reue, des Zornes seinen Geist; er erinnerte sich Alles dessen, was ihn das Mädchen an Ekel, an Verachtung hatte ausstehen lassen, und sprach, indem er mitten im Speicher durch einen Befehl, den der Wille strenge der Materie gab, stehen blieb:

„Nein! nein, Du wirst nicht an's Fenster gehen, um zu schauen; nein, Du wirst Dir nicht mehr das Gift einträufeln, an dem Du gern sterben möchtest. Es ist eine Grausame, die nie, wenn Du die Stirne vor ihr beugtest, Dir zulächelte, nie ein Wort des Trostes oder der Freundschaft an Dich richtete, die ein Vergnügen darin fand, mit ihren Nägeln Dein noch von Unschuld und keuscher Liebe erfülltes Herz zu zerreißen. Es ist ein Geschöpf ohne Ehre und ohne Religion, das seinem Kind den Vater, seine natürliche Stütze, verleugnet, und das arme kleine

Geschöpf der Vergessenheit, dem Elend, dem Tod vielleicht überantwortet, weil dieses Kind den Schooß entehrt, in dem es empfangen worden ist. Nein, Gilbert, so strafbar Du auch sein magst, so verliebt und feig Du auch bist, ich verbiete Dir, an diese Dachluke zu gehen und einen einzigen Blick in der Richtung des Pavillon auszusenden; ich verbiete Dir, Mitleid mit dem Schicksal jener Frau zu bekommen, und die Federn Deiner Seele durch den Gedanken an Alles, was vorgefallen ist, zu schwächen. Nütze Dein Leben, wie das Vieh, in der Arbeit und der Befriedigung der materiellen Bedürfnisse ab; verbrauche die Zeit, welche zwischen der Schmach und der Rache vergehen wird, und erinnere Dich stets, daß das einzige Mittel, Dich selbst zu achten und Dich über diesen hoffärtigen Adeligen zu halten, darin besteht, daß Du Dich adeliger benimmst als sie."

Bleich, zitternd, von seinem Herzen nach dem Fenster gezogen, gehorchte er dennoch dem Befehl des Geistes. Man hätte ihn können allmälig, langsam, als ob seine Füße auf dem Speicher Wurzel gefaßt hätten, Schritt für Schritt nach der Treppe zugehen sehen. Endlich ging er hinaus, um sich zu Balsamo zu begeben.

Doch plötzlich sich eines Andern besinnend, sagte er:

„Ich Narr! ich elender Hirnloser, der ich bin, ich sprach, glaube ich, von Rache, und welche Rache werde ich üben?

„Die Frau tödten? Oh! nein, sie würde glücklich, mich durch eine Beleidigung mehr zu brandmarken, fallen! Sie öffentlich entehren? Oh! das wäre die Sache eines Feiglings! . . . Gibt es einen empfindlichen Platz in der Seele dieses Geschöpfes, wo mein Nadelstich so schmerzlich trifft, als ein Dolchstoß? . . . Die Demüthigung ist es, was sie haben muß, denn sie ist noch stolzer als ich.

„Sie demüthigen . . . ich . . . wie? Ich habe nichts, ich bin nichts, und sie wird ohne Zweifel verschwinden. Sicherlich würden sie meine Gegenwart, häufige Erscheinungen, ein Blick der Verachtung oder der Herausfor-

derung grausam bestrafen. Ich weiß wohl, daß die Mutter ohne Gemüth eine Schwester ohne Herz wäre, und mir ihren Bruder zuschicken würde, um mich zu tödten; doch wer hält mich ab, einen Menschen tödten zu lernen, wie ich vernünftig schließen oder schreiben gelernt habe; wer hält mich ab, Phil'pp niederzuschlagen, ihn zu entwaffnen, dem Rächer wie der Beleidigten in's Gesicht zu lachen? Nein, dieses Mittel ist ein Komödienmittel; derjenige zählt auf seine Geschicklichkeit und seine Erfahrung, welcher nicht den Dazwischentritt Gottes oder des Zufalls berechnet hat... Allein, ich allein, mit meinem nackten Arm, mit einer der Einbildungskraft entkleideten Vernunft, mit der Stärke der mir durch die Natur und meinen Willen gegebenen Muskeln werde ich die Pläne dieser Unglücklichen zu nichte machen... Was will Andrée, was besitzt sie, was stellt sie zu ihrer Vertheidigung und zu meiner Schmach voran?... Suchen wir."

Und er beugte sich auf den Rand des Mauervorsprungs und versank, das Auge starr, in tiefes Nachsinnen.

„Was Andrée gefallen kann," sagte er, „ist das, was ich hasse. Ich muß also Alles zerstören, was ich hasse... Zerstören! oh! nein... meine Rache führe mich nie zum Bösen! sie zwinge mich nie, das Eisen oder das Feuer anzuwenden! Was bleibt mir dann? Ich muß die Ursache der Ueberlegenheit von Andrée suchen; ich muß sehen, durch welche Fessel sie zugleich mein Herz und meinen Arm zurückhalten will. Oh! sie nicht mehr sehen! oh! nicht mehr von ihr angeschaut werden! oh! auf zwei Schritte an dieser Frau vorübergehen, wenn sie lächelnd, mit ihrer frechen Schönheit, ihr Kind an der Hand führen wird, ihr Kind, das mich nie kennen lernen soll... Himmel und Erde!"

Gilbert begleitete diesen Satz mit einem wüthenden Faustschlag an die Wand und mit einer noch furchtbareren Verwünschung, welche zum Himmel entflog.

„Ihr Kind! das ist das ganze Geheimniß. Sie

darf nie dieses Kind besitzen, das sie den Namen Gilbert verfluchen lehren würde. Sie muß im Gegentheil erfahren, daß dieses Kind in der Verwünschung des Namens Andrée aufwachen wird! Mit einem Wort, dieses Kind, das sie nicht lieben, das sie vielleicht plagen würde, denn sie hat ein böses Herz, dieses Kind, mit dem man mich beständig geißeln würde, darf Andrée nie sehen, und sie soll, wenn sie es verloren hat, ein Gebrülle ausstoßen, ähnlich dem der Löwinnen, die man ihrer Jungen beraubt!"

Gilbert erhob sich schön vor Zorn und wilder Freude.

„Das ist es," sagte er, die Faust gegen den Pavillon von Andrée ausstreckend; „Du hast mich zur Schmach, zur Vereinzelung, zur Reue, zur Liebe verurtheilt . . . ich verurtheile Dich zum Leiden ohne Frucht, zur Vereinzelung, zur Schmach, zur Angst, zum Haß ohne Rache. Du wirst mich suchen, ich werde geflohen sein; Du wirst dem Kind rufen, und solltest Du es zerreißen, wenn Du es wiederfändest; aber ich werde wenigstens eine Wuth des Verlangens in Deiner Seele entzündet haben; ich werde eine Klinge ohne Griff in Dein Herz gestoßen haben. Ja, ja, das Kind!

„Ich werde das Kind haben, Andrée; ich werde nicht Dein Kind, wie Du sagst, sondern mein Kind haben. Gilbert wird sein Kind haben! einen durch seine Mutter adeligen Sohn."

Und er belebte sich unmerklich in den Entzückungen eines Freudenrausches.

„Auf!" sagte er, „es handelt sich nicht um gemeinen Aerger, oder um kleine schäferliche Lamentationen; es handelt sich um ein schönes und gutes Complott. Ich habe nicht mehr meinem Blick zu befehlen, den Pavillon nicht zu suchen, sondern ich muß meine ganze Kraft, meine ganze Seele aufbieten, daß sie wachen, um den Erfolg meines Unternehmens zu sichern.

„Andrée," sprach er, indem er sich feierlich dem Fenster näherte, „ich werde Tag und Nacht wachen; Du wirst keine Bewegung mehr machen, ohne daß ich sie be-

späße, Du wirst keinen Schmerzensschrei mehr ausstoßen, ohne daß ich Dir einen noch schärferen Schmerz verspreche; Du wirst nicht das leichteste Lächeln mehr auf Deine Lippen treten lassen, ohne daß ich mit einem höhnischen und beleidigenden Gelächter darauf antworte. Du bist meine Beute; ein Theil von Dir gehört mir; ich wache, ich wache."

Dann näherte er sich der Dachluke und sah, wie sich die Läden des Pavillon öffneten, worauf der Schatten von Andrée, ohne Zweifel durch einen Spiegel zurückgeworfen, an den Vorhängen und an der Decke des Zimmers hinschlüpfte.

Endlich kam Philipp, der früher aufgestanden war, aber in seinem Zimmer, das hinter dem von Andrée lag, gearbeitet hatte.

Gilbert bemerkte, wie belebt das Gespräch der Geschwister war. Sicherlich war von ihm und von der Scene am vorhergehenden Tag die Rede. Philipp ging mit einer Art von Verlegenheit auf und ab. Die Ankunft von Gilbert hatte vielleicht etwas an den Einquartierungsplänen verändert; vielleicht wollte man anderswo den Frieden, die Dunkelheit, die Vergessenheit suchen.

Bei diesem Gedanken wurden die Augen von Gilbert leuchtende Strahlen, welche den Pavillon entzündet hätten und bis in den Mittelpunkt der Erde gedrungen wären!

Doch beinahe in demselben Augenblick trat ein Dienstmädchen durch die Gartenthüre ein; es kam mit irgend einer Empfehlung. Andrée nahm das Mädchen an, denn es brachte sogleich sein kleines Päckchen mit Kleidungsstücken in dem Zimmer unter, das einst Nicole bewohnt hatte; dann bestätigten verschiedene Einkäufe von Meubles, Geräthschaften, Mundvorräthen, Gilbert in der Voraussetzung, der Bruder und die Schwester haben hier eine friedliche Wohnung genommen.

Philipp untersuchte mit der größten Sorgfalt die Schlösser der Gartenthüre. Was aber hauptsächlich Gilbert bewies, man habe den Verdacht, er sei mittelst eines Nacht-

schlüssels, den ihm vielleicht Nicole gegeben, hereingekommen, war der Umstand, daß der Schlosser in Philipps Gegenwart das Schloß veränderte.

Das war die erste Freude, welche Gilbert seit allen diesen Ereignissen erlebte.

Er lächelte spöttisch und sagte:

„Arme Leute... sie sind nicht sehr gefährlich; sie halten sich an das Schloß und ahnen nicht einmal, ich könne die Kraft gehabt haben, hineinzuklettern! Welch einen armseligen Begriff haben sie von Dir, Gilbert. Desto besser. Ja, stolze Andrée," fügte er bei, „trotz der Schlösser Deiner Thüre könnte ich, wenn ich wollte, zu Dir dringen... Aber endlich ist das Glück auch auf meiner Seite; ich verachte Dich... und wenn nicht die Phantasie..."

Er pirouettirte auf den Absätzen, die galanten Herren des Hofes nachahmend.

„Doch nein," fuhr er bitter fort, „das ist meiner würdiger; ich will nichts mehr von Ihnen!... Schlafen Sie ruhig; ich habe etwas Besseres, als Ihren Besitz, um Sie nach Belieben zu quälen; schlafen Sie!"

Er verließ die Dachluke und stieg, nachdem er einen Blick auf seine Kleider geworfen hatte, die Treppe hinab, um sich zu Balsamo zu begeben.

CLVII.

Am fünfzehnten December.

Gilbert fand bei Fritz keine Schwierigkeit, um bei Balsamo eingeführt zu werden.

Der Graf ruhte auf einem Sopha, wie es die reichen und müßigen Leute thun, von der Anstrengung, eine ganze

Nacht geschlafen zu haben, aus; das dachte wenigstens Gilbert, als er ihn zu einer solchen Stunde so ausgestreckt sah.

Man muß glauben, daß der Kammerdiener Befehl erhalten hatte, Gilbert, sobald er sich zeigen würde, einzuführen, denn er brauchte nicht einmal seinen Namen zu sagen oder den Mund zu öffnen.

Als er in den Salon eintrat, erhob sich Balsamo leicht auf seinen Ellenbogen und schloß sein Buch, das er, ohne es zu lesen, offen in der Hand hielt.

„Hoho!" sagte er, „das ist ein Bursche, der sich verheirathet."

Gilbert antwortete nicht.

„Es ist gut," fuhr der Graf fort, indem er wieder seine gleichgültige Haltung annahm, „Du bist glücklich, und Du bist beinahe erkenntlich. Sehr schön! Du kommst, um mir zu danken; das ist Ueberfluß. Behalte das für neue Bedürfnisse. Die Danksagungen sind eine Münze, welche viele Leute befriedigt, wenn sie mit einem Lächeln ausgetheilt wird. Gehe, mein Freund, gehe."

Es lag in diesen Worten und in dem Ton, mit dem sie Balsamo aussprach, etwas tief Trauriges, was Gilbert zugleich wie ein Vorwurf und wie eine Offenbarung berührte.

„Nein," sagte er, „nein, Sie täuschen sich, mein Herr; man heirathet mich gar nicht."

„Oh!" rief der Graf, „was willst Du dann hier? Was ist geschehen?"

„Es ist geschehen, daß man mir die Thüre gewiesen hat," antwortete Gilbert.

Der Graf wandte sich völlig um.

„Du hast Dich ungeschickt benommen, mein Lieber."

„Nein, Herr Graf, ich glaube wenigstens nicht."

„Wer hat Dich abgewiesen?"

„Das Fräulein."

„Das war sicher; warum hast Du nicht mit dem Vater gesprochen?"

„Weil es das Verhängniß nicht wollte.“

„Ah! wir sind Fatalist?“

„Ich besitze das Mittel nicht, Glauben zu haben.“

Balsamo faltete die Stirne, schaute Gilbert mit einer Art von Neugierde an und erwiederte:

„Sprich nicht so von Dingen, die Du nicht kennst; bei den gemachten Männern ist das Albernheit; bei den Kindern ist es Uebermuth. Ich erlaube Dir, Hochmuth zu haben, doch nicht ein Einfaltspinsel zu sein; sage mir, Du besitzest nicht das Mittel, ein Dummkopf zu sein, und ich werde es billigen. Zur Sache, was hast Du gethan?“

„Hören Sie; ich wollte wie die Dichter träumen, statt zu handeln; ich wollte unter den Bäumen spazieren gehen, wo mir das Vergnügen zu Theil geworden, von der Liebe zu träumen, und plötzlich stellte sich die Wirklichkeit vor mich, ohne daß ich vorbereitet war; die Wirklichkeit hat mich auf der Stelle getödtet.“

„Ganz natürlich, Gilbert, denn ein Mensch in der Lage, in der Du Dich befindest, gleicht den Leuten der Vorhut einer Armee: solche Leute dürfen nur mit der Muskete in der rechten Faust und mit der Blendlaterne in der linken marschiren.“

„Kurz, ich bin gescheitert; Fräulein Andrée nannte mich einen Ruchlosen, einen Mörder, und sagte mir, sie würde mich umbringen lassen.“

„Gut, aber ihr Kind!“

„Sie sagte mir, ihr Kind gehöre ihr und nicht mir.“

„Hernach?“

„Hernach habe ich mich entfernt.“

„Ah!“

Gilbert schaute empor und fragte:

„Was hätten Sie gethan?“

„Ich weiß es noch nicht; sage mir, was willst Du thun?“

„Sie für die Demüthigung bestrafen, die sie mich hat ausstehen lassen.“

„Das ist ein Wort.“

„Nein, mein Herr, das ist ein Entschluß."

„Aber Du hast Dir vielleicht Dein Geheimniß entreißen lassen . . . Dein Geld?"

„Mein Geheimniß gehört mir, und ich lasse es mir von Niemand nehmen; das Geld gehört Ihnen, und ich bringe es zurück."

Hiebei öffnete Gilbert seine Weste und zog die dreißig Kassenbillets heraus, die er auf dem Tisch von Balsamo ausbreitete und pünktlich zählte.

Der Graf nahm sie und legte sie zusammen, während er beständig Gilbert beobachtete, dessen Gesicht nicht die geringste Gemüthsbewegung verrieth.

„Er ist ehrlich, er ist nicht geizig, er hat Geist, Festigkeit . . . Das ist ein Mann," dachte er.

„Nun, Herr Graf," sprach Gilbert, „nun habe ich Ihnen Rechenschaft über die zwei Louis d'or abzulegen, die Sie mir gegeben."

„Uebertreibe nichts," erwiederte Balsamo; „es ist schön, hunderttausend Thaler zurückzugeben, es ist kindisch, achtundvierzig Livres zurückgeben zu wollen."

„Ich wollte sie Ihnen nicht zurückgeben, sondern nur Ihnen sagen, was ich mit diesen Louis d'or gemacht habe, damit Sie wüßten, ich brauche noch mehr."

„Das ist etwas Anderes, Du verlangst also?"

„Ich bitte."

„Wozu?"

„Um etwas von dem zu thun, was Sie so eben ein Wort nannten."

„Gut. Du willst Dich rächen?"

„Ich glaube auf eine edle Weise."

„Ich zweifle nicht daran, aber grausam, nicht wahr?"

„Das ist so."

„Wie viel brauchst Du?"

„Zwanzigtausend Livres."

„Und Du wirst diese junge Frau nicht berühren?"

„Ich werde sie nicht berühren."

„Ihren Bruder?"

„Ebenso wenig, und auch ihren Vater nicht."

„Du wirst sie nie verleumden?"

„Ich werde nie den Mund öffnen, um ihren Namen auszusprechen."

„Gut, ich verstehe Dich. Doch es kommt am Ende auf Eines heraus, ob man eine Frau mit dem Stahl erdolcht, oder ob man sie durch beständige Verhöhnung tödtet ... Du willst sie verhöhnen, indem Du Dich zeigst, indem Du ihr folgst, indem Du sie durch ein Lächeln voll Beleidigung und Haß niederbeugst."

„Ich will so wenig von dem thun, was Sie sagen, daß ich im Gegentheil komme, um Sie, falls mich die Lust erfaßte, Frankreich zu verlassen, um ein Mittel zu bitten, über das Meer zu fahren, ohne daß es mich etwas kostet."

„Meister Gilbert," sprach Balsamo mit seinem zugleich scharfen und einschmeichelnden Ton, der jedoch weder Schmerz, noch Freude enthielt, „Meister Gilbert, mir scheint, Sie sind nicht consequent bei Ihrer Schaustellung von Uneigennützigkeit. Sie verlangen von mir zwanzigtausend Livres, und von diesen zwanzigtausend Livres können Sie nicht tausend nehmen, um sich einzuschiffen?"

„Nein, mein Herr, und zwar aus zwei Gründen."

„Lassen Sie diese Gründe hören."

„Einmal werde ich wirklich am Tag, wo ich mich einschiffe, nicht mehr einen Pfennig haben; denn merken Sie wohl, Herr Graf, nicht für mich bitte ich um diese Summe, sondern vielmehr, um einen Fehler wieder gut zu machen, den Sie mir erleichterten."

„Ah! Du bist zähe!" rief Balsamo.

„Weil ich Recht habe; ich verlange das Geld, um gut zu machen, und nicht um zu leben oder mich zu trösten; nicht ein Sou von diesen zwanzigtausend Livres wird in meine Tasche fallen; sie haben ihre Bestimmung."

„Dein Kind; ich sehe das..."

„Mein Kind, ja, mein Herr," erwiederte Gilbert mit einem gewissen Stolz.

„Aber Du?"

„Ich, ich bin stark, frei und verständig; ich werde stets leben; ich will leben!"

„Oh! Du wirst leben! Nie hat Gott einen Willen von dieser Stärke Seelen gegeben, welche frühzeitig die Erde verlassen müßen. Gott kleidet warm die Pflanzen, welche langen Wintern trotzen sollen; er gibt stählerne Panzer den Herzen, welche lange Prüfungen durchzumachen haben. Doch Du hast, wie mir scheint, zwei Gründe angegeben, warum Dir keine tausend Livres übrig bleiben: einmal das Zartgefühl."

„Dann die Klugheit. An dem Tag, wo ich Frankreich verlasse, werde ich genöthigt sein, mich zu verbergen . . . Nicht also, indem ich einen Kapitän in einem Hafen aufsuche und ihm Geld gebe, denn ich denke, so macht man es, nicht, indem ich mich selbst verkaufe, wird es mir gelingen, mich zu verbergen."

„Du nimmst also an, ich könne Dir verschwinden helfen?"

„Ich weiß, daß Sie es können."

„Wer hat es Dir gesagt?"

„Oh! Sie haben über zu viel übernatürliche Mittel zu verfügen, um nicht auch das ganze Arsenal der natürlichen Mittel zu besitzen. Ein Zauberer ist nie seiner so sicher, daß er nicht irgend einen guten Rettungshafen hätte."

„Gilbert," sprach plötzlich Balsamo, indem er seine Hand über dem jungen Mann ausstreckte, „Du bist ein abenteuerlicher und kühner Geist; Du bist von Gutem und Schlimmem zusammengesetzt, wie ein Weib; Du bist stoisch und redlich, ohne Ziererei; ich werde aus Dir einen großen Mann machen; bleibe bei mir . . . Ich glaube, daß Du der Dankbarkeit fähig bist; bleibe hier, sage ich Dir, dieses Haus ist eine sichere Zufluchtstätte, überdies

verlasse ich Europa in einigen Monaten, und nehme Dich dann mit."

Gilbert horchte und erwiederte:

„In einigen Monaten würde ich nicht nein antworten, doch heute muß ich sagen: Ich danke, Herr Graf, Ihr Vorschlag ist blendend für einen Unglücklichen; doch ich weise ihn von mir."

„Die Rache eines Augenblicks ist wohl nicht eine Zukunft von fünfzig Jahren werth."

„Mein Herr, meine Phantasie oder meine Laune sind für mich immer mehr werth, als das Weltall, im Augenblick, wo ich diese Phantasie oder diese Laune habe. Ueberdies bleibt mir außer der Rache noch eine Pflicht zu erfüllen."

„Hier sind Deine zwanzigtausend Livres," sprach Balsamo ohne Zögern.

Gilbert nahm die zwei Kassenbillets, schaute seinen Wohlthäter an und sagte:

„Sie verbinden wie ein König."

„Oh! besser, hoffe ich; denn ich verlange nicht einmal, daß man mir ein Andenken bewahrt."

„Gut, doch ich bin dankbar, wie Sie vorhin sagten, und wenn meine Aufgabe erfüllt ist, werde ich Ihnen diese zwanzigtausend Livres bezahlen."

„Wie dies?"

„Indem ich mich auf so viel Jahre in Ihren Dienst gebe, als ein Diener braucht, um seinem Herrn zwanzigtausend Livres zu bezahlen.

„Du bist auch diesmal unlogisch, Gilbert. Du sagtest mir vor einem Augenblick: „„Ich verlange von Ihnen zwanzigtausend Livres, die Sie mir schuldig sind.""

„Das ist wahr; doch Sie haben mein Herz gewonnen."

„Es freut mich," sprach Balsamo ohne irgend einen Ausdruck. „Du wirst also mir gehören, wenn ich will?"

„Ja."

„Was kannst Du thun?"

„Nichts; doch es liegt Alles in mir."

„Richtig."

„Aber ich will in meiner Tasche ein Mittel haben, Frankreich in zwei Stunden zu verlassen, wenn es nöthig wäre."

„Ah! Du lässest meinen Dienst im Stich?"

„Ich werde zu Ihnen zurückzukehren im Stande sein."

„Und ich werde Dich aufzufinden wissen. Doch machen wir ein Ende; das lange Sprechen ermüdet mich: rücke den Tisch vor."

„Gut."

„Reiche mir die Papiere, welche in jenem Carton sind."

„Hier."

Balsamo nahm die Papiere und las mit halber Stimme folgende Zeilen von einem Blatt, das mit drei Unterschriften, oder vielmehr mit drei seltsamen Schriftzügen bedeckt war.

„Am 15. December, im Havre, nach Boston, der Adonis."

„Was denkst Du von Amerika, Gilbert?"

„Daß es nicht Frankreich ist, und daß es mir sehr angenehm sein wird, in einem gegebenen Augenblick über's Meer nach irgend einem Land zu gehen, das nicht Frankreich ist."

„Gut! . . . Ist der fünfzehnte December nicht der gegebene Augenblick, von dem Du sprichst?"

Gilbert rechnete nachdenkend an den Fingern und erwiederte dann:

„Ganz genau."

Balsamo nahm eine Feder und schrieb auf ein weißes Blatt nur folgende zwei Zeilen:

„Nehmen Sie auf dem Adonis einen Passagier auf.

„Joseph-Balsamo."

„Aber dieses Papier ist gefährlich," sprach Gilbert.

während er es anschaute, „und ich, der ich ein Lager suche, könnte wohl die Bastille finden."

„Dadurch, daß man Geist hat, gleicht man oft einem Dummkopf," sprach der Graf. „Der Adonis, mein lieber Herr Gilbert, ist ein Handelsschiff, dessen Hauptrheder ich bin."

„Verzeihen Sie, Herr Graf," sagte Gilbert sich verbeugend, „ich bin ein Elender, dem es zuweilen im Kopf schwindelt; doch nie zweimal hinter einander; verzeihen Sie und glauben Sie an meine ganze Dankbarkeit."

„Gehen Sie, mein Freund."

„Leben Sie wohl, Herr Graf."

„Auf Wiedersehen," sprach Balsamo und drehte ihm den Rücken zu.

CLVIII.

Die letzte Audienz.

Im November, mehrere Monate nach den von uns erzählten Ereignissen, verließ Philipp von Taverney frühzeitig am Morgen für die Jahreszeit, nämlich beim Grauen des Tages, das Haus, das er mit seiner Schwester bewohnte. Schon waren unter den noch brennenden Laternen alle die kleinen Pariser Gewerbsthätigkeiten erwacht: die kleinen dampfenden Kuchen, welche der Krämer vom Land wie einen köstlichen Schmaus in der frischen Morgenluft verzehrt, die Tragekörbe, beladen mit Gemüsen, die Karren voll von Fischen und Austern, welche nach der Halle eilen . . . und in dieser Bewegung der fleißigen Menge herrschte eine Art von Zurückhaltung, den Arbei-

tern auferlegt durch die Achtung vor dem Schlaf der Reichen.

Philipp durchschritt eilig das volkreiche Quartier, das er bewohnte, um die ganz öden Champs-Elysées zu erreichen.

Die Blätter drehten sich vergelbt am Gipfel der Bäume; die meisten lagen ausgestreut in den Alleen des Cours-la-Reine, und zu dieser Stunde verlassen, waren die Kugelspiele unter dem dichten Teppich des rauschenden Blätterwerkes verborgen.

Der junge Mann trug, wie die wohlhabendsten Bürger von Paris, einen Frack mit breiten Schößen, ein Beinkleid und Strümpfe von Seide, und einen Degen; seine sehr sorgfältige Frisur bewies, daß er sich lange vor Tag den Händen des Perruquier, der höchsten Quelle aller Schönheit jener Zeit, überlassen hatte.

Als Philipp wahrnahm, daß der Morgenwind seine Frisur in Unordnung zu bringen und den Puder zu zerstreuen anfing, schaute er auch mit einem höchst mißvergnügten Blick in der Allee der Champs-Elysées umher, um zu sehen, ob sich nicht schon einer von den für den Dienst auf dieser Straße bestimmten Miethwagen auf den Weg begeben habe.

Er wartete nicht lange; ein abgenutzter, anbrüchiger, verwitterter, von einer magern isabellfarbigen Stute gezogener Wagen fing an auf dem Wege einherzuholpern; mit wachsamem, verdrießlichem Auge suchte sein Kutscher in der Ferne einen Reisenden unter den Bäumen, wie einst Aeneas eines von seinen Schiffen auf den Wellen des thyrenischen Meeres.

Als der Automedon Philipp erblickte, ließ er seine Stute die Peitsche kräftiger fühlen, so daß der Wagen bald den Reisenden einholte.

„Richtet es so ein, daß ich auf den Punkt neun Uhr in Versailles bin, und Ihr sollt einen halben Thaler bekommen,“ sagte Philipp zu dem Kutscher.

Philipp hatte wirklich um neun Uhr bei der Dauphine

eine von den Morgenaudienzen, die sie zu geben anfing. Die Prinzessin, welche frühzeitig aufstand und sich aller Gesetze der Etiquette überhob, pflegte am Morgen die Arbeiten zu besuchen, die sie in Trianon ausführen ließ, und wenn sie auf ihrem Weg die Bittsteller fand, denen sie eine Audienz bewilligt hatte, verhandelte sie mit ihnen rasch mit einer Geistesgegenwart und einer Freundlichkeit, welche die Würde, zuweilen sogar den Stolz, nicht ausschloßen, sobald sie wahrnahm, daß man sich in den Ergüssen ihres Zartgefühls täuschte.

Philipp hatte Anfangs beschlossen, den Weg zu Fuß zu machen, denn er war auf die härteste Einschränkung angewiesen; doch das Gefühl der Eitelkeit, oder vielmehr nur das einer Achtung, welche jeder Militär dem Oberen gegenüber nie für sein Aeußeres verliert, nöthigte den jungen Mann, einen Tag der Ersparnisse zu verwenden, um sich in anständiger Kleidung nach Versailles zu begeben.

Philipp gedachte zu Fuß zurückzukehren. Von zwei entgegengesetzten Punkten ausgehend, begegneten sich der Patricier Philipp und der Plebejer Gilbert, wie man sieht, auf derselben Stufe der Leiter.

Philipp sah wieder mit gepreßtem Herzen dieses ganze magische Versailles, wo so viele goldene und rosige Träume ihn mit ihren Verheißungen bezaubert hatten. Er sah wieder mit gebrochenem Herzen Trianon, eine Erinnerung des Unglücks und der Schmach. Auf den Schlag neun Uhr ging er, versehen mit seinem Audienzbrief, längs dem kleinen Blumenbeet bei den Zugängen des Pavillon hin.

Er erblickte in einer Entfernung von ungefähr hundert Schritten die Prinzessin, welche, obgleich das Wetter nicht kalt war, in einen Marderpelz gehüllt, mit ihrem Baumeister sprach; einem kleinen Hut auf dem Kopf, wie die Damen von Watteau, trat die Gestalt der jungen Dauphine auf den Reihen der Bäume hervor. Zuweilen gelangte der Ton ihrer silbernen, vibrirenden Stimme bis zu Philipp und erregte in ihm Gefühle, welche gewöhnlich

Alles verwischen, was in einem verwundeten Herzen Kummer ist.

Mehrere Personen, denen, wie Philipp, Audienzen bewilligt waren, zeigten sich nach und nach vor der Thüre des Pavillon, in dessen Vorzimmer ein Huissier sie holte, wenn die Reihe sie traf. Diese Personen stellten sich am Weg der Prinzessin auf, so oft sie mit Mique in verkehrter Richtung zurückkam, und empfingen ein Wort von Marie Antoinette oder sogar die besondere Gunst einiger einzeln ausgetauschten Worte.

Dann wartete die Prinzessin, bis sich ein anderer Besuch zeigte.

Philipp war der letzte. Er hatte schon die Augen der Prinzessin sich nach ihm wenden sehen, als suchte sie ihn zu erkennen; da erröthete er und war bemüht, an seinem Platz die bescheidenste und geduldigste Haltung anzunehmen.

Endlich kam der Huissier und fragte ihn, ob er nicht auch vortrete, da die Prinzessin bald in ihre Wohnung zurückkehren werde und, einmal zurückgekehrt, Niemand mehr empfange.

Philipp trat also vor. Die Dauphine verlor ihn, während der ganzen Zeit, die er brauchte, um die Entfernung von hundert Schritten zurückzulegen, nicht aus dem Blick, und er wählte den günstigsten Moment, um seine ehrfurchtsvolle Verbeugung gut anzubringen.

Die Dauphine wandte sich gegen den Huissier um und fragte:

„Wie ist der Name dieses Herrn?"

Der Huissier las den Audienzzettel und erwiederte:

„Herr Philipp von Taverney."

„Es ist wahr," sprach die Prinzessin... Und sie heftete auf den jungen Mann einen längeren und neugierigeren Blick.

Philipp wartete halb gebückt.

„Guten Morgen, Herr von Taverney," sagte Marie Antoinette. „Wie befindet sich Fräulein Andrée?"

„Ziemlich schlecht, Madame," erwiederte der junge Mann; „doch meine Schwester wird sehr glücklich über diesen Beweis der Theilnahme sein, die ihr Eure königliche Hoheit zu bezeigen geruht."

Die Dauphine antwortete nicht; sie hatte viel Leiden in dem abgemagerten, bleichen Gesicht von Philipp gelesen; sie erkannte sehr schwer unter dem bescheidenen Kleid des Bürgers den schönen Officier, der ihr zuerst auf dem Boden Frankreichs als Führer gedient hatte.

„Herr Mique," sagte sie, indem sie sich dem Baumeister näherte, „wir sind also über die Verzierung des Tanzsaales einverstanden; die Anlage des nahen Gehölzes ist entschieden. Verzeihen Sie mir, daß ich Sie so lange in der Kälte aufgehalten habe."

Dies war der Abschied. Mique verbeugte sich und ging weg.

Die Dauphine grüßte sogleich alle Personen, welche in der Entfernung warteten, und diese zogen sich schleunigst zurück. Philipp glaubte, dieser Gruß betreffe auch ihn wie die Andern, und schon litt sein Herz, als die Prinzessin an ihm vorüberging und zu ihm sprach:

„Sie sagten, mein Herr, Ihre Schwester sei krank?"

„Wenn nicht krank, Madame, doch wenigstens angegriffen," erwiederte Philipp rasch.

„Angegriffen!" rief die Dauphine mit Theilnahme; „eine so schöne Gesundheit!"

Philipp verbeugte sich. Die junge Prinzessin warf ihm einen von jenen forschenden Blicken zu, wie man sie bei einem Mann von ihrem Stamm, einen Adlerblick genannt hätte. Dann nach einer Pause sagte sie:

„Erlauben Sie, daß ich ein wenig gehe, der Wind ist kalt."

Sie machte einige Schritte; Philipp blieb an seinem Platz.

„Wie! Sie folgen mir nicht," rief Marie Antoinette sich umwendend.

Philipp war mit zwei Sprüngen neben ihr.

„Warum haben Sie mich denn nicht früher von dem Zustand von Fräulein Andrée unterrichtet, für die ich mich interessirte?"

„Ach!" rief Philipp, „Eure Hoheit hat das rechte Wort gesprochen... Eure Hoheit interessirte sich für meine Schwester... aber nun..."

„Ich interessire mich noch für sie, mein Herr... doch mir scheint, Fräulein von Taverney hat meinen Dienst sehr frühzeitig verlassen."

„Die Nothdurft, Madame," sagte Philipp ganz leise.

„Wie! dieses Wort ist gräßlich; die Nothdurft!... Erklären Sie mir dieses Wort, mein Herr."

Philipp antwortete nicht.

„Der Doctor Louis," fuhr die Dauphine fort, „hat mir erzählt, die Luft von Versailles sei nachtheilig für die Gesundheit von Fräulein von Taverney; diese Gesundheit würde sich durch den Aufenthalt im väterlichen Hause wiederherstellen... Dies ist Alles, was man mir gesagt hat... Ihre Schwester machte mir einen einzigen Besuch vor ihrer Abreise. Sie war bleich, sie war traurig; ich muß gestehen, daß sie viel Ergebenheit für mich bei diesem letzten Zusammensein kundgab, denn sie vergoß reichliche Thränen."

„Aufrichtige Thränen, Madame," sprach Philipp, dessen Herz gewaltig schlug, „Thränen, welche nicht vertrocknet sind."

„Ich glaubte zu sehen," fuhr die Prinzessin fort, „Ihr Herr Vater habe seine Tochter genöthigt, an den Hof zu gehen, und dieses Kind sehne sich ohne Zweifel nach Ihrer Heimath, irgend eine Zuneigung..."

„Madame," entgegnete Philipp hastig, „meine Schwester sehnt sich nur nach Eurer Hoheit."

„Und sie leidet... Eine seltsame Krankheit, welche von der Luft der Heimath geheilt werden sollte, und nun von der Luft der Heimath erschwert wird."

„Ich werde Eure Hoheit nicht täuschen," sagte

Philipp; „die Krankheit meiner Schwester ist ein tiefer Kummer, welcher sie in einen Zustand versetzt hat, der an die Verzweiflung grenzt. Fräulein von Taverney liebt jedoch nichts in der Welt, als Eure Hoheit und mich; doch sie fängt an, Gott allen Zuneigungen vorzuziehen, und bei der Audienz, um die ich nachzusuchen die Ehre gehabt habe, Madame, beabsichtigte ich, Sie um Ihre Protection in Beziehung auf diesen Wunsch meiner Schwester zu bitten."

Die Dauphine schaute empor.

„Sie will in ein Kloster treten, nicht wahr?"

„Ja, Madame."

„Und Sie werden das dulden, Sie, der Sie dieses Kind lieben?"

„Ich glaube ihre Lage vernünftig zu beurtheilen, Madame, und dieser Rath rührt von mir her. Ich liebe jedoch meine Schwester so sehr, daß mein Rath nicht verdächtig sein kann, und daß ihn die Welt nicht dem Geiz zuschreiben wird. Ich habe nichts dabei zu gewinnen, daß Andrée in's Kloster tritt, denn wir besitzen Beide nichts."

Die Dauphine blieb stehen, warf abermals verstohlen einen Blick auf Philipp und sprach dann:

„Das meinte ich so eben, als Sie mich nicht verstehen wollten, mein Herr; Sie sind nicht reich?"

„Eure Hoheit..."

„Keine falsche Scham, mein Herr; es handelt sich um das Glück dieses armen Mädchens; antworten Sie mir aufrichtig, wie ein ehrlicher Mann, was Sie sicherlich sind."

Das glänzende, redliche Auge von Philipp begegnete dem der Prinzessin und senkte sich nicht.

„Ich werde antworten, Madame," sprach er.

„Nun! will Ihre Schwester aus Nothdurft diese Welt verlassen? Sie spreche! Guter Gott! die Fürsten sind unglücklich... Gott hat ihnen ein Herz gegeben, das Mißgeschick zu beklagen, aber er hat ihnen jene hehre

Scharfsichtigkeit verweigert, die das Unglück unter dem Schleier der Verschämtheit erräth. Antworten Sie also offenherzig: ist es das?"

„Nein, Madame," antwortete Philipp mit Festigkeit; „doch meine Schwester wünscht in das Kloster von Saint-Denis einzutreten, und wir besitzen nur das Drittel der Mitgift."

„Die Mitgift beträgt sechzigtausend Livres!" rief die Prinzessin; „Sie haben also nur zwanzigtausend Livres?"

„Kaum, Madame; doch wir wissen, daß Eure Hoheit mit einem Wort und ohne die Börse zu ziehen, eine Kostgängerin in's Kloster bringen kann."

„Gewiß kann ich das."

„Das ist die einzige Gnade, um die ich Eure Hoheit zu bitten wage, wenn sie nicht schon Jemand ihre Vermittlung bei Frau Louise von Frankreich zugesagt hat."

„Sie versetzen mich in ein seltsames Erstaunen," sprach Marie Antoinette; „wie!, in meiner Nähe so viel edle Armuth! Ei! Oberster, es ist schlimm, daß man mich so getäuscht hat."

„Ich bin nicht Oberster, Madame," erwiederte Philipp mit sanftem Tone: „ich bin nichts als ein ergebener Diener Eurer Hoheit."

„Nicht Oberster, sagen Sie? Und seit wann?"

„Ich bin es nie gewesen, Madame."

„Der König hat in meiner Gegenwart ein Regiment für Sie versprochen ..."

„Dessen Patent nie ausgefertigt worden ist."

„Aber Sie hatten einen Grad ..."

„Den ich aufgegeben habe, weil ich in Ungnade gefallen bin, Madame."

„Warum?"

„Ich weiß es nicht."

„Oh!" rief die Dauphine mit tiefer Traurigkeit, „oh! der Hof!"

Da lächelte Philipp schwermüthig und sprach:

„Sie sind ein Engel des Himmels, Madame, un-

ich bedaure es ungemein, daß ich nicht dem Hause Frankreich diene, um Gelegenheit zu haben, für Sie zu sterben."

Ein so lebhafter und so glühender Blitz zuckte in den Augen der Dauphine, daß Philipp sein Gesicht in seinen Händen verbarg. Die Prinzessin suchte ihn nicht einmal zu trösten, oder dem Gedanken zu entziehen, der ihn in diesem Augenblick beherrschte.

Stumm und mühsam athmend, entblätterte sie ein paar bengalische Rosen, die sie mit ihrer nervigen, unruhigen Hand von ihrem Stängel riß.

Philipp kam wieder zu sich und sprach:

„Wollen Sie mir vergeben, Madame."

Marie Antoinette erwiederte nichts auf diese Worte.

„Ihre Schwester wird schon morgen, wenn sie will, in Saint-Denis eintreten," sagte sie mit fieberhafter Hast, „und Sie, Sie stehen in einem Monat an der Spitze eines Regiments."

„Madame, wollen Sie noch die Gnade haben, mich in meinen letzten Erklärungen anzuhören?" erwiederte Philipp. „Meine Schwester nimmt die Wohlthat Eurer königlichen Hoheit an, ich muß sie ausschlagen."

„Sie schlagen es aus?"

„Ja, Madame, ich habe eine Schmach vom Hof erlitten ... Die Feinde, die sie über mich verhängten, würden Mittel finden, mich noch stärker zu treffen, sollten sie mich höher gestellt sehen."

„Wie! selbst mit meiner Protection?"

„Besonders mit Ihrer huldreichen Protection, Madame," antwortete Philipp entschieden.

„Es ist wahr!" murmelte die Prinzessin erbleichend.

„Und dann, Madame; nein ... ich vergaß, ich vergaß, indem ich mit Ihnen sprach, daß es kein Glück mehr auf Erden gibt; ... ich vergaß, daß ich, in den Schatten zurückgetreten, diesen nicht mehr verlassen darf: im Schatten betet ein Mensch von Herz und erinnert sich."

Philipp sprach diese Worte mit einem Ton, der die Prinzessin beben machte.

„Es wird ein Tag kommen," sagte sie, „wo ich das Recht habe, auszusprechen, was ich in diesem Augenblick nur denken darf. Mein Herr, Ihre Schwester kann, wann es ihr beliebt, in Saint-Denis eintreten."

„Ich danke, Madame, ich danke."

„Was Sie betrifft . . . ich will, daß Sie eine Bitte an mich richten . . ."

„Aber, Madame . . ."

„Ich will es."

Philipp sah die behandschuhte Hand der Prinzessin sich gegen ihn senken; diese Hand blieb wie in der Erwartung schweben; vielleicht drückte sie den Willen aus.

Der junge Mann kniete nieder, nahm die Hand und legte langsam, mit angeschwollenem, zitterndem Herzen seine Lippen darauf.

„Lassen Sie Ihre Bitte hören," sagte die Dauphine so bewegt, daß sie ihre Hand nicht zurückzog.

Philipp beugte das Haupt. Eine Woge bitterer Gedanken überfluthete ihn, wie den Schiffbrüchigen im Sturm. . . . Er blieb einige Secunden stumm und unbeweglich, dann erhob er sich, entfärbt und die Augen erloschen, und sagte:

„Einen Paß, um Frankreich an dem Tag zu verlassen, an dem meine Schwester in das Kloster von Saint-Denis eintreten wird."

Die Dauphine wich wie erschrocken zurück; dann, als sie diesen ganzen Schmerz sah, den sie ohne Zweifel begriff, den sie vielleicht theilte, fand sie nichts Anderes zu erwiedern, als die beinahe unverständlichen Worte:

„Es ist gut!"

Und sie verschwand in einer Allee von Cypressen, den einzigen Bäumen, welche unversehrt ihr ewiges Blätterwerk, den Schmuck der Gräber, bewahrt hatten.

CLIX.

Das Kind ohne Vater.

Der Tag der Schmerzen, der Tag der Schmach nahte endlich heran. Trotz der immer häufigeren Besuche des Doctor Louis, trotz der liebevollen Sorgfalt und der Tröstungen von Philipp wurde Andrée von Stunde zu Stunde düsterer, wie die Verurtheilten, welche ihre letzte Stunde bedroht.

Der unglückliche Bruder fand zuweilen Andrée träumerisch und schauernd; ihre Augen waren trocken; ganze Tage kam kein Wort über ihre Lippen; dann stand sie oft plötzlich auf, ging zwei oder dreimal mit hastigen Schritten in ihrem Zimmer auf und ab, und versuchte es, wie Dido, sich aus sich selbst, das heißt, aus ihrem Schmerzen herauszuwerfen.

Eines Abends, als er sie bleicher, unruhiger sah, als er bemerkte, daß ihre Nerven mehr als gewöhnlich angegriffen waren, schickte Philipp zum Doctor und ließ ihn bitten, noch in der Nacht zu kommen.

Dies war am 29. November. Philipp hatte die Kunst geübt, das Wachen von Andrée sehr zu verlängern; er hatte sich mit ihr in die traurigsten, in die geheimsten Gegenstände des Gesprächs eingelassen, in diejenigen, welche das Mädchen fürchtete, wie der Verwundete die Annäherung einer rohen und schweren Hand für seine Wunde fürchtet.

Sie saßen beim Feuer, die Magd hatte, als sie nach Versailles ging, um den Doctor zu holen, die Läden zu schließen vergessen, so daß der Widerschein der Lampe sanft den Schneeteppich beleuchtete, den die erste Winterkälte auf dem Sand des Gartens ausgebreitet hatte.

Philipp ließ den Augenblick kommen, wo der Geist von Andrée sich zu beschwichtigen anfing; dann sagte er [illegible] Eingang:

„Liebe Schwester, hast Du endlich Deinen Entschluß gefaßt?“

„Worüber?“ erwiederte Andrée mit einem schmerzlichen Seufzer.

„Ueber ... Dein Kind, meine Schwester.“

Andrée bebte.

„Der Augenblick naht heran,“ fuhr Philipp fort.

„Mein Gott!“

„Und ich würde mich nicht wundern, wenn morgen ...“

„Morgen!“

„Heute sogar, liebe Schwester.“

Andrée wurde so b[illegible], daß Philipp erschrocken ihre Hand nahm und sie küßte.

Doch sie faßte sich sogleich wieder und sprach:

„Mein Bruder, ich werte gegen Dich nicht mit jener Heuchelei zu Werke gehen, welche gemeine Seelen entehrt. Das Vorurtheil des Guten ist bei mir mit dem Vorurtheil des Bösen vermischt. Was böse ist, kenne ich nicht mehr, seitdem ich dem, was gut ist, mißtraue. Beurtheile mich also nicht strenger, als man eine Tolle beurtheilt, wofern Du nicht lieber im Ernst die Philosophie nehmen willst, die ich Dir skizziren werde, und die der vollkommene, einzige Ausdruck meiner Gefühle, sowie der Inbegriff meiner Empfindungen ist.“

„Was Du auch sagen, was Du auch thun magst, Andrée, Du wirst immer für mich die theuerste, die geehrteste der Frauen sein.“

„Ich danke, mein einziger Freund. Ich darf wohl behaupten, daß ich dessen, was Du mir versprichst, nicht unwürdig bin. Philipp, ich bin Mutter; doch Gott hat gewollt, ich glaube es wenigstens,“ fügte sie erröthend bei, „daß die Mutterschaft bei dem Geschöpf ein dem der Befruchtung bei der Pflanze ähnlicher Zustand sein soll. Die Frucht kommt erst nach der Blüthe. Während des Blühens hat sich die Pflanze vorbereitet, umwandelt; denn die Blüthe ist nach meiner Ansicht die Liebe.“

CLIX.

Das Kind ohne Vater.

Der Tag der Schmerzen, der Tag der Schmach nahte endlich heran. Trotz der immer häufigeren Besuche des Doctor Louis, trotz der liebevollen Sorgfalt und der Tröstungen von Philipp wurde Andrée von Stunde zu Stunde düsterer, wie die Verurtheilten, welche ihre letzte Stunde bedroht.

Der unglückliche Bruder fand zuweilen Andrée träumerisch und schauernd; ihre Augen waren trocken; ganze Tage kam kein Wort über ihre Lippen; dann stand sie oft plötzlich auf, ging zwei oder dreimal mit hastigen Schritten in ihrem Zimmer auf und ab, und versuchte es, wie Dido, sich aus sich selbst, das heißt, aus ihrem Schmerzen herauszuwerfen.

Eines Abends, als er sie bleicher, unruhiger sah, als er bemerkte, daß ihre Nerven mehr als gewöhnlich angegriffen waren, schickte Philipp zum Doctor und ließ ihn bitten, noch in der Nacht zu kommen.

Dies war am 29. November. Philipp hatte die Kunst geübt, das Wachen von Andrée sehr zu verlängern; er hatte sich mit ihr in die traurigsten, in die geheimsten Gegenstände des Gesprächs eingelassen, in diejenigen, welche das Mädchen fürchtete, wie der Verwundete die Annäherung einer rohen und schweren Hand für seine Wunde fürchtet.

Sie saßen beim Feuer, die Magd hatte, als sie nach Versailles ging, um den Doctor zu holen, die Läden zu schließen vergessen, so daß der Widerschein der Lampe sanft den Schneeteppich beleuchtete, den die erste Winterkälte auf dem Sand des Gartens ausgebreitet hatte.

Philipp ließ den Augenblick kommen, wo der Geist von Andrée sich zu beschwichtigen anfing; dann sagte er ohne Eingang:

„Liebe Schwester, hast Du endlich Deinen Entschluß gefaßt?“

„Worüber?“ erwiederte Andrée mit einem schmerzlichen Seufzer.

„Ueber . . . Dein Kind, meine Schwester.“

Andrée bebte.

„Der Augenblick naht heran,“ fuhr Philipp fort.

„Mein Gott!“

„Und ich würde mich nicht wundern, wenn morgen . . .“

„Morgen!“

„Heute sogar, liebe Schwester.“

Andrée wurde so b[illegible] daß Philipp erschrocken ihre Hand nahm und sie küßte.

Doch sie faßte sich sogleich wieder und sprach:

„Mein Bruder, ich werde gegen Dich nicht mit jener Heuchelei zu Werke gehen, welche gemeine Seelen entehrt. Das Vorurtheil des Guten ist bei mir mit dem Vorurtheil des Bösen vermischt. Was böse ist, kenne ich nicht mehr, seitdem ich dem, was gut ist, mißtraue. Beurtheile mich also nicht strenger, als man eine Tolle beurtheilt, wofern Du nicht lieber im Ernst die Philosophie nehmen willst, die ich Dir skizziren werde, und die der vollkommene, einzige Ausdruck meiner Gefühle, sowie der Inbegriff meiner Empfindungen ist.“

„Was Du auch sagen, was Du auch thun magst, Andrée, Du wirst immer für mich die theuerste, die geehrteste der Frauen sein.“

„Ich danke, mein einziger Freund. Ich darf wohl behaupten, daß ich dessen, was Du mir versprichst, nicht unwürdig bin. Philipp, ich bin Mutter; doch Gott hat gewollt, ich glaube es wenigstens,“ fügte sie erröthend bei, „daß die Mutterschaft bei dem Geschöpf ein dem der Befruchtung bei der Pflanze ähnlicher Zustand sein soll. Die Frucht kommt erst nach der Blüthe. Während des Blühens hat sich die Pflanze vorbereitet, umwandelt; denn die Blüthe ist nach meiner Ansicht die Liebe.“

„Du hast Recht, Andrée."

„Ich!" fuhr das Mädchen lebhaft fort ... „ich habe weder Vorbereitung, noch Umwandlung gekannt; ich bin eine Abweichung von der Regel; ich habe nicht geliebt, ich habe nicht gewünscht; bei mir sind Geist und Herz so jungfräulich als der Körper ... Und dennoch! ... trauriges Wunder ... was ich nicht gewünscht, was ich nicht einmal geträumt habe, schickt mir Gott, er, der nie Früchte dem Baum gegeben hat, der unfruchtbar zu bleiben geschaffen war ... Wo sind bei mir die Fähigkeiten, die Instincte, wo sind sogar die Mittel? ... Die Mutter, welche Geburtsschmerzen leidet, kennt und würdigt ihr Loos; ich weiß nichts, ich zittere, zu denken, ich gehe diesem letzten Tag entgegen, als ob ich auf's Schaffot ginge ... Philipp, ich bin verdammt! ..."

„Andrée, meine Schwester!"

„Philipp," fuhr sie mit unbeschreiblicher Heftigkeit fort, „fühle ich nicht, daß ich dieses Kind hasse? ... Oh! ja, ich hasse es; mein ganzes Leben, wenn ich fortlebe, Philipp, werde ich mich des Tages erinnern, wo unter meinem Herzen zum ersten Mal der Todfeind erwachte, den ich in mir trage; ich schauere noch, wenn ich mich erinnere, daß das, den Müttern so süße, Leben dieses unschuldigen Geschöpfes in meinem Blut ein Fieber des Zorns entzündete und die Gotteslästerung auf meine bis dahin so reinen Lippen steigen machte. Philipp, ich bin eine schlechte Mutter! Philipp, ich bin verflucht!"

„Im Namen des Himmels, gute Andrée, beruhige Dich; verwirre Dein Herz nicht durch Deinen Geist. Dieses Kind ist Dein Leben und das Blut Deines Herzens; dieses Kind, ich liebe es, denn es kommt von Dir."

„Du liebst es!" rief sie wüthend und leichenbleich ... „Du wagst es, mir zu sagen, Du liebest meine Schande und die Deinige; Du wagst es, mir zu erklären, Du liebest diese Erinnerung an ein Verbrechen, diese Darstellung des feigen Verbrechens ... Wohl! Philipp, ich habe es Dir

gesagt, ich bin nicht feig, ich bin nicht falsch; ich hasse das Kind, weil es nicht mein Kind ist und ich es nicht gerufen habe. Ich verwünsche es, weil es vielleicht seinem Vater gleichen wird . . . Sein Vater! oh! ich werde eines Tags sterben, während ich diesen gräßlichen Namen ausspreche! Mein Gott!" rief sie, indem sie sich auf die Kniee warf, „ich kann dieses Kind nicht bei seiner Geburt tödten, denn Du hast ihm Leben gegeben . . . Ich konnte mich nicht selbst tödten, während ich es unter dem Herzen trug, denn Du hast den Selbstmord wie den Mord verpönt; doch ich bitte Dich, ich flehe Dich an, ich beschwöre Dich, wenn Du gerecht bist, mein Gott, wenn Du Dich des Jammers dieser Welt erbarmst, wenn Du nicht beschlossen hast, daß ich vor Verzweiflung sterben soll, nachdem ich von Schmach und Thränen gelebt habe, mein Gott! nimm dieses Kind wieder zu Dir, mein Gott! tödte dieses Kind! mein Gott! befreie mich! räche mich!"

Schrecklich in ihrem Zorn und erhaben in ihrem Aufschwung zu Gott, schlug sie ihre Stirne an das marmorne Gesimse, trotz des Widerstrebens von Philipp, der sie in seine Arme schloß.

Plötzlich öffnete sich die Thüre: die Magd kehrte mit dem Doctor zurück, der mit dem ersten Blick die ganze Scene errieth.

„Madame," sagte er mit jener Ruhe des Arztes, welche stets den Einen den Zwang, den Anderen die Unterwerfung auferlegt; „Madame, übertreiben Sie sich nicht die Schmerzen der Arbeit, welche bald eintreten muß. Ihr," sprach er zu der Magd, „haltet Alles bereit, was ich Euch unter Weges genannt habe."

„Sie," sagte er zu Philipp, „seien Sie vernünftiger, als Madame, und verbinden Sie, statt ihre Befürchtungen oder Schwächen zu theilen, Ihre Ermahnungen mit den meinigen."

Andrée erhob sich beinahe beschämt . . . Philipp setzte sie in einen Lehnstuhl.

Man sah nun die Kranke erröthen und sich mit einem

schmerzlichen Zusammenziehen zurückwerfen; ihre Hände klammerten sich krampfhaft an den Fransen des Lehnstuhls an, und die erste Klage ging über ihre bleichen Lippen.

„Dieser Schmerz, dieser Fall, dieser Zorn haben die Krise beschleunigt," sagte der Doctor. „Begeben Sie sich in Ihr Zimmer, Herr von Taverney, und Muth gefaßt!"

Das Herz angeschwollen, stürzte Philipp auf Andrée zu, welche gehört hatte, zitterte und sich trotz ihres Schmerzes erhob, um ihre Arme um den Hals ihres Bruders zu schlingen.

Sie umschlang ihn kräftig, drückte ihre Lippen auf die kalte Wange des jungen Mannes und sagte ganz leise:

„Lebe wohl! . . . lebe wohl! . . . lebe wohl! . . ."

„Doctor! Doctor!" rief Philipp in Verzweiflung, „hören Sie?"

Louis trennte die zwei Unglücklichen mit sanfter Gewalt, setzte Andrée wieder in den Lehnstuhl, führte Philipp in sein Zimmer, schob die Riegel vor, welche das Zimmer von Andrée bewachten, schloß Vorhänge und Thüren und begrub so, sie zusammendrängend, diese ganze Scene, welche vom Arzte zur Frau, von Gott zu Beiden vorgehen sollte.

Um drei Uhr Morgens öffnete der Doctor die Thüre, hinter der Philipp weinte und flehte, und sprach:

„Ihre Schwester hat einen Sohn geboren."

Philipp faltete die Hände.

„Treten Sie nicht ein," sagte der Arzt, „sie schläft."

„Sie schläft . . . oh! Doctor, ist es auch wahr, daß sie schläft?"

„Wenn es anders wäre, mein Herr, würde ich es Ihnen sagen: Ihre Schwester hat einen Sohn geboren; doch dieser Sohn hat seine Mutter nicht verloren . . . Sehen Sie übrigens selbst."

Philipp streckte den Kopf vor.

„Hören Sie sie athmen?"

„Oh! ja, ja," murmelte Philipp, den Arzt umarmend.

„Sie wissen nun, daß wir eine Amme bestellt haben. Ich habe sie, als ich am Point-du-Jour vorbeikam, wo diese Frau wohnt, benachrichtigt, damit sie sich bereit halten sollte ... Doch Sie allein können sie hierher bringen ... Sie allein darf man sehen ... Benützen Sie den Schlaf der Kranken und gehen Sie mit dem Wagen ab, der mich gebracht hat."

„Aber Sie, Doctor, Sie?"

„Ich habe auf der Place-Royal einen verzweifelten Kranken und will die Nacht vollends an seinem Bett zubringen, um die Anwendung der Mittel und ihre Wirkung zu überwachen."

„Die Kälte, Doctor."

„Ich habe meinen Mantel."

„Die Stadt ist unsicher."

„Zwanzigmal hat man mich seit zwanzig Jahren in der Nacht angehalten: ich antwortete stets: „„Mein Freund, ich bin Arzt und begebe mich zu einem Kranken ... Wollt Ihr meinen Mantel? nehmt ihn; doch tödtet mich nicht, denn ohne mich wird mein Kranker sterben."" Und bemerken Sie wohl, dieser Mantel hat zwanzig Dienstjahre. Die Diebe haben mir ihn stets gelassen."

„Guter Doctor! ... Morgen, nicht wahr?"

„Morgen um acht Uhr bin ich hier. Gott befohlen."

Der Doctor gab der Magd einige Vorschriften und schärfte ihr besonders viel Wachsamkeit bei der Kranken ein. Er wollte das Kind neben seiner Mutter liegen lassen. Philipp, der sich der letzten Kundgebungen seiner Schwester erinnerte, bat ihn, es zu entfernen.

Louis brachte das Kind selbst in das Zimmer der Magd und ging dann durch die Rue Montorgueil weg, während der Fiacre Philipp nach dem Roule brachte.

Die Magd entschlummerte im Lehnstuhl neben ihrer Gebieterin.

CLX.

Die Entwendung.

In den Zwischenräumen des erquickenden Schlafes, der auf große Anstrengungen folgt, scheint der Geist eine doppelte Macht erlangt zu haben: die Fähigkeit, das Wohlbehagen der Lage zu schätzen, und die Fähigkeit, über dem Körper zu wachen, dessen Lähmung dem Tode ähnlich ist.

Zum Gefühl des Lebens zurückgekehrt, öffnete Andrée die Augen und sah an ihrer Seite die schlummernde Magd. Sie hörte das muntere Geknister des Herdes und bewunderte das Stillschweigen des Zimmers, wo Alles wie sie ruhte.

Diese Einsicht war nicht ganz das Wachen und ebenso wenig war es ganz der Schlaf. Andrée fand ein Vergnügen daran, diesen Zustand der Unentschiedenheit, milder Schläfrigkeit zu verlängern; sie ließ die Ideen, eine nach der andern, in ihrem ermüdeten Gehirn wiedererstehen, als hätte sie den raschen Einbruch ihrer vollen Vernunft befürchtet.

Plötzlich gelangte ein entferntes, schwaches, kaum bemerkbares Wimmern durch die dicke Scheidewand an ihr Ohr.

Dieses Wimmern versetzte Andrée wieder in jenes Leben, unter dem sie so sehr gelitten hatte. Es verlieh ihr wieder jene gehässige Bewegung, welche seit einigen Monaten ihre Unschuld und ihre Herzensgüte trübte, wie der Stoß einen Trank in den Gefäßen trübt, worin die Hefe schlummert.

Von diesem Augenblick gab es für Andrée keinen Schlaf, keine Ruhe mehr; sie erinnerte sich, sie haßte.

Doch die Kraft der Empfindungen entspricht gewöhn-

lich den körperlichen Kräften. Andrée fand jene Stärke nicht mehr, die sie in der Scene am Abend mit Philipp geoffenbart hatte.

Das Geschrei des Kindes traf Anfangs ihr Gehirn wie ein Schmerz, dann wie eine Beengung. Sie kam dazu, daß sie sich fragte, ob Philipp, indem er das Kind mit seiner gewöhnlichen Zartheit entfernt habe, nicht der Vollstrecker eines etwas grausamen Willens gewesen sei.

Der Gedanke an das Böse, das man einem Geschöpf wünscht, widerstrebt dem Innern nie so sehr, als das Schauspiel des Bösen. Andrée, die dieses unsichtbare Kind, diese Idealität verfluchte, Andrée, welche den Tod des Kleinen wünschte, wurde verletzt, als sie den unglücklichen Knaben schreien hörte.

„Das Kind leidet," dachte sie, und sogleich antwortete sie sich: „Warum sollte ich mich für seine Leiden interessiren . . . ich . . . das unglücklichste der menschlichen Geschöpfe!"

Das Kind stieß abermals einen schärferen, schmerzlicheren Schrei aus. Da bemerkte Andrée, daß diese Stimme in ihr eine unruhige Stimme zu erwecken schien, und sie fühlte ihr Herz wie durch ein unsichtbares Band zu dem verlassenen, seufzenden Wesen hingezogen.

Was Andrée geahnet hatte, verwirklichte sich. Die Natur hatte eine ihrer Vorbereitungen vollbracht; der körperliche Schmerz, dieses mächtige Band, hatte das Herz der Mutter gleichsam an die geringste Bewegung ihres Kindes gelöthet. „Dieses Kind," dachte Andrée, „diese arme Waise, die in diesem Augenblick schreit, soll nicht um Rache gegen mich zum Himmel schreien. Gott hat in diese kleinen, kaum aus dem Schooße hervorgegangenen Geschöpfe die beredteste der Stimmen gelegt! . . . Man kann sie tödten, das heißt, man kann sie vom Leiden befreien; aber man hat nicht das Recht, eine Marter über sie zu verhängen . . . Hätte man das Recht hiezu, so würde ihnen Gott nicht so zu klagen gestattet haben."

Andrée erhob den Kopf und wollte ihrer Magd rufen; doch ihre schwache Stimme war nicht im Stande, die robuste Bäuerin zu wecken: schon wimmerte das Kind nicht mehr.

„Ohne Zweifel," dachte Andrée, „ohne Zweifel ist die Amme gekommen, denn ich höre das Geräusch der ersten Thüre ... Ja, man geht im nächsten Zimmer ... und das kleine Geschöpf klagt nicht mehr; ein seltsamer Schutz breitet sich schon über ihm aus und beschwichtigt seinen ungestalten Verstand. Oh! diejenige ist also die Mutter, welche für das Kind Sorge trägt ... Für einige Thaler wird das Kind, das aus meinem Schooße hervorgegangen ist, eine Mutter finden; und später, wenn es an mir vorübergeht, die ich so viel gelitten, an mir, deren Leben ihm das Leben bereitet hat, wird dieses Kind mich nicht anschauen, und: Meine Mutter! zu einer Lohndienerin sagen, welche edelmüthiger in ihrer eigennützigen Liebe ist, als ich in meinem gerechten Groll.

„Das soll nicht so sein ... ich habe gelitten, ich habe das Recht erkauft, diesem Geschöpf in's Gesicht zu sehen; ich habe das Recht, es zu nöthigen, mich wegen meiner Sorge zu lieben und mich wegen meiner Schmerzen und meines Opfers zu achten."

Sie machte eine entschiedenere Bewegung, raffte ihre Kräfte zusammen und rief:

„Marguerite! Marguerite!"

Die Magd erwachte schwerfällig und ohne sich von dem Stuhle zu rühren, an den sie eine beinahe lethargische Schlafsucht gefesselt hielt.

„Hört Ihr mich?" sagte Andrée.

„Ja, Madame, ja," sprach Marguerite, welche nun zu begreifen anfing.

Und sie näherte sich dem Bette.

„Will Madame trinken?"

„Nein."

„Madame will vielleicht wissen, wie viel Uhr es ist?"

Nein, nein," erwiederte Andrée, ohne daß ihre Augen die Thüre des anstoßenden Zimmers verließen.

„Ah! ich begreife . . . Madame will wissen, ob ihr Bruder zurückgekommen ist?"

Man sah Andrée gegen ihren Wunsch mit der ganzen Schwäche einer hoffärtigen Seele, mit der ganzen Energie eines warmen und edlen Herzens kämpfen.

„Ich will," stammelte sie endlich, „ich will . . . Oeffnet diese Thüre, Marguerite."

„Ja, Madame . . . Ah! wie es da kalt hereinkommt! . . . Der Wind, Madame! . . . Welch ein Wind! . . ."

Der Wind fing sich in der That im Zimmer von Andrée und machte die Flammen der Kerze und der Nachtlampe flackern.

„Die Amme wird eine Thüre oder ein Fenster offen gelassen haben. Seht nach, Marguerite," seht nach . . . Das Kind muß kalt haben."

Marguerite wandte sich nach dem anstoßenden Zimmer.

„Ich will es zudecken, Madame," sagte sie.

„Nein, nein!" murmelte Andrée mit kurzer, stockender Stimme, „bringt es mir."

Marguerite blieb mitten im Zimmer stehen und entgegnete:

„Madame, Herr Philipp hat befohlen, das Kind dort zu lassen, ohne Zweifel aus Furcht, Madame zu belästigen oder eine Erschütterung bei ihr zu verursachen."

„Bringt mir mein Kind!" rief die junge Mutter mit einem Erguß, der ihr Herz brechen mußte; denn aus ihren Augen, welche unter den Leiden trocken geblieben waren, stürzten zwei Thränen, über die im Himmel die guten Schutzengel der kleinen Kinder lächeln mußten.

Marguerite eilte ins andere Zimmer. Andrée setzte sich auf und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

Die Magd kehrte sogleich mit erstauntem Gesicht zurück.

„Nun?“ fragte Andrée.

„Madame, es ist also Jemand hier gewesen?“

„Wie, Jemand? ... Wer? ...“

„Madame, das Kind ist nicht mehr da.“

„Ich habe allerdings vorhin Geräusch, Tritte gehört,“ sagte Andrée ... „Die Amme wird gekommen sein, während wir schliefen; sie wollte Euch nicht aufwecken ... Aber mein Bruder, wo ist er? Seht in seinem Zimmer nach.“

Marguerite lief in das Zimmer von Philipp. Niemand! ...

„Das ist seltsam,“ sagte Andrée mit einem Herzklopfen, „sollte mein Bruder schon wieder ausgegangen sein, ohne mich zu sehen?“

„Ah! Madame,“ rief plötzlich die Magd.

„Was gibt es?“

„Man hat die Hausthüre geöffnet!“

„Seht nach! seht nach!“

„Herr Philipp kommt zurück. Treten Sie ein, treten Sie ein!“

Philipp kam in der That. Hinter ihm trat eine in einen groben Mantel von gestreiftem Wollenzeug gehüllte Bäuerin mit jenem wohlwollenden Lächeln ein, mit dem der Lohndiener jede neue Herrschaft begrüßt.

„Meine Schwester! meine Schwester! hier bin ich,“ sagte Philipp, rasch im Zimmer erscheinend.

„Guter Bruder! ... wie viel Mühe, wie viel Sorgen verursache ich Dir! Ah! da ist die Amme! Ich befürchtete sehr, sie wäre weggegangen.“

„Weggegangen? ... sie kommt erst.“

„Sie kommt zurück, willst Du sagen. Nein ... ich habe sie wohl vorhin gehört, so leise und sachte sie auch gegangen ist.“

„Ich weiß nicht, was Du meinst, meine Schwester; Niemand ...“

„Oh! ich danke Dir, Philipp,“ sprach Andrée, indem sie ihn an sich zog und auf jedes Wort einen besondern

Nachdruck legte; „ich danke Dir, daß Du mich so gut errathen hast und dieses Kind, nicht ohne daß ich es gesehen, geküßt, fortnehmen wolltest!... Philipp, Du kennst mein Herz... Ja, ja, sei unbesorgt, ich werde mein Kind lieben."

Philipp nahm die Hand von Andrée und bedeckte sie mit Küssen.

„Sage der Amme, sie soll es mir zurückgeben," fügte die junge Mutter bei.

„Aber, mein Herr," sprach die Magd, „Sie wissen wohl, daß das Kind nicht mehr da ist."

„Wie! was sagt Ihr?" rief Philipp.

Andrée schaute ihren Bruder mit erschrockenen Augen an.

Der junge Mann lief nach dem Bett der Magd; er suchte, fand nichts und stieß einen furchtbaren Schrei aus.

Andrée folgte seinen Bewegungen im Spiegel; sie sah ihn bleich, die Arme schlaff, zurückkehren, sie begriff einen Theil der Wahrheit, antwortete wie ein Echo mit einem Seufzer auf den Schrei ihres Bruders und sank bewußtlos auf ihr Kopfkissen zurück.

Philipp war weder auf dieses neue Unglück, noch auf diesen ungeheuren Schmerz gefaßt, doch er raffte seine ganze Energie zusammen und rief Andrée durch Liebkosungen, durch Tröstungen und Thränen in's Leben zurück.

„Mein Kind!" flüsterte Andrée, „mein Kind!"

„Retten wir die Mutter," sagte Philipp zu sich selbst. „Meine Schwester, meine gute Schwester, wir sind alle verrückt, wie es scheint; wir vergessen, daß der gute Doctor das Kind mitgenommen hat?"

„Der Doctor!" rief Andrée mit dem Schmerz des Zweifels, mit der Freude der Hoffnung.

„Ja wohl, ja wohl... Ah! man verliert ganz den Kopf hier."

„Philipp! Du schwörst mir?..."

„Liebe Schwester, Du bist nicht vernünftiger, als ich?... Wie soll denn dieses Kind verschwunden sein?"

„Du hast Recht, Andrée.“

„Ich!“ fuhr das Mädchen lebhaft fort .... „ich habe weder Vorbereitung, noch Umwandlung gekannt; ich bin eine Abweichung von der Regel; ich habe nicht geliebt, ich habe nicht gewünscht; bei mir sind Geist und Herz so jungfräulich als der Körper ... Und dennoch! ... trauriges Wunder ... was ich nicht gewünscht, was ich nicht einmal geträumt habe, schickt mir Gott, er, der nie Früchte dem Baum gegeben hat, der unfruchtbar zu bleiben geschaffen war ... Wo sind bei mir die Fähigkeiten, die Instincte, wo sind sogar die Mittel? ... Die Mutter, welche Geburtsschmerzen leidet, kennt und würdigt ihr Loos; ich weiß nichts, ich zittere, zu denken, ich gehe diesem letzten Tag entgegen, als ob ich auf's Schaffot ginge ... Philipp, ich bin verdammt! ...“

„Andrée, meine Schwester!“

„Philipp,“ fuhr sie mit unbeschreiblicher Heftigkeit fort, „fühle ich nicht, daß ich dieses Kind hasse? ... Oh! ja, ich hasse es; mein ganzes Leben, wenn ich fortlebe, Philipp, werde ich mich des Tages erinnern, wo unter meinem Herzen zum ersten Mal der Todfeind erwachte, den ich in mir trage; ich schauere noch, wenn ich mich erinnere, daß das, den Müttern so süße, Leben dieses unschuldigen Geschöpfes in meinem Blut ein Fieber des Zorns entzündete und die Gotteslästerung auf meine bis dahin so reinen Lippen steigen machte. Philipp, ich bin eine schlechte Mutter! Philipp, ich bin verflucht!“

„Im Namen des Himmels, gute Andrée, beruhige Dich; verwirre Dein Herz nicht durch Deinen Geist. Dieses Kind ist Dein Leben und das Blut Deines Herzens; dieses Kind, ich liebe es, denn es kommt von Dir.“

„Du liebst es!“ rief sie wüthend und leichenbleich ... „Du wagst es, mir zu sagen, Du liebest meine Schande und die Deinige; Du wagst es, mir zu erklären, Du liebest diese Erinnerung an ein Verbrechen, diese Darstellung des feigen Verbrechens ... Wohl! Philipp, ich habe es Dir

gesagt, ich bin nicht feig, ich bin nicht falsch; ich hasse das Kind, weil es nicht mein Kind ist und ich es nicht gerufen habe! Ich verwünsche es, weil es vielleicht seinem Vater gleichen wird . . . Sein Vater! oh! ich werde eines Tags sterben, während ich diesen gräßlichen Namen ausspreche! Mein Gott!" rief sie, indem sie sich auf die Kniee warf, „ich kann dieses Kind nicht bei seiner Geburt tödten, denn Du hast ihm Leben gegeben . . . Ich konnte mich nicht selbst tödten, während ich es unter dem Herzen trug, denn Du hast den Selbstmord wie den Mord verhönt; doch ich bitte Dich, ich flehe Dich an, ich beschwöre Dich, wenn Du gerecht bist, mein Gott, wenn Du Dich des Jammers dieser Welt erbarmst, wenn Du nicht beschlossen hast, daß ich vor Verzweiflung sterben soll, nachdem ich von Schmach und Thränen gelebt habe, mein Gott! nimm dieses Kind wieder zu Dir, mein Gott! tödte dieses Kind! mein Gott! befreie mich! räche mich!"

Schrecklich in ihrem Zorn und erhaben in ihrem Aufschwung zu Gott, schlug sie ihre Stirne an das marmorne Gesimse, trotz des Widerstrebens von Philipp, der sie in seine Arme schloß.

Plötzlich öffnete sich die Thüre: die Magd kehrte mit dem Doktor zurück, der mit dem ersten Blick die ganze Scene errieth.

„Madame," sagte er mit jener Ruhe des Arztes, welche stets den Einen den Zwang, den Anderen die Unterwerfung auferlegt; „Madame, übertreiben Sie sich nicht die Schmerzen der Arbeit, welche bald eintreten muß. Ihr," sprach er zu der Magd, „haltet Alles bereit, was ich Euch unter Weges genannt habe."

„Sie," sagte er zu Philipp, „seien Sie vernünftiger, als Madame, und verbinden Sie, statt ihre Befürchtungen oder Schwächen zu theilen, Ihre Ermahnungen mit den meinigen."

Andrée erhob sich beinahe beschämt . . . Philipp setzte sie in einen Lehnstuhl.

Man sah nun die Kranke erröthen und sich mit einem

schmerzlichen Zusammenziehen zurückwerfen; ihre Hände klammerten sich krampfhaft an den Fransen des Lehnstuhls an, und die erste Klage ging über ihre bleichen Lippen.

„Dieser Schmerz, dieser Fall, dieser Zorn haben die Krise beschleunigt,“ sagte der Doctor. „Begeben Sie sich in Ihr Zimmer, Herr von Taverney, und Muth gefaßt!“

Das Herz angeschwollen, stürzte Philipp auf Andrée zu, welche gehört hatte, zitterte und sich trotz ihres Schmerzes erhob, um ihre Arme um den Hals ihres Bruders zu schlingen.

Sie umschlang ihn kräftig, drückte ihre Lippen auf die kalte Wange des jungen Mannes und sagte ganz leise:

„Lebe wohl! . . . lebe wohl! . . . lebe wohl! . . .“

„Doctor! Doctor!“ rief Philipp in Verzweiflung, „hören Sie?“

Louis trennte die zwei Unglücklichen mit sanfter Gewalt, setzte Andrée wieder in den Lehnstuhl, führte Philipp in sein Zimmer, schob die Riegel vor, welche das Zimmer von Andrée bewachten, schloß Vorhänge und Thüren und begrub so, sie zusammendrängend, diese ganze Scene, welche vom Arzte zur Frau, von Gott zu Beiden vorgehen sollte.

Um drei Uhr Morgens öffnete der Doctor die Thüre, hinter der Philipp weinte und flehte, und sprach:

„Ihre Schwester hat einen Sohn geboren.“

Philipp faltete die Hände.

„Treten Sie nicht ein,“ sagte der Arzt, „sie schläft.“

„Sie schläft . . . oh! Doctor, ist es auch wahr, daß sie schläft?“

„Wenn es anders wäre, mein Herr, würde ich es Ihnen sagen: Ihre Schwester hat einen Sohn geboren; doch dieser Sohn hat seine Mutter nicht verloren . . . Sehen Sie übrigens selbst.“

Philipp streckte den Kopf vor.

„Hören Sie sie athmen?“

„Oh! ja, ja," murmelte Philipp, den Arzt umarmend.

„Sie wissen nun, daß wir eine Amme bestellt haben. Ich habe sie, als ich am Point-du-Jour vorbeikam, wo diese Frau wohnt, benachrichtigt, damit sie sich bereit halten sollte ... Doch Sie allein können sie hierher bringen ... Sie allein darf man sehen ... Benützen Sie den Schlaf der Kranken und gehen Sie mit dem Wagen ab, der mich gebracht hat."

„Aber Sie, Doctor, Sie?"

„Ich habe auf der Place-Royal einen verzweifelten Kranken und will die Nacht vollends an seinem Bett zubringen, um die Anwendung der Mittel und ihre Wirkung zu überwachen."

„Die Kälte, Doctor."

„Ich habe meinen Mantel."

„Die Stadt ist unsicher."

„Zwanzigmal hat man mich seit zwanzig Jahren in der Nacht angehalten: ich antwortete stets: „„Mein Freund, ich bin Arzt und begebe mich zu einem Kranken ... Wollt Ihr meinen Mantel? nehmt ihn; doch tödtet mich nicht, denn ohne mich wird mein Kranker sterben."" Und bemerken Sie wohl, dieser Mantel hat zwanzig Dienstjahre. Die Diebe haben mir ihn stets gelassen."

„Guter Doctor! ... Morgen, nicht wahr?"

„Morgen um acht Uhr bin ich hier. Gott befohlen."

Der Doctor gab der Magd einige Vorschriften und schärfte ihr besonders viel Wachsamkeit bei der Kranken ein. Er wollte das Kind neben seiner Mutter liegen lassen. Philipp, der sich der letzten Kundgebungen seiner Schwester erinnerte, bat ihn, es zu entfernen.

Louis brachte das Kind selbst in das Zimmer der Magd und ging dann durch die Rue Montorgueil weg, während der Fiacre Philipp nach dem Roule brachte.

Die Magd entschlummerte im Lehnstuhl neben ihrer Gebieterin.

CLX.

Die Entwendung.

In den Zwischenräumen des erquickenden Schlafes, der auf große Anstrengungen folgt, scheint der Geist eine doppelte Macht erlangt zu haben: die Fähigkeit, das Wohlbehagen der Lage zu schätzen, und die Fähigkeit, über dem Körper zu wachen, dessen Lähmung dem Tode ähnlich ist.

Zum Gefühl des Lebens zurückgekehrt, öffnete Andrée die Augen und sah an ihrer Seite die schlummernde Magd. Sie hörte das muntere Geknister des Herdes und bewunderte das Stillschweigen des Zimmers, wo Alles wie sie ruhte.

Diese Einsicht war nicht ganz das Wachen und ebenso wenig war es ganz der Schlaf. Andrée fand ein Vergnügen daran, diesen Zustand der Unentschiedenheit, milder Schläfrigkeit zu verlängern; sie ließ die Ideen, eine nach der andern, in ihrem ermüdeten Gehirn wiedererstehen, als hätte sie den raschen Einbruch ihrer vollen Vernunft befürchtet.

Plötzlich gelangte ein entferntes, schwaches, kaum bemerkbares Wimmern durch die dicke Scheidewand an ihr Ohr.

Dieses Wimmern versetzte Andrée wieder in jenes Leben, unter dem sie so sehr gelitten hatte. Es verlieh ihr wieder jene gehässige Bewegung, welche seit einigen Monaten ihre Unschuld und ihre Herzensgüte trübte, wie der Stoß einen Trank in den Gefäßen trübt, worin die Hefe schlummert.

Von diesem Augenblick gab es für Andrée keinen Schlaf, keine Ruhe mehr; sie erinnerte sich, sie haßte.

Doch die Kraft der Empfindungen entspricht gewöhn-

lich den körperlichen Kräften. Andrée fand jene Stärke nicht mehr, die sie in der Scene am Abend mit Philipp geoffenbart hatte.

Das Geschrei des Kindes traf Anfangs ihr Gehirn wie ein Schmerz, dann wie eine Beengung. Sie kam dazu, daß sie sich fragte, ob Philipp, indem er das Kind mit seiner gewöhnlichen Zartheit entfernt habe, nicht der Vollstrecker eines etwas grausamen Willens gewesen sei.

Der Gedanke an das Böse, das man einem Geschöpf wünscht, widerstrebt dem Innern nie so sehr, als das Schauspiel des Bösen. Andrée, die dieses unsichtbare Kind, diese Idealität verfluchte, Andrée, welche den Tod des Kleinen wünschte, wurde verletzt, als sie den unglücklichen Knaben schreien hörte.

„Das Kind leidet," dachte sie; und sogleich antwortete sie sich: „Warum sollte ich mich für seine Leiden interessiren . . . ich . . . das unglücklichste der menschlichen Geschöpfe!".

Das Kind stieß abermals einen schärferen, schmerzlicheren Schrei aus. Da bemerkte Andrée, daß diese Stimme in ihr eine unruhige Stimme zu erwecken schien, und sie fühlte ihr Herz wie durch ein unsichtbares Band zu dem verlassenen, seufzenden Wesen hingezogen.

Was Andrée geahnet hatte, verwirklichte sich. Die Natur hatte eine ihrer Vorbereitungen vollbracht; der körperliche Schmerz, dieses mächtige Band, hatte das Herz der Mutter gleichsam an die geringste Bewegung ihres Kindes gelöthet. „Dieses Kind," dachte Andrée, „diese arme Waise, die in diesem Augenblick schreit, soll nicht um Rache gegen mich zum Himmel schreien. Gott hat in diese kleinen, kaum aus dem Schooße hervorgegangenen Geschöpfe die beredteste der Stimmen gelegt! . . . Man kann sie tödten, das heißt, man kann sie vom Leiden befreien; aber man hat nicht das Recht, eine Marter über sie zu verhängen . . . Hätte man das Recht hiezu, so würde ihnen Gott nicht so zu klagen gestattet haben."

Andrée erhob den Kopf und wollte ihrer Magd rufen; doch ihre schwache Stimme war nicht im Stande, die robuste Bäuerin zu wecken: schon wimmerte das Kind nicht mehr.

„Ohne Zweifel," dachte Andrée, „ohne Zweifel ist die Amme gekommen, denn ich höre das Geräusch der ersten Thüre... Ja, man geht im nächsten Zimmer... und das kleine Geschöpf klagt nicht mehr; ein seltsamer Schutz breitet sich schon über ihm aus und beschwichtigt seinen ungestalten Verstand. Oh! diejenige ist also die Mutter, welche für das Kind Sorge trägt... Für einige Thaler wird das Kind, das aus meinem Schooße hervorgegangen ist, eine Mutter finden; und später, wenn es an mir vorübergeht, die ich so viel gelitten, an mir, deren Leben ihm das Leben bereitet hat, wird dieses Kind mich nicht anschauen, und: Meine Mutter! zu einer Lohndienerin sagen, welche edelmüthiger in ihrer eigennützigen Liebe ist, als ich in meinem gerechten Groll.

„Das soll nicht so sein... ich habe gelitten, ich habe das Recht erkauft, diesem Geschöpf in's Gesicht zu sehen; ich habe das Recht, es zu nöthigen, mich wegen meiner Sorge zu lieben und mich wegen meiner Schmerzen und meines Opfers zu achten."

Sie machte eine entschiedenere Bewegung, raffte ihre Kräfte zusammen und rief:

„Marguerite! Marguerite!"

Die Magd erwachte schwerfällig und ohne sich von dem Stuhle zu rühren, an den sie eine beinahe lethargische Schlafsucht gefesselt hielt.

„Hört Ihr mich?" sagte Andrée.

„Ja, Madame, ja," sprach Marguerite, welche nun zu begreifen anfing.

Und sie näherte sich dem Bette.

„Will Madame trinken?"

„Nein."

„Madame will vielleicht wissen, wie viel Uhr es ist?"

Nein, nein," erwiederte Andrée, ohne daß ihre Augen die Thüre des anstoßenden Zimmers verließen.

„Ah! ich begreife ... Madame will wissen, ob ihr Bruder zurückgekommen ist?"

Man sah Andrée gegen ihren Wunsch mit der ganzen Schwäche einer hoffärtigen Seele, mit der ganzen Energie eines warmen und edlen Herzens kämpfen.

„Ich will," stammelte sie endlich, „ich will ... Oeffnet diese Thüre, Marguerite."

„Ja, Madame ... Ah! wie es da kalt hereinkommt! ... Der Wind, Madame! ... Welch ein Wind! ..."

Der Wind fing sich in der That im Zimmer von Andrée und machte die Flammen der Kerze und der Nachtlampe flackern.

„Die Amme wird eine Thüre oder ein Fenster offen gelassen haben. Seht nach, Marguerite," seht nach ... Das Kind muß kalt haben."

Marguerite wandte sich nach dem anstoßenden Zimmer.

„Ich will es zudecken, Madame," sagte sie.

„Nein, nein!" murmelte Andrée mit kurzer, stockender Stimme, „bringt es mir."

Marguerite blieb mitten im Zimmer stehen und entgegnete:

„Madame, Herr Philipp hat befohlen, das Kind dort zu lassen, ohne Zweifel aus Furcht, Madame zu belästigen oder eine Erschütterung bei ihr zu verursachen."

„Bringt mir mein Kind!" rief die junge Mutter mit einem Erguß, der ihr Herz brechen mußte; denn aus ihren Augen, welche unter den Leiden trocken geblieben waren, stürzten zwei Thränen, über die im Himmel die guten Schutzengel der kleinen Kinder lächeln mußten.

Marguerite eilte ins andere Zimmer. Andrée setzte sich auf und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

Die Magd kehrte sogleich mit erstauntem Gesicht zurück.

„Nun?“ fragte Andrée.

„Madame, es ist also Jemand hier gewesen?“

„Wie, Jemand?... Wer?...“

„Madame, das Kind ist nicht mehr da.“

„Ich habe allerdings vorhin Geräusch, Tritte gehört,“ sagte Andrée... „Die Amme wird gekommen sein, während wir schliefen; sie wollte Euch nicht aufwecken... Aber mein Bruder, wo ist er? Seht in seinem Zimmer nach.“

Marguerite lief in das Zimmer von Philipp. Niemand!...

„Das ist seltsam,“ sagte Andrée mit einem Herzklopfen, „sollte mein Bruder schon wieder ausgegangen sein, ohne mich zu sehen?“

„Ah! Madame,“ rief plötzlich die Magd.

„Was gibt es?“

„Man hat die Hausthüre geöffnet!“

„Seht nach! seht nach!“

„Herr Philipp kommt zurück. Treten Sie ein, treten Sie ein!“

Philipp kam in der That. Hinter ihm trat eine in einen groben Mantel von gestreiftem Wollenzeug gehüllte Bäuerin mit jenem wohlwollenden Lächeln ein, mit dem der Lohndiener jede neue Herrschaft begrüßt.

„Meine Schwester! meine Schwester! hier bin ich,“ sagte Philipp, rasch im Zimmer erscheinend.

„Guter Bruder!... wie viel Mühe, wie viel Sorgen verursache ich Dir! Ah! da ist die Amme! Ich befürchtete sehr, sie wäre weggegangen.“

„Weggegangen?... sie kommt erst.“

„Sie kommt zurück, willst Du sagen. Nein... ich habe sie wohl vorhin gehört, so leise und sachte sie auch gegangen ist.“

„Ich weiß nicht, was Du meinst, meine Schwester; Niemand...“

„Oh! ich danke Dir, Philipp,“ sprach Andrée, indem ihn an sich zog und auf jedes Wort einen besondern

Nachdruck legte; „ich danke Dir, daß Du mich so gut errathen hast und dieses Kind, nicht ohne daß ich es gesehen, geküßt, fortnehmen wolltest!... Philipp, Du kennst mein Herz... Ja, ja, sei unbesorgt, ich werde mein Kind lieben."

Philipp nahm die Hand von Andrée und bedeckte sie mit Küssen.

„Sage der Amme, sie soll es mir zurückgeben," fügte die junge Mutter bei.

„Aber, mein Herr," sprach die Magd, „Sie wissen wohl, daß das Kind nicht mehr da ist."

„Wie! was sagt Ihr?" rief Philipp.

Andrée schaute ihren Bruder mit erschrockenen Augen an.

Der junge Mann lief nach dem Bett der Magd; er suchte, fand nichts und stieß einen furchtbaren Schrei aus.

Andrée folgte seinen Bewegungen im Spiegel; sie sah ihn bleich, die Arme schlaff, zurückkehren, sie begriff einen Theil der Wahrheit, antwortete wie ein Echo mit einem Seufzer auf den Schrei ihres Bruders und sank bewußtlos auf ihr Kopfkissen zurück.

Philipp war weder auf dieses neue Unglück, noch auf diesen ungeheuren Schmerz gefaßt, doch er raffte seine ganze Energie zusammen und rief Andrée durch Liebkosungen, durch Tröstungen und Thränen in's Leben zurück.

„Mein Kind!" flüsterte Andrée, „mein Kind!"

„Retten wir die Mutter," sagte Philipp zu sich selbst. „Meine Schwester, meine gute Schwester, wir sind alle verrückt, wie es scheint; wir vergessen, daß der gute Doctor das Kind mitgenommen hat?"

„Der Doctor!" rief Andrée mit dem Schmerz des Zweifels, mit der Freude der Hoffnung.

„Ja wohl, ja wohl... Ah! man verliert ganz den Kopf hier."

„Philipp! Du schwörst mir?..."

„Liebe Schwester, Du bist nicht vernünftiger, als ich?... Wie soll denn dieses Kind verschwunden sein?"

Und er heuchelte ein Gelächter, das Amme und Magd ansteckte.

Andrée belebte sich wieder.

„Doch ich hörte ...“ sagte sie.

„Was?“

„Tritte.“

Philipp schauerte.

„Unmöglich, Du schliefst.“

„Nein! nein! ich war sehr wach; ich habe gehört!... ich habe gehört!...“

„Nun? Du hast den guten Doctor gehört, der hinter mir, weil er für die Gesundheit des Kindes befürchtete, zurückgekommen und das Kind mit fortgenommen haben wird ... er sprach auch mit mir davon.“

„Du beruhigst mich.“

„Warum sollte ich Dich nicht beruhigen, das ist so einfach.“

„Aber was thue ich hier?“ fragte die Amme.

„Es ist richtig ... Der Doctor erwartet Euch in Eurem Hause.“

„Oh!“

„Bei sich also.“

„Diese Marguerite schlief so fest, daß sie nichts von dem, was der Doctor gesagt hat, gehört haben wird, oder hat der Doctor nichts sagen wollen.“

Andrée wurde ruhiger nach dieser furchtbaren Erschütterung.

Philipp entließ die Amme und schickte die Magd mit einem Befehle weg.

Dann nahm er eine Lampe, untersuchte sorgfältig die anstoßende Thüre, fand eine Thüre, die nach dem Garten ging, offen, sah Fußstapfen im Schnee und folgte diesen Fußstapfen bis zur Gartenthüre, wo sie ausmündeten.

„Männertritte!“ rief er, „das Kind ist entwendet worden! wehe! wehe!“

CLXI.

Das Dorf Haramont.

Diese Fußstapfen im Schnee waren die von Gilbert, der seit seiner letzten Zusammenkunft mit Balsamo seinem Spähergeschäft oblag und sich zu seiner Rache vorbereitete.

Es hatte ihn nichts große Mühe gekostet. Durch viele süße Worte und kleine Gefälligkeiten war es ihm gelungen, sich nicht nur eine Aufnahme bei der Haushälterin von Rousseau zu verschaffen, sondern sich sogar bei ihr beliebt zu machen. Das Mittel war einfach. Von den dreißig Sous täglich, welche Rousseau seinem Abschreiber aussetzte, erhob der mäßige Gilbert dreimal wöchentlich einen Livre, den er zum Ankauf eines für Therese bestimmten Geschenkes verwendete. Bald war dies ein Band für ihre Haube, bald irgend ein Naschwerk, oder eine Flasche süßer Wein. Empfänglich für Alles, was ihrem Geschmacke oder ihrer kleinen Eitelkeit schmeichelte, hätte sich die gute Dame am Ende mit den Ausrufungen begnügt, welche Gilbert bei Tische von sich gab, um ihr culinarisches Talent zu loben.

Es war nämlich dem Genfer Philosophen gelungen, seinem jungen Schützling Zulassung bei Tisch zu verschaffen, und seit den zwei letzten Monaten hatte sich Gilbert, so begünstigt, zwei Louis d'or zu seinem Schatz gesammelt, der neben den zwanzigtausend Livres von Balsamo unter dem Strohsack ruhte.

Doch welches Dasein! welche Starrheit in der Richtung des Benehmens und des Willens! Gilbert stand bei Tagesanbruch auf und fing damit an, daß er mit seinem untrüglichen Auge die Lage von Andrée untersuchte, um die geringste Veränderung zu erkennen, welche in der so

düsteren und so regelmäßigen Existenz der Klausnerin eingetreten sein könnte.

Nichts entging dann seinem Blick: weder der Sand im Garten, auf dem sein durchdringendes Auge die Eindrücke des Fußes von Andrée maß, noch die Falte der mehr oder minder hermetisch geschlossenen Vorhänge, deren theilweise Oeffnung für Gilbert ein sicheres Anzeichen von der Laune der Gebieterin war; denn in ihren Tagen des Hinschmachtens entzog sich Andrée sogar dem Anblick des Sonnenlichts ... Auf diese Art wußte Gilbert, was in der Seele und was im Hause vorging.

Er hatte auch Mittel gefunden, sich alle Schritte von Philipp zu erklären, und mit der Berechnung, die er zu machen wußte, täuschte er sich weder über die Absicht beim Ausgang, noch über den Erfolg bei der Rückkehr.

Er trieb sogar seine ängstliche Späherei so weit, daß er Philipp folgte, als er den Doctor Louis in Versailles aufsuchte. Dieser Besuch in Versailles beunruhigte wohl ein wenig in seinen Gedanken den Späher; als er aber zwei Tage nachher den Doctor heimlich durch die Rue Coq-Héron in den Garten schleichen sah, begriff er, was zwei Tage vorher ein Geheimniß für ihn gewesen war.

Gilbert wußte jedes Datum, und es war ihm folglich nicht unbekannt, daß der Augenblick, der alle seine Hoffnungen verwirklichen sollte, herannahte. Er hatte so viel Vorsichtsmaßregeln getroffen, als man braucht, um den Erfolg eines von Schwierigkeiten strotzenden Unternehmens zu sichern. Man höre, wie sein Plan entworfen war.

Die zwei Louis d'or dienten ihm dazu, daß er im Faubourg Saint-Denis ein Cabriolet mit zwei Pferden miethete. Dieser Wagen sollte am Tag, wo er ihn verlangen würde, zu seiner Verfügung stehen.

Gilbert hatte überdies während eines Urlaubs von drei bis vier Tagen, den er genommen, die Umgegend von Paris durchforscht. Während dieses Urlaubs hatte er auch eine kleine Stadt im Soissonnais besucht, die achtzehn Meilen

von Paris entfernt und von einem ungeheuren Wald umgeben war.

Dieses Städtchen hieß Villers-Cotterets. Sobald er daselbst ankam, begab er sich zu Meister Niquet, dem einzigen Notar des Ortes.

Gilbert stellte sich dem genannten Notar als der Sohn des Verwalters eines vornehmen Herrn vor. Dieser vornehme Herr war wohlwollend für das Kind von einer seiner Bäuerinnen gesinnt, und hatte Gilbert beauftragt, eine Amme für dieses Kind zu suchen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach würde sich die Freigebigkeit des vornehmen Herrn nicht auf die Monate beschränken, wo das Kind bei der Amme wäre, sondern er würde überdies in die Hände von Meister Niquet noch eine weitere Summe niederlegen.

Da bezeichnete ihm Meister Niquet, der der Besitzer von drei schönen Jungen war, in einem eine Meile von Villers-Cotterets gelegenen Dörfchen, Namens Haramont, die Tochter der Amme seiner drei Söhne, welche, nachdem sie sich gesetzlich in seiner Schreibstube verheirathet hatte, das Gewerbe ihrer Frau Mutter fortführte.

Diese brave Frau hieß Madeleine Pitou und erfreute sich eines Sohnes von vier Jahren, der alle Symtome einer guten Gesundheit bot; sie hatte überdies abermals geboren, und stand so zur Verfügung von Gilbert an dem Tag, wo es ihm ihr den Säugling zu bringen oder zu schicken belieben würde.

Nachdem alle diese Anordnungen getroffen waren, kehrte Gilbert, stets pünktlich, zwei Stunden vor Ablauf des erbetenen Urlaubs nach Paris zurück.

Man wird uns nun fragen, warum Gilbert das Städtchen Villers-Cotterets im Vorzug vor einer andern Stadt gewählt habe. Hiebei, wie unter andern Umständen, handelte Gilbert unter dem Einfluß von Rousseau.

Rousseau nannte eines Tages den Wald von Villers-Cotterets als einen der reichsten in Beziehung auf Vegetation, den es gebe, und in diesem Wald führte er drei

bis vier wie Nester im tiefsten Dunkel des Blätterwerks verborgene Dörfer an.

Es war folglich unmöglich, das Kind von Gilbert in einem dieser Dörfer zu entdecken.

Haramont besonders war Gilbert entsprechend erschienen, obgleich Rousseau, der Menschenfeind, Rousseau der Einsiedler, jeden Augenblick wiederholte:

„Haramont ist das Ende der Welt; Haramont ist die Wüste: man kann dort leben und sterben, wie der Vogel, auf dem Zweig, so lange er lebt, unter dem Blatt, wenn er stirbt.“

Gilbert hörte auch den Philosophen die Einzelnheiten vom Innern der Hütte zeichnen und mit jenen Feuerzügen, womit er die Natur belebte, Alles, vom Lächeln der Amme bis zum Blöken der Ziege, von dem Appetit erregenden Geruch der rohen Kohlsuppen bis zu den Düften der wilden Maulbeerbäume und des veilchenartigen Heidekrauts, schildern.

„Dorthin werde ich gehen,“ sagte Gilbert zu sich selbst; „mein Kind soll unter dem Schatten groß werden, wo der Meister Wünsche und Seufzer ausgeathmet hat.“

Für Gilbert war eine Phantasie eine unveränderliche Regel, besonders wenn sich diese Phantasie unter dem Anschein moralischer Nothwendigkeit darbot.

Seine Freude war also groß, als Meister Niquet, seinen Wünschen entgegengekommend, ihm Haramont als ein Dorf nannte, das seinen Absichten entspreche.

Sobald Gilbert nach Paris zurückgekehrt war, beschäftigte er sich mit dem Cabriolet.

Das Cabriolet war nicht schön, wohl aber solid, und mehr brauchte es nicht. Die Pferde waren untersetzte Thiere aus dem Perche; der Postillon ein plumper Stalltölpel; doch für Gilbert war es die Hauptsache, ans Ziel zu gelangen und besonders keine Neugierde zu erregen.

Seine Fabel hatte übrigens Meister Niquet durchaus kein Mißtrauen eingeflößt; mit seinen neuen Kleidern sah gefällig genug aus, um dem Sohn eines Verwalters

von gutem Haus zu gleichen, oder einem verkleideten Kammerdiener eines Herzogs oder eines Pair.

Seine Mittheilung flößte ebenso wenig Mißtrauen dem Kutscher ein, denn es war dies die Zeit der Vertraulichkeiten zwischen Volk und Edelmann; man empfing damals das Geld mit einer gewissen Dankbarkeit, und ohne Erkundigungen einzuziehen.

Dabei waren in jener Zeit zwei Louis d'or so viel werth, als jetzt vier, und vier Louis d'or gewinnt man auch in unsern Tagen immerhin gern.

Der Kutscher machte sich also verbindlich, wenn er zwei Stunden zuvor in Kenntniß gesetzt würde, den Wagen Gilbert zur Verfügung zu stellen.

Dieses Unternehmen hatte für den jungen Mann alle die Reize, welche die Einbildungskraft der Dichter und die Phantasie der Philosophen den schönen Dingen und den schönen Entschlüssen leihen. Das Kind einer grausamen Mutter entziehen, das heißt, Schmach und Trauer im Lager der Feinde ausstreuen; dann mit verändertem Gesicht in eine Hütte bei tugendhaften Landleuten, wie sie Rousseau schilderte, eintreten und auf eine Wiege eine bedeutende Summe niederlegen; wie ein Schutzgott von diesen armen Leuten betrachtet werden; für einen vornehmen Mann gelten ... das war mehr, als es brauchte, um den Stolz, den Groll, die Nächstenliebe, den Haß gegen die Feinde zu befriedigen.

Endlich kam der unselige Tag. Er folgte auf zehn andere Tage, welche Gilbert in Bangigkeiten, auf zehn Nächte, die er schlaflos zugebracht hatte. Trotz der strengen Kälte lag er bei offenem Fenster im Bett, und jede Bewegung von Andrée oder von Philipp correspondirte mit seinem Ohr, wie mit der Klingel die Hand, welche an der Schnur zieht.

Er sah an diesem Tag Philipp und Andrée am Kamin mit einander reden: er sah die Magd, welche die Läden zu schließen vergaß, hastig nach Versailles gehen. Er lief sogleich zu seinem Kutscher, um ihn zu benachrichtigen,

blieb vor dem Stall während der ganzen Zeit, da man anspannte, biß sich in die Hände und preßte seine Füße krampfhaft auf das Pflaster, um die Ungeduld zu unterdrücken. Endlich bestieg der Postillon sein Pferd und Gilbert sprang in das Cabriolet, das er an der Ecke einer öden Gasse, in der Nähe der Halle, halten ließ.

Dann kehrte er zu Rousseau zurück, schrieb einen Brief des Abschieds an den guten Philosophen, einen des Dankes an Therese, und meldete Beiden, eine kleine Erbschaft rufe ihn nach dem Süden, doch er würde wieder kommen ... Alles ohne bestimmte Anzeige. Sein Geld in seiner Tasche, sein langes Messer in seinem Aermel, wollte er sich hierauf an der Röhre in den Garten hinablassen, als ihn ein Gedanke zurückhielt. Der Schnee! ... Seit drei Tagen zu sehr umhergetrieben, hatte Gilbert nicht hieran gedacht. Auf dem Schnee würde man seine Spuren sehen .... Da diese Spuren nach dem Hause von Rousseau zuliefen, so würden Philipp und Andrée ohne allen Zweifel Nachforschungen anstellen lassen, und da die Entwendung des Kindes mit dem Verschwinden von Gilbert zusammenträfe, so müßte dieses ganze Geheimniß entdeckt werden.

Es war also durchaus nothwendig, den Weg durch die Rue Coq-Héron zu machen und durch die kleine Gartenthüre hineinzugehen, für welche Gilbert seit einem Monat einen Hauptschlüssel besaß, eine Thüre, von der ein gebahnter Pfad ausging, wo folglich seine Füße keine Spuren zurücklassen würden.

Er verlor keinen Augenblick und kam gerade in der Stunde an, wo der Fiacre, der den Doctor Louis brachte, vor dem Haupteingang des kleinen Hotels hielt.

Gilbert öffnete vorsichtig die Thüre, sah Niemand und verbarg sich an der Ecke des Pavillon beim Treibhaus.

Es war eine furchtbare Nacht; er konnte Alles hören; Seufzen, Stöhnen, durch die Qualen entrissenes Geschrei; er hörte sogar das erste Gewimmer des Sohnes, der ihm geboren worden war.

Auf den kahlen Stein gelehnt, empfing er, ohne es

zu fühlen, allen Schnee, der klein und dicht vom schwarzen Himmel fiel. Sein Herz klopfte am Heft des Messers, das er verzweiflungsvoll an seine Brust preßte. Sein starres Auge hatte die Farbe des Bluts, das Licht des Feuers.

Endlich kam der Doctor heraus; endlich wechselte Philipp die letzten Worte mit dem Doctor.

Da näherte sich Gilbert dem Laden, seine Spur auf dem Schneeteppich bezeichnend, der unter seinen Füßen bis an die Knöchel krachte. Er sah Andrée in ihrem Bett schlummern, Marguerite im Lehnstuhl eingeschlafen; er suchte das Kind bei seiner Mutter, erblickte es aber nicht.

Er begriff sogleich, wandte sich nach der Thüre der Freitreppe, öffnete sie nicht ohne ein Geräusch, das ihn erschreckte, drang bis zum Bett, das Nicole als Lager gedient hatte, und legte tappend seine eisigen Finger auf das Gesicht des armen Kindes, dem der Schmerz die Schreie entriß, welche Andrée hörte.

Dann wickelte er das neugeborene Kind in eine wollene Decke und trug es fort, wobei er die Thüre halb offen ließ, um das so gefährliche Geräusch nicht zu wiederholen.

Eine Minute nachher erreichte er die Straße durch den Garten; er lief nach seinem Cabriolet, jagte den Postillon heraus, der unter dem Verdeck eingeschlafen war, schloß den ledernen Vorhang, während jener zu Pferde stieg, und rief:

„Einen halben Louis d'or für Dich, wenn wir in einer Viertelstunde vor der Barrière sind."

Gut gegrifft, schlugen die Pferde sogleich einen Galopp an.

CLXII.

Die Familie Pitou.

Auf dem Weg erschreckte Gilbert Alles. Das Knarren der Wagen, welche dem seinigen folgten, oder ihm voranfuhren, das Stöhnen des Windes in den dürren Bäumen, alle Geräusche kamen ihm wie eine organisirte Verfolgung, oder wie Schreie vor, von denjenigen ausgestoßen, welchen das Kind genommen worden war.

Nichts war indessen bedrohlich. Der Postillon that muthig seine Pflicht, und die zwei Pferde kamen dampfend in Dammartin zu der von Gilbert bestimmten Stunde, nämlich vor Tagesanbruch an.

Gilbert gab seinen halben Louis d'or, wechselte Pferde und Postillon, und die rasche Fahrt wurde fortgesetzt.

Während des ganzen ersten Theiles der Reise fühlte das Kind, sorgfältig in die Decke gehüllt und von Gilbert selbst beschützt, die Wirkung der Kälte nicht und gab nicht einen einzigen Schrei von sich. Sobald der Tag erschien und Gilbert in der Ferne das Land erblickte, wurde er muthiger und stimmte, um die Klagen zu übertönen, welche das Kind hören zu lassen anfing, eines von jenen ewigen Liedern an, wie er sie in Taverney bei der Rückkehr von den Jagden sang.

Das Knarren der Achse, das Aechzen der Hängriemen, das Eisenwerk des ganzen Wagens, die Schellen der Pferde bildeten ihm ein teuflisches Accompagnement, dessen Gewalt der Postillon dadurch erhöhte, daß er mit dem Liede von Gilbert die Töne einer durchaus nicht verführerischen Bourbonnaise vermischte.

Daraus ging hervor, daß der letzte Führer entfernt nicht vermuthete, Gilbert habe ein Kind in seinem Cab-

riolet bei sich. Er hielt seine Pferde vor Villers-Cotterets an und empfing, wie dies verabredet war, den Preis für die Fahrt, nebst einem Sechs-Livres-Thaler; dann nahm Gilbert seine sorgfältig in die Decke gehüllte Bürde, stimmte sein Lied so ernst als möglich an, entfernte sich rasch, sprang über einen Graben und verschwand auf einem mit Blättern bestreuten Fußpfad, der sich rechts von der Straße abwandte und nach dem Dorfe Haramont hinablief.

Das Wetter war kälter geworden. Seit einigen Stunden fiel kein Schnee mehr; der Boden vor ihm war mit Gebüsch und dornigem Gesträppe bedeckt. Darüber hoben sich ohne Blätter und traurigen Anblicks die Bäume des Waldes hervor, durch deren Astwerk das bleiche Azur eines noch nebeligen Himmels glänzte.

Die so frische Luft, die Düfte der Eichen, die Eisperlen, welche an den Enden der Zweige hingen, diese ganze Freiheit, diese ganze Poesie berührten auf das Lebhafteste die Einbildungskraft des jungen Mannes.

Er ging raschen und stolzen Schrittes durch die kleine Schlucht, ohne zu straucheln, ohne zu suchen, denn er befragte mitten unter den Baumgruppen den Glockenthurm des Fleckens und den blauen Rauch der Kamine, der durch das gräuliche Gitterwerk der Zweige zog. Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde sprang er über einen von Epheu und vergelbter Kresse begrenzten Bach, und ersuchte an der ersten Hütte die Kinder eines Feldarbeiters, ihn zu Madeleine Pitou zu führen.

Stumm und aufmerksam, ohne verbutzt oder unbeweglich zu sein, wie andere Bauern, standen die Kinder auf, schauten dem Fremden in die Augen und führten ihn, sich an der Hand haltend, bis zu einem ziemlich großen Bauernhaus von gutem Aussehen, das am Rande des Baches lag, der an den meisten Häusern des Dorfes hinlief.

Dieser Bach hatte sehr durchsichtiges und durch das erste Schmelzen des Schnees etwas angelaufenes Wasser.

Eine hölzerne Brücke, das heißt, ein breites Brett verband die Straße mit den aus Erde gemachten Stufen, welche nach dem Hause führten.

Eines von den Kindern, die ihm den Weg zeigten, bedeutete Gilbert mit dem Kopf, hier wohne Madeleine Pitou.

„Hier?" wiederholte Gilbert.

Das Kind senkte sein Kinn ohne ein Wort zu artikuliren.

„Madeleine Pitou?" fragte Gilbert das Kind abermals.

Und als dieses seine stumme Bejahung wiederholt hatte, ging Gilbert über die kleine Brücke und öffnete die Thüre der Hütte, während die Kinder, die sich wieder bei der Hand genommen, aus Leibeskräften schauten, was bei Madeleine dieser schöne Herr mit dem braunen Frack und den Schnallenschuhen machen dürfte.

Gilbert hatte übrigens im Dorf noch keine andere lebendige Geschöpfe gesehen, als diese Kinder... Haramont war wirklich die so sehr gewünschte Einöde.

Sobald die Thüre geöffnet war, traf ein Schauspiel voll Zauber, für die ganze Welt im Allgemeinen und für einen Philosophenlehrling insbesondere, die Blicke von Gilbert.

Eine kräftige Bäuerin stillte ein hübsches Kind von einigen Monaten, während vor ihr knieend ein anderes Kind, ein starker Junge von vier bis fünf Jahren, mit lauter Stimme ein Gebet sprach.

An einer Ecke des Kamins bei einem Fenster, oder vielmehr bei einem Loch, das in einer Mauer angebracht und mit einer Scheibe geschlossen war, spann eine Bäuerin von fünfunddreißig bis sechsunddreißig Jahren Flachs; sie hatte ihr Rädchen auf ihrer Rechten, einen hölzernen Schemel unter ihren Füßen, und auf diesem Schemel lag ein guter fetter Pudel.

Als dieser Hund Gilbert erblickte, bellte er auf eine ...lich gastfreundschaftliche Weise, und nur gerade so viel,

als er brauchte, um seine Wachsamkeit darzuthun. Das betende Kind wandte sich um, brach den Satz des Pater kurz ab, und die zwei Frauen gaben eine Art von Ausruf von sich, der zwischen dem Erstaunen und der Freude die Mitte hielt.

Gilbert fing damit an, daß er der Amme zulächelte.

„Gute Frau Madeleine," sagte er, „ich grüße Euch."

Die Bäuerin machte einen Sprung und erwiederte:

„Der Herr kennt meinen Namen?"

„Wie Ihr seht; doch ich bitte, laßt Euch nicht stören. Statt eines Säuglings, den Ihr da habt, werdet Ihr zwei haben."

Und er legte auf die plumpe Wiege des Bauernkindes das kleine Städterkind, das er mitgebracht hatte.

„Oh! wie hübsch es ist!" rief die spinnende Bäuerin.

„Ja, Schwägerin Angelique, sehr hübsch," sagte Madeleine.

„Diese Frau ist Eure Schwägerin?" fragte Gilbert, indem er die Spinnerin bezeichnete.

„Ja, meine Muhme, meine Muhme Gelique," murmelte der kleine Bursche, der sich, ohne aufgefordert zu sein, in das Gespräch mischte.

„Schweige, mein Engel, schweige," sagte die Mutter, „Du unterbrichst den Herrn."

„Was ich Euch vorzuschlagen habe, ist sehr einfach, gute Frau. Das Kind, das Ihr hier seht, ist der Sohn eines Pächters meines Herrn ... eines zu Grunde gerichteten Pächters ... Mein Herr, der Pathe dieses Kindes, will, daß es auf dem Land aufgezogen und zu einem guten Feldarbeiter gebildet werden soll; ... gute Gesundheit ... gute Sitten ... Wollt Ihr das Kind übernehmen?"

„Aber, Herr ..."

„Gestern geboren, hat es noch keine Nahrung bekommen," unterbrach sie Gilbert. „Es ist übrigens der Säugling, von dem Meister Niquet, der Notar von Villers-Cotterets, mit Euch sprechen mußte."

Madeleine ergriff sogleich das Kind und gab ihm die Brust mit einem edlen Ungestüm, das Gilbert tief rührte.

„Man hat mich nicht getäuscht,“ sagte er, „Ihr seid eine brave Frau. Ich vertraue Euch also dieses Kind im Namen meines Herrn. Ich sehe, daß es hier glücklich sein wird, und es soll in diese Hütte einen Glückstraum für den bringen, den es hier findet. Wie viel habt Ihr monatlich für die Kinder von Meister Niquet von Villers-Cotterets genommen?“

„Zwölf Livres, Herr; doch Herr Niquet ist reich, und er fügte wohl hie und da einige Livres für den Zucker und den Unterhalt bei.“

„Mutter Madeleine,“ sprach Gilbert stolz, „für dieses Kind hier werden Euch zwanzig Livres monatlich bezahlt, und das macht jährlich zweihundert und vierzig Livres.“

„Jesus!“ rief Madeleine, „oh! ich danke, Herr!“

„Hier für das erste Jahr,“ sagte Gilbert, und er breitete auf dem Tisch zehn schöne Louis d'or aus, worüber die zwei Weiber ihre Augen weit aufsperrten, während der kleine Engel Pitou rasch seine verwüstende Hand danach ausstreckte.

„Aber, mein Herr, wenn das Kind nicht am Leben bliebe?“ fragte schüchtern die Amme.

„Das wäre ein großes Unglück, ein Unglück, das sich nicht ereignen wird,“ erwiederte Gilbert. „Hiemit sind also die Ammenmonate abgemacht, seid Ihr zufrieden?“

„Oh! ja, Herr.“

„Gehen wir zur Bezahlung eines Kostgeldes für die anderen Jahre über.“

„Das Kind würde bei uns bleiben?“

„Wahrscheinlich.“

„Dann würden wir ihm Vater und Mutter sein?“

Gilbert erbleichte.

„Ja,“ sprach er mit erstickter Stimme.

„Der arme Kleine ist also verlassen, Herr?“

Gilbert war auf diese Gemüthsbewegung, auf diese

Fragen nicht gefaßt. Er erholte sich indessen und antwortete:

„Ich habe Euch nicht Alles gesagt; der arme Vater ist vor Schmerz gestorben.“

Die zwei Weiber falteten ausdrucksvoll die Hände.

„Und die Mutter?“ fragte Angelique.

„Oh! die Mutter . . . die Mutter,“ erwiederte Gilbert, mühsam athmend, „nie durfte ihr Kind, das geboren war oder das geboren werden sollte, auf sie zählen.“

Sie sprachen so, als der Vater Pitou mit ruhigem, freudigem Gesicht vom Felde nach Hause kam. Es war eine von den biederben, von Gesundheit und Freundlichkeit strotzenden Naturen, wie sie Greuze bei seinen guten Bildern gemalt hat.

Mit einigen Worten war er auf dem Laufenden. Er begriff übrigens aus Eitelkeit die Dinge, besonders diejenigen, welche er nicht begriff. . . .

Gilbert setzte auseinander, das Kostgeld des Kindes sollte bezahlt werden, bis es ein Mann geworden und fähig wäre, allein mit Hülfe seiner Vernunft und seiner Arme zu leben.

„Gut,“ sprach Pitou; „ich glaube, wir werden dieses Kind lieben, denn es ist niedlich.“

„Er auch!“ riefen Angelique und Madeleine, „er findet es wie wir.“

„Ich bitte, kommt mit mir zu Meister Niquet; ich werde bei ihm das erforderliche Geld hinterlegen, um Euch zufrieden zu stellen, und damit das Kind glücklich sein kann.“

„Sogleich, Herr,“ erwiederte der Vater Pitou.

Und er stand auf.

Da nahm Gilbert von den guten Weibern Abschied und näherte sich der Wiege, in welche man den Ankömmling zum Nachtheil des Kindes vom Hause gelegt hatte.

Er bückte sich mit düsterer Miene über die Wiege und bemerkte, zum ersten Mal seinem Sohn in's Gesicht schauend, daß dieser Andrée glich.

Dieser Anblick brach sein Herz; er war genöthigt, sich die Nägel in's Fleisch zu pressen, um eine Thräne zurückzudrängen, welche von diesem Herzen zum Augenlid aufstieg.

Er drückte, selbst zitternd, einen schüchternen Kuß auf die Wange des Neugeborenen, und trat schwankend zurück.

Der Vater Pitou stand schon auf der Schwelle, seinen mit Eisen beschlagenen Stock in der Hand und sein schönes Wamms über den Rücken geworfen.

Gilbert gab dem dicken Engel Pitou, der ihm unter den Beinen umherkroch, einen halben Louis d'or, und die zwei Weiber erbaten sich mit der rührenden Vertraulichkeit der Landleute die Ehre, ihn umarmen zu dürfen.

So viele Gemüthsbewegungen griffen diesen achtzehnjährigen Vater so sehr an, daß er in Kurzem unterlegen wäre. Bleich, zitternd, fing er an den Kopf zu verlieren.

„Gehen wir," sagte er zu Pitou.

„Wie Sie wünschen, Herr," erwiederte der Bauer voranschreitend.

Und sie entfernten sich.

Plötzlich schrie Madeleine von der Schwelle aus:

„Herr! Herr!"

„Was gibt es?" fragte Gilbert.

„Sein Name! sein Name! Wie sollen wir den Knaben nennen?"

„Er heißt Gilbert!" antwortete der junge Vater mit männlichem Stolz.

CLXIII.

Die Abreise.

Das Geschäft bei dem Notar war bald in Ordnung gebracht. Gilbert hinterlegte unter seinem Namen einige hundert weniger als zwanzig tausend Livres, bestimmt, die Kosten der Erziehung und des Unterhalts des Kindes zu tragen, so wie auch, um ihm eine häusliche Niederlassung zu gestatten, wenn es das Mannesalter erreicht hätte.

Gilbert bestimmte Erziehung und Unterhalt auf die Summe von fünfhundert Livres jährlich, fünfzehn Jahre hindurch, und verordnete, daß der Rest des Geldes auf irgend eine Ausstattung, oder auf den Ankauf eines Etablissement oder eines Gutes verwendet werden sollte.

Nachdem er so an das Kind gedacht hatte, dachte Gilbert an die Pflegeeltern. Es war sein Wille, daß zweitausend vierhundert Livres den Pitou von dem Kind, sobald es das achtzehnte Jahr erreicht hätte, gegeben werden sollten. Bis dahin sollte Meister Niquet ihnen nur das jährliche Kostgeld bis zum Betrag von fünfhundert Livres ausbezahlen.

Meister Niquet sollte das Interesse des Geldes als Lohn für seine Mühe genießen.

Gilbert ließ sich einen Empfangschein in guter Form für das Geld von Niquet, für das Kind von Pitou geben: Pitou controlirte die Unterschrift von Niquet für die Summe, Niquet die von Pitou für das Kind; so daß Gilbert gegen die Mittagsstunde abreisen konnte, wobei er Niquet in Bewunderung dieser frühreifen Weisheit, Pitou im Jubel über ein so unerwartetes Glück zurückließ.

An der Markung des Dorfes Haramont kam es Gilbert vor, als trennte er sich von der ganzen Welt; nichts

hatte für ihn mehr Bedeutung, nichts mehr Verheißung. Er hatte sich vom sorglosen Leben des jungen Mannes geschieden und eine von den ernsten Handlungen vollbracht, welche die Menschen ein Verbrechen nennen konnten, welche Gott mit einer schweren Strafe belegen konnte.

Doch im Vertrauen auf seine eigenen Ideen, auf seine eigenen Kräfte, hatte Gilbert indessen den Muth, sich den Armen von Meister Riquet zu entreißen, der ihn begleitet, der eine lebhafte Freundschaft für ihn gefaßt hatte, und ihn durch tausend und aber tausend Verführungsmittel versuchte.

Doch der Geist ist launenhaft; die menschliche Natur ist Schwächen unterworfen. Je mehr ein Mensch Willen, Federkraft hat, desto mehr ermißt er, in die Ausführung von Unternehmungen geworfen, die Entfernung, die ihn schon von seinem ersten Schritt trennt. Dann werden die Muthigsten unruhig, dann sagen sie sich wie Cäsar: „Habe ich schon den Rubicon überschritten?“

Als sich Gilbert allein am Saume des Waldes fand, wandte er noch einmal seine Blicke nach den Bäumen mit den röthlichen Gipfeln, die ihm ganz Haramont mit Ausnahme des Kirchthurmes verbargen. Dieses reizende Gemälde des Glücks und des Friedens versetzte ihn in eine Träumerei voll Kummer und zugleich voll Wonne.

„Ich Narr, der ich bin,“ sagte er, „wohin gehe ich? Wendet sich Gott nicht mit Zorn in der Tiefe des Himmels ab? Wie! ein Gedanke hat sich mir geboten; wie! ein Mann von Gott erweckt, um das Böse zu veranlassen, das ich gethan, hat eingewilligt, dieses Böse wieder gut zu machen, und ich bin heute der Besitzer eines Schatzes und meines Kindes! Mit zehntausend Livres, — wobei zehntausend andere dem Kind vorbehalten bleiben, kann ich hier wie ein glücklicher Feldbauer, unter diesen guten Landleuten, im Schooße dieser erhabenen und fruchtbaren Natur leben. Ich kann mich auf immer in eine süße Glückseligkeit begraben; arbeiten und denken; diese Welt vergessen und mich vergessen lassen; ich kann, ungeheures Glück!

mein Kind selbst erziehen, und so meine Arbeit genießen."

„Warum nicht? sind mir nicht diese guten Möglichkeiten durch Gott geschickt? Sind sie nicht die Entschädigung für alle meine vergangenen Leiden? Oh! ja, ich kann mit diesem Kind theilen, das ich selbst erzogen haben werde, wobei ich das Geld verdiene, das man Miethlingen geben müßte. Ich kann Meister Riquet gestehen, daß ich sein Vater bin. Ich kann Alles!"

Und sein Herz füllte sich allmälig mit einer unsäglichen Freude und mit einer Hoffnung, die er noch nie gekostet hatte, selbst nicht in den lachendsten Trugbildern seiner Träume.

Plötzlich erwachte der Wurm, der im Grunde dieser schönen Frucht schlummerte, und zeigte sein scheußliches Haupt; es war dies die Reue, es war die Schaam, es war das Unglück.

„Ich kann nicht," sagte Gilbert erbleichend zu sich selbst. „Ich habe das Kind dieser Frau gestohlen, wie ich ihr ihr Glück gestohlen habe . . . Ich habe diesem Mann das Geld gestohlen, um, wie ich sagte, eine Genugthuung damit zu leisten . . . ich bin nicht mehr berechtigt, mir selbst ein Glück damit zu machen; ich bin nicht mehr berechtigt, das Kind zu behalten, da es eine Andere nicht haben wird. Es gehört uns Beiden, dieses Kind, oder Niemand."

Und nach diesen Worten, die so schmerzlich einschnitten wie tiefe Wunden, erhob sich Gilbert in Verzweiflung; sein Gesicht drückte die düstersten, die gehässigsten Leidenschaften aus.

„Es sei!" sagte er, „ich werde unglücklich sein; es sei! ich werde leiden; es sei! es wird mir an Allem und an Allen fehlen; doch die Theilung, die ich mit dem Guten machen mußte, will ich auch mit dem Bösen machen. Mein Erbgut ist fortan die Rache und das Unglück. Sei unbesorgt, Andrée, ich werde getreulich mit Dir theilen."

Er wandte sich nach rechts, und drang, nachdem er durch einen Augenblick der Ueberlegung sich orientirt hatte, in die Wälder ein, um die Straße nach der Normandie zu erreichen, die er nach seiner Berechnung in vier Tagemärschen treffen mußte.

Er besaß neun Livres und einige Sous. Sein Aeusseres war anständig, sein Gesicht ruhig. Ein Buch unter dem Arme, glich er sehr einem Studenten von Familie, der in das väterliche Haus zurückkehrt.

Er nahm die Gewohnheit an, bei Nacht auf den schönen Wegen zu marschiren und bei Tag in den Wiesgründen unter den Sonnenstrahlen zu schlafen. Nur zweimal belästigte ihn der Wind so sehr, daß er sich gezwungen sah, in eine Hütte einzutreten, wo er auf einem Stuhl am Herde auf's Allerbeste schlief, ohne zu bemerken, daß die Nacht gekommen war.

Er hatte immer eine Entschuldigung und eine Bestimmung. „Ich gehe nach Rouen zu meinem Oheim," sagte er; „ich wollte als ein junger Mensch die Reise zu Fuß machen, um mich zu zerstreuen."

Kein Verdacht von Seiten der Bauern; das Buch verlieh damals eine geachtete Haltung. Wenn Gilbert auf diesem oder jenem mehr zusammengezogenen Mund einen Zweifel schweben sah, sprach er von einem Seminar, nach dem ihn sein Beruf hinziehe. Dies war ein vollständiger Ableiter für jeden schlimmen Gedanken.

So vergingen acht Tage, während welcher Gilbert wie ein Bauer lebte, zehn Sous täglich ausgab und zehn Landmeilen zurücklegte. Er kam in der That nach Rouen, und hier hatte er nicht mehr nöthig, sich zu erkundigen, oder den Weg zu suchen. Das Buch, das er bei sich trug, war ein reich eingebundenes Exemplar der Neuen Heloise. Rousseau hatte ihm ein Geschenk damit gemacht und seinen Namen auf das erste Blatt des Buches geschrieben.

Nunmehr auf vier Livres und einen Sou beschränkt,

riß er dieses Blatt, das er sorgfältig aufbewahrte, heraus und verkaufte das Buch an einen Buchhändler, der ihm drei Livres dafür gab.

So gelangte der junge Mann nach drei weiteren Tagen in's Angesicht vom Havre, wo er das Meer bei Sonnenuntergang erblickte.

Seine Schuhe befanden sich in einem nicht sehr entsprechenden Zustand für einen jungen Mann, der bei Tag eitler Weise seidene Strümpfe anzog, um durch die Städte zu wandeln; doch Gilbert hatte abermals einen Gedanken. Er verkaufte seine seidenen Strümpfe, oder vertauschte sie vielmehr gegen ein paar tadellose Schuhe, was die Dauerhaftigkeit betrifft . . . von der Eleganz sprechen wir nicht.

Diese letzte Nacht brachte er in Harfleur zu, wo er für Wohnung und Speise sechzehn Sous zu bezahlen hatte. Er aß hier zum ersten Mal in seinem Leben Austern. „Ein Gericht der Reichen für den ärmsten der Menschen," sagte er zu sich selbst, „so wahr ist es, daß Gott immer nur das Gute gemacht hat, während die Menschen das Böse gemacht haben, nach dem Grundsatze von Rousseau."

Um zehn Uhr Morgens, am 13. December erreichte Gilbert das Havre, und mit dem ersten Blick erschaute er den Adonis, eine schöne Brigg von dreihundert Tonnen, die sich im Bassin schaukelte.

Der Hafen war verlassen. Gilbert trat auf die schmale, nur aus ein paar Brettern bestehende Brücke, die nach dem Schiffe führte.

Ein Schiffsjunge näherte sich ihm, um ihn zu befragen.

„Ich wünschte den Kapitän zu sprechen," sagte Gilbert.

Der Schiffsjunge machte ein Zeichen nach dem Zwischendeck, und alsbald rief eine Stimme von unten:

„Laßt ihn herabkommen."

Gilbert ging hinab. Man führte ihn in ein kleines Zimmer, das ganz von Acajouholz gebaut und mit der größten Einfachheit meublirt war.

Ein Mann von dreißig Jahren, bleich, nervig, mit lebhaftem, unruhigem Auge, las eine Zeitung an einem Acajoutisch.

„Was will der Herr?“ fragte er Gilbert.

Gilbert bedeutete diesem Mann durch ein Zeichen, er möge seinen Schiffsjungen entfernen, und dieser ging auch wirklich sogleich ab.

„Sie sind der Kapitän des Adonis, mein Herr?“ sagte Gilbert.

„Ja, mein Herr.“

„Dann ist dieses Papier an Sie gerichtet.“

Er reichte dem Kapitän das Billet von Balsamo.

Kaum hatte der Kapitän die Handschrift gesehen, als er hastig zu Gilbert mit einem äußerst freundlichen Lächeln sagte:

„Ah! Sie auch ... so jung! gut! gut!“

Gilbert verbeugte sich nur.

„Sie wollen? ...

„Nach Amerika.“

„Sie reisen ab?“

„Wann Sie selbst reisen werden.“

„Gut. In acht Tagen also.“

„Was werde ich während dieser acht Tage machen, Kapitän?“

„Haben Sie einen Paß?“

„Nein.“

„Dann kommen Sie diesen Abend an Bord zurück, nachdem Sie den ganzen Tag außerhalb der Stadt, in Saint-Adresse zum Beispiel, spazieren gegangen sind.“

„Ich muß essen und habe kein Geld mehr.“

„Sie werden hier zu Mittag und zu Nacht speisen.“

„Und hernach?“

„Sind Sie einmal eingeschifft, so kehren Sie nicht mehr an's Land zurück; sie bleiben hier verborgen; Sie reisen ab, ohne den Himmel wieder gesehen zu haben ... Sobald Sie zwanzig Meilen weit von hier in See sind, steht es Ihnen frei, zu thun, was Sie wollen.“

„Gut.“

„Thun Sie also Alles, was Ihnen zu thun übrig bleibt.“

„Ich habe einen Brief zu schreiben.“

„Schreiben Sie ihn.“

„Wo?“

„Auf diesem Tisch... Hier haben Sie Federn, Tinte und Papier; die Post ist in der Vorstadt. Der Schiffsjunge wird Sie führen.“

„Ich danke, Kapitän!“

Als Gilbert allein war, schrieb er einen kurzen Brief, auf den er die Aufschrift setzte:

„Fräulein Andrée von Taverney; Paris, Rue Coq-Héron, N. 9, beim ersten Thorweg von der Rue Platrière an.“

Dann schob er diesen Brief in seine Tasche, aß, was ihm der Kapitän selbst vorsetzte, und folgte dem Schiffsjungen, der ihn nach der Post führte, wo er den Brief abgab.

Den ganzen Tag schaute Gilbert vom steilen Ufer aus nach dem Meer hinaus.

Als die Nacht einbrach kehrte er zurück. Der Kapitän wartete auf ihn und ließ ihn in das Schiff eintreten.

CLXIV.

Der letzte Abschied von Gilbert.

Philipp hatte eine furchtbare Nacht zugebracht; die Tritte auf dem Schnee bewiesen ihm auf das Augenscheinlichste, daß sich Jemand in das Haus eingeschlichen hatte, um das Kind zu entwenden; aber wen anklagen? Kein anderes Merkmal gab ihm Licht in seinem Verdacht.

Philipp kannte seinen Vater so genau, daß er nicht an einer Mitschuld von seiner Seite bei dieser Angelegenheit zweifelte. Herr von Taverney hielt Ludwig XV. für den Vater dieses Kindes; er mußte einen großen Werth auf dieses lebendige Zeugniß einer vom König an Madame Dubarry begangenen Untreue legen. Der Baron mußte ebenfalls glauben, Andrée würde früher oder später ihre Zuflucht zur Gunst nehmen, und sie würde dann sehr theuer das Hauptmittel ihres zukünftigen Glückes wieder an sich kaufen.

Auf eine ganz frische Offenbarung des väterlichen Charakters gegründet, trösteten diese Betrachtungen einigermaßen Philipp, der das Kind wiederzuerlangen für möglich hielt, da er die Räuber kannte.

Er lauerte daher um acht Uhr auf die Ankunft des Doctor Louis, dem er, auf der Straße auf- und abgehend, das furchtbare Ereigniß der Nacht erzählte.

Der Doctor war ein Mann von gutem Rath; er untersuchte die Spuren im Garten und trat, nach einiger Ueberlegung, den Vermuthungen von Philipp bei.

„Der Baron ist mir hinreichend bekannt, daß ich ihn dieser schlimmen Handlung fähig halte. Kann indessen nicht dennoch ein anderes Interesse, ein unmittelbares Interesse zu der Entwendung des Kindes bestimmt haben?“

„Welches Interesse, Doctor?“

„Das des wahren Vaters."

„Oh!" rief Philipp, „ich hatte einen Augenblick diesen Gedanken; doch der Unglückliche hat nicht einmal Brod für sich selbst; er ist ein Narr, ein Exaltirter, zu dieser Stunde ein Flüchtling, der vor meinem Schatten bange haben muß . . . Täuschen wir uns nicht, Doctor, der Elende hat dieses Verbrechen begangen, weil sich ihm Gelegenheit geboten; doch nun, da ich vom Zorn mehr entfernt bin, obgleich ich dieses Verbrechen hasse, glaube ich, daß ich ein Zusammentreffen mit ihm vermeiden würde, um ihn nicht zu tödten. Ich glaube, er muß Gewissensbisse fühlen, die ihn bestrafen; ich glaube, daß der Hunger und die Landstreicherei mich eben so wirksam an ihm rächen, als mein Degen."

„Sprechen wir nicht mehr davon," sagte der Doctor.

„Theurer, vortrefflicher Freund, wollen Sie nur die Güte haben, noch zu einer Lüge einzuwilligen; denn vor Allem müssen wir Andrée beruhigen; Sie werden ihr sagen, Sie seien gestern über die Gesundheit des Kindes unruhig gewesen, Sie seien in der Nacht zurückgekommen, um es zu holen und zu seiner Amme zu bringen. Das ist die erste Fabel, die mir in den Kopf gekommen, und die ich für Andrée improvisirt habe."

„Ich will das sagen; doch Sie werden das Kind suchen."

„Ich habe ein Mittel, es aufzufinden. Ich bin entschlossen, Frankreich zu verlassen; Andrée tritt in das Kloster von Saint-Denis; ich gehe zu Herrn von Taverney; ich sage ihm, ich wisse Alles; ich nöthige ihn, als ob er ein Fremder wäre, mir den Ort zu entdecken, wo das Kind verborgen ist. Seinen Widerstand überwinde ich durch die Drohung einer öffentlichen Bekanntmachung, durch die Drohung mit dem Beistand der Frau Dauphine."

„Und was werden Sie mit dem Kind machen, wenn Ihre Schwester im Kloster ist?"

„Ich thue es zu einer Amme, die Sie mir empfeh-

len . . . dann ins Colleg, und wenn es groß ist, nehm ich es zu mir, wenn ich lebe."

„Und Sie glauben, die Mutter werde einwilligen, Sie zu verlassen, ihr Kind zu verlassen?"

„Andrée wird fortan ihre Einwilligung zu Allem geben, was mir genehm ist. Sie weiß, daß ich einen Schritt bei der Frau Dauphine gemacht habe, die mir ihr Wort gegeben, und wird mich nicht dem aussetzen, daß ich mich gegen die unserer Beschützerin schuldige Achtung verfehle."

„Ich bitte, lassen Sie uns zu der armen Mutter gehen," sagte der Doctor.

Und er ging in der That zu Andrée hinein, welche, getröstet durch die Bemühungen von Philipp, sanft schlief.

Ihr erstes Wort war eine Frage an den Doctor, der schon durch eine lachende Miene geantwortet hatte.

Andrée gewann von da an eine vollkommene Ruhe, was ihre Wiedergenesung so sehr beschleunigte, daß sie zehn Tage nachher aufstand und zur Stunde, wo die Sonne auf die Scheiben fiel, im Gewächshause auf- und abgehen konnte.

Zur Zeit dieses ersten Spazierganges kam Philipp, der sich auf einige Tage entfernt hatte, nach dem Hause der Rue Coq-Héron mit einem so düstern Gesicht zurück, daß der Doctor, der ihm die Thüre öffnete, ein großes Unglück ahnete.

„Wie ist es?" fragte er, „weigert sich der Vater, das Kind zurückzugeben?"

„Der Vater," antwortete Philipp, „ist von einem heftigen Fieber befallen worden, das ihn drei Tage nach seiner Abreise von Paris an sein Bett fesselte, und der Vater schwebte in der äußersten Gefahr, als ich ankam; ich hielt diese ganze Krankheit für eine List, für eine Finte, für einen Beweis seiner Theilnahme an der Entwendung. Ich drang in ihn, ich drohte, Herr von Taverney schwor mir bei Christus, er verstehe nicht, was ich wolle."

„Somit kommen Sie ohne Nachricht zurück?"

„Ja, Doctor."

„Und überzeugt von der Wahrhaftigkeit des Barons?"

„Beinahe überzeugt."

„Schlauer als Sie, hat er sein Geheimniß nicht preisgegeben?"

„Ich drohte ihm, die Hülfe der Dauphine anzurufen, und der Baron erbleichte. „„Richte mich zu Grunde, wenn Du willst,"" sagte er; „„entehre Deinen Vater und Dich, das wird eine Tollheit sein, die zu keinem Resultat führt. Ich weiß nicht, was Du meinst.""

„Und so . . ."

„So komme ich in Verzweiflung zurück."

In diesem Augenblick hörte Philipp die Stimme seiner Schwester rufen:

„Ist nicht Philipp gekommen?"

„Großer Gott! hier ist sie . . . Was soll ich sagen?" flüsterte Philipp.

„Stille!" erwiederte der Doctor.

Andrée trat in das Zimmer und küßte ihren Bruder mit einer freudigen Zärtlichkeit, welche das Herz des jungen Mannes in Eis verwandelte.

„Nun!" fragte sie, „woher kommst Du?"

„Ich komme vor Allem von meinem Vater, wie ich Dir vorher gesagt habe."

„Befindet sich der Herr Baron wohl?"

„Ja, Andrée; doch das ist nicht der einzige Besuch, den ich gemacht habe . . . Ich habe auch mehrere Personen wegen Deines Eintritts in Saint-Denis besucht. Gott sei Dank, es ist nun Alles vorbereitet, Du bist gerettet, und Du kannst Dich nun auf eine verständige und entschiedene Weise mit Deiner Zukunft beschäftigen."

Andrée näherte sich ihrem Bruder und sagte mit einem zärtlichen Lächeln:

„Theurer Freund, meine Zukunft beschäftigt mich nicht mehr, und meine Zukunft soll überhaupt Niemand beschäftigen . . . Die Zukunft meines Kindes ist Alles für mich, und ich werde mich einzig und allein dem Sohn widmen, den mir Gott geschenkt hat. Dies ist mein Ent-

schluß, den ich unwiderruflich gefaßt habe, seitdem ich mi der Rückkehr meiner Kräfte nicht mehr an der Festigkeit meines Geistes zweifeln konnte. Für meinen Sohn leben, durch Entbehrungen leben, arbeiten sogar, wenn es nöthig ist; aber ihn Tag und Nacht nicht verlassen, das ist die Zukunft, die ich mir vorgezeichnet habe. Kein Kloster, keine Selbstsucht mehr; ich gehöre Jemand: Gott will nichts mehr von mir!"

Der Doctor schaute Philipp an, als wollte er ihn fragen:

„Nun, was habe ich vorhergesehen?"

„Meine Schwester!" rief der junge Mann, „meine Schwester, was sagst Du?"

„Klage mich nicht an, Philipp, das ist nicht eine Laune einer schwachen und eitlen Frau; ich werde Dich nicht belästigen, ich werde Dir keinen Zwang auferlegen."

„Aber . . . Andrée, ich kann nicht in Frankreich bleiben; ich habe kein Vermögen, keine Zukunft mehr; ich kann wohl einwilligen, Dich am Fuß eines Altars zurückzulassen, aber in der Welt, in der Armuth, bei der Arbeit, Andrée . . . gib wohl Acht."

„Ich habe Alles vorhergesehen . . . ich liebe Dich aufrichtig, Philipp; doch wenn Du mich verlässest, verschlucke ich meine Thränen und flüchte mich zu der Wiege meines Sohnes."

Der Doctor näherte sich und sagte:

„Das ist Uebertreibung, das ist Wahnsinn."

„Ah! Doctor, was wollen Sie? . . . Mutter sein ist ein Zustand des Wahnsinns . . . Doch diesen Wahnsinn hat mir Gott geschickt. So lange das Kind meiner bedarf, beharre ich bei meinem Entschluß."

Philipp und der Doctor wechselten plötzlich einen Blick.

„Mein Kind," sagte der Doctor zuerst, „ich bin kein sehr beredter Prediger, aber ich glaube mich zu erinnern,

daß Gott zu lebhafte Anhänglichkeit an das Geschöpf verbietet."

„Ja, meine Schwester," fügte Philipp bei.

„Doctor, Gott verbietet einer Mutter nicht, ihren Sohn lebhaft zu lieben, wie ich glaube."

„Verzeihen Sie mir, meine Tochter, der Philosoph, der Arzt versucht es, den Abgrund zu ermessen, den der Theolog für die menschlichen Leidenschaften gräbt. Bei jeder Vorschrift, welche von Gott kommt, suchen Sie die Ursache, nicht die moralische, denn das ist zuweilen eine Subtilität der Vervollkommnung, suchen Sie den materiellen Grund. Gott verbietet einer Mutter, ihr Kind übermäßig zu lieben, weil das Kind eine schwächliche, zarte, allen Uebeln, allen Leiden ausgesetzte Pflanze ist, und weil ein ephemeres Geschöpf lebhaft lieben sich der Verzweiflung aussetzen heißt."

„Doctor, warum sagen Sie mir das? Und Du, Philipp, warum schaust Du mich mit diesem Mitleid, mit dieser Blässe an?"

„Liebe Andrée," erwiederte der junge Mann, „befolge meinen Rath, den Rath eines zärtlichen Freundes; Deine Gesundheit ist wiederhergestellt, tritt sobald als möglich in das Kloster von Saint-Denis ein."

„Ich! . . . Ich habe Dir gesagt, daß ich meinen Sohn nicht verlassen werde."

„So lang er Ihrer bedürfe," sprach der Doctor mit sanftem Ton.

„Mein Gott!" rief Andrée, „was ist es? sprechen Sie; etwas Trauriges . . . Grausames?"

„Nehmen Sie sich in Acht," flüsterte der Doctor Philipp zu; „sie ist noch zu schwach, um einen entscheidenden Schlag zu ertragen."

„Mein Bruder, Du antwortest nicht; erkläre Dich."

„Liebe Schwester, Du weißt, daß ich auf der Rückkehr durch Point-du-Jour gekommen bin, wo Dein Sohn bei einer Amme ist."

„Ja . . . und?"

„Das Kind ist ein wenig krank."

„Krank ... das liebe Kind! Geschwinde, Marguerite ... einen Wagen! ich will mein Kind sehen."

„Unmöglich!" rief der Doctor; „Sie sind nicht im Stand, auszugehen oder eine Fahrt zu ertragen."

„Sie haben mir noch diesen Morgen gesagt, es wäre dies möglich; Sie sagten mir morgen, nach der Ankunft von Philipp, könnte ich den armen Kleinen besuchen ..."

„Ich hatte eine bessere Ansicht von Ihrem Gesundheitszustand."

„Sie täuschen mich."

Der Doctor schwieg.

„Marguerite!" wiederholte Andrée, „man gehorche mir ... einen Wagen!"

„Aber das kann Dir den Tod bringen," unterbrach sie Philipp.

„Nun, so werde ich sterben! ... es liegt mir nicht so viel am Leben! ..."

Marguerite wartete und schaute abwechselnd ihre Gebieterin, ihren Herrn und den Doctor an.

„Wenn ich befehle ..." rief Andrée, deren Wangen sich mit einer plötzlichen Röthe bedeckten.

„Theure Schwester!"

„Ich höre nichts mehr, und wenn man mir einen Wagen verweigert, gehe ich zu Fuß."

„Andrée," sagte Philipp, indem er sie in seine Arme nahm, „Du wirst nicht gehen, nein, Du brauchst nicht dahin zu gehen."

„Mein Kind ist todt!" stammelte Andrée kalt und ließ ihre Arme an dem Lehnstuhl hinabfallen, in den Philipp und der Doctor sie gesetzt hatten.

Philipp antwortete nur dadurch, daß er eine von ihren kalten, trägen Händen küßte ... Allmälig verlor der Hals von Andrée seine Starrheit; sie ließ ihren Kopf auf ihren Busen fallen und vergoß reichliche Thränen.

„Gott hat gewollt, daß wir dieses neue Unglück erfahren; Gott, der so gerecht, so groß ist; Gott, der viel-

leicht andere Absichten mit Dir hatte; Gott, der ohne Zweifel urtheilte, die Gegenwart dieses Kindes an Deiner Seite wäre eine unverdiente Strafe..."

„Aber..." seufzte die arme Mutter, „aber warum hat Gott dieses unschuldige Geschöpf leiden lassen?"

„Gott hat es nicht leiden lassen, mein Kind," erwiederte der Doctor; „es ist in der Nacht seiner Geburt gestorben... Beklagen Sie es nicht mehr, als den Schatten, der vorüberzieht und verschwindet."

„Seine Schreie, die ich hörte?..."

„Waren sein Abschied vom Leben."

Andrée verbarg ihr Gesicht in ihren Händen, während die zwei Männer, ihre Gedanken in einen beredten Blick vermengend, ihrer frommen List Beifall spendeten.

Plötzlich kehrte Marguerite, einen Brief in der Hand, zurück... Dieser Brief war an Andrée gerichtet, und die Aufschrift lautete wie folgt:

„An Fräulein Andrée von Taverney, Rue Coq-Héron, die erste Thüre nach Rue Plastrière."

Philipp zeigte ihn dem Doctor über dem Kopf von Andrée, welche nicht mehr weinte, aber in ihre Schmerzen versunken war.

„Wer kann ihr hierher schreiben," dachte Philipp; „Niemand kennt ihre Adresse, und die Handschrift ist nicht die unseres Vaters."

„Geben Sie ihr den Brief," unterbrach ihn der Doctor, „das wird eine Zerstreuung für die tiefe Träumerei sein, die mich beunruhigt."

„Hier ist ein Brief für Dich, Andrée," sagte Philipp.

Ohne zu überlegen, ohne zu widerstehen, ohne sich zu wundern, zerriß Andrée den Umschlag und entfaltete, nachdem sie ihre Augen getrocknet, das Papier, um zu lesen; doch kaum hatte sie die drei Zeilen durchlaufen, aus denen der Brief bestand, als sie einen gewaltigen Schrei ausstieß, wie eine Wüthende auffuhr und, während ihre Arme und ihre Füße in einem furchtbaren Krampf

erstarrten, schwer wie eine Bildsäule in die Hände von Marguerite fiel, die ihr zusprang.

Philipp hob den Brief auf und las:

Auf der See, am 15. Dec. 17 . . .

„Ich reise! vertrieben durch Sie, und Sie werden mich nicht mehr sehen; doch ich nehme mein Kind mit, das Sie nie seine Mutter nennen wird.

„Gilbert."

Philipp zerknitterte das Papier mit einem Gebrülle der Wuth.

„Oh!" rief er mit den Zähnen knirschend, „ich hatte das Verbrechen des Zufalls beinahe verziehen; doch dieses Verbrechen des Willens soll bestraft werden . . . Bei Deinem leblosen Haupte, Andrée, schwöre ich, den Elenden zu tödten, sobald er sich vor mir zeigt. Es wird Gottes Wille sein, daß ich ihn treffe, denn sein Maß ist voll. Doctor, wird Andrée zu sich kommen?"

„Ja, ja!"

„Doctor, Andrée muß morgen in das Kloster von Saint-Denis eintreten; übermorgen muß ich im nächsten Seehafen sein . . . Der Feige ist entflohen . . . ich werde ihn verfolgen . . . Ich muß dieses Kind haben . . . Doctor, was ist der nächste Seehafen?"

„Das Havre."

„In sechs und dreißig Stunden bin ich im Havre," rief Philipp.

CLXV.

An Bord.

Von diesem Augenblick war das Haus von Andrée schweigsam und düster wie ein Grab.

Die Nachricht von dem Tod ihres Sohnes hätte Andrée vielleicht getödtet. Es wäre einer von jenen dumpfen, langsamen Schmerzen gewesen, welche beständig untergraben. Der Brief von Gilbert war ein so heftiger Schlag, daß er übermäßig in der edlen Seele von Andrée Alles aufregte, was darin an Kräften und angreifenden Gefühlen blieb.

Wieder zu sich gekommen, suchte sie mit den Blicken ihren Bruder, und der Zorn, den sie in seinen Augen las, war eine neue Quelle des Muthes für sie.

Sie wartete, bis ihre Kräfte genug wiederhergestellt waren, daß ihre Stimme nicht mehr zitterte; dann nahm sie die Hand von Philipp und sagte:

„Mein Bruder, Du sprachst diesen Morgen vom Kloster von Saint-Denis, wo mir die Frau Dauphine eine Zelle bewilligt hat.“

„Ja, Andrée.“

„Du wirst mich noch heute dahin führen, wenn es Dir beliebt?“

„Ich danke, meine Schwester.“

„Sie, Doctor,“ fuhr Andrée fort, „für so viel Güte, Aufopferung, Menschenfreundlichkeit wäre ein Dank eine unfruchtbare Belohnung. Ihr Lohn, Doctor, kann sich nicht auf der Erde finden.“

Sie ging auf ihn zu, küßte ihn und sprach:

„Dieses kleine Medaillon enthält mein Bildniß, das meine Mutter machen ließ, als ich zwei Jahre alt war;

es muß meinem Sohn gleichen; behalten Sie es, Doctor, damit es zuweilen von dem Kind spricht, das Sie an das Tageslicht gebracht haben, und von der Mutter, die durch Ihre Sorge gerettet worden ist."

Nach diesen Worten vollendete Andrée, ohne selbst gerührt zu werden, ihre Anstalten zur Reise, und Abends um sechs Uhr trat sie, ohne daß sie es wagte, den Kopf zu erheben, durch die Pforte des Klosters von Saint-Denis ein, an dessen Gitter Philipp, unfähig, seine Erschütterung zu bemeistern, ihr ein vielleicht ewiges Lebewohl sagte.

Plötzlich verließen die Kräfte die arme Andrée, und sie kehrte hastig und mit offenen Armen zu ihrem Bruder zurück; auch er streckte seine Arme gegen sie aus; sie trafen zusammen trotz des kalten Hindernisses, das ihnen das Gitter entgegenstellte, und auf ihren brennenden Wangen vermengten sich ihre Thränen.

„Lebe wohl!" flüsterte Andrée, deren Schmerz in Schluchzen ausbrach.

„Lebe wohl!" erwiederte Philipp, seine Verzweiflung erstickend.

„Wenn Du je meinen Sohn wiederfindest, gestatte es nicht, daß ich sterbe, ohne ihn umarmt zu haben," sagte Andrée ganz leise.

„Sei unbesorgt... Gott befohlen!"

Andrée entriß sich den Armen ihres Bruders und entfernte sich, unterstützt von einer Laienschwester, indem sie beständig in der tiefen Finsterniß des Klosters nach ihm schaute. So lange sie ihn sehen konnte, machte sie ihm Zeichen mit dem Kopf, dann mit ihrem Sacktuch, das sie schwang. Endlich empfing er ein letztes Lebewohl, welches sie ihm vom Hintergrund des dunklen Weges zuwarf. Und eine eiserne Thüre fiel mit einem unheimlichen Geräusch zwischen sie, und Alles war vorbei.

Philipp nahm die Post in Saint-Denis selbst; seinen Mantelsack auf dem Kreuz des Pferdes, eilte er die ganze Nacht, den ganzen folgenden Tag fort, und kam im Havre in

der Nacht dieses andern Tages an. Er nahm sein Nachtlager in dem ersten Gasthof, der sich an der Straße fand, und erkundigte sich am andern Morgen bei Tagesanbruch im Hafen nach den nächsten Abfahrten für Amerika.

Man antwortete ihm, die Brigg Adonis laufe noch an demselben Tag für New-York aus. Philipp suchte den Kapitän auf, der eben die letzten Vorkehrungen traf, ließ sich von diesem als Passagier aufnehmen, und bezahlte den Preis für die Ueberfahrt; dann schrieb er ein letztes Mal an die Frau Dauphine, um ihr seine ehrfurchtsvolle Ergebenheit und seinen Dank auszusprechen, schickte sein Gepäcke in sein Zimmer an Bord, und schiffte sich selbst zur Stunde der Fluth ein.

Es schlug vier Uhr auf dem Thurm von Franz I., als der Adonis aus dem Canal mit seinen Marssegeln und Focksegeln auslief. Das Meer war dunkelblau, der Himmel roth am Horizont. Auf die Verschanzung gelehnt, schaute Philipp, nachdem er die wenigen Passagiere, seine Reisegefährten, gegrüßt hatte, nach der Küste von Frankreich, die sich immer mehr in violette Dünste hüllte, je mehr die Brigg neue Segel einsetzend rasch gegen rechts an der Hève vorüberfuhr und die hohe See erreichte.

Bald sah Philipp nichts mehr, nicht die Küste von Frankreich, nicht die Passagiere, nicht den Ocean. Die finstere Nacht hatte Alles in ihre großen Flügel begraben, und Philipp schloß sich in das kleine Bett seines Zimmers ein, um die Abschrift des an die Dauphine gesandten Briefes zu lesen, der ebensowohl für ein Gebet an den Schöpfer gerichtet, als für einen an Geschöpfe gerichteten Abschied gelten konnte.

„Madame," hatte er geschrieben, „ein Mann ohne Hoffnung und ohne Stütze entfernt sich von Ihnen mit dem Bedauern, so wenig für Ihre zukünftige Majestät gethan zu haben. Dieser Mann zieht hinaus in die Stürme und Ungewitter des Meeres, während Sie in den Gefahren und Qualen der Regierung zurückbleiben. Jung, schön, angebetet, umgeben von ehrfurchtsvollen Freunden und ver-

götternden Dienern, werden Sie denjenigen vergessen, den Ihre königliche Hand huldvoll über die Menge erhoben hatte; ich werde Sie nie vergessen; ich gehe in eine neue Welt, um die Mittel zu studiren, Ihnen wirksamer auf Ihrem Thron zu dienen. Ich vermache Ihnen meine Schwester, eine arme, verlassene Blume, welche keine andere Sonne mehr haben wird, als Ihren Blick. Haben Sie die Gnade, sich zuweilen bis zu ihr herabzulassen, und im Schooße Ihrer Freude, Ihrer Allmacht, im Zusammenklang einstimmiger Wünsche, zählen Sie, ich beschwöre Sie, den Segen eines Verbannten, den Sie nicht hören werden, und der Sie vielleicht nie mehr sieht."

Nachdem er bis zu Ende gelesen, schnürte sich das Herz von Philipp zusammen. Das schwermüthige Geräusch des ächzenden Schiffes, das Tosen der Wellen, die sich aufspringend an den Lichtpforten brachen, bildeten eine Gesammtheit, welche lachendere Phantasien verdüstert hätte.

Die Nacht ging lang und schmerzlich für den jungen Mann hin. Ein Besuch, den ihm am Morgen der Kapitän machte, versetzte ihn nicht in eine befriedigende geistige Lage. Dieser Officier erklärte ihm, die meisten Passagiere fürchten das Meer und bleiben in ihrem Zimmer, die Ueberfahrt verspreche kurz zu sein, aber unangenehm wegen der Heftigkeit des Windes.

Philipp nahm von nun an die Gewohnheit an, mit dem Kapitän zu Mittag zu speisen, sich sein Frühstück ins Zimmer bringen zu lassen, und da er sich selbst nicht sehr gegen die Ungemächlichkeit des Meeres abgehärtet fühlte, pflegte er einige Stunden, in seinen großen Officiersmantel gehüllt, auf dem Oberlauf liegend zuzubringen. Die übrige Zeit wandte er dazu an, daß er sich einen Plan für sein zukünftiges Benehmen machte und seinen Geist durch eine solide Lectüre unterstützte. Zuweilen traf er die Passagiere, seine Reisegefährten. Dies waren zwei Damen, welche eine Erbschaft im Norden von Amerika einziehen wollten, und vier Männer, von denen der eine, schon alt, zwei Söhne bei sich hatte. Diese

sechs Passagiere hatten die ersten Zimmer inne. Auf der andern Seite erblickte Philipp einmal einige Menschen von geringerem Stande, so weit sich dies nach Haltung und Kleidung beurtheilen ließ; er fand hiebei nichts, was seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Je mehr sich die Leiden durch die Gewohnheit milderten, desto mehr gewann Philipp Heiterkeit, wie der Himmel. Einige schöne, reine, sturmfreie Tage verkündigten den Passagieren, daß man sich den gemäßigteren Breiten nähere. Dann blieb man länger auf dem Verdeck. Philipp, der es sich zum Gesetz gemacht, mit Niemand sich in ein Gespräch einzulassen, der selbst dem Kapitän seinen Namen verborgen hatte, damit man auf keinen der Gegenstände, auf die er einzugehen befürchtete, zu reden käme, Philipp, sagen wir, hörte nun von seinem Zimmer aus, selbst bei Nacht, Tritte über seinem Kopf; er hörte sogar die Stimme des Kapitäns, der ohne Zweifel mit einem Passagier auf und abging. Dies war ein Grund für ihn, nicht hinaufzusteigen. Er öffnete dann seine Lichtpforte, um ein wenig frische Luft einzuathmen, und erwartete den andern Morgen. Ein einziges Mal in der Nacht, als er weder sprechen, noch spazierengehen hörte, stieg er auf das Verdeck. Die Nacht war lau, der Himmel bewölkt, und hinter dem Schiff sah man im Sog, mitten unter Wirbeln, tausende von phosphorescirenden Körnern entstehen. Diese Nacht hatte ohne Zweifel den Passagieren zu stürmisch und schwarz geschienen, denn Philipp sah keinen derselben auf dem Verdeck. Nur auf dem Vordertheil des Schiffes, über das Bogspriet gelehnt, schlief oder träumte eine schwarze Gestalt, welche Philipp mit Mühe in der Finsterniß unterschied, irgend ein Passagier der zweiten Kajüte, ohne Zweifel ein armer Verbannter, der sich nach dem Hafen Amerikas sehnend vorwärts schaute, während Philipp den Hafen von Frankreich betrauerte.

Philipp betrachtete lang diesen in seiner Beschauung unbeweglichen Reisenden; dann erfaßte ihn die Morgen-

kälte, und er schickte sich an, in seine Kajüte zurückzukehren. . . . Der Passagier am Vordertheil betrachtete indessen den Himmel, der sich zu bleichen anfing. Philipp hörte den Kapitän und wandte sich um.

„Sie wollen frische Luft schöpfen, Kapitän?“ sagte er.

„Mein Herr, ich stehe so eben auf.“

„Ihre Passagiere sind Ihnen zuvorgekommen, wie Sie sehen.“

„Sie; doch die Officiere sind frühzeitig wie die Matrosen.“

„Oh! nicht ich allein,“ entgegnete Philipp; „sehen Sie dort jenen Menschen, der so tief träumt, nicht wahr, es ist auch einer von Ihren Passagieren?“

Der Kapitän schaute und schien erstaunt.

„Wer ist dieser Mensch?“ fragte Philipp.

„Ein . . . Kaufmann,“ antwortete der Kapitän verlegen.

„Der dem Glück nachjagt?“ murmelte Philipp; „die Brigg geht zu langsam für ihn.“

Statt etwas zu erwiedern, ging der Kapitän zu dem Passagier, sagte ihm ein paar Worte, und Philipp sah ihn im Zwischendeck verschwinden.

„Sie haben seinen Traum gestört,“ sprach Philipp zum Kapitän, als dieser zu ihm zurückkam, „mich belästigte er nicht.“

„Nein, mein Herr; ich habe ihn nur darauf aufmerksam gemacht, daß die Morgenkälte in diesen Gegenden gefährlich ist; die Passagiere zweiter Classe haben nicht, wie Sie, gute Mäntel.“

„Wo sind wir, Kapitän?“

„Mein Herr, wir werden morgen die Azoren sehen und an einer derselben etwas frisches Wasser einnehmen, denn es wird sehr heiß.“

CLXVI.

Die Azoren.

Zu der vom Kapitän bestimmten Stunde erblickte man vom Vordertheil des Schiffes, sehr fern in der blendenden Sonne, die Küsten einiger nordöstlich gelegenen Inseln.

Dies waren die Azoren.

Der Wind ging nach dieser Seite; die Brigg lief gut. Man kam um drei Uhr Nachmittags völlig ins Angesicht der Inseln.

Philipp sah die hohen Spiralen der Hügel mit den seltsamen Formen und dem düsteren Anblick, Felsen geschwärzt wie durch die Thätigkeit vulkanischen Feuers, Ausschnitte mit leuchtenden Kämmen und tiefen Abgründen.

Sobald man die erste von diesen Inseln bis auf einen Kanonenschuß erreicht hatte, legte die Brigg bei, und die Mannschaft schickte sich zu einer Landung an, um einige Tonnen frisches Wasser einzunehmen, wie es der Kapitän bewilligt hatte.

Alle Passagiere versprachen sich den Genuß eines Ausflugs auf dem Lande. Nach zwanzig Tagen und zwanzig Nächten einer angreifenden Schifffahrt den Fuß auf einen unbeweglichen Boden setzen, ist ein Vergnügen, das nur diejenigen zu schätzen wissen, welche eine weite Seereise gemacht haben.

„Meine Herren," sagte der Kapitän zu den Passagieren, die er unentschlossen zu sehen glaubte, „Sie können sich fünf Stunden auf dem Lande aufhalten. Benützen Sie die Gelegenheit. Sie finden auf dieser kleinen, völlig unbewohnten Insel Quellen von siedendem Wasser und Quellen von Eiswasser, wenn Sie Naturforscher sind; Kaninchen und Rothhühner, wenn Sie Jäger sind."

Philipp nahm seine Flinte, Pulver und Blei.

„Aber Sie, Kapitän," sagte er, „Sie bleiben an Bord? Warum kommen Sie nicht mit uns?"

„Weil dort," erwiederte der Officier, nach dem Meer deutend, „weil dort ein Schiff von verdächtigem Aussehen kommt; ein Schiff, das mir seit ungefähr vier Tagen folgt; ein schlimmes Gesicht von einem Schiff, wie wir sagen, und so muß ich Alles beobachten, was es thun wird."

Zufrieden mit dieser Erklärung, bestieg Philipp ein Boot und ging nach dem Lande ab.

Die Damen, mehrere Passagiere vom Vordertheil oder vom Hintertheil wagten es nicht, hinabzusteigen, oder sie warteten, bis die Reihe an sie kam.

Man sah die zwei Boote mit den freudigen Matrosen und den noch viel freudigeren Passagieren abfahren.

Das letzte Wort des Kapitäns war:

„Um acht Uhr, meine Herren, wird Sie das letzte Boot abholen, merken Sie sich das wohl, denn die Säumigen müßten zurückgelassen werden.

Als alle Welt, Naturforscher und Jäger, gelandet hatten, traten die Matrosen sogleich in eine Höhle ein, welche hundert Schritte vom Ufer entfernt lag und eine Krümmung bildete, als wollte sie die Sonnenstrahlen fliehen.

Eine frische Quelle von azurnem, ausgezeichnetem Wasser glitt unter den moosbewachsenen Felsen hin und verlor sich, ohne aus der Grotte selbst herauszukommen, auf einem Boden von feinem beweglichem Sand.

Hier verweilten die Matrosen, sagen wir, und füllten ihre Tonnen, die sie bis zum Ufer wälzten.

Philipp schaute ihnen zu. Er bewunderte den bläulichen Schatten dieser Höhle, die Frische, das sanfte Gemurmel des von Cascade zu Cascade gleitenden Wassers; er staunte, zuerst die undurchdringlichste Finsterniß und die heftigste Kälte gefunden zu haben, während nach einigen

Minuten die Temperatur mild schien und der Schatten mit weichen, geheimnißvollen Hellen durchmengt war. So war er Anfangs mit ausgestreckten Händen und sich an den Felswänden stoßend den Matrosen gefolgt, ohne sie zu sehen; allmälig aber hob sich jedes Gesicht, jede Wendung erleuchtet von der Finsterniß ab, und Philipp zog das Licht dieser Grotte dem des Himmels vor, das am Tag in diesen Gegenden so scharf und hart ist.

Mittlerweile hörte er die Stimmen seiner Gefährten sich in der Ferne verlieren. Ein paar Flintenschüsse erschollen in den Bergen, dann erlosch das Geräusch, und Philipp blieb allein.

Die Matrosen hatten ihrerseits ihre Aufgabe erfüllt und sollten nicht mehr in die Grotte zurückkommen.

Philipp ließ sich nach und nach von dem Zauber dieser Einsamkeit und vom Wirbel seiner Gedanken hinreißen; er streckte sich auf dem weichen Sand aus, lehnte sich an die mit aromatischen Kräutern bedeckten Felsen an und träumte.

So verliefen die Stunden. Er hatte die Welt vergessen. Neben ihm lag seine Flinte auf dem Stein, und um gemächlicher ruhen zu können, hatte er aus seinen Taschen die Pistolen gezogen, die ihn nie verließen.

Seine ganze Vergangenheit kam langsam, feierlich zu ihm zurück, wie eine Lehre oder ein Vorwurf. Seine ganze Zukunft entfloh unfreundlich, wie jene scheuen Vögel, die man zuweilen mit dem Blick, nie mit der Hand berührt.

Während Philipp so träumte, träumte, lachte, hoffte man ohne Zweifel hundert Schritte von ihm. Er hatte eine unwillkührliche Vorstellung von dieser Bewegung, und mehr als einmal kam es ihm vor, als hörte er den Ruderschlag von den Booten, die nach dem Ufer hin oder an Bord zurück Passagiere führten, die Einen müde des Vergnügens auf der Insel, die Andern gierig, es auch zu genießen.

Doch er war in seiner Betrachtung nicht gestört wor-

den, mochte der Eingang der Grotte von den Einen nicht wahrgenommen worden sein, mochten die Andern es nicht der Mühe werth erachtet haben, in dieselbe einzudringen.

Plötzlich stellte sich ein schüchterner, unentschiedener Schatten zwischen das Tageslicht und die Höhle, auf die Schwelle selbst. Philipp sah einen Menschen, die Hände voraus, den Kopf gesenkt, nach dem murmelnden Wasser zu gehen. Dieser Mensch stieß sich sogar einmal an den Felsen, als sein Fuß auf dem Gras ausglitschte.

Da erhob sich Philipp und reichte ihm die Hand, um ihm auf den guten Weg zu helfen. Bei dieser Bewegung der Gefälligkeit trafen seine Finger die Hand des Reisenden in der Finsterniß.

„Hieher," sagte er freundlich; „hier ist das Wasser, mein Herr."

Beim Ton dieser Stimme erhob der Unbekannte hastig den Kopf, als wollte er antworten, und zeigte dabei entblößt sein Gesicht in dem blauen Halbschatten der Grotte.

Aber Philipp stieß plötzlich einen Schrei des Entsetzens aus und machte einen Sprung rückwärts.

Der Unbekannte gab seinerseits einen Schrei des Schreckens von sich und wich zurück.

„Gilbert!"

„Philipp!"

Diese zwei Worte erschollen zu gleicher Zeit wie ein unterirdischer Donner.

Dann hörte man nur noch etwas wie das Geräusch eines Streites. Philipp hatte mit seinen beiden Händen seinen Feind am Kragen gepackt und zog ihn nach dem Hintergrund der Höhle.

Gilbert ließ sich fortschleppen, ohne eine einzige Klage von sich zu geben. An die Felsen des Umkreises angelehnt, konnte er nicht mehr zurückweichen.

„Elender! endlich habe ich Dich!" brüllte Philipp. „Gott überliefert Dich mir . . . Gott ist gerecht!"

Gilbert war leichenbleich und machte nicht eine Geberde; er ließ seine Arme an seinen Seiten herabfallen.

„Oh! der feige Bösewicht," rief Philipp; „er hat nicht einmal den Instinct des wilden Thieres, das sich vertheidigt!"

Doch Gilbert erwiederte mit einer Stimme voll Sanftmuth:

„Mich vertheidigen! warum?"

„Es ist wahr, Du weißt wohl, daß Du in meiner Gewalt bist... Du weißt, daß Du die furchtbarste Strafe verdient hast. Alle Deine Verbrechen sind erwiesen. Du hast eine Frau durch die Schmach erniedrigt und Du hast sie durch die Unmenschlichkeit umgebracht. Es war für Dich wenig, eine Jungfrau zu beflecken, und Du wolltest eine Mutter ermorden."

Gilbert antwortete nicht. Philipp, der sich allmälig im Feuer seines eigenen Zornes berauschte, legte abermals die Hände an Gilbert. Gilbert leistete keinen Widerstand.

„Du bist also kein Mann," rief Philipp, indem er ihn mit dem heftigsten Grimm schüttelte, „Du hast nur das Gesicht eines Mannes... Wie! nicht einmal Widerstand! Aber Du siehst wohl, ich erwürge Dich, wehre Dich also! vertheidige Dich ... feiger Mörder!"

Gilbert fühlte, wie die scharfen Finger seines Feindes in seinen Hals eindrangen; er richtete sich auf, stemmte sich an und warf, stark wie ein Löwe, Philipp mit einer einzigen Bewegung seiner Schultern fern von sich... dann kreuzte er die Arme und sprach:

„Sie sehen wohl, daß ich mich vertheidigen könnte, wenn ich wollte; doch wozu, nun, da Sie nach Ihrer Flinte laufen; ich will lieber von einem einzigen Schuß getödtet, als von Nägeln zerrissen und von schmählichen Schlägen niedergeworfen werden."

Philipp hatte in der That seine Flinte ergriffen, doch bei diesen Worten stieß er sie zurück und murmelte:

„Nein, nein."

Dann fragte er laut:

„Wohin gehst Du? ... woher bist Du gekommen?"
„Ich bin Passagier auf dem Adonis."
„Du verbirgst Dich also, Du hattest mich gesehen?"
„Ich wußte nicht, daß Sie an Bord waren."
„Du lügst."
„Ich lüge nicht."
„Wie kommt es denn, daß ich Dich nie gesehen habe?"
„Weil ich mein Zimmer nur bei Nacht verließ."
„Du siehst! Du verbirgst Dich!"
„Allerdings."
„Vor mir?"
„Nein, sage ich Ihnen, ich gehe nach Amerika mit einem Auftrag und soll nicht gesehen werden. Der Kapitän hat mich deshalb abgesondert einquartiert."
„Du verbirgst Dich, sage ich Dir, um mir Deine Person zu entziehen ... und besonders, um mir das Kind zu verbergen, das Du gestohlen hast."
„Das Kind!" rief Gilbert.
„Ja, Du hast es gestohlen und fortgenommen, um Dir daraus eines Tags eine Waffe zu machen, durch die Du irgend einen Vortheil ziehen willst, Elender!"
Gilbert schüttelte den Kopf.
„Ich habe das Kind genommen," sagte er, „damit es Niemand seinen Vater verachten oder verleugnen lehre."
Philipp schöpfte einen Augenblick Athem und sprach dann:
„Wenn dies wahr wäre, wenn ich es glauben könnte, wärest Du minder ruchlos, als ich dachte; doch Du hast gestohlen, warum solltest Du nicht lügen?"
„Gestohlen! ich gestohlen?"
„Du hast das Kind gestohlen."
„Es ist mein Sohn! es gehört mir! Man stiehlt nichts, mein Herr, wenn man sein Eigenthum zurücknimmt."
„Höre," sprach Philipp, bebend vor Zorn, „vorhin

kam mir der Gedanke, Dich zu tödten. Ich hatte es geschworen, ich war berechtigt dazu."

Gilbert antwortete nicht.

„Nun erleuchtet mich Gott. Gott hat Dich auf meinen Weg geworfen, als wollte er mir sagen: die Rache ist unnütz; man darf sich nur rächen, wenn man von Gott verlassen ist . . . Ich werde Dich nicht tödten; ich werde nur das Gebäude des Unglücks, das Du aufgerichtet, zerstören . . . Dieses Kind ist Deine Quelle für die Zukunft, Du wirst mir dieses Kind sogleich zurückgeben."

„Aber ich habe es nicht," entgegnete Gilbert. „Man nimmt ein Kind von vierzehn Tagen nicht mit auf die See."

„Du mußtest wohl eine Amme für dasselbe finden: warum solltest Du nicht die Amme mitgenommen haben?"

„Ich sage Ihnen, daß ich das Kind nicht mitgenommen habe."

„Dann hast Du es in Frankreich gelassen? An welchem Ort hast Du es gelassen?"

Gilbert schwieg.

„Antworte! wo hast Du es zu einer Amme gethan, und mit welchen Mitteln?"

Gilbert schwieg.

„Ah! Elender, Du trotzest mir," rief Philipp; „Du fürchtest Dich nicht, meinen Zorn wieder zu erwecken . . . Willst Du mir sagen, wo das Kind meiner Schwester ist? Willst Du mir dieses Kind zurückgeben?"

„Mein Kind gehört mir," murmelte Gilbert.

„Bösewicht! Du siehst wohl, daß Du sterben mußt?"

„Ich will mein Kind nicht zurückgeben."

„Gilbert, höre, ich spreche sanft mit Dir; Gilbert, ich werde die Vergangenheit zu vergessen, ich werde Dir zu verzeihen suchen, Gilbert; Du begreifst meine Großmuth, nicht wahr? . . . Ich verzeihe Dir! . . . Alles, was Du an Schande und Unglück über unser Haus gebracht hast, verzeihe ich Dir; das ist ein großes Opfer; gib mir

das Kind zurück. Willst Du mehr? ... Willst Du, daß ich den gerechten Widerwillen von Andrée zu besiegen suche, daß ich für Dich vermittle? Nun! ... ich werde es thun ... gib mir das Kind zurück ... Noch ein Wort ... Andrée liebt wahnsinnig ihren Sohn ... Deinen Sohn ... sie wird sich durch Deine Reue rühren lassen, ich verspreche, ich gelobe es Dir; doch gib das Kind zurück, Gilbert, gib es zurück."

Gilbert kreuzte seine Arme, heftete einen Blick voll düsteren Feuers auf Philipp und sprach:

„Sie haben mir nicht geglaubt, ich glaube Ihnen nicht; nicht als wären Sie nicht ein ehrlicher Mann, sondern weil ich den Abgrund der Kastenvorurtheile erforscht habe. Es ist keine Rückkehr, keine Verzeihung mehr möglich. Wir sind Todfeinde ... Sie sind der Stärkere, seien Sie Sieger ... Ich verlange Ihre Waffe nicht, verlangen Sie nicht die meinige ..."

„Du gestehst also, daß es eine Waffe ist?"

„Gegen die Verachtung, ja; gegen die Undankbarkeit, ja; gegen die Beleidigung, ja!"

„Ich frage Dich noch einmal, Gilbert, willst Du!" rief Philipp, Schaum auf dem Mund.

„Nein."

„Nimm Dich in Acht."

„Nein."

„Ich will Dich nicht ermorden: es soll Dir die Möglichkeit gegeben sein, den Bruder von Andrée zu tödten. Ein Verbrechen mehr! ... Ah! ah! das ist verlockend. Nimm diese Pistole; hier ist eine andere; zählen wir jeder bis drei und schießen wir!"

Und er warf eine Pistole zu den Füßen von Gilbert.

Der junge Mann blieb unbeweglich und erwiederte:

„Ein Duell ist gerade das, was ich ausschlage."

„Du willst lieber, daß ich Dich tödte!" rief Philipp, wahnsinnig vor Wuth und Verzweiflung.

„Ich will lieber von Ihnen getödtet werden."

„Ueberlege . . . mein Kopf geräth in Verwirrung."

„Ich habe überlegt."

„Ich bin in meinem Recht, Gott muß mich freisprechen."

„Ich weiß es . . . tödten Sie mich."

„Zum letzten Male, willst Du Dich schlagen?"

„Nein."

„Du weigerst Dich, Dich zu vertheidigen."

„Ja."

„Nun! so stirb wie ein Bösewicht, von dem ich die Erde säubere; stirb wie ein Ruchloser, stirb wie ein Bandit, stirb wie ein Hund!" rief Philipp.

Und er drückte seine Pistole auf Gilbert ab. Dieser streckte die Arme aus, neigte sich zuerst rückwärts, dann vorwärts und fiel endlich auf sein Gesicht, ohne einen Schrei von sich zu geben. Philipp fühlte den Sand unter seinem Fuße sich mit lauem Blute schwängern; er verlor ganz und gar die Vernunft und stürzte aus der Höhle.

Vor ihm war das Ufer; eine Barke wartete; man hatte die Stunde der Abfahrt vom Bord auf acht Uhr angekündigt; es war acht Uhr und einige Minuten.

„Ah!" Sie sind da, Herr," sagten die Matrosen; „Sie sind der Letzte; Jeder ist an Bord zurückgefahren; was haben Sie geschossen?"

Bei diesem Wort verlor Philipp das Bewußtsein.

Man brachte ihn so nach dem Schiffe, das sich eben segelfertig machte.

„Ist Jedermann zurück?" fragte der Kapitän.

„Hier bringen wir den letzten Passagier," antworteten die Matrosen. „Er muß einen Fall gemacht haben, denn er ist so eben ohnmächtig geworden."

Der Kapitän befahl ein entscheidendes Manoeuvre, die Brigg entfernte sich rasch von den Azoren, gerade in dem Augenblick, wo das unbekannte Schiff, das sie so lange beunruhigt hatte, unter amerikanischer Flagge in den Hafen einlief.

Der Kapitän des Adonis wechselte ein Signal mit diesem Schiff, setzte dann, wenigstens scheinbar beruhigt, seine Fahrt nach dem Westen fort und verlor sich bald im Schatten der Nacht.

Erst am andern Tag bemerkte man, daß ein Passagier an Bord fehlte.

Ende von Joseph Balsamo.

Epilog.

Der 9. Mai.

Am 9. Mai das Jahres 1774 um acht Uhr Abends bot Versailles das seltsamste und interessanteste Schauspiel.

Seit dem ersten Tag des Monats hütete König Ludwig XV., von einer furchtbaren Krankheit befallen, deren ernste Bedeutung die Aerzte ihm nicht zu gestehen wagten, das Bett, und fing an mit den Augen um sich her die Wahrheit oder die Hoffnung zu suchen.

Der Arzt Bordeu hatte beim König eine äußerst bösartige Blatternkrankheit bezeichnet, und der Arzt la Martinière, der sie wie sein College erkannte, war der Meinung, man müsse den König davon in Kenntniß setzen; damit er geistig und materiell, als König und als Christ, Maßregeln für sein Heil und für das seines Reiches treffe. „Der allerchristlichste König," sagte er, „müßte sich die letzte Oelung geben lassen."

La Martinière vertrat die Partei des Dauphin, die Opposition. Bordeu behauptete, schon durch das Zugeständniß der Schwere des Uebels würde man den König tödten, und er seinerseits weiche vor einem Königsmord zurück.

Bordeu vertrat die Partei Dubarry.

Die Religion zum König berufen hieß in der That die Favoritin austreiben. Wenn Gott durch eine Thüre eintritt, muß der Teufel wohl durch die andere hinausgehen.

Während aller dieser inneren Spaltungen der Facultät, der Familie und der Parteien quartierte sich die Krankheit bequem in diesem gealterten, abgenutzten, durch die Schwelgerei verdorbenen Körper ein; sie befestigte sich darin dergestalt, daß weder Mittel, noch Verordnungen sie daraus verjagen konnten.

Schon bei den ersten Anfällen des Uebels, das von einer Untreue von Ludwig XV. herrührte, zu der Madame Dubarry gefällig die Hand gereicht hatte, sah der König um sein Bett her seine beiden Töchter, die Favoritin und die am meisten in Gunst stehenden Höflinge sich versammeln. Man lachte noch und unterstützte sich.

Plötzlich erschien in Versailles das strenge und düstere Gesicht von Madame Louise von Frankreich; sie verließ ihre Zelle in Saint-Denis, um ihrem Vater auch Trost und Pflege zu spenden."

Sie trat bleich und finster ein, wie die Bildsäule des Verhängnisses; es war nicht mehr eine Tochter für ihren Vater, eine Schwester für ihre Schwestern; sie glich den Prophetinnen des Alterthums, welche an den unheilvollen Tagen des Mißgeschicks erschienen und den verblendeten Königen zuriefen: Wehe! wehe! wehe!

Sie fiel in Versailles zu einer Stunde ein, wo Ludwig die Hände von Madame Dubarry küßte und sie wie sanfte Liebkosungen auf seine kranke Stirne, auf seine entflammten Wangen legte.

Bei ihrem Anblick entfloh Alles, die Schwestern flüchteten sich in das anstoßende Zimmer, Madame Dubarry beugte das Knie und lief in ihre Wohnung, die bevorzugten Höflinge wichen bis in die Vorzimmer zurück, die zwei Aerzte allein blieben an der Ecke des Kamins.

„Meine Tochter!" murmelte der König, indem er seine durch den Schmerz und das Fieber geschlossenen Augen öffnete.

„Ihre Tochter, ja, Sire."

„Sie kommt ..."

„Im Auftrage Gottes?"

Der König erhob sich mit einem leichten Lächeln.

„Denn Sie vergessen Gott," fuhr Frau Louise fort.

„Ich!..."

„Ich will Sie an ihn erinnern."

„Meine Tochter! ich bin dem Tod nicht so nahe, daß eine Ermahnung dringend sein müßte. Meine Krankheit ist leicht: eine Steife, etwas Entzündung..."

„Eure Krankheit, Sire," unterbrach ihn die Prinzessin, „ist diejenige, welche nach der Etiquette um das Bett Seiner Majestät die großen Prälaten des Reiches versammeln soll. Wird ein Mitglied der königlichen Familie von den Blattern befallen, so müssen ihm sogleich die Sterbesacramente gegeben werden."

„Madame!..." rief der König sehr bewegt, sehr bleich, „was sagen Sie?"

„Madame!" riefen die Aerzte voll Schrecken.

„Ich sage, Eure Majestät ist von den Blattern befallen," fuhr die Prinzessin fort.

Der König stieß einen Schrei aus und entgegnete:

„Die Aerzte haben es nicht gesagt."

„Sie wagen es nicht; ich erschaue für Eure Majestät ein anderes Reich, als Frankreich. Nähern Sie sich Gott, Sire, und lassen Sie alle Ihre Jahre vor Ihrem innern Gesicht vorübergehen."

„Die Blattern!" murmelte Ludwig XV., „eine tödtliche Krankheit!... Bordeu! la Martinière... ist es wahr?"

Die zwei Aerzte schauten zu Boden.

„Ich bin also verloren," wiederholte der König mehr als je erschrocken.

„Man kann von allen Krankheiten genesen, Sire, besonders wenn man die Ruhe seines Geistes bewahrt," sprach Bordeu, der die Initiative ergriff.

„Gott gibt die Ruhe des Geistes und die Rettung des Körpers," entgegnete die Prinzessin.

„Madame," sagte Bordeu kühn, obgleich mit leiser Stimme, „Sie tödten den König!"

Die Prinzessin würdigte ihn keiner Antwort. Sie nahm die Hand des Kranken, bedeckte sie mit Küssen und sprach:

„Sire, brechen Sie mit der Vergangenheit und geben Sie Ihren Völkern ein Beispiel. Niemand warnte Sie; Sie liefen Gefahr, für die Ewigkeit verloren zu sein. Versprechen Sie, als Christ zu leben, wenn Sie leben; sterben Sie als Christ, wenn Gott Sie zu sich ruft.“

Sie endigte diese Worte mit einem neuen Kuß, den sie auf die königliche Hand drückte, und kehrte wieder langsamen Schrittes nach den Vorzimmern zurück. Hier ließ sie ihren langen schwarzen Schleier auf ihr Gesicht nieder, ging feierlich die Stufen hinab, stieg in den Wagen und hinterließ ein Erstaunen, einen Schrecken, wovon nichts einen Begriff zu geben vermöchte.

Der König erholte sich erst wieder durch Befragung der Aerzte; doch er war tief erschüttert und sprach:

„Ich will nicht, daß die Scenen von Metz mit der Frau Herzogin von Chateauroux sich wiederholen; man lasse Frau von Aiguillon holen und bitte sie, Madame Dubarry nach Rueil zu führen.“

Dieser Befehl war das Signal zum Ausbruch. Bordeu wollte einige Worte sprechen, doch der König hieß ihn schweigen. Bordeu sah überdies seinen Collegen bereit, dem Dauphin Alles zu melden; Bordeu wußte den Ausgang der Krankheit des Königs; er kämpfte nicht, verließ das königliche Gemach und benachrichtigte Madame Dubarry von dem Schlag, der sie traf.

Erschrocken über den unheilschwangern und beleidigenden Anblick, den schon alle Gesichter boten, beeilte sich die Gräfin, zu verschwinden. In einer Stunde war sie außerhalb Versailles, und die Herzogin von Aiguillon, eine getreue und dankbare Freundin, führte die in Ungnade Gefallene nach dem Schlosse Rueil, das ihr durch Erbschaft vom großen Richelieu zugefallen war.

Bordeu verschloß die Thüre des Königs der ganzen königlichen Familie unter dem Vorwand der Ansteckung.

Das Zimmer von Ludwig XV. war fortan vermauert: es sollte nichts mehr Eintritt haben, als die Religion und der Tod.

Der König bekam an demselben Tag die letzte Oelung, und diese Nachricht verbreitete sich in Paris, wo die Ungnade der Favoritin schon ein an allen Orten besprochenes Ereigniß war.

Der ganze Hof ließ sich bei dem Dauphin melden, der seine Thüre schloß und nicht einen Menschen empfing.

Doch am andern Tag befand sich der König besser, und er schickte den Herzog von Aiguillon zu Madame Dubarry ab, um ihr seine Complimente zu überbringen.

Dieser andere Tag war der 9. Mai 1774.

Der Hof verließ in aller Eile den Pavillon des Dauphin und wandte sich in einem solchen Strom nach Rueil, wo die Favoritin wohnte, daß man seit der Verbannung von Herrn von Choiseul nach Chanteloup keine solche Reihe von Carrossen gesehen hatte.

So standen die Dinge. Wird der König am Leben bleiben, und ist Madame Dubarry immer noch Königin?

Wird der König sterben, und ist Madame Dubarry nichts Anderes, als eine schmähliche, verruchte Courtisane?

Deshalb bot Versailles am 9. Mai des Jahres 1774 um acht Uhr Abends ein so seltsames, ein so interessantes Schauspiel.

Auf dem Platze vor dem Palast hatten sich einige Gruppen an den Gittern gebildet, gutmüthige Gruppen, bestehend aus Leuten, die es drängte, die Neuigkeiten zu erfahren.

Es waren Bürger von Versailles oder Paris, welche mit aller erdenklichen Höflichkeit sich nach dem König bei den Gardes-du-corps erkundigten, die die Hände auf dem Rücken schweigsam im Ehrenhof auf- und abgingen.

Allmälig zerstreuten sich die Gruppen: die Leute von Paris nahmen Platz in den Patachen, um friedlich nach Hause zurückzukehren; sicher, die Nachrichten von erster

Hand zu erhalten, kehrten die Leute von Versailles ebenfalls in ihre Wohnungen zurück.

Man sah in der Stadt nur noch die Patrouillen der Schaarwache, die ihre Pflichten ein wenig schlaffer als gewöhnlich verrichteten, und diese riesige Welt, die man den Palast von Versailles nennt, begrub sich nach und nach in Nacht und in Stillschweigen.

. . . .

An der Ecke der mit Bäumen besetzten Straße, welche dem Palast gegenüberliegt, saß auf einer steinernen Bank und unter dem schon üppigen, dichten Blätterwerk der Kastanienbäume an diesem Abend ein Mann von vorgerücktem Alter, das Gesicht gegen das Schloß gewendet, wobei ein Stock seinen beiden Händen als Stütze diente, während er seinen nachdenkenden, poetischen Kopf auf seine Hände stützte.

Es war ein gebeugter Greis von kränklichem Aussehen, dessen Auge jedoch noch eine Flamme schleuderte, und dessen Geist noch glühender loderte, als seine Augen.

Er hatte sich so sehr in seine Betrachtung, in seine Seufzer vertieft, daß er am Ende des Platzes einen andern Mann nicht sah, der, nachdem er neugierig nach den Gittern geschaut und die Gardes-du-corps befragt hatte, schräge über die Esplanade schritt und gerade auf die Bank zuging, mit der Absicht, darauf zu ruhen.

Der Andere war ein junger Mann mit hervorspringenden Backenknochen, eingedrückter Stirne, mit einer Adlernase und höhnischem Lächeln. Während er auf die Bank zuging, gab er, obgleich allein, ein Hohngelächter von sich, das wohl das Echo zu einem geheimen Gedanken bildete.

Drei Schritte von der Bank erblickte er den Greis und trat ein wenig beiseit, während er ihn mit seinem verdächtigen Lachen zu recognosciren suchte; nur mochte er befürchten, man könnte seinem Blick eine Deutung geben, und er näherte sich mit einer ungestümen Bewegung und fragte:

„Der Herr schöpft frische Luft?"

Der Greis schaute empor.

„Ei!" rief der junge Mann, „das ist mein erhabener Meister."

„Und Sie sind mein junger Arzt," sagte der Greis.

„Wollen Sie mir erlauben, mich an Ihre Seite zu setzen?"

„Sehr gern, mein Herr," erwiederte der Greis. Und er machte dem Andern Platz.

„Es scheint, es geht besser mit dem König," sagte der junge Mann; „man freut sich."

Und er schlug ein neues Gelächter auf.

Der Greis antwortete nicht.

„Den ganzen Tag sind die Carrossen von Paris nach Rueil, und von Rueil nach Versailles gerollt," fuhr der junge Mann fort... „Die Gräfin Dubarry wird den König heirathen, so bald er wiederhergestellt ist."

Und er beendigte seinen Satz mit einem neuen Gelächter, das noch viel geräuschvoller war, als das erste.

Der Greis antwortete auch diesmal noch nicht.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich auf diese Art lache," sprach der junge Mann mit einer Bewegung voll nervöser Reizbarkeit, „sehen Sie, ein guter Franzose liebt seinen König, und mein König befindet sich besser."

„Scherzen Sie nicht so über diesen Gegenstand, mein Herr," entgegnete der Greis mit mildem Tone, „der Tod eines Menschen ist immer ein Unglück für irgend Jemand, und der Tod eines Königs ist oft ein großes Unglück für Alle."

„Selbst der Tod von Ludwig XV.?" unterbrach ihn der junge Mann mit ironischem Ton. „Oh! mein lieber Meister, Sie, ein so mächtiger Philosoph, Sie behaupten eine solche These... Oh! ich kenne die Energie und die Gewandtheit Ihrer Paradoxen, doch dieses lasse ich Ihnen nicht hingehen."

Der Greis schüttelte den Kopf.

„Und überdies," fügte der junge Mann bei, „warum

an den Tod des Königs denken? Wer spricht davon? Der König hat die Blattern... Wir wissen alle, was dies bedeutet; er hat Bordeu und la Martinière, geschickte Leute, bei sich... Ich wette, daß Ludwig der Vielgeliebte abermals davonkommt, mein lieber Meister; nur erstickt diesmal das französische Volk nicht in den Kirchen, um neuntägige Gebete zu verrichten, wie zur Zeit seiner ersten Krankheit... Hören Sie, Alles nutzt sich ab."

„Stille!" versetzte der Greis bebend, „stille! denn ich sage Ihnen, Sie sprechen von einem Mann, über den Gott in diesem Augenblick seinen Finger ausstreckt."

Erstaunt über diese seltsame Sprache, schaute der junge Mann von der Seite den Greis an, dessen Augen die Façade des Schlosses nicht verließen.

„Sie haben also genauere Nachrichten?" fragte er.

„Schauen Sie," sprach der Greis, indem er nach einem der Fenster des Palastes deutete; „was sehen Sie dort?"

„Ein beleuchtetes Fenster... meinen Sie das?"

„Ja... doch wie beleuchtet?"

„Durch eine Kerze, welche in einer kleinen Laterne steckt."

„Ganz richtig."

„Nun?"

„Nun! junger Mann, wissen Sie, was die Flamme dieser Kerze vorstellt?"

„Nein, mein Herr."

„Sie stellt das Leben des Königs vor."

Der junge Mann schaute den Greis noch schärfer an, als wollte er sich versichern, daß er seine volle Vernunft besitze.

„Einer von meinen Freunden," fuhr der Greis fort, „Herr von Jussieu, hat die Kerze dorthin gestellt, und sie wird brennen, so lange der König lebt."

„Es ist also ein Signal?"

„Ein Signal, das der Nachfolger von Ludwig XV., hinter einem Vorhang verborgen, nicht aus den Augen

läßt. Dieses Signal, das Ehrgeizige von dem Augenblick unterrichten wird, wo ihre Regierung beginnt, unterrichtet auch einen armen Philosophen, wie ich bin, von dem Augenblick, wo Gott auf ein Jahrhundert und ein Dasein haucht."

Der junge Mann bebte ebenfalls und näherte sich auf der Bank seinem Gegenredner.

„Oh!" sagte der Greis, „betrachten Sie wohl diese Nacht, junger Mann; sehen Sie, was sie an Wolken und Stürmen in sich schließt; die Morgenröthe, welche darauf folgen wird, erschaue ich ohne Zweifel, denn ich bin nicht alt genug, um den nächsten Tag nicht zu erleben. Doch eine Regierung wird vielleicht beginnen, die Sie bis zu ihrem Ende sehen, und die wie diese Nacht Geheimnisse in sich schließt, die ich nicht mehr erschaue... Es ist also nicht ohne Interesse für mich, das Feuer jener zitternden Kerze, deren Sinn ich Ihnen so eben erklärt habe."

„Es ist wahr," murmelte der junge Mann, „es ist wahr, mein Meister."

„Ludwig XIV.," fuhr der Greis fort, „hat drei und siebenzig Jahre regiert; wie viel Jahre wird Ludwig XV. regieren?"

„Ah!" rief der junge Mann, mit dem Finger nach dem Fenster deutend, das mit einem Schlage in Finsterniß versunken war.

„Der König ist todt!" sprach der Greis und stand mit einer Art von Schrecken auf.

Und Beide beobachteten einige Minuten lang ein tiefes Stillschweigen.

Plötzlich fuhr eine Carrosse, mit acht Pferden bespannt, in großer Eile aus dem Hof des Palastes. Zwei Piqueurs ritten, Jeder eine Fackel in der Hand haltend, voran.

Im Wagen fuhren der Dauphin, Marie Antoinette und Madame Elisabeth, die Schwester des Königs.

Das Licht der Fackeln beleuchtete auf eine unheimliche

